

Mit 13 Modelkypfern u.
1 Blatt Noten

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
1821.

Zweytes Quartal des sechsten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Rara

Za

8582



Inhaltsverzeichnis

des zweyten Quartals des sechsten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Beurtheilungen und Rezensionen theatralischer Vorstellungen.

- M**oses oder der Auszug aus Ägypten, eine Oper. Seite 351.
Die Heirath durch einen Wochenmarkt, Posse. 460.
Des Herzogs Befehl, oder der flüchtige Freyer, Lustspiel. 367.
Das goldene Blies, dram. Gedicht in drey Abtheilungen: der Gastfreund, die Argonauten, Medea. 382. 392.
Baals Sturz, eine Oper. 388.
Das Blaubütchen, Pantomime. 375.
Die Milchbrüder, Lustspiel. 407.
Raoul der Blaubart, Oper. 407.
Nur in Wien nicht heirathen, Posse. 424.
Olytämnestra, Trauerspiel. 472.
Der Pächter und der Tod. 476.
Weiberproben. 483.
Das unterbrochene Opferfest. (Gastrolle des Hrn. Gerstäcker) 506.
Baron Martin, Posse. 507.
Die diebische Elster. (Debüt des Hrn. Haizinger) 508.
König Waldemar, oder die dänischen Fischer, Singspiel. 515. 579.
Maria Stuart. (Gastspiel der Dlle. Neumann) 532.
Das Mädchen von Marienburg. (Gastrolle der Dlle. Müller) 537.
Die Erinnerung, Schauspiel. (Gastrolle des Hrn. Vespermann) 547.
Aschenbrödel, Oper. (Gastrolle der Mad. Mehger = Vespermann) 563.
Bryni, Trauerspiel. (Gastrolle des Hrn. Vespermann) 571.
Ein ländliches Divertissement. (Gastspiel des Hrn. Schneider) 611.

Die Braut von Messina. (Debüt des Hrn. Anschütz) 579.
 Die Entführung aus dem Serail. (Debüt der Dlle. Fröhlich) 580.
 Don Juan. (Gastrolle der Mad. Mehger = Vespermann) 587.
 Die Liebeserklärung. 610.
 Die Witwe und der Wittwer, oder Treue bis in den Tod. 611.
 Johann von Paris. (Gastrolle der Mad. Mehger = Vespermann) 620.
 Donna Diana. (Gastrolle der Dlle. Müller) 628.
 Der Barbier von Sevilla. (Gastrolle der Mad. Mehger = Vespermann) 636.
 Parthenwuth. (Gastrolle des Hrn. Vespermann) 651.
 Das Zauberglöckchen. 638.

Literarische und Kunst-Nachrichten.

Kunstanzeige. 492.
 Literatur, Hrn. Lemberts Federproben betreffend. 514.
 Beurtheilung der Polymnia des Hrn. Georg von Gaal. 609.
 Kunstnachricht. (Über lithographirte Original-Zeichnungen) 540.

Musikalische Notizen, Beurtheilungen und Parallelen.

Musikalische Nachrichten. 343. 350. 331. 415. 423. 431. 452. 468.
 Großes Oratorium: das Leiden unsers Herrn Jesus Christus, von J. Weigl. 388.
 Musikalische Akademie. 376.
 Vergleichung Mozart's und Rossini's, von G. L. P. Sievers. 409.

Kosmologische und naturwissenschaftliche Gegenstände.

Botanik. 388. 408. 416. 440. 468. 492. 516. 588. 612. 636.
 Selenographische Beobachtungen, von J. J. Littrow. 509. 517. 532.
 Über den Bernstein, von F. Neumann. 638.

Geschichtliche und biographische Notizen.

Geschichte der Medea. 337.
 Geschichte des goldenen Bließes. 353. 361.
 Aus einem Briefe des Hrn. G. H. Smith an ** 457. 466.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Augsburg. 422. 530.
 „ Berlin. 420. 467. 482. 561. 594. 602. 608.
 „ Coblenz. 554.
 „ Dresden. 349. 405. 414. 450. 459. 567. 585. 603. 649. 656.
 „ Grätz. 342. 499. 633.
 „ Köln am Rhein. 643.
 „ Königsberg. 626.

Aus London. 617. 625.

» München. 436. 546. 641.

» Pesth. 430. 438. 500. 555. 635.

» Prag. 569. 577.

» Benedig. 504.

Mannigfaltiges.

Afchermittwoch 1819, aus der Feder einer Dame. 369.

Konversationsbilder, von F. Gräffer. 433. 441. 453.

Totalgrundmathematisches System, von J. Nisten. 446.

Der k. k. Park zu Lachsenburg. 461.

Kleinigkeiten um Kleinigkeiten. 491.

Aus Italien, von der Hand einer Dame. 501.

Erstes Feuerwerk im Prater. 578.

Skizzen aus Paris, von Sievers. 513. 523. 528. 536.

Pariser Charakteristiken, von Sievers. 581. 588. 597. 605.

Über den thierischen Magnetismus, von demselben. 613.

Beitrag zur Geschichte der Moden in Böhmen, von J. G. Meinert. 525.

Beitrag zur Geschichte des schwarzen Todes, von demselben. 533.

Romantische Dichtungen, Erzählungen, Märchen und Novellen.

Der Helfer am Kreuze. 345. 357. 364.

Der Räthselabend, von Peregrin. 377. 389. 401.

Der Schatz, von A. P. Lowatsch. 479. 485.

Der schwarze See. 541. 549. 557.

Schuld und Strafe, von J. G. Mielach. 621. 629. 645. 663.

Gedichte, Lieder, Romanzen, Balladen, Legenden,

Die erwachende Frühlingsnatur. 341.

Nachtgedanken, von Therese von Artnner. 349.

Der gute Gesellschafter, von Bernard. 374.

An Franz Grillparzer, von Ph. Mayer. 446.

Der Becher der Unsterblichkeit, von Georg von Gaal. 469.

Das Schloß der sieben Schilde aus Walter Scott's Harald the Dantless übersetzt von J. von Hammer. 477.

Die sieben Schwestern, oder die Einsamkeit von Binnorie, von Wordsworth übersetzt von demselben. 565.

Der erste May, von Creigher. 490.

Nachtphantase, von Friederike Susan. 490.

Giulietta Ustallia, von Georg von Gaal. 493.

Grabschrift auf einen Schmetterling, von Nikolay Fürst. 504.

An Dich, von F. Treitschke. 522.

Die zuvorkommende Frau. 527.

- Das Mädchen. 544.
 Der Traum des Gennadius, eine Legende von Georg von Gaal. 573.
 Das Höchste im Leben, von J. Langer. 592.
 Die Genien des Lebens, von F. Joef. 601.
 An Bettina, von Gottf. Leon. 617.
 Himmelsahnung, von Ferd. Wolf. 637.
 Der emsigen Biene, von Ebersberg. 648.
 Die Blumen, von M. Enk. 417. 425.

Singgedichte. Charaden.

- Charaden. 457. 513. 640.
 Logogryphe, von Seiff. 553. 567.
 Das Crescendo, von E. v. Redgahr. 561.

Gelegenheitsgedichte.

- An den Park zu Aigen, von Friederike Susan. 364.
 Nachtigall und Frühling, von Gottf. Leon. 607.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 3. April 1821.

40

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenkist, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey H. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentler und v. Manslein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Geschichte der Medea.

Sit Medea feroc invictaque.
Horat.

Medea hatte in dem hohen Alterthum einen eben so großen Ruf, als die Jungfrau von Orleans im Mittelalter. Ungeachtet der dichten Wolken, die ihr Leben einhüllen, läßt sich doch der Grund dieses großen Rufes entdecken.

Die ersten Nachrichten vom Leben der Medea haben Dichter geliefert; sie enthalten ein Gewebe von Abentheuern, die unglaublicher sind, als alle Märchen der tausend und eine Nacht.

Und doch sind es diese Fabeln, auf welchen das dramatische Interesse der Trauerspiele eines Euripides, Seneka und Korneille sich stützt. Es verlohnt sich also der Mühe, die poetische Geschichte der Medea näher zu kennen.

Nach dieser war Medea eine Enkelinn der Sonne und hatte sich, von ihrem zartesten Alter an, auf das Studium der Magie verlegt. Sie bediente sich ihrer Kunst, um Schatten der Todten hervorzurufen, und die Ordnung der Elemente zu verkehren. Sie war ganz ruhig im Tempel der Sonne, ihres Großvaters, als sie den Jason kennen lernte, welcher an der Spitze der Argonauten kam, um ihrem Vater einen Widder wegzunehmen, der ein goldenes Fell hatte, und seinem kleinen Staate zum Palladium diente. Jason war der schönste Mann Griechenlands, und Medea, die sich von dem sanften Zauber der Liebe überwältigen ließ, ward, dem Fremdling zu Liebe, an ihrem Vater, ihrem Vaterlande und ihrem Könige zur Verrätherinn; sie gab ihm bezauberte Kräuter, die ihm, mehr als seine Tapferkeit, zur Eroberung von Kolchis behülflich waren; und als die Argonauten den Zweck ihrer Reise erreicht hatten, ließ sie sich von ihrem Liebhaber zugleich mit dem goldenen Vliese wegführen.

Als Medea in dem Vaterlande ihres neuen Gemahls angekommen war, entschloß sie sich, um Griechenland eine hohe Meinung von ihrer Macht beizubringen, den alten Ason, ihren Schwiegervater, zu verjüngen. Sie ließ, sagt

Ovid in den Verwandlungen *) , in einem großen ehernen Gefäße herbe und reizende Pflanzen kochen , that dazu etwas von dem Schaum , welchen der Mond bey Nacht auf die Wiesen träuft , die Eingeweide eines Währwolfs , und den Kopf einer neunhundert Jahre alten Krähe ; schnitt darauf dem alten Könige die Gurgel ab , ließ alles Blut aus seinen Adern abfließen , und goß statt dessen den von ihr zubereiteten Saft hinein . Das Zaubermittel schlug an , und Aſon , der als ein Greis von hundert Jahren eingeschlafen war , erwachte als ein kräftiger Mann von vierzig . Eine Menge von Augenzeugen bestätigten dieß Wunder , wie noch jetzt die Tataren , welche nach Tibet wandern , bey ihrer Rückkehr die Unsterblichkeit des großen Lama bezeugen .

Dasß Gerücht von dieser Wunderthat bewog den Bacchus , vom Olymp herabzusteigen , um Medea zu bitten , daß sie doch auch die Nymphen , die ihn auf dem Berge Nyssa groß gezogen hatten , verjüngen möchte **). Die Zauberinn konnte dem Bacchus diese Bitte nicht abschlagen , und die Nymphen ließen sich ebenfalls den Hals abschneiden , um in das frische Alter von 15 Jahren zurück zu kehren .

Der alte Pelias , im Innern von Thessalien , bekam auch Nachricht von diesen neuen Phänomenen der Magie ; und seine Töchter nahmen , um ihm einen Beweis ihrer Zärtlichkeit zu geben , zu der Zauberinn , welche die Jugend des Aſon erneuert hatte , ihre Zuflucht . Zum Unglücke konnte Medea diese Prinzessinnen , welche sie durch ihre Schönheit verdunkelten , nicht leiden und betrog daher ihre Leichtgläubigkeit auf's grausamste . Sie versprach ihnen den Pelias zu verjüngen , sobald sie nur alles Blut aus seinen Adern abgezapft hätten ; aber kaum war dieß geschehen , so lachte sie Medea ihrer Dummheit wegen aus , und flog auf ihrem mit Drachen bespannten Wagen davon .

Jason mußte wohl nicht ganz so leichtgläubig seyn , als die Töchter des Pelias , weil er sich ihrer ganzen Wuth aussetzte , indem er sie verstieß , und die Tochter des Königs von Korinth zur Gemahlinn nahm . Medea , welche den Jason eben so heftig liebte , wie ihre Zauberinn , rächte sich auf eine schauderhafte Art . Sie schickte ihrer Nebenbuhlerin ein Kleid zu , welches die nämliche Wirkung that , als der blutige Rock des Centauren Nessus , steckte den Pallast in Brand , ermordete die beyden Kinder , die sie von Jason hatte , und flüchtete sich dann auf ihrem fliegenden Wagen nach Asien , wo sie den Medern ihren Nahmen gab , die sich ohne Zweifel viel darauf einbildeten , daß sie einer Heye und Vatermörderinn ihren Nahmen verdankten .

Die Geschichtschreiber , welche der Medea erwähnen , spielen nicht so frey mit der Leichtgläubigkeit ihrer Leser , als die Dichter . Was man , nach Vergleichung der Nachrichten des Herodot , des Diodor von Sicilien und des Pausanias , von dieser Heldinn zu halten hat , ist ungefähr Folgendes :

Hekate , die Mutter der Medea , war eine ausschweifende Liebhaberinn der Jagd und fand sie kein wildes Thier zu erlegen , so brachte sie zum Zeitvertreibe Menschen um . (Diodor. Sic. Lib IV.) Die wenigen Kenntnisse , die sie in der Naturgeschichte besaß , gebrauchte sie zu Giftmischeren ; besonders entdeckte sie die Wolfswurzel . Sie vermählte sich mit dem Aietes ,

*) Metamorph. Lib. VII.

**) Hygin. Fab. 182.

dessen rohe Wildheit mit ihrem Charakter sympathisirte und gebar ihm zwey Töchter, die Circe und Medea, welche sie in allen Geheimnissen ihrer verabscheuungswürdigen Kunst einweihete. Circe, welcher der blutdürstige Charakter ihrer Mutter angeboren war, vergiftete ihren Gemahl. Medea hingegen machte sich in Kolchis nur durch ihre Wohlthätigkeit bekannt. Sie hatte einen Abscheu an dem, von ihrem Vater eingeführten Gebrauch, alle Fremdlinge, welche hier ans Land kamen, zu opfern, und war daher immer nur auf Mittel bedacht, sie vom Tode zu retten. Die Kräuterkunde, welche ihrer Schwester dazu diente, tödliche Getränke zu bereiten, diente ihr dazu, Gegengifte zu erfinden. Indessen ist es ein so wunderliches Ding mit dem Rufe, daß der Mord der Medea nur mit allem dem Abscheu, welchen die widernatürlichsten Mordthaten erwecken, auf uns gekommen ist. Aber dieß wäre nicht das erste Mal, daß die Nachwelt betrogen worden wäre.

Der barbarische Aietes konnte es seiner Tochter nicht verzeihen, daß sie menschlich fühlte. Er verfolgte sie daher aufs äußerste und nöthigte sie endlich in einem Tempel der Sonne am Gestade ihre Zuflucht zu suchen. Gerade um diese Zeit landeten die Argonauten in Kolchis. Medea, deren Unglück ihre angeborne Empfindsamkeit vermehrte, benachrichtigte diese Fremdlinge von der Gefahr, die ihnen drohte. Jason wollte ihr seine Erkenntlichkeit für diesen großen Dienst bezeigen. Medea, welche sich sehnte, ein Vaterland zu verlassen, wo sie gezwungen war, entweder unglücklich, oder eine Barbarin zu seyn, machte sich Jasons feyerliches Versprechen, sie zu heirathen, zu Nutzen, um ein Land zu verlassen, das seine Einwohner verschlang; sie war dem Fremdling zur Eroberung des goldenen Vlieses behülflich, und schiffte sich mit den Argonauten ein.

Die Medea des Seneka und des Ovid, welche vermuthlich nie anders, als in ihren Versen existirt hat, hieb ihren Bruder Absyrtus in Stücken und streute die zerstückten Glieder auf dem Wege aus, um ihrem Vater, welcher ihr nachsetzte, um ihre Verrätherey zu rächen, dadurch aufzuhalten. Allein Apollonius von Rhodus, welcher an drey Jahrhunderte früher lebte, als Seneca und von dem Feldzuge der Argonauten schrieb, sagt ausdrücklich (Argonaut. Lib. 4.), daß Jason den Absyrtus umgebracht. Aber der dramatische Dichter glaubte, es sey theatralischer, den Bruder durch die Schwester ermorden zu lassen, und um also Medea recht tragisch zu machen, machte man sie zu einer Brudermörderinn.

Fast eben so abscheulich hat man die Geschichte des Pelias verdreht. Die Dichter, welche alle von dem abscheulichen Streich reden, den Medea den Töchtern dieses thessalischen Königs gespielt haben soll, sagen geflüßentlich kein Wort von den Unthaten, welche diese schreckliche Rache veranlaßt hatte. Gleichwohl ist es bekannt, daß Pelias die Amphinome, Jasons Mutter, gezwungen hatte, sich selbst mit seinem Schwerte zu entleiben, daß er den Vater dieses Helden vergiftet, und seinen Bruder, der noch ein Kind war, mit eigener Hand ermordet hatte. (Diodor. Sic. Lib. IV. Cap. 50.) Jason war viel ärger von dem Pelias beleidigt, als Atrous von dem Thyest, und doch rächte er sich bey weitem nicht so grausam, als dieser.

Diodors Erzählung dieser Begebenheit wirft großes Licht auf die vorgelieblichen Zauberwerke der Medea. Er sagt die Argonauten wollten Pelias

für seine Verbrechen strafen, aber wie konnten drey und fünfzig Leute es wagen, einem mißtrauischen und argwöhnischen König, der immer mit einer starken Leibwache umgeben war, in seiner Hauptstadt anzugreifen? Medea versprach ihnen, durch Kunst und List zu ihrem Zwecke zu verhelfen. Sie machte sich die Haare durch eine Salbe grau, und ihr Gesicht ganz runzlicht, um sich das Ansehen des Alters zu geben, und ging darauf mit einem hohlen Bilde der Diana in die Stadt. Sobald sie auf den öffentlichen Platz gekommen war, spielte sie die Rolle einer Begeisterten und verkündigte den zusammenlaufenden Einwohnern, daß die Göttinn, welche sie ihnen zeigte, ausdrücklich aus dem Lande der Hyperboräer (Nordländer) gekommen wäre, um sie und ihren König zu beglücken. Das Volk, welches sich leicht durch Schwärmerey und Gaukelspiel verblenden läßt, warf sich vor dem Bilde der Göttinn nieder. Die Schwärmerey ergriff bald auch den Pallast, und Medea verkündigte dem König, daß sie gekommen sey, um ihm seine Jugend und mit ihr neue Glückseligkeit wieder zu schenken. Zum Beweise, daß ihr dieß möglich sey, entfernte sie sich auf einen Augenblick in ein Gemach, wusch sich die Runzeln ab, gab ihren Haaren die natürliche Farbe wieder, und zeigte sich nun dem ganzen Hofe in aller Blüthe der Jugend und Schönheit. Dieß Gaukelspiel täuschte den alten König vollends, und er befahl seinen Töchtern, der Zauberinn in allen Stücken zu gehorchen. Nun befahl Medea den Prinzessinnen, ihrem Vater das Blut abzulassen, um ihm ein neues frischeres zu geben. Als dieß geschehen war, stieg sie auf die Terrasse des Pallastes, unter dem Vorwande, daß sie den Mond anrufen wolle, und gab den Argonauten ein Zeichen, daß Pelias todt sey. Sogleich stiegen diese über die Mauern der Stadt, bemächtigten sich des Pallastes, entzogen Medea der Rache des Volkes und gaben Thessalien einen neuen König.

Als Medea nach Korinth gekommen war, gab sie Mittel an, die Stadt von einer großen Hungersnoth zu befreyen. Sie lebte zehn Jahre mit ihrem Gemahle, und er liebte sie noch immer, sagt Diodor, theils wegen ihrer Schönheit, theils wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften. Die Schönheit verschwand endlich, und Jason, der zu leichtfertig war, um seiner Gattinn getreu zu bleiben, verstieß sie und gab seine Hand und sein Herz einer Tochter des Königs von Korinth. Was ihren Schimpf voll machte, war, daß Kreon sie aus seinen Staaten verwies, und ihr nur Einen Tag bis zur Abreise ließ. In der Wuth der Verzweiflung steckte Medea den Pallast in Brand und nachdem sie ihre Nebenbuhlerin mit ihrem Vater hatte umkommen sehen, begab sie sich nach Athen, wo Ägeus sie zur Gemahlinn nahm. Sie gebar ihm einen Sohn, welcher nachher König der Meder wurde und ihnen seinen Namen gab.

Die Leser, welche nur an Ovids Medea glauben, werden sich wundern, wenn sie hören, daß ihr berufener Kindermord, welcher die Entwicklung aller Trüerspiele, deren Heldinn sie ist, ausmacht, eine bloße Verleumdung der Dichter ist. Alian sagt hierüber: Ich habe irgendwo gelesen, daß das, was man von der Medea erzählt, falsch ist. Denn nicht sie selbst habe ihre Kinder umgebracht, sondern die Korinthier hätten es gethan. Die ganze Fabel vom Kolchis aber und das darauf gebaute Drama, sey auf Bitten der Korinthier von dem Euripides erfunden worden; und so habe, durch die Kunst des Dich-

ters, die Erdichtung über die Wahrheit die Oberhand erhalten. Wegen dieses Verbrechens gegen die Kinder sollen die Korinthier ihnen noch jetzt, gleichsam um sie zu versöhnen, Opfer bringen. (Aelian. Var. Histor. Lib. V. Cap. 21.) Es gibt Schriftsteller, die sogar die Summe angeben, welche die Korinthier dem Dichter auszahlten, um ihn zu diesem Betrage der Nachwelt zu bewegen; sie betrug nach Apollodor (Bibl. Lib. I. Cap. 9) fünf Talente. Pausanias führt ein zu seinen Zeiten noch vorhandenes Grabmahl an, welches man in Korinth den beyden, hier ungerechter Weise gesteinigten, Söhnen der Medea errichtete, um das Andenken der an ihnen begangenen Schandthat wieder gut zu machen.

So wurde also diese Medea, die keinen andern Schwachheiten, als den Schwachheiten der Liebe unterworfen war, in die Klasse der Hexen und Kindermörderinnen versetzt, bloß weil Dichter dadurch mehr Interesse in ihre Theaterstücke bringen wollten. Ja, dieser von den Dichtern ausgebildete Charakter der Medea war im Alterthume zu einer Art von Glaubensartikel geworden, so daß Horaz in seiner Dichtkunst ausdrücklich vorschreibt:

Sit Medea ferox invictaque,
und weiter bloß als guten Rath hinzufügt:

Nec pueros coram populo Medea trucidet.

Es ist daher billig, die poetische Geschichte der Medea von der historischen zu unterscheiden.

E. Th. H.

Die erwachende Frühlingsnatur.

(Zur Preisbewerbung.)

Musis amicus.

Es steigt die große Sonnenuhr
In ihrem regen Lauf;
Wald stehst du, ruhende Natur,
Erquickt vom Schlummer auf.

Schon weht dein Odem! rascher schwebt
Dein Blut mit Lebenslust
Die vollen Adern hin und hebt
Den Pulsschlag in der Brust.

Schon streut Aurora's Purpurhand
Dir Himmelsrosen hin;
Verschönt dein weißes Schlafgewand
Die Wang' der Schläferinn;

Sie breitet mit geheimer Lust
Schneeglocken vor dir aus;
Schmückt deine reiche Lilienbrust
Mit einem Veilchenstrauß;

Sie sichtet mit stiller heitrer Müß
Narcissen dir in's Haar;
Mit Himmelschlüsseln öffnet sie
Dein neues Lebensjahr.

Schon liegt dein herrlich Blumenkleid
In deinem Schlafgemach
Vom großen Vater dir bereit,
Bist du nur völlig wach;

Bald! bald! — Der Sänger Lied erschallt;
Die Sonne tritt hervor;
Es klopf dein Herz, dein Busen wallt — —
Du schlägst das Aug' empor! — —

Du warest nur vom Wohlthun matt;
Durch deine Ruh geehrt:
Wer so wie du gesegnet hat,
Ist des — Erwachens werth! —

Correspondenz-Nachricht.

Grätz, Ende März 1821.

Ich schwieg von unserm Theater seit einiger Zeit aus mehreren Gründen. Erstens glaubte ich, daß von dem Mittelmäßigen in diesem Blatte keine Erwähnung geschehen sollte; was vor einer geschmackvollen Gesellschaft beschrieben wird, muß wenigstens durch einige Vorzüge sich auszeichnen. Zweitens meinte ich, die ganz kurzen Notizen mit dem Besatze von Schlecht oder Recht nützen weder der Leswelt, noch den Schauspielern.

Jetzt naht mit Ostern die Zeit, wo außer der Hauptstadt alle Theater durch neue Engagements eine erneuerte Gestalt erhalten. Die Einen reisen, die Andern kommen, und die stehende Zuschauerwelt sieht bey den flüchtigen Erscheinungen sich meistens getäuscht.

Unsere Direktion hat sich bey vielen Mißgriffen dennoch länger als die frühern im Kaupenstande fortgeschleppt; zur Schmetterlings-Entwicklung ist es nicht gekommen.

Die Oper war sehr gehemmt, sogar die Partituren der besten Werke fehlten. Sie kostete jede Woche drey bis vier hundert Gulden, und brachte in einem Monate kaum eine einzige gelungene Darstellung. Mozart, Mehul, Cherubini, Spontini sind für uns verloren. Unter den neuen Leistungen gefiel sehr das Rothhäppchen von Boieldieu.

Mehrere Glieder der Oper besitzen einige Anlagen und einige Ausbildung, aber andere wesentliche Parte stehen so weit unten, daß sie zum Einstudieren der bekanntesten Sätze ungeheure Zeit brauchen, und beym Exequiren durch Selbstgefühl vernichtet werden. Sie irren und machen irre; die fast unerschütterliche Mad. Pfeiffer aus Wien haben sie hier und da etwas aus dem Geleise gebracht.

Das Schauspiel könnte unter vernünftiger, zeitgemäßer Oberleitung manches Gute leisten, aber die bessern Schauspieler (Denny, Frey, Ziegler) sind verdrossen, stimmen sich selbst herab und verlieren für die Zuschauerwelt von ihrer Anziehungskraft, weil die Breiter gar zu oft zur Bude gemacht sind. Unsere Hauptstärke besteht in den zwey Niedrig-Komikern, Meister und Schulz, welche sogar in der Leopoldstadt, diesem Sitze des österreichischen Volkspiels einen Rang neben Schuster und Raimund behaupten würden. Sie unterscheiden sich wesentlich. Schulz gibt die Metagswelt und gemeine Natur mit derber Wahrheit, mit mannigfaltiger Laune, mit Lust und Liebe zu diesem Dinge. Meister hat die Parodie des Höheren in seiner Gewalt, daher bleibt er in gewissen Schranken, im Ganzen herrscht keine Übertreibung, und ein gewisser Anstand macht jede Leistung empfehlungswerth.

Aber Eines kann ich mir in meiner Empfindungsweise nicht erklären. Stücke, welche bey einem der seltenen Besuche in der Leopoldstadt mich unterhalten, erfüllen mich hier mit Ekel, wenn sie auch gut gegeben werden. So sah ich jüngst den ABC-Schützen. Dieß wilde Verhältniß von Kindern gegen Ältern, diese Entwürdigung eines Vaters

vor Sohn und Tochter, und diese Schandüberreihen der Lehrer — sind widerlich an einem Orte, wo man gar nichts ist, wenn man nicht häuslich ist und sittlich.

Wir haben jährlich zehn bis zwölf Benefizien. Ehemahls arbeiteten dabey die Schauspieler in die Wette, etwas Gutes gut, oder etwas Altes neu zu geben. Nun wird auch hier die Sache übereilt, durch kleinliche Zänkereyen gestört, und Schlechtes schlecht, oder Rechtes unrichtig gegeben. Mad. Hysel brachte uns die heilige Kunigunde von Werner, Hr. Frey die heilige Genofeva von Tied auf die oft entweiheten Dreter. Mad. Mevius erschreckte die Welt mit Klingemann's Faust, und bey Hrn. Ziegler's Aurora lief man fast davon. Die Fürsten Chawansky hielten uns bis gegen die Mitternacht fest, und Hagemann's Insel Lohwahlah Komahlah war schwer auszusprechen und auszuhalten. Ein Lustspiel von Castelli, wo ein Waldbruder eine Zauberverlaube hält, machte viel Lachen.

Unsere erste Schauspielerinn, Mad. Mevius, ist nach Laibach verschrieben und verreisct; sie hat dort, wie man allgemein schreibt, Furor und Favor, in Summe Glück gemacht. Wirklich besitzt sie eine schöne Gestalt, und natürlichen Menschenverstand. Aber trotz der schönen Gestalt glaubt sie durch Grimassiren, Gezerre und Gedehne, nachhelfen zu müssen. Und ihr gesunder Sinn offenbart ihr nicht, daß Natürlichkeit die Grundbedingung aller Anmuth und Würde im Leben wie in der Kunst ist.

Der Virtuose auf dem Violoncell, Hr. Kummer aus Dresden, reiste hier durch nach Italien, und gab Konzert zwischen den beyden Akten des Schauspiels, was jetzt allein noch möglich ist, da der Musikverein in eigentliche, ganze Konzerte solch einen großen Charakter gebracht hat, daß ihm kein Reisender gleich kommen kann. Das reine und zarte Spiel gewann dem Künstler alle Herzen. Harpetsche und Doppelgriff hat er völlig in seiner Macht. Stärke, Ausdruck, Seele — wird er dem ganz beherrschten Instrumente ebenfalls zu entlocken lernen, da er noch in blühender Jugend steht.

Meister Bevilacqua ist hier. Man erschrickt beym Anblicke dieser Künste. Wo das Leben in Gefahr — scheint, hört die Freude auf bey dem Gebildeten.

Der Fastenmarkt naht, und da ist bey uns große Ernte nicht nur im Kauf, sondern auch in der Kunst. Wir müssen aufthun die Briestäschchen für die Budenstücke mit Figuren, Affen, oder Bären. Wir müssen uns rüsten mit Weisheit gegen die Märchen der ankommenden Fremden. Diese sind Wiener, Prager, Triestiner, Salzburger, doch:

Nicht mehr als Fremden, nein! als Bekannten ruf' ich euch Willkommen;

Mitten im Herzen der Stadt steht euer Dörfchen bereit.

T o n k u n s t.

Wir nahen mit schnellen Schritten dem musikalischen Verderben; die Menge der Konzerte bringt Übersättigung hervor, diese letztere verursacht Ekel, und so entsteht der Tod der Kunst, die Gleichgültigkeit für die Früchte ihrer Thätigkeit. Hiezu dringt der Ungeweihten Blick zu tief in den Mechanismus des Konzertgebens, den man auch den Schlendrian der Produktionen nennen könnte; da zeigt sich denn manche Erbarmlichkeit, jeder urtheilt berufen und unberufen und selbst der beharrlichste, treueste Freund der schönen Musik läßt am Ende ermattet die Flügel sinken. Diese keinesweges tröstlichen Betrachtungen dringen sich uns auf, indem wir den Bericht über die drey am 25. März gegebenen Konzerte beginnen und wir schreiten in einiger Rücksicht eben so ungern an das Werk, als mancher, der wider Willen ein Billet nehmen mußte, sich in den Saal begibt. Am obgenannten Tage gab zuerst Hr. Carl Schunke, Virtuose auf dem Pianoforte, um die Mittagsstunde ein Konzert im landständischen Saale. Statt der angekündigten Overture von Rossini eröffnete es mit willkommenem Tausche Vogel's Overture zu Demophon, wobey aber das Tempo abermahl vergriffen, das Allegro zu langsam, das Ende zu schnell genommen wurde. Es gibt ja auch in der Tonkunst Fehler der Gewohnheit. Hierauf spielte Hr. Schunke den ersten Satz aus Hummel's A-moll Konzerte. Er überwand die mechanischen Schwierigkeiten mit Glück und gestaltete sogar die Mittelsätze durch sogenannte Manieren zu Passagen; dennoch kann man nicht sagen, daß er es eigentlich vorgetragen habe; die Produktion durch den

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 5. April 1821.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey W. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die K. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manslein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Helfer am Kreuze.

Eine wahre Geschichte deutscher Vorzeit.

(Zur Preisbewerbung.)

Nicht mehr beschaut mein Blick Nürnbergs wundersam gestaltete vier Thorthürme, die von Georg Ungers Meisterhand (1552 — 1557) die Gestalt aufgerichteter, mit der Mündung den deutschen Boden küssender Feldstücke erhielten, und eine der seltsamsten Zierden der alten ehrwürdigen Reichsstadt sind; aber noch schwelgt meine Seele in der Fülle altdeutscher Herrlichkeit, womit diese Wiege der Wissenschaften und des vaterländischen Kunstfleißes noch in dem gegenwärtigen beweinenswerthen Verfall prangt.

Jahrhunderte kamen und vergingen, und Nürnberg behauptete trotz der ewigen Befehdungen der Ritter, trotz der Gräuel des dreißigjährigen Krieges, der steten Neckereyen neidischer Nachbarnfürsten, der immerwährenden Reichskriege und aller Stürme der neuesten Zeit, nicht nur bis vor wenigen Jahren seine Selbstständigkeit, sondern es erhob auch seinen Namen durch sorgsame Pflege der Künste des Friedens so sehr, daß es zum Sprichworte wurde, zu sagen: Nürnberger Hand geht durch alle Land."

Der Bewohner Nürnbergs schönster Ruhm ist es aber, daß die Geschichte dieser merkwürdigen Stadt nur durch den einzigen Volksaufbruch, der daselbst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und dazu noch von Außen angeregt, ausbrach, einen verdunkelnden Schatten erhält. Weder vor- noch nachher haben die Bürger dieser festen Reichsburg sich je zu einer Empörung anreizen lassen. In diesen unseligen Zeitraum fällt die nachstehende, in den Hauptmomenten wahre Begebenheit, wie noch vorhandene Urkunden sie berichten. Möge sie den nur zu sehr gesunkenen Glauben einer waltenden Vorsehung befestigen, und den frommen ritterlichen Sinn unserer Vorfahren neu erwecken.

Hennike von Bischbach und Zwinko Hasen von Hasenburg standen auf der Burg Heideck als Edelknechte in Waffendienst. Beyde trachteten früh nach den Spornen, und mit denselben nach der Gunst des Grafen Konrad von Heideck.

Beyde Jünglinge waren adelige Nürnberger aus den ersten Häusern der Stadt, denn das Geschlecht der Bischbach war sogar im Besitz der dritten Burghut des kaiserl. Schlosses auf der altberühmten Reichsveste. Außer dem Stammadel hatten sie jedoch nichts gemein; Hennike Bischbach war ein herzloser Wildfang und lockerer Geselle, Zwinko Hasen aber ein stiller tiefführender Junge, von frommem Gemüthe und den Armen ein liebreicher Helfer. Beyde liebten die holdselige Gräfinn Emma, die einzige Tochter ihres Dienst- und einstigen Lehensherrn.

Den Engelsgebilden glich das Fräulein, wie Meister Dürer und Veit Stof sie wundergleich hervorzauberten, und wie man sie noch in den Kirchen zu unserer lieben Frau, zu St. Lorenz und St. Sebalduß anstaunet.

Doch verschieden, wie die Seelen der beyden Verliebten, war auch die Wirkung, welche die Liebe in ihnen hervorbrachte. Hennike suchte laute Freude und betäubendes Getöse, Zwinko hingegen weidete sich an stiller Gefühlslust. Wenn die holde Emma jenem freundlich zugewandt hatte, dann gab es im Geseindhose überströmend Pokale, die der Bonnetrunkene den Knechten freigebig kredenzen ließ; wurde dem bescheidenen Zwinko aber von der Angebeteten ein trautes Wörtchen zugestiftet, dann lockte Edens stummes Entzücken ihn in sein einsames Kämmerchen, wo er mit seligem Gemüthe die Schläge seiner pochenden Brust behorchte.

Man wird zu wissen begehren, wer der Glückliche war, zu dem sich das Herz der zarten Jungfrau neigte. Emma selbst würde aber damahls diese Frage kaum zu beantworten gewußt haben; ihr gefiel des Einen Kühner, wie des Andern sanfter Blick, — zwey Strahlen, wovon der erste schnell, aber unsicher, der zweyte langsamer aber desto gewisser zündet. Wenn der ungestüme Hennike, um sie zu sehen, einen Knecht zu Boden rannte, fühlte sie sich geschmeichelt, und wenn Zwinko, sie unerwartet beegnend, beynah selbst dahinsank, dann war sie gerührt. Als ihr Vater den Ersten einst sein bligendes Schwert, den Andern seinen schützenden Panzer nannte, frug ihn die Tochter um den Sinn dieser Rede. „Mit dem Schwerte, belehrte sie der Graf, gehe ich dem Feinde zu Leibe und lange nach fremdem Leben, mit dem Panzer aber beschütze ich den eigenen Leib, und erhalte das eigene Daseyn. Hennike brauset wie ein Donnerschlag in die Reihe der Gegner hinein, Zwinko steht wider des Feindes Donnerschläge fest, wie ein Fels.“

Nach dieser Erklärung versank die züchtige Dirne in tiefes Nachsinnen und dachte still in sich hinein, der schützende Brustharnisch ist doch ein edleres Waffenstück, als das blutleczende Schwert.

Als Graf von Heideck eines Tages zu einem Besuche nach Wendelstein an der Schwarzach ausgezogen war, saß Emma an einem stürmischen Abende mit ihrer Wärterinn, der treuen Witberta, im Schlafgemache am klirrenden

Fenster, das nur mühsam der Gewalt des tobenden Windes widerstand. Immer schwärzer werdend, näherte sich das Abendgewitter, schauerlich war der Anblick, wie die unferne Felsenburg Stauff von Wetterleuchten feuerroth gefärbt wurde, und die stillfließende Talach in der weiten dunklen Fläche der Nachtlandschaft das Bild einer blassen gespenstigen Riesenschlange darstellte.

Sonderbar kontrastirte mit dem Grauen der Natur des Burgvolks froher Gesang, der von dem Gesindhose herauftönte. „Mir wird unheimlich auf unserer abgelegenen Frauenwarte,“ begann die etwas geisterscheue Witberta, „kommt Fräulein, laßt uns zu den Mägden in die Spinnstube hinabsteigen und all dort verweilen, bis sich das Wittertoben verzogen haben wird.“

Emma folgte dem Rathe und ergriff die Spindel. Als sie im sogenannten Knappengang, wo die Edelknechte ihre Gemächer hatten, angelangt waren, tönten ihnen von verschiedenen Seiten singende Stimmen entgegen. „Hier gibt's zu horchen,“ flüsterte Witberta, und zog die zagende Emma näher zu einer Thüre, hinter der Zwinke also sang:

„Blau blüht ein Blümelein,
Das heißt Bergfischweilich
Und denk' an mich!
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Ich bin an Liebe reich,
Denn die stirbt nicht bey mir,
Das glaube mir!“

Des Jünglings zum Herzen sprechende Stimme, die sanfte, rührende Weise des Gesanges, noch mehr aber die gefühlvollen und verständigen Worte erregten im bewegten Busen der erröthenden Jungfrau Anklänge, die dem Inhalte des Liedchens nur zu sehr entsprachen. Doch dießmahl war es nicht an der Zeit, den aufkeimenden Empfindungen länger Gehör zu geben; denn die neugierige Witberta munterte die zögernde Emma auf, nun auch an Hennike's Thüre horchend zu treten, aus der eine ganz andere Arie in rascher, muthwilliger Melodie hervordrang:

„Laßt uns der süßen Wonne pflegen,
Wozu die Lieb' uns ladet ein;
So lang sich Jugendkräfte regen
Und uns're Sinne feurig seyn:
Daß ja kein Tag vorüber fliehe,
Der nicht der Liebe Lust genieße u. s. w.“

„Ey, du böses Weltkind!“ rief Witberta, als Hennike seinen Aufmunterungs- und Gesangs- zur Freude geendet hatte, „vor dir werde ich unsere Burgmädchen zu warnen wissen. Ach! da lob' ich mir Zwinke's liebe Blümelein und Bögelein!“

Die gute geschwähige Alte ahnete nicht, daß Zwinke's blau blühendes Blümelein — Bergfischweilich — bereits in Emma's Herzensbeet keimende Wurzel gefaßt hatte. Was seit Monathen im Innersten ihrer Seele, wie im bewußtlosen Daseyn verborgen lag, hatt' ein stürmischer Abend, der das Herz zu ungewöhnlichen Gefühlen stimmte, und ein Idyllenliedchen, das zur Schä-

ferstunde des Herzens gehört wurde, mit Bligesschnelle zum vollen Leben geweckt.

3.

Nur wenige Tage vergingen und Zwinko hatte entdeckt, daß ihn der begeisternde, stillentzückende Lohn erwiderter Liebe erwartete, und zu auffallend war die Veränderung, welche diese Wahrnehmung in ihm hervorbrachte, um nicht allgemeines Aufsehen zu erregen. Seine stille Zurückgezogenheit war zur offensten Heiterkeit, und die Art, womit er schweigend seine Dienstpflcht erfüllt hatte, zum ungeduldigsten Eifer geworden. Hat aber die Liebe den Blick des Luchsen, so hat die Eifersucht Spürkraft und Maulwurfsgehör. Dem lauernden Henniße war die lächelnde Stirne und das auflebende Auge seines Nebenbuhlers nicht entgangen, und er fand nur zu bald, daß Emma's redende Blicke die Stirnfalten Zwinko's geglättet und das verlöschende Feuer seiner Augen neu entzündet hatten. Als bald faßte er auch wuthentbrannt und verderbenstunend den Entschluß, dem Grafen von Heideck diese aufspießende Liebe zu verrathen und sie dadurch im Keime zu ersticken. Die Gelegenheit ergriff er sobald als möglich, und Ritter Heideck fand nur zu bald, daß Henniße's Ohrenbläserey sich auf Wahrheit gründe; denn das Betragen der Liebenden war so unverhohlen und in die Augen fallend, daß nur ein Blinder über den Zustand ihrer Empfindungen in Zweifel bleiben konnte. Der Graf beschied den verrathenen Zwinko alsbald zu sich, stellte ihn zur Rede über sein unredliches Beginnen, und befahl ihm kraft seines Herrenrechtes und seiner Vaterpflicht von Emma abzulassen, die nimmermehr die Seine werden könne.

Der durch diese unerwartete Unrede aus dem Paradiese der Liebe in den Höllenschlund der Hoffnungslosigkeit gestürzte Jüngling antwortete mit brechender Stimme: „Euer Geboth ist hart, Herr, aber nicht kleiner mein Gehorsam; nur hättet ihr in eurer Herzensgüte dem Sterbenden nicht jedes Aufkommen so unbedingt absprechen sollen. Ach! zeigt ihm nur einen blassen Hoffnungsstrahl, damit die hinschwindende Seele sich darin noch im letzten Kampfe sonnen könne; erbarmet euch meines Zustandes und zeigt mir Berge, die ich für Emma's Bestk ebnen, nennet mir Ströme, die ich für Sie ableiten soll. Nur so unbedingt schließt mir das Thor meines Erdenhimmels nicht!“ —

„Deine Bitte sey dir gewährt,“ sprach nach einigem Besinnen der Graf, „ich will dir eine Bedingung setzen, von deren Erfüllung Emma's Bestk abhängen soll. — Wohlan! Ihre Hand werde dir zu Theil, wenn es dir einst gelingt, mir in einer drohenden Gefahr das Leben zu erhalten.“

Zwinko wollte ihm dankbar zu Füßen fallen, aber der Ritter ließ es, zu sprechen fortfahrend, nicht zu: „Noch hast du die ganze Bedingung nicht vernommen, In unserem kriegerischen Zeitalter kann es an lauernden Gefahren und Drangsalen nicht mangeln, darum muß die gefährliche Lage, aus der du mich retten sollst, mir ganz unbekannt seyn; denn im entgegengesetzten Falle könnte ich mich auch mit Anderer Beyhülfe daraus befreyen.“

Und abermahl wollte der auflebende Jüngling vor dem Vater der Geliebten niedersinken, aber auch jetzt hielt dieser ihn davon ab, indem er noch hinzusetzte; „Da jedoch auf Erden alles wandelbar ist, und der Mensch nur

zu oft von den Geistern der Finsterniß versucht wird, so könntest auch du in einer unseligen Verirrung absichtlich über mein Haupt ein Gewitter herbeiziehen, um dadurch Gelegenheit zu haben, mich zu schützen. Ich fordere daher, daß du mein Lebensretter werdest, ohne daß es auch dir bewußt sey; was du nöthigen Falls durch den heiligsten Eidschwur betheuern sollst."

Das bisher in süßer Erwartung glänzende Antlitz des Edelknechtes verdunkelte sich hier zur traurigen Miene des Kummers und der Trostlosigkeit. Denn die Möglichkeit, ein fremdes Leben zu retten, ohne daß weder dem Retter noch dem Geretteten eine Gefahr bekannt sey, ist so entfernt, daß alle Hoffnung aus Zwinke's Seele verschwinden mußte. „Dein Wille Herr, geschehe!" sprach er himmelwärts blickend, und entfernte sich tiefgebeugt.

Und des Herrn Wille geschah. Was kein menschlicher Geist berechnen, keine irdische Gewalt erzwingen kann, vermag ja Er in Wirklichkeit zu rufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

N a c h t g e d a n k e.

Finsterniß decket die Erd' und herrscht im Reiche der Lüfte,

Nur vom Himmel herab glänzet astralischer Schein.

So, wenn Kummer und Schmerz die Pfade des Lebens umnachteten,

Strahlt von oben herab Tröstung dem Dulder in's Herz.

L. Herse v. Kerner.

Correspondenz-Nachricht.

Dresden, den 6. März (Fastnacht) 1821.

Das gestrige große Fest ist herrlich gelungen und übertraf an Glanz alles, was seit langer Zeit hier gesehen wurde. Nachmittag um 4 Uhr ward das ritterliche Karoussel in der Reitbahn der königl. Ritterakademie in Neustadt feyerlich gehalten. Viele tausend Wachskerzen verbreiteten mehr als Tageshelle über das schöne Lokal, welches noch durch einen breiten dichtgereihten Streif von weißen Transparent-Laternen ganz magisch lichtumgürtet erschien. Der Eingangspforte gegenüber war der Balkon, von welchem aus die sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen unsers königl. Hauses dem Feste zusahen, unter demselben war die nur wenig erhöhte Estrade, wo die 12 erwählten Damen, deren Farben die Ritter trugen, auf Stühlen von Purpursamt Platz nahmen, oben von beyden Seiten war die breite Galerie für die eingeladenen Zuschauer, über dem Eingang befand sich das Musikchor. Die Ritterdamen waren äußerst geschmackvoll und reich gekleidet; alle ganz gleich, nur durch die Farben des Auspuzes verschieden. Ihr Kostum war folgendes: das Kleid von weißem Atlas, unten breit mit Hermelin und vorn herauf mit Doppeljacken von der erwählten Farbe besetzt, diese waren mit golddurchwirktem Flor garnirt und jede Jacke mit einem großen Brillantknopf auf das Kleid befestigt, in der Mitte lief eine durchbrochene Goldborde herauf, mit Brillantknöpfen besetzt. Der Gürtel war von derselben Farbe, wie die Jacken, und auf der Seite in eine Schleife gebunden, deren Enden eben so gestickt und mit Goldfransen besetzt waren, wie die Scherpen der Ritter, eine Kette von Diamanten schmückte diese Gürtel. Ein hoher stehender Kragen von golddurchwirktem Flor umschloß Rücken und Schultern. Die langen Ärmel waren zweymahl mit goldenen Spangen unterbunden, übrigens auf asterthümliche Art längs herunter geschlitz, mit der erwählten Farbe um-

säumt, und durch Brillantknöpfe über den hervorbauhenden weißen Mißfior zusammengefaßt. Diamantenschnüre schmückten den Hals, auf der Brust ruhte ein großes Kreuz von Diamanten (doch konnte dies erst bey dem Ball Abends gesehen werden, da die strenge Kälte weiße Pelzfragen nothwendig machte). Außerst fleidsam waren die Kleinen phantastisch aufgebogenen schwarzen Sammhüte, rundum mit weißen Federn geschmückt und mit einer langen weißen Feder, welche links herabhing, unter diesem Hut senkte sich zwischen den Locken auf die Stirn eine Spitze von Diamanten herab, Ringellocken umspielten den Nacken. Das Kostum der Ritter war auch sehr vortheilhaft: sie waren alle gleich in kurze, altdeutsche Waffenröcke von ganz dunkelgrünem Sammt gekleidet, aufgeschmückt mit Gold und weißem Atlas, die enganschließenden Unterkleider waren ganz weiß, die Halbstiefeln von chamoir Leder mit goldenen Franzen, über die Schulter geknüpft waren die farbigen Atlas-Scherpen mit Goldstickerey und goldenen Franzen, welche sie von ihren Damen erhielten. Ein Varet von schwarzem Sammt mit hohen weißen Federn vollendete den ritterlichen Schmuck. Zur Eröffnung des Ritterspielles sprenghen die Knappen und Trompeter herein, mächtig in die Trompeten schmetternd, hierauf ein prächtig geschmückter Herold, in Scharlach und Gold gekleidet; dieser las einige Worte über die Bedeutung des Festes und erwähnte es, daß vor noch nicht ganz hundert Jahren hier das letzte ritterliche Kampf- und Lanzenpiel sey gehalten worden. Nun ertönte die Musik und die Ritter flogen herein auf ihren herrlich geschmückten Rossen, die kunstvollsten Tänze begannen, Quadrillen und Ekoffaisen, bey deren Touren die an einander geschlagenen Schwerter der Ritter fröhlich ertönten; alle diese Tänze wurden von den 12 Rittern mit der höchsten Sicherheit und Eleganz zu Ross ausgeführt; den Schluß derselben machte eine Menuet à la Reine vom General von L e y s e r (dem eigentlichen Anordner und geistvollen Lenker des ganzen Festes) und Grafen von P a l f f y mit wahrer Grazie ausgeführt. Nun entfernten sich die Ritter und die Anstalten zum Karoussel begannen; paarweise kamen sie wieder herein, ihre Rahmen wurden jedes Mal von dem Herold ausgerufft, und das Ringstechen, Lanzenwerfen nach der Scheibe, Abhauen der Mährenköpfe wechselte mit einander ab, sie ritten hierauf zugleich gegen doppelte Reihen aufgestellter Türkenköpfe an, welche dann auf einen Hieb zerspalten alle herunter flogen, das Aufspießen der an der Erde stehenden Köpfe mit den goldenen Lanzen, machte den Beschluß dieser Spiele. Eine kurze Pause ward mit passender Musik erfüllt, dann begann der dritte Theil des Karoussells, nämlich die Sortie. Der Einzug der Ritter war wieder, wie bey der Entree, aber ohne Lanzen, nur mit gezogenen Schwertern, es wurde ein Stern und nachher eine Pyramide gebildet, aus dieser sich zur Quadrille aufgestellt, dann zur Ekoffaise, endlich bildeten die Ritter ein S, das Wort: Saxonla andeutend, sich weiter entfaltend, bildeten sie ein A (auf Amalia und Augusta deutend) und zuletzt ein F und A, die Rahmenchiffre unsers allgeliebten Königs, wobey der laute Jubelruf aller Anwesenden den dreymahligen Trompetenschall weit übertönte. Jetzt formirten sich die Ritter unter Schwertergeklirr in Linie und sprenghen hin bis dicht vor ihre Damen, schwangen sich hier von ihren Rossen, sich ritterlich neigend vor den holden Gebietherinnen und ihren Dank empfangend, die Knappen übernahmen die edeln Thiere und die Ritter sprangen die Treppe hinauf zu dem Balkon der Prinzen, welche sie freundlich und huldvoll begrüßten, ihnen dankend für das seltene, herrliche Fest, welches eben so geschmackvoll angeordnet als meisterhaft ausgeführt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

L o n k u n f t.

Hr. Heinrich Bärman, erster Klarinettist Sr. Maj. des Königs von Baiern, hat am 29. März im kleinen Redoutensaale, um die Mittagsstunde, sein zweytes und letztes Konzert gegeben und dabey das vortheilhafte Urtheil bestätigt, was wir früher über ihn gefällt haben. Einige kleine Zufälligkeiten schaden hier nicht. Die Bestandtheile dieser genussreichen Unterhaltung waren die gut aufgeführte Ouverture zu Egmont von

Beethoven; ein Konzert für die Klarinette von Hrn. Klotte, nach dem Muster des in seinem ersten Konzerte vom Künstler geblasenen Konzertino's komponirt und effectreich. Hr. Bärman entwickelte darin seine ganze Kunst und erntete glänzenden Beyfall. Das Rondo ließe vielleicht in einem etwas mäßigeren Tempo noch besser. Eine Arie von Rossini wurde hierauf von Mad. Grünbaum mit großer Fertigkeit gesungen. Ihr folgte Hr. Helmesberger mit einer Violinpolonaise von Hrn. Böhm, der er nicht ganz gewachsen schien. Das Duett von Rossini machte Mad. Grünbaum und Hrn. Barth, die es vortrugen, Ehre. Zum Schlusse blies der Konzertgeber ein Adagio und Rondo für die Klarinette von C. M. von Weber komponirt, ein liebliches, originelles, recht brav gearbeitetes und doch brillantes Tonstück, was dem Verfasser, wie dem Künstler, der es spielte, vielen Ruhm bringt. Wir wünschen mehr, als wir glauben, daß Hr. Bärman die seinem ausgezeichneten Talente schuldige Belohnung gefunden haben wird.

Schauspiel.

Am 28. März fand im Theater an der Wien die erste Vorstellung von Moses, oder: der Auszug aus Ägypten, große Oper in drey Aufzügen, nach dem Italienischen des Totalla frey bearbeitet von Hrn. Joseph Ritter von Seyfried, Musik von J. Rossini, Statt; Hr. Seipelt gab sie zu seiner Einnahme und das zahlreich versammelte Publikum bewies die Zweckmäßigkeit dieser Wahl. Rossini war bisher, die unbedeutende Italienerin etwa ausgenommen, in seinen Opersüjets ziemlich glücklich gewesen; sie bothen, obwohl meistens fremden Bühnen entlehnt, Situationen dar, und interessirten. Dießmahl ist er, in doppelter Hinsicht, übel berathen worden. Der Stoff an sich selbst ist reizlos und widersinnig. Dieß möge eine kurze Inhaltsanzeige beweisen. Moses hat durch ein Wunder Ägypten in tiefe Nacht versenkt und der König Sesostris (der Pharao der Schrift) soll durch Schrecknisse gezwungen werden, das Volk Israels aus seinem Lande ziehen zu lassen. Phereps, der Kronprinz, ist aber heimlich mit Elcia, einer jungen Hebräerin, vermählt und widersezt sich mit aller Macht ihrem Abzuge, um die geliebte Gattinn nicht zu verlieren. Als daher der König, durch die wunderbare Finsterniß bewogen, in das Gesuch der Israeliten willigt, weiß ihn sein Sohn zum Widerruf zu bringen, was hinwieder Moses veranlaßt, Ägypten in wunderbare Flammen zu setzen. Der König gibt neuerdings die Erlaubniß zum Abzuge des Wundermanns und der Seinigen, widerruft sie aber eben so leicht zum zweyten Mahle, worauf ein Blitz den Königssohn erschlägt. Nun ziehen die Kinder Israels fort, gehen im Angesichte der Zuschauer über das — flasterbreite — Meer, in welchem Sesostris mit den Seinigen ertrinkt; Elcia tröstet sich wahrscheinlich, da sie schon gleich nach ihres Gatten gewaltsamen Tode eine Arie voll Nouladen gesungen, und der Vorhang fällt. Man sieht aus diesen wenigen Worten, welch ein kärgliches Interesse dieser Stoff darbietet, wie das Imponirende der menschlichen Kraft, das Wundersame der göttlichen Einwirkung, das Gewaltige eines tyrannischen Gemüthes zum bloßen Spielwerke, zum erbärmlichen Puppentanze herabgewürdigt werden, wie Macht und Gegenwirkung schal, unmotivirt und lächerlich dastehen. Dieß das erste Gebrechen des Stoffes. Das zweyte hat auf Rossini's Persönlichkeit und Nationalität Bezug, für welche dieser, eine erhabene Behandlung fordernde Stoff, gänzlich unpassend war. Wir wolten dem Tonseher keinesweges das glückliche Talent, die genialische Kraft absprechen, diesen ernsten und großen Stoff zu behandeln, wir glauben vielmehr, daß er beyde bewiesen, in der herrlichen Introdution, die eines Mozart's, eines Gluck's würdig und das Schönste ist, was Rossini je geschrieben, und in dem darauf folgenden Recitative Moses mit der effectreichen Begleitung der Blechinstrumente. Aber es liegt in dem Wesen dieses Komponisten gleichsam nur anzudeuten, was er könnte, wenn er wollte, und dann leichtfertig zu seiner gewöhnlichen Manier zurückzukehren, die allein den reizbaren, nur nach augenblicklichem Genuße unbedachtsam strebenden Italiener befriedigen und elektrifiziren kann. Von diesem Augenblicke treffen wir außer dem barok in-

strumentirten vierstimmigen Gebethe des dritten Actes in G-minor nichts Würdiges mehr an, wohl aber heitere Märsche, wollüstige Melodien, obwohl nicht so häufig als in den übrigen uns bekannten Werken desselben Meisters, eine ungeheure Anzahl Reminiscenzen aus Mozart, Weigl u. a., vornehmlich aus Rossini selbst, sogar einmahl unser Nachtwächterlied, und man kann vor Gurgelzugen, Lärm, Schlägen der großen Trommel, Hörnern, Trompeten- und Posaunenschall gar nicht zur Besinnung kommen. Ein Duett in G-dur, dann ein Quartett aus As-dur sind besonders melodisch, ob sie aber zur Situation passen, ist eine andere Frage, die wir nicht bejahen möchten. Unsere Zuhörer betrogen sich, als ob die Oper für sie wäre geschrieben worden, und wir bewunderten die Gewandtheit, mit der sie sich auf einmahl um sechs Grade der Breite südlicher versetzten. Daraus erhellt, daß eben weder die Introduction, noch das erste Recitativ großen Beyfall erhielten, dagegen aber mancher salto mortale, mancher bloß die Ohren kitzelnde Satz mit furore aufgenommen wurde und man dem oberwähnten Duette in G, so wie dem Quartette im Kerker, wo ein Parlando in halben Tönen lachen machte, die Ehre des Wiederhoholens erwies. Dasselbe wäre fast auch der Ouverture widerfahren, die meistens nur eine Variation von jener zu Othello ist, und vom Tonsetzer, wie es scheint, bereits verschiedentlich benützt wurde; wir haben wenigstens das Allegro schon als zur Oper Eduard und Christina gehörig im Stich gesehen. Die gegenwärtige Introduction derselben ist verdienstvoll. Im Ganzen war die Aufnahme der Oper nicht sehr glänzend; Othello, der Barbier und andere Arbeiten Rossini's haben mit Recht weit mehr gefallen. So weit über das Werk. Die Ausführung gab manche Blößen. Moses wollte pathetisch seyn, ermangelte aber der Höheit; sein Gesang befriedigte nicht ganz. Aron (Hr. Kaufher) hatte keinen Glanzpunkt und blieb unbemerkt. Sesostris (Hr. Schüh) hatte in seiner unzusammenhängenden Rolle einen harten Stand, dem er nicht abhelfen konnte; sein Gesang war unsicher. Pherisis (Hr. Jäger) legte seine Kraft in einige Momente, die ihm Beyfall verschafften; in den Ensemblestücken schien er nicht fleißig genug memorirt zu haben. Estia (Mlle. Ganzl) war nach Vermögen brav und wurde nach dem zweyten Acte gerufen; indessen ist augenscheinlich die Oper für kräftigere Stimmen geschrieben; es gab Momente, z. B. in dem Duette aus A-dur, wo die lärmende Instrumentirung die Sänger überwand. Das Orchester zeichnete sich aus, bis auf die bizarr genug benützten Blechinstrumente, die, obgleich zahlreich besetzt, zu wenig Energie an den Tag legten. Die Dekorationen machen Hrn. Neefe Ehre, sie sind sehr hübsch und passend. Eines konnten wir uns nicht erklären, nämlich das Degengeklirre, während der etwas langweiligen Rede des Moses im dritten Acte; es kämpft ja Niemand. So ist dann also ein neuer Beytrag zum Verfall der Kunst geliefert worden; denn man kann sich nicht bergen, daß alles dahin deutet. Sollte später Rossini zu gefallen aufhören, dann dürfte der Wendepunkt der Gleichgültigkeit eintreten, denn Effekte im gewöhnlichen Sinne des Wortes versteht er sehr gut, und wer ihm nachstrebt, müßte selbst aus den Schranken treten. Wie weit uns dieß führen mag, möchte schwer zu bestimmen seyn.

Modenbild IX.

Überrock von Moirée mit Atlas geziert, und an den Händen, am Kragen und um den Klappen mit schmalen Blonden garnirt. Die Schemissette ist von Krepp. Der Hut von Gros-de-Naples mit Gaze und Blumen geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickl.

Gedruckt bey Anton Strauß.

nichts Würdiges
so häufig als
tere Anzahl Ne-
i selbst, sogar
, Schlägen der
zur Besinnung
besonders me-
ir nicht bejahren
eschrieben wor-
um sechs Grade
roduktion, noch
salto mortale,
und man dem
arlando in hast-
tbe wäre fast
ener zu Othello
rde; wir haben
im Stich ge-
angen war die
ndere Arbeiten
berk. Die Auf-
ber der Hoheit;
en Glanzpunkt
menhängenden
war unsicher.
Beyfall ver-
zu haben. Et-
sten Akte geru-
rieben; es gab
mentirung die
enug benühten
en Tag legten.
passend. Eines
er etwas lang-
ist dann also
kann sich nicht
ufhören, dann
gewöhnlichen
selbst aus den
mmen seyn.

ragen und un-
epp. Der Gut



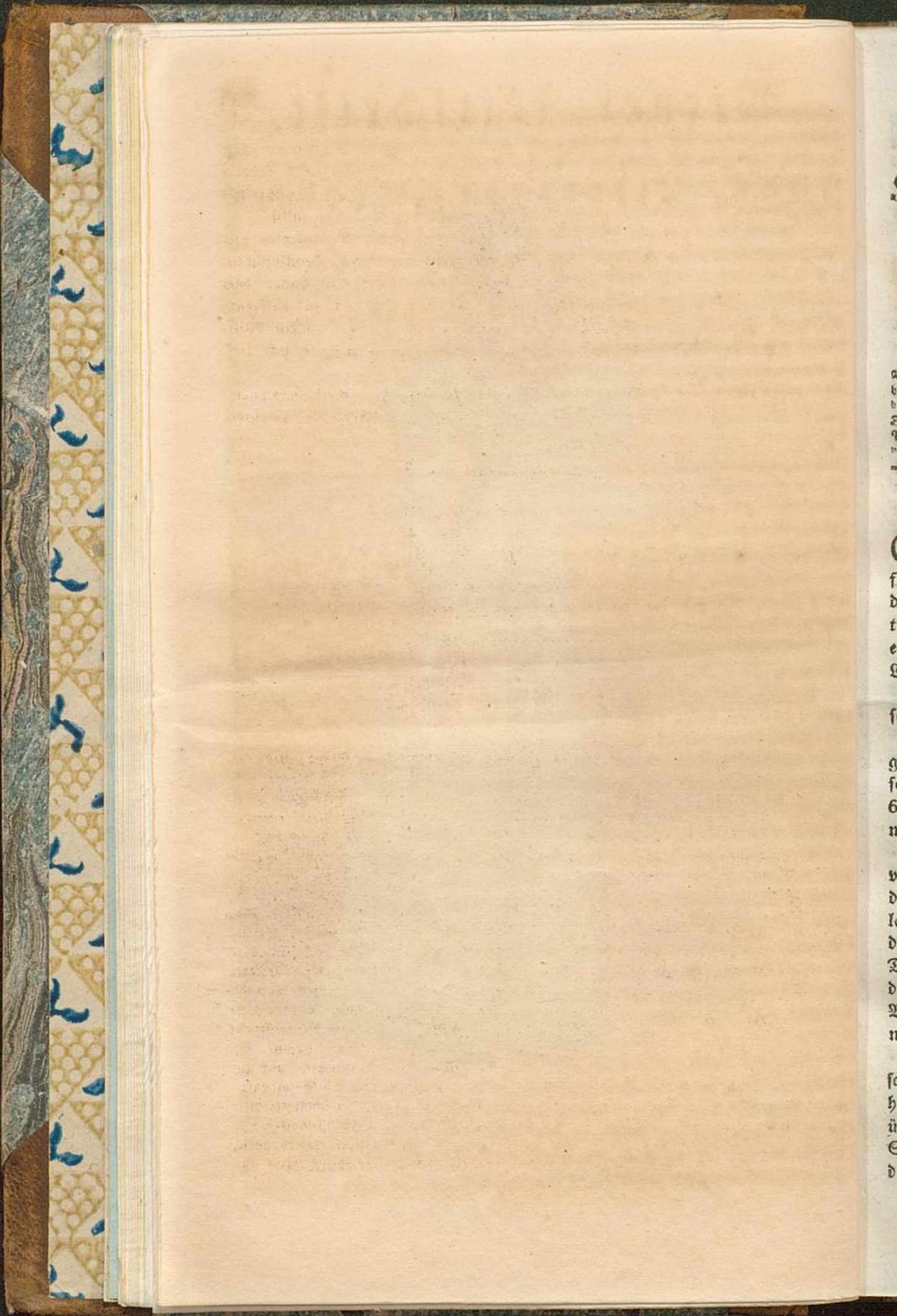
J. v. Stadel.

Fr. Stieber sc.

XIV.

Wiener e Moden.

*41.
1821.*



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 7. April 1821.

42

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenkild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey H. Steaus in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Geschichte des goldenen Vlieses.

Es gibt in der That wenig Begebenheiten des Alterthums, die einen tieferen Eindruck in seinem Andenken hinterlassen hätten, als die Eroberung des goldenen Vlieses. In der Geschichte, in den Gedichten und in den Statuen des Alterthums trifft man auf Denkmähler des Argonautenzuges, den eine aufgeklärte Chronologie unter die Regierung des trojanischen Königs Laomedon, 69 Jahre vor Troja's Zerstörung, setzt.

Orpheus hat ein Heldengedicht über diesen Feldzug gemacht, an dem er selbst Theil genommen hatte; aber seine Argonauten sind verloren gegangen.

Epimenides, dieser berühmte Grieche, welcher, wie sein Biograph Diogenes Laertius sagt, 57 Jahre in einer Höhle schlief, und, da er unwissend schlafen gegangen war, als Philosoph erwachte, Epimenides, machte ebenfalls 6500 Verse auf den Zug des Jason nach Kolchis. Das Gedicht aber schläft mit dem Dichter in ewiger Nacht.

Nachher hat man noch drey andre Epopöen über diesen Zug der Argonauten verfertigt, die aber, da sie größten Theils nur versifizirte Anekdoten sind, uns den Verlust der Werke des Orpheus und Epimenides nur desto mehr bedauern lassen. Die eine ist von einem gewissen Onomakritus, der dreist genug war, den Namen des thrasischen Sängers anzunehmen, ohne sein Genie zu besitzen. Die andre ist von einem Apollonius von Rhodus, und man schätzt sie bloß der Anmerkungen wegen. Die letzte endlich hat einen Valerius Flaccus zum Verfasser, und dieses Werk, welches nie vollendet worden, hat man nicht einmal der Ehre eines Kommentars gewürdigt.

Die erste dieser Epopöen verdient indessen die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers. Onomakritus bemühte sich nämlich, das Werk des Orpheus wieder herzustellen. Er sammelte zu diesem Ende eine Menge Thatfachen, die uns über die Geographie der ältesten Zeiten Licht geben, und selbst diejenigen Stellen, die uns am seltsamsten vorkommen, stimmen oft mit den Nachrichten der vorzüglichsten Geschichtschreiber, eines Timäus, Ephorus und Strabo überein.

Doch so unbedeutend auch alle diese Gedichte über den Argonautenzug, seyn mögen, so ist darum doch die Begebenheit, die sie zum Gegenstande haben, nicht weniger der Bewunderung der Nachwelt würdig. Denn Dichter verschiedener Zeiten und verschiedener Nationen verabreden sich doch wohl nicht, eine unbedeutende Reise von Abentheurern, die nur der Vergessenheit würdig sind, zu besingen.

Leider aber ist diese denkwürdige Begebenheit für uns hinter einer dreysfachen Hülle von Wolken verborgen. Die Zeit hat den größten Theil der Original-Nachrichten zerstört; die Eitelkeit der Griechen hat die Tradition, welche ihren Mangel hätte ersetzen müssen, geflissentlich verfälscht; und als die neuere Kritik einen ihrer so würdigen Gegenstand bearbeiten wollte, fand sie weiter nichts vor sich, als Geschichtschreiber, die einander abgeschrieben hatten, oder Kritiker, die sich widersprachen, um ihre Muthmaßungen geltend zu machen. Wenn man die unförmliche Masse aller verschiedenen Thatsachen und Muthmaßungen in den Schmelztiegel der Kritik wirft, um die ungleichartigen Zusätze, welche Stolz und Leichtgläubigkeit hinzugemischt haben mögen, davon abzusondern, so bleiben ungefähr folgende Resultate als reiner Stoff zurück, und diese Resultate verbreiten ein großes Licht über die ältesten Annalen Griechenlands, über die Idee, die man sich von seinen National-Helden zu machen hat, und über die Geographie der ersten Zeitalter des Erdbodens.

Allem Anscheine nach war Jasons Argonautenzug die erste weite Seefahrt, welche die Griechen auf einem stürmischen, mit Inselgruppen bedeckten Meere versuchten. Sie scheinen sich dabey eines, von den Phöniziern erborgten Schiffes und Steuermannes bedient zu haben, von welchem sie die erste Kunde in der Seefahrt erlernten. Der Zweck dieses Feldzuges scheint kein anderer gewesen zu seyn, als den angehäuften Schatz der Kolchier wegzunehmen, oder irgend eine Beleidigung zu rächen. Wahrscheinlich war das goldene Vließ nichts anders, als eine große Menge Kostbarkeiten, welche Phrixus seinem Vater Athamas weggenommen und nach Kolchis gebracht hatte, wo sie ihm geraubt wurden. Diodor von Sizilien erzählt in seiner Historischen Bibliothek (B. IV. Kap. 40.) diese Geschichte auf folgende Art:

Jason, der Sohn des Aison und Neffe des Pelias, Königs von Thessalien, war mit allen den Eigenschaften geboren, die in den ältesten Zeiten zum Helden erfordert wurden. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, wünschte er sich durch irgend ein Unternehmen auszuzeichnen, welches ihm einen Namen machte. Er entdeckte sein Vorhaben dem Pelias, und dieser both ihm Flotte und Mannschaft an, um das goldene Vließ zu holen, welches man als das Palladium von Kolchis betrachtete. Pelias that dieß in der Hoffnung, daß dieses Abentheuer dem Jason das Leben kosten und den Thron von Kolchis zu seinen Gunsten erledigen würde.

Die Küste des schwarzen Meeres war um diese Zeit von Barbaren bewohnt, welche alle Fremdlinge, die in ihrem Gebieth landeten, als Feinde betrachteten, sie umbrachten, und ihre Schiffe und Ladungen als gute Preisen wegnahmen, wie noch heut die afrikanischen Seeräuber thun. Jason, welcher in den Gefahren nichts als den Ruhm sah, sie zu besiegen, nahm das Anerbiethen des Pelias an. Er ließ am Fuße des Berges Pelion ein Schiff bauen.

welches an Größe und Ausrüstung alle übertraf, die man bisher in den griechischen Meeren gesehen hatte. Eine Menge junger Krieger aus allen Gegenden Griechenlands versammelten sich, um sich mit dem Jason einzuschiffen; aber dieser nahm nur vier und fünfzig mit, worunter die vornehmsten waren: Herkules, Kastor und Pollux; Telamon, Orpheus und die berühmte Atalanta. Die Argonauten kamen an einem bestimmten Tage zusammen, wählten den Herkules zu ihrem Anführer und fuhren aus dem Hafen von Kolchis in See. Ihr Schiff hieß Argo und davon nannten sie sich Argonauten.

Schon hatte das Schiff die hohe See erreicht, und den Gipfel des Berges Athos aus dem Blicke verloren, als sich ein Sturm erhob und die Argonauten an das Vorgebirge Sigeum warf, welches zur Landschaft von Troja in Kleinasien gehörte, wo damahls König Laomedon herrschte, der Troja's Mauern mit den Tempelschätzen des Neptun und Apollo gebaut hatte.

Herkules stieg mit seinen Kriegern ans Land, und fand die Prinzessin Hestone, an einen Felsen gekettet, als Sühnopfer zur Besänftigung der erzürnten Götter, einem Seeungeheuer zur Beute ausgesetzt. Der Held erboth sich, das Ungeheuer zu tödten; als Preis seiner Ritterthat versprach ihm Laomedon die Hand der befreuten Prinzessin und seine prächtigen Rosse. Diese Thiere, sagt die Fabel, besaßen eine solche Stärke, daß man sie mit ehernen Ketten in ihrem Stalle festbinden mußte. Man fütterte sie nicht mit Hafer, sondern mit den zerhackten Gliedmaßen der Fremden, welche die Unvorsichtigkeit begingen, hier zu landen. Herkules ließ beyde Geschenke beyhm Laomedon zurück, bis er vom Argonautenzuge zurückkehren würde.

Kaum hatte er sich wieder eingeschiffet, so wurde das Schiff zum zweyten Mahle vom Sturme überfallen. In der Gefahr, von den tobenden Wellen verschlungen zu werden, rief Orpheus die Götter Samothraziens an; der Sturm legte sich und der Himmel ward wieder heiter. Es ist wahrscheinlich, daß dieser berühmte Gefährte der Argonauten, der sich in Ägypten gebildet hatte, in der Sternkunde bewandert, bevorstehende Stürme vorhersehend und die Dauer derselben berechnen konnte.

Als sich der Sturm legte, fuhren zwey von den Meteoren, die man Sternschnuppen nennt, über Kastor und Pollux herab, und die Argonauten sahen darin ein Wunderzeichen. Indessen waren die Gefährten des Herkules über ihn eifersüchtig geworden. Nach einer Tradition, die Diodor jedoch nicht verbürgen will, ließen sie ihn, um Wasser zu hohlen, in Thrazien an's Land steigen, und gingen sogleich wieder in See, ohne ihn mitzunehmen. Von Thrazien schifften die Argonauten, ohne weiter die Küsten des schwarzen Meeres aus den Augen zu verlieren, nach Kolchis, wo damahls Aietes herrschte. Seine Nichte Hekate, die er zur Gemahlinn hatte, theilte seinen Charakter der Unmenschlichkeit. Sie war die Stifterinn der Menschenopfer zur Ehre der Diana, die in der Folge den Drestes und Pylades in Gefahr setzten, durch die Hand der Iphigenia umzukommen. Medea, die Tochter dieser barbarischen Altern, hatte ein gefühlsvolles Herz und entfloh wegen der harten Behandlung, die sie deßhalb erdulden mußte, in einen Tempel am Ufer des Meeres. Um diese Zeit landeten die Argonauten in Kolchis. Jason sah sie, liebte sie und fand keine Mühe, die Mittel, sich des goldenen Bließes zu bemächtigen, mit ihr zu verabreden.

Das Bließ, der Gegenstand der Wünsche aller Helden Griechenlands,

war, einer Volksfage zu Folge, das goldene Fell eines Widder, auf welchem Phrixus, des Athamas Sohn, über den Hellespont geschwommen war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte das Schiff, auf welchem Phrixus fuhr, an seinem Vordertheile einen vergoldeten Widder zum Zeichen. Nach der Fabel hatte dieser Widder, außer seinem goldenen Felle, noch die Gabe der Sprache. In den Tempeln zu Theben bewahrte man die Genealogie dieses wunderbaren Thieres auf, zu Folge welcher es von dem Neptun abstammte, der einst, bey einem galanten Abenteuer, diese Gestalt angenommen haben sollte. Sey dem, wie ihm wolle, dieser Widder war wenigstens ein sehr gutmüthiges Thier; er fühlte Mitleiden mit Phrixus und seiner Schwester Helle, die den feindseligen Göttern Böotiens geopfert werden sollten, nahm beyde auf seinen Rücken und trug sie in einem Fluge nach Kolchis.

Als der Held mit Hülfe dieses bezauberten Thieres glücklich an die Küste von Kolchis gekommen war, opferte er ihn dem Jupiter zum Danke und hing das Fell in einem Tempel des Mars auf.

Aietes, dem die Orakel gesagt hatten, daß sein Leben von der Verwahrung dieses Palladiums abhängt, ließ den Tempel mit einer doppelten Mauer umgeben, welche Tag und Nacht von einer auserlesenen Schar taurischer Trabanten bewacht wurde. Dieß ist der Grund der orientalischen Fabel, nach welcher das goldene Bließ von einem ungeheuern Drachen und von feuerfpeyenden Stieren bewacht wurde.

Medea führte die Argonauten nach dem Tempel des Mars, in welchem das Bließ mit den übrigen aufgehäuften Schätzen verwahrt war. Dieser Tempel lag beyläufig eine Stunde Wegs von Sybaris, der Residenz des kolchischen Königs, entfernt. Es war Nacht, und als die Prinzessin an die Thore des Tempels kam, redete sie die Wachen in der kolchischen Sprache an. Diese öffneten der Tochter ihres Königs ohne Verdacht die Thore; aber in diesem Augenblicke stürzten die Argonauten, mit dem Schwerte in der Hand, ihr nach, drangen in den Tempel ein, hieben die Soldaten, die sich zur Wehre setzten, nieder, und bemächtigten sich des Bließes.

Aietes erfuhr den feindlichen Einfall der Fremdlinge, als Jason eben im Begriffe war, sich mit der Medea einzuschiffen. Er eilte herbey, um den Frevel zu rächen, und fiel im Kampfe.

Auf ihrer Rückfahrt hatten die Argonauten neue Stürme zur See zu bestehen. Aber Orpheus wußte die Winde zu beschwören, und so kamen sie glücklich an den Küsten von Troas an.

Hier forderten sie den doppelten Preis, den Herkules zurückgelassen hatte. Allein Laomedon wollte nichts davon wissen. Es kam zu einem Kampfe. Herkules tödtete im Handgemenge den wortbrüchigen Laomedon, bemächtigte sich seiner Residenz und gab sie der Plünderung Preis. Die Fabel sagt: Herkules habe den fleischfressenden Rossen des Diomedes die Gliedmaßen ihres getödteten Herrn vorgeworfen, darauf ihren ungelehrigen Nacken unter das Joch gebeugt und sie mit sich nach Hause gebracht. Die Race dieser wilden Pferde war unter der Regierung Alexanders des Großen noch vorhanden.

Nachdem die Argonauten dieses letzte Abenteuer bestanden, kehrten sie nach Griechenland zurück und liefen mit ihrem halbzertümmerten Schiffe glücklich im Hafen ein.

(Der Schluß folgt.)

Der Helfer am Kreuze.

Eine wahre Geschichte deutscher Vorzeit.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

5.

Zwinko vermied von nun an gewissenhaft und, so viel der Wohlstand es gestattete, jedes Zusammentreffen mit Emma, und beyde wurden die Märtyrer einer still brennenden, aber desto verzehrenderen Liebesgluth. Auch ahneten sie in Henniken, der sich an den Qualen seiner Opfer labte, nicht den Verräther ihrer Liebe.

Da inzwischen die gewöhnliche Urlaubszeit herangekommen war, die der gütige Graf von Heideck seinen Dienstleuten und besonders den Knappen und Edelknechten alljährlich zu vergönnen pflegte, um ihre Verwandte zu besuchen, so beschloffen auch Zwinko und Hennike davon Gebrauch zu machen; jener, um Trost und Stärke zu erringen, sein Mißgeschick männlich zu tragen, dieser, um sich einige Wochen lang in Saus und Braus herumzutreiben.

Um sein schon längst geleistetes Versprechen zu lösen, begab Zwinko sich zu seinem Oheime mütterlicher Seite, dem würdigen hochgeachteten Ritter Herauf von Seckendorf, der erst vor Kurzem von des Kaisers Majestät zum Amtmanne der Burg in Nürnberg und zum Zeidelmeister und Oberrichter zu Feucht ernannt worden war, und durch dessen Rathun Zwinko in die damahls blühende und ehrenvolle Armbrustschützen-Gilde der Zeidler aufgenommen zu werden hoffte.

Zur besseren Verständigung des Gesagten werde hier bemerkt, daß damahls die edle Bienenzucht in den unermesslichen und zu den kaiserlichen Kronländern gehörenden Wäldern um Nürnberg sehr stark betrieben wurde, und daß das Oberhaupt des Reiches davon bedeutende Einkünfte zog. Diese honigreiche Gegend wurde deswegen der Bienengarten des heil. röm. Reichs genannt. Die Leute aber, welche sich mit der Bienenzucht beschäftigten, hießen Zeidler *) und mußten bey Reichskriegen als Armbrustschützen zum kaiserlichen Banner stoßen. Ihr Richter und Obermann war der Zeidelmeister, der zu Feucht ein kaiserlich befreytes Gericht hielt.

Nachdem Zwinko sich durch den herkömmlichen Meisterschuß (indem er einen aus Holz geschnittenen Bienensfresser, fünfzig Schritte fern, mit dem Bolzen durchbohrte) als trefflicher Schütz gezeigt hatte, wurde er mit den üblichen Förmlichkeiten in den Honigorden aufgenommen.

Als Aufnahmsgeschenk erhielt er von seinem Oheim Herauf von Seckendorf eine, für jene geldarme Zeit sehr ansehnliche Gabe, über deren Verwendung der fromme Zwinko nicht lange unentschlossen blieb.

Am Kreuzwege zwischen Unter-Lindelbach und der Steinacher-Wiese, auf einem kleinen grünbewachsenen Hügel, stand ein schmuckloses hölzernes Gedächtnismahl, von den gottesfürchtigen Landleuten der Helfer am Kreuze genannt. Dieses einfache Monument hatte ein alter Zeidelmann bey einer

*) Von Zeideln, oder Honigschneiden.

unerklärbaren allgemeinen Auswanderung seiner Bienenschwärme, wodurch ihm und den Seinigen Elend und Hunger bevorstand, dem Retter im Himmel errichtet, als er nach einem demüthigen Gebethe, das er auf diesem Plage kniend verrichtet hatte, bey seiner Heimkehr die verlassenenen Zellen der Bienensstöcke von dem geschäftigen honigspinnenden Völkchen wimmelnd wieder fand. Seitdem war der Helfer am Kreuze allen Zeidlern und Bauern ein heiliger Wallfahrtsort geworden, dem Opferfeuer und Botivlichter brannten, und den duftende Blumengewinde schmückten.

Zwinko's Frömmigkeit und ein tröstendes, inniges Vertrauen auf die Allmacht bewog ihn, das von roher Hand, aus schlichtem Waldholze gezimmerte Kreuz, durch einen berühmten Steinmetzmeister Nürnbergs aus kostbarem Marmelsteine ausführen, und mit goldener Schrift darauf die Worte setzen zu lassen: Der die Welt gerettet und erhält — wacht auch über den Wurm. —

Nachdem der betrübte Jüngling sich durch diese gottselige Handlung allenthalben Lob und Liebe erworben hatte, machte er sich neugestärkt wieder nach Heideck auf.

5.

Mittlerweile trieb sich der lockere Hennike in den Zechstuben und Frauenhäusern Nürnbergs herum. Diese Winkel der Zügellosigkeit waren zur Zeit schon mit unruhigen Köpfen und Aufwieglern angefüllt, welche die Unzufriedenheit des Volkes nährten, die Spaltung zwischen den Zünften und dem Magistrate erweiterten, und unerfahrene junge Hisköpfe und das lose Gesindel für ihren bösen Zweck zu gewinnen suchten. Hennike fiel diesen Aufrührerspredigern desto leichter in die Klauen, weil die ganze Familie der Wischbach sich auf die Seite der murrenden Bürgerschaft neigte.

Als er eines Abends vor dem Portale an der Fleischbank stand, worauf sich ein steinerner, über 29 Zentner schwerer Ochse in liegender Stellung befindet, und den Sinn der ihm unverständlichen lateinischen Aufschrift enträthseln zu können wünschte, trat ein hämisch blinzelnder, bürgerlich gekleideter Mann von vorgerückten Jahren zu ihm. Hennike hatte ihn einige Tage zuvor in der Bärenschenke an der Pegnitz kennen gelernt, wo er allgemein seines langen, grauen Bartes und seiner bocksartigen Augen wegen, Meister Geißbart genannt wurde.

Nach der ersten Begrüßung fuhr Geißbart also zu sprechen fort: „Jene lateinischen Buchstaben mögen euch unverständlich seyn, Junker, wie ich es aus euern fragenden Zügen leicht entnehmen kann, ich will eure Neugierde stillen, und die Überschrift in einem Reime verdeutschen; sie lauten:

„Verkünde laut der Fleischer Bier,
Nachdem du es gelesen;
Den fett'sten Ochsen siehst du hier,
Der niemahls Kalb gewesen.“

Wiglos und ohne Bedeutung scheint der Satz allerdings zu seyn, aber man irrt. „Folget mir, Junker, und ich werde euch den fetten Ochsen und die Mittel und Wege, ihn mager zu machen, offenbaren.“

Nach diesen Worten zog Meister Geißbart den Horchenden mit sich fort, und sie kamen nach einer halbstündigen Wanderung im Maukenthal (heut zu

Tage Frauengäßchen genannt) an, wo sie ein Haus betraten, aus welchem ihnen von ferne schon Sing und Sang entgegen tönte. In den lärmenden Stuben fanden sie eine zahlreiche Versammlung lustiger Mädchen und zechender Männer von jedem Alter. Geißbart wurde mit Becherklang, und vom Pfeiferstuhl (Musik-Tribüne) mit Hörneruf empfangen. Er erwiderte den Gruß danknickend, und ließ sich und dem Henniße volle Gläser reichen. „Verschließt die Thüren,“ rief er sodann, „damit der Frohsinn nicht entfliehe, und der Verrath uns nicht beschleiche. Dann ein frohes Liedchen von südlischen Lippen, bevor das ernste Geschäft des gemeinen Stadtwohles seine Stimme erhebe.“

Als der Gesang verstummte, begann ein wilder bacchantischer Tanz. Daß Henniße einer der unbändigsten Tänzer und Trinker war, wird man leicht glauben, wenn man seine Gemüthsart und die Absicht der Verschwornen kennt, ihm wein-, tanz- und liebeberauscht den grauenvollsten Bruderschwur abzulocken. Den Häuptern der Unzufriedenen war nämlich bekannt worden, daß der Kaiser den Grafen v. Heideck zum Vermittlungs-Kommissär ernannt hatte, um die Zwistigkeiten beyzulegen, die schon Jahrelang zwischen der Stadtoberkeit und der Bürgerschaft bestanden, und nun einen blutigen Ausbruch zu nehmen drohten. Henniße war ihnen als ein Edelknecht des Grafen daher ein gar herrlicher Fang. Seine Anwerbung gelang ihnen nur allzuwohl; denn mit ausgelassenem Spott leistete der Treulose den verlangten Eid, und schloß mit der Versicherung, er wolle dem feisten Ochsen (worunter die Stadtreger gemeint waren) die vier Füße wie einem Kalb zusammenbinden, ihn so in die Schlachtbank tragen, und der Ochse solle auf diese Art nach der Hand zum Kalbe werden.

Ein allgemeines Zujuchzen war die Antwort, und schon tagte der Morgen, als die verderbenschwangere Gesellschaft sich trennte.

6.

Schon lange gährte Groll und Haß in den Innungen und Zunftversammlungen der Bürgerschaft gegen die patrizischen Familien, die sich des Stadtreiments ganz zu bemächtigen gewußt hatten. Die Ältesten des Rathes ahneten seit Monathen schon Unheil und riefen zur Nachgiebigkeit, um dem Ausbruche des Übels zuvorzukommen. Es ist nun aber das Loos der Klugheit, daß ihre mahnende Stimme als ungebethener Rath unbeachtet bleibt, und nachher erst, wenn es zu spät ist, als weiser Prophetenspruch anerkannt wird. Darum schrieb die Mehrheit der Magistratsglieder den auf Zeitkenntniß und Erfahrung gegründeten Rath der Väter der Stadt nur dem griesgrämigen, stets Besorgniß hegenden Alter zu.

Die Kaiserwahl Karls IV. war der Funke, der das Feuer der Empörung in lichte Flammen setzte. Der Stadtrath hatte sich für den Monarchen erklärt und öffnete ihm (1347) freywillig die Thore, als er von Regensburg mit einem Heere heranrückte. Anderer Gesinnung war jedoch die mit ihrer Oberkeit stets in Streit begriffene gemeine Bürgerschaft, die auch mit sich selbst uneins war, indem einige Zünfte für den Grafen Günther von Schwarzburg, andere für den Markgrafen Ludwig von Brandenburg und eine dritte Parthey für den ältesten Sohn Kaiser Ludwigs des Baiern gestimmt war.

Unter den eifrigsten Aufwieglern zeichnete sich der wohlhabende Viertelmann Hans Pfautritt aus, der seines gemessenen stolzen Ganges und der Majestät seiner ganzen Person wegen diesen Zunahmen erhalten hatte. Nach ihm that der uns bereits bekannte Geißbart, Zunftmeister der Plattner (Hauenschmiede) sich durch Kühnheit und Unternehmungsgeist hervor. Er hatte sich in kurzer Zeit zum Oberhaupt aller Genossen seines damahls sehr bedeutenden Handwerks erhoben, und seine Anhänger nannten sich nach ihm die Geißbärte.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Leopoldstädter Theater. Den 29. März zum ersten Mal: Die Heirath durch einen Wochenmarkt. Posse in einem Akt, vom Verfasser des Gespenstes auf der Bastey.

Das Wort Posse ist so weitschichtig und bequem, daß Alles, was in keine andere Rubrik paßt, unter dieser Firma seinen Platz findet; aber noch mehr, man darf sich alles Urtheil dabey ersparen, weil solche Produkte für das Lob gewöhnlich zu unbedeutend sind, der Tadel aber auf etwas Besseres gerichtet werden kann. Der Inhalt der hier in Rede stehenden buntscheckigen Scenenreihe soll sich auf eine wahre Begebenheit gründen. Wer nur wüßte, worin diese Begebenheit liegt. Die Leute treiben ihren Scherz mit einander, bis der Krämer des Orts aus der Hauptstadt mit der Bewilligung zurückkehrt, einen Wochenmarkt zu errichten, wovon die Einwohner sich goldene Berge versprechen. Vorher langt sein lustiger Ladendiener an, spielt eine Karikatur von Liebhaber und dann den Marktrichter, damit die Zeit vergeht. Sobald die Permission bekannt gemacht und die eingeschobene Heirath abgeschlossen ist, verwandelt sich das Theater in ein Tableau, den Wochenmarkt quaestiovis darstellend; dann fällt der Vorhang. Ignaz Schuster verschwendete abermahls fruchtlos seine wirklich drollige Charakteristik. — Für den Tenorsänger Eröls war eine Romanze eingekochten. Er ist nicht glücklich in der Wahl, und mit seiner Intonation hat es eine ganz eigene Verwandtniß; so bleibt denn Alles hübsch beym Alten.

Den 31. Der Drache der Langeweile. Quodlibet in zwey Aufzügen, mit Tableau, wie sich's von selbst versteht. Zusammengestellt von dem Verfasser des Vorhergenannten. Eigentlich war es keine Zusammenstellung, sondern ein zerriffnes Stückwerk. Man hatte die äußere Verbindung der Scenen getrennt, und das Gemengte vollendet. Unsinn und Langeweile sind nicht nothwendig mit einander verbunden; hingegen es nach dem Sprichwort: gleich und gleich; der Drache brachte folglich nicht die Langeweile, sondern diese jenen um, kein Wunder, daß Scene für Scene von einem furiosen Fischen begleitet wurde. Der Sänger mit der Guitarre erschien auch hier, als echt personifizirtes Bild der Siegerinn; die Gegenparthey wurde dießmahl überstimmt. Wenn nur am Ende ein Paar zierlich hohe Töne einen Schnörkel ziehen, so hat der Troubadour sein Glück gefunden, und die Etymologie des Worts bestätigt sich auf's neue.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 10. April 1821.

43

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Texte und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey W. Serauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Geschichte des goldenen Vlieses.

(Schluß.)

Diese Kühne Seefahrt wurde in dem Laufe der Zeiten zum Gegenstande der wundersamsten Dichtungen und Sagen gemacht, die in den schon erwähnten Heldengedichten in ein Ganzes vereinigt wurden. So war z. B. das Schiff Argo zum Theil aus heiligen Eichen des Waldes von Dodona erbaut; daher es denn auch, wenn es befragt wurde, Orakel gab. Die Argonauten waren ebenfalls ganz außerordentliche Helden. Jason wird als der schönste Mann Griechenlands dargestellt, in den sogar Juno sich verliebt hatte. Herkules, dem Jason den Oberbefehl überlassen hatte, ist wegen seiner ungeheuern Stärke allgemein bekannt. Tiphys, ein Sohn Neptuns und folglich ein Verwandter des wundersamen Widders, hatte das Amt des Steuermanns.

Unter den übrigen Argonauten waren am merkwürdigsten: Admet, ein König von Thessalien, welchem die Götter verheißen hatten, daß er, todt oder lebendig, immer von allem, was auf Erden vorginge, unterrichtet werden sollte; Lynceus, dessen Gesicht so durchsichtig war, daß er das Innere der Erde durchschaute; Orpheus, welcher die Wogen des Meeres, mitten im furchtbarsten Sturme, durch Zauberkraft besänftigte; Castor und Pollux, welche durch ihre heroische Freundschaft sich würdig machten, als ewig leuchtende Gestirne an den Himmel versetzt zu werden; Glaukos, welcher bey einem, im Hellesponte gelieferten Seetreffen blieb, und auf der Stelle unter die Meerergötter im Gefolge des Neptun und der Amphitrite aufgenommen wurde; endlich der junge Hylas, Sohn des Theodomas, der an den Küsten von Mysien dem Herkules von den Nymphen entführt wurde.

Von den Abentheuern, welche die Argonauten nach der Fabel bestanden, wollen wir nur folgende ausheben. Als sie an der Küste des Propontis (Marmora-Meeres) landeten, wurden sie von Riesen mit sechs Füßen und eben so viel Armen angegriffen, die sie aber insgesamt niederhieben. Nach dieser

That suchten die Argonauten Wasser, und die Göttinn Cybele, ihre Freundin, schlug mit ihrem Zauberstabe an einen Felsen, aus welchem augenblicklich eine Quelle hervorsprang.

Sobald die Helden wieder zu Schiffe gegangen waren, wurden sie durch einen heftigen Windstrom an die Küste von Thrazien getrieben. Hier sollen sie den alten und blinden König Phineus gefunden haben, welcher wegen eines, an seinen Kindern auf Anstiften seiner zweyten Gemahlinn begangenen Mordes, von wahr sagenden Vögeln mit Weibergesichtern, die man Harpyien nannte, sehr geplagt wurde. Dieser König soll den Argonauten einen erfahrenen Seemann des Landes mitgegeben haben, der ihr Schiff sicher geleitete, und zur Erkenntlichkeit dafür banden sie den Kalais und Zethes, die geflügelten Söhne des Boreas, los, welche die Harpyien unaufhaltsam verfolgten, und sie zwangen, sich auf die strophadischen Inseln zu flüchten.

Als die Argonauten in das schwarze Meer gekommen waren, verloren sie den Ziphys, und ernannten statt seiner den Phönizier Ancäus zum Steuermann. Ein neuer Sturm nöthigte sie, bey der Insel Ares, die dem Mars geheiligt war, vor Anker zu legen. Hier fanden sie Vögel, die ihre Federn wie Pfeile, von sich schossen, und Jasons Gefährten sahen sich genöthiget, in Schlachtordnung zu fechten, um sich gegen diese mörderischen Vögel zu vertheidigen.

Nach allen diesen wundersamen Abentheuern entdeckte endlich das Schiff Argo den Kaukasus, und landete in Kolchis.

Jason ging unerschrocken zum Aietes und forderte von ihm das goldene Vließ, dieß Palladium seiner Monarchie. Der König war durch unglücklich Träume, welche die Götter ihm in das Herz geschickt hatten, beunruhiget und wagte es nicht, sich des Fremdlings zu bemächtigen; er begnügte sich seinen Muth durch Proben der Tapferkeit wankend zu machen. Er sollte nämlich Stiere, welche Feuer und Flammen speien, unter ein Joch zwingen, an einen Pflug von Diamanten spannen, und mit diesem Gespanne ein großes, dem Mars geweihtes, Feld, umpflügen. Dann sollte er die Zähne eines ungeheuern Drachen auf dieß Feld säen, woraus denn auf der Stelle bewaffnete Krieger hervordachsen würden, die er alle niederhauen mußte. Zum Beschlusse dieser Thaten sollte er dann noch den Drachen erlegen, welcher das Vließ bewachte. Alle diese Wunder zu verrichten, ließ Aietes dem Anführer der Argonauten nicht mehr Zeit, als einen Tag.

Wäre Jason bloß tapfer gewesen, so hätte er diesen Proben unterliegen müssen. Aber er war auch der schönste Mann seiner Zeit. Er gewann die Medea; diese beschützte ihn mit ihrer Zauberkracht. Sie gab ihm bezauberte Kräuter, die er den feuerschnaubenden Stieren vorwarf, und augenblicklich verloren diese furchtbaren Thiere ihre Wildheit, bogen ihren Nacken geduldig unter das Joch und pflügten das Marfeld um. Beym Anblick dieses Wunders zauderte Jason nicht lange, die Zähne des Ungeheuers anzusäen; und bewaffnete Krieger schossen, wie Aietes ihm vorhergesagt hatte, aus diesen Samen auf und drohten ihn anzufallen; aber Jason warf einen Zauberstein mitten unter sie, worauf sie sich einander selbst anfielen und umbrachten.

Gleich in der folgenden Nacht vollendete Jason sein Heldenwerk. Er begab sich mit Medea zum Tempel, schläferete durch einen Trank den Drachen

ein, tödtete ihn, nahm das goldene Bließ weg und schiffte sich nach Griechenland ein.

Aber die Argonauten erlebten auf der Rückfahrt noch eine Menge Abenteuer. Ihr Schiff wurde, nach der Fabel, in das Nordmeer getrieben, welches nie von einem Lüftchen bewegt wird. Um dieser Windstille zu entgehen, die ihnen schrecklicher war, als die schrecklichsten Stürme, zogen die Argonauten ihr Schiff längs der Küste fort, und kamen zu ganz unbekanntem Völkern.

Die Makrobier (Langlebenden) waren das erste Volk, das die Argonauten kennen lernten. Wegen seiner naturgemäßen Lebensart verschonten die Götter dieses Volk mit allen Krankheiten; seine Herzen waren rein von allen Lasten; frohe Jugend blühte auf den Gesichtern der Väter, wie der Kinder; saftreiche Gewächse, die ohne Anbau wuchsen, dienten ihnen zur Nahrung, und ihr Getränk war ein aromatischer Thau, welcher alle Morgen den Luftkreis mit balsamischen Düften erfüllte. Nach einem tausendjährigen Leben, das in einem beständigen Frühling dahinfließ, schlief der Makrobier ganz sanft ein, und erwachte bey den Göttern, deren Bild er auf Erden gewesen war.

Weiterhin kamen die Argonauten zu den Gimmeriern, zu welchen kein Strahl der Sonne drang, daher sie in ewiger Finsterniß lebten.

Von da kamen die Argonauten in ein neues Meer, welches der Steuermann Anäus kannte, und das Schiff wurde wieder von den Winden getrieben. Sie kamen auf dem Wege bey verschiedenen Inseln vorbey, die man vergebens auf unsern Karten sucht. Endlich kam das Schiff Argo, nach vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten, an die Säulen des Herkules und lief durch dieselben ins mittelländische Meer ein. Es entging in der Meerenge zwischen Italien und Sizilien den Schlünden der Sthylla und Charybdis durch den Schutz der Göttinn Thetis, welche ihren Sohn Peleus, einen der Argonauten, nicht untergehen lassen wollte. Nicht weit von dieser gefährlichen Gegend zeigten sich die Sirenen, welche, durch ihren verführerischen Gesang, Jasons Gefährten zu berücken suchten. Schon ließen die Schiffleute ihre Ruder im Stiche, und der Steuermann lenkte das Schiff zum Ufer hin, wo dieser lockende Gesang ertönte, als Orpheus, der die Gefahr bemerkte, seine Leier ergriff und Lieder anstimmte. Dieser Zauber that seine Wirkung. Die Sirenen sahen sich, durch den Gesang des Dichters, überwunden und stürzten sich voll Verdruß in die Fluthen und wurden in Klippen verwandelt.

Dies ist die poetische Nachricht von der Fahrt der Argonauten nach der Epopöe des Onomakritus. Die des Apollonius von Rhodus ist nicht so wundervoll. Nach dieser bezeichnete Juno durch eine Flamme den Weg, welchen das Schiff nehmen sollte, indem es Kolchis verließ, und führte es solcher Gestalt durch das schwarze Meer bis an die Mündung der Donau. Jason fuhr den Fluß aufwärts, zog dann das Schiff ans Ufer, und trug es mit seinen Gefährten über die Berge bis an den adriatischen Meerbusen, wo es wieder in See gelassen wurde. Immer von Stürmen überfallen, die sie mit Hülfe ihrer Zauberruthe beschworen, besuchten sie nach und nach die Insel Malta und die Inseln der Nymphen Kalypso und Circe. Im Lande der Phäaker vollzog Jason seine Vermählung mit Medea. Hierauf strandete das Schiff an den afrikanischen Sandbänken. Hier aber fanden die Argonauten, gerade zur rechten Zeit, einen wohlthätigen Genius, der ihnen ein Roß von Neptuns

Wagen zum Führer gab. Sie kamen zu den Gärten der Hesperiden, und bald darauf zur Insel Kreta. Hier warf ein Riese von ungeheurer Größe fürchterliche Felsenstücke auf das Schiff Argo, welche es beynahe versenkt hätten; aber Medea nahm zu ihren Zaubermitteln Zuflucht und stürzte den Riesen in die Tiefe. Dieß war das letzte Abenteuer, welches die Argonauten auf ihrer Rückfahrt zu bestehen hatten, und sie liefen nun voll Freude und Ruhm in den Häfen Griechenlands ein.

U n d e n P a r k z u A i g e n .

Nach dem Tode seines Schöpfers des Hrn. Ernst Fürsten von
Schwarzenberg, Bischof zu Naab ic.

In deinen Hainen, zauberisches Aigen!
Da weilt' ich oft so nahmentos entzückt,
Als noch, von deines Herrschers Huld beglückt,
Dort alle Erden Sorgen mußten schweigen.

Doch nimmer mag ich deinen Reiz nun schauen;
Die Zweige neigen trauernd sich herab,
Du scheinst mir ein schön geschmücktes Grab,
Wo heiße Thränen auf die Blumen thauen.

Der süßen Sängers Melodien schweigen,
Das Vöglein flagt am grünen Blütenrand,
Und jedes Herz fühlt dort ein schmerzlich Bangen.

Der dich so reizend schuf, verwaistes Aigen!
Er war zu gut für dieses Sorgenland,
Drum ist zur Heimath Er so früh gegangen.

Friederike Susan, geb. Salzer.

Der Helfer am Kreuze.

Eine wahre Geschichte deutscher Vorzeit.

(Zur Preisbewerbung.)

(Schluß.)

Als nun Kaiser Karl nach Böhmen gezogen war, wo er vollauf zu thun hatte, ernannte er, um die Ruhe und Einigkeit, die stündlich zu verschwinden drohten, zu erhalten, den Grafen von Heideck zum außerordentlichen Vergleichs-Bevollmächtigten. Während nun deßhalb die nöthigen Verhandlungen gepflogen wurden, hielten die mißvergnügten Bürger in dem Kreuzgange des Dominikanerklosters, dessen Mönche mit ihnen einverstanden waren, revolutionäre Zusammenkünfte, in welchen unter Pfauentritts und Geißbarts Anleitung der einhellige und sehr geheim zu haltende Entschluß gefaßt und beschworen wurde, das Rathhaus am Mittwoch nach Pfingsten (1349) zu stürmen, und alle Glieder des Rathes ohne Ausnahme zu erschlagen.

Dieser blutlehzende Rathschluß der Verschwornen wurde dem Grafen durch einen menschlich fühlenden Ordensbruder des gedachten Konvents hin-

terbracht, und Heideck unterließ nicht den Magistrat zu warnen, und ihm den Rath zu ertheilen, sich in Sicherheit zu begeben. Allein nur sechs Rathsherrn gaben der Warnung Gehör, die übrigen erwarteten in einer unseligen Verblendung, oder von falschem Muth zurückgehalten, den Ausbruch des Ungewitters.

Der verhängnißvolle Tag erschien. Mit dem ersten Leuchten des Morgens versammelten sich die Zünfte, vom zuströmenden Pöbel furchtbar verstärkt, auf den verabredeten Plätzen, erstürmten das Rathhaus, vernichteten alle vorhandenen Urkunden, Bücher und Papiere und gaben die öffentlichen Gelder der Plünderung Preis.

Jetzt erst flüchteten sich die Rathsglieder so gut sie konnten, aber leider für die Meisten zu spät; denn viele wurden ergriffen und grausam ermordet. Die entkommenen Flüchtlinge fanden in Burg Heideck und in den übrigen festen Schlössern des Grafen Schutz und Aufenthalt.

Am folgenden Tage setzten die Auführer einen neuen Rath ein, und ertheilten die ersten Stellen den Häuptlingen der Empörung. Um den Zünften zu schmeicheln, überließen diese neuen Regenten jeder derselben eine eigene Trinkstube und gaben ihnen auch die Erlaubniß, öffentliche Aufzüge und Tänze zu halten. Auch faßten sie den unsinnigen Beschluß, die Stadt um eine Stunde im Umfang dergestalt zu erweitern, daß Poppenreut und Ziegelstein in die Ringmauern gezogen, und die Burg der Mittelpunkt der vergrößerten Stadt werde.

7.

In dieser Lage der Sache war dem kaiserlichen Kommissär viel daran gelegen, durch einen vertrauten Kundschafter verlässliche Nachricht über die wahre Beschaffenheit der Dinge zu erhalten. Er versammelte seine vertrauesten Leute deßhalb um sich, und bedeutete denselben, daß es Gefahr zu bestehen, aber auch Ehre einzuernten gebe. Wer sich diese durch jene erwerben wolle, möge sich verkleidet nach Nürnberg begeben und sichere Kunde einholen.

Zwinko und Hennike waren, freylich in entgegengesetzter Absicht, die Ersten, die sich zum gewagten Zuge hervordrängten und den Grafen wetteifernd um den Vorzug bathen. Dieser erklärte, der listige und verschlagene Hennike sey zu Aufträgen dieser Art tauglicher, als der offene gerade Hasen. „Unser Nürnberg“ setzte er noch hinzu, „ist in diesem Augenblick eine Wolfsgrube und Hyänenhöhle, wo Lamm und Leu verloren wären, und nur Meißter Reinecke durchkommen kann. Darum betrete der schlaue Hennike diese schlüpfrige Bahn, dir, wackerer Hasen, wird auf festem Felde noch manche Ehrenwunde zu verdienen übrig bleiben.“

Ein triumphirendes teuflisches Lächeln umzog hier Hennike's Mund, das jedermann der Freude zuschrieb vom Grafen gewählt worden zu seyn. Nur Hasen fühlte sich davon krampfhast ergriffen, und eine leise ferne Ahndung flog in ihm empor.

Hennike ging, und verrieth seinen edlen Herrn. Es war ihm bekannt, daß der Graf in wichtigen Angelegenheiten an einem gewissen Tage nach Rossfall reiten, und nur geringe Bedeckung bey sich haben würde. Dieses meldete der Verräther dem Geißbart und kehrte nach empfangenem reichlichen Judaslohne nach Heideck zurück.

Die Häupter der Empörung hatten dem Grafen Tod und Untergang geschworen, weil er fortwährend den Gliedern des alten Stadtrathes mit allen seinen Kräften beystand und die neue Ordnung als rebellisch verwarf. Man rüstete nun eine Schar von 200 Mann aus, wozu die verwegensten Leute ausgesucht wurden. Diese verbargen sich am bestimmten Tage an verschiedenen Orten hinter Anhöhen und Gebüsch, bey welchen der Graf von Heideck vorüber reiten mußte, um nach Roßstall zu gelangen.

Als nun die Pferde gefattelt im Burghofe harrten, und der Graf sich mit Hennike, Zwinko Hasen und noch einigen Knechten aufsetzen wollte, erinnerte der frommgesinnte Zwinko seinen Herrn, es sey ja heute der Johannis-tag. Der Graf belobte des Knappen Aufmerksamkeit und befahl dem Kellermeister vor dem Austritte noch einen Pokal mit Wein herbeizubringen, um nach damahliger Sitte, den St. Johannes-Segen zu trinken. Dieser Gebrauch entstand bekanntlich aus dem Aberglauben, daß man dadurch einen warmen und feuchten Sommer bewirken könne. Darum war auch dieser Tag ehemahls der öffentlichen Freude gewidmet, die Jugend lief an demselben rottenweise herum, errichtete, für geringe Geldgaben, vor den Häusern Mayenbäume, zündete Abends von stumpfen Besen und andern unbrauchbaren Holzwerke Summetfeuer (Johannisfeuer) an, und umtanzte die lodernen Flammen singend und lärmend.

Die Beobachtung dieser alten volksthümlichen Sitte war es, die dem edlen Grafen das Leben erhielt, und den auf die göttliche Milde vertrauenden Zwinko auf den Gipfel des Glückes erhob; denn wie durch ein halbes Wunder sah er sich dadurch in Stand gesetzt, die unerfüllbar lautende Bedingung zu lösen, und wurde Heidecks Ketter, ohne daß ihnen beyden auch nur das Mindeste von einer bevorstehenden Gefahr bekannt war.

Als Graf Heideck getrunken hatte, gab er dem Zwinko mit den Worten den Pokal: „Dir, dem frommen Mahner, steht es zu, mir den ersten Bescheid zu thun.“ Hasen that, wie ihm befohlen, und reichte den Wein sodann dem nebenstehenden Hennike: „Trink auch du,“ sagte er, „Waffenbruder, es ist vielleicht unser letzter Trunk!“

„Wie meinst du das?“ frug Heideck.

„Ich meine,“ antwortete Zwinko, „daß der Mensch nicht Herr über eine Minute ist, und daß Gott auch den stärksten Riesen durch seinen eigenen Hauch tödten kann. Wie würde es wohl um uns morgen stehen, Herr, wenn die Schälke von Nürnberg uns ergreifen sollten.“

Kaum war diese zufällige Bemerkung den Lippen Zwinko's entschlüpft, als Hennike erblaßte, und dermaßen zu zittern anfing, daß der Becher seinen Händen entsank. So erblickt der Verrath überall Schreckgestalten, die den schwarzen Schleyer lüften, der seine höllische Larve bedeckt, und wird sein eigener Verräther. Diese auffallende Erscheinung erregte Verdacht, der Ritter ließ den Lebenden entwaffnen, und drohte ihm mit der Folter, wenn er die Ursache seines plötzlichen Schreckens nicht sogleich entdecken würde. Der Treulose gestand hierauf alles, und wurde in ein tiefes Verließ geworfen.

Nun ließ der Graf in größter Eile alle seine Leute und Vasallen ausrüsten und ertheilte ihnen die nöthigen Befehle, um den auslauernden Söldlingen der Nürnberger den Rückweg nach der Stadt abzuschneiden. Er selbst

Begab sich mit einer außerlesenen Begleitung auf den Weg nach Roßstall, wie es festgesetzt war, und befahl an Ort und Stelle, das ihm durch Hennike verrathene Zeichen, auf welches die Versteckten hervorbrechen sollten, zu geben. Wie erschrocken diese aber, als sie sich selbst von allen Seiten angegriffen, umrungen und gefangen sahen. Heideck hielt nun ein im Geist der Zeit gegründetes, dem Frevel angemessenes, kurzes, offenes Gericht und ließ die sämmtlichen Gefangenen auf dem Sichelberge (Cybberge) an der Straße nach Roßstall an Bäume aufknüpfen.

8.

Erst nachdem dieses vollbracht war, umarmte der gerührte Vater Emma's, den einstweilen in stillem Entzücken schwebenden Zwinko: „Eine höhere Macht hat dich zu meinem Sidam bestimmt, rief Heideck aus, du hast erfüllt, was der menschlichen Kraft kaum möglich war. Heil dir mein Sohn — den der Himmel beschützt, Heil mir, dessen Schutzgeist du bist, und dreifaches Heil meiner Tochter, welcher der wunderbare Rettungengel zu Theil wird!“ Zwinko aber legte mit Demuth die Hand aufs Herz, und dachte dankpreisend an den Helfer am Kreuze.

Wie auf Sturmeschwüngen flogen sie nun dem heimischen Herde zu, wo Emma, die sich in den Willen des Herrn ergeben hatte, ihre heimlichen Thränen an der treuen Witberta mütterlichem Busen vergoß. Ungewöhnliche Wangigkeit erfüllte die besorgte Tochter und Liebende, welche den Vater und den Geliebten mit der aufgebothenen zahlreichen Mannschaft in einem blutigen Kampf begriffen glaubte. Da tönte von der hohen Warte das meldende Thürmerhorn, und ein Blick aus dem Fenster zeigte der Staunenden eine ungeheure, sich langdehnende Staubwolke, aus welcher hier und da die siegverkündenden Feldbinden ihres Hauses hervorstatterten. Näher kommend mit Blitzesschnelle hallten dann jubelnde Stimmen und schmetternde Trompeten heran, und ein fühner Reiter jagte auf funkenschlagendem Flügelrosse aus dem Haufen hervor, daß des Kenners Hufen kaum den Bergweg berührten. Zwinko Hasen war es, der Bothe glücklicher Liebe.

Emma glaubte zu träumen und der hereinstürzende Geliebte fand sie in halber Betäubung. Er wollte sprechen; aber die holde Scheu unschuldiger Liebe, das Übermaß seiner Wonne, versagten ihm Worte, und in marternder Ungewißheit schwebte die erwartungsvolle Emma, bis der Vater eintrat, und die selige Gewißheit verkündete.

Auch in Nürnberg kam alles wieder in die alte Ordnung. Die Stadt ergab sich dem Kaiser Karl IV. Pfauentritt, Geißbart und noch fünf wurden mit dem Schwerte hingerichtet, die übrigen aber des Landes verwiesen. Der Magistrat ging triumphirend aus dem Kampfe, und behielt die Alleinherrschaft durch Jahrhunderte, bis endlich Nürnberg aufhörte, eine freye deutsche Stadt zu seyn.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 4. d. zum ersten Mal und zum Vortheile des Verfassers, Hrn. Töpfer: Des Herzogs Befehl, oder: Die flüchtigen Freyer. Lustspiel in vier Aufzügen, als Seitenstück zu dem militärischen Drama: Der Tag des Befehls.

Folgendes ist ungefähr die Anekdote, um welche sich die etwas leicht geführte Handlung dreht. Derselbe Herzog, den wir aus dem Tagsbefehl schon kennen, schickt einen handelsfächtigen Offizier (Major Lindeneck), der ihn früher aus dem dicksten feindlichen Gedränge, mit Verlust des linken Arms, herausgehauen hat, zu einem Vater von zwey Töchtern (Baron Wendel), kraft seines Befehls, eine davon zu heirathen, ausdrücklich um seinen Übermuth zu zähmen, droht ihm aber mit Festungsarrest, sobald er sich wieder eines Duellvergehens schuldig macht. Juliens Herz ist frey; Henriettens aber an einen Lieutenant von der Garde (Branden), schon versagt. Der Vater hebende für die Grafen Folti bestimmt, zwey Pariser Becken. Lindeneck erwartet und verlangt den Korb; Julie gewinnt aber sein Herz, und er das ihrige. Der Baron eilt zum Herzog, dieser veranstaltet es, daß die französischen Freyer in Furcht gerathen, der Major fordert den einen zum Zweykampf, das bringt sie vollends aus der Fassung, und sie flüchten bey verschlossenen Thüren durch das Fenster aus dem Schlosse. So hat es der Herzog haben wollen. Der Baron gibt den Treugebliebenen seine Töchter, der Fürst aber, um sein gegebenes Ehrenwort zu lösen, schickt den freitächtigen Lindeneck mit seiner Frau — als Kommandant auf die Festung.

Aus solchen Befehlen läßt sich ein dramatischer Cyklus bilden, und solche Ehrenworte, die leicht umgangen werden, bringen Spiele hervor — Trauerspiele — Lustspiele. Das hier genannte ist wirklich ein lustiges Spiel, recht bunt und recht lebendig, wenigstens in der Mitte, gegen das Ende wird es etwas kraus, und man sieht, daß es dem Schluß entgegensteht. Der Charakter des aufbrausenden Majors, wiewohl etwas übertrieben, wozu der Darsteller auch das Seinige beytragen mochte, veranlaßt edle komische Situationen; das Ganze ist einem Al-fresco-Gemälde zu vergleichen. An den meisten Charakteren nimmt man eine gewisse Physiognomie wahr, die, wenn auch hier und da von Blattern oder Narben entstellt, doch nicht abstoßend ist, wie das an den wohlgebildeten im wirklichen Leben oft genug bemerkt wird, sondern vielmehr freundlich anzieht. Der Dialog ist leicht und natürlich, auch hat der Verfasser ihn reichlich mit National-Schmeicheleyen aufgeputzt, die in allen Ländern ihren Zweck erreichen, denn der edle Schwede und der großmüthige Britte hören sich eben so gern bey ihren Namen nennen, wie der ehrliche Deutsche, und der Dichter bekommt, wie jeder hübsche Mann, ein freundliches Gesicht, auch wohl noch etwas mehr. Dem Verfasser der flüchtigen Freyer wurde rauschender Beyfall und ein volles Haus zu Theil. Wir wollen unsere Gabe hinzufügen, und ihm das schriftliche Zeugniß stellen, daß er Beruf für das Lustspiel hat, der vielleicht noch deutlicher sich aussprechen wird, wenn er es gerathet findet, das Anekdotenfeld zu meiden.

Über die Darstellung merken wir bloß an, daß der Charakter des Herzogs des Lustspiel angemessener, als dem Drama ist, und daß sich Hr. Töpfer in diesem hohem Wirkungskreise freyer zu bewegen schien. — Wenn ein französischer Dichter ohne daß man gerade an den Verfasser der Henriade zu denken braucht, und ein solcher Herzog, der nur zu viel an jenen Dichter uns erinnert, Französisch in ihre Konversation mischen, so müssen beyde nicht daran erinnern, daß ihnen die deutsche Sprache geläufiger ist, und gut war es, daß sie überhaupt nicht weiter gingen; dieser Dichter aber hat sich gewiß in des Fürsten Gegenwart unbefangener benommen, und mit jener der Nation ganz eignen, liebenswürdigen Nonchalence. Hr. Demmer war dem Major völlig gewachsen, um so mehr hätte er ihn ein wenig zügeln und die Brust zuweilen sparen sollen, auch konnte in der ersten Scene mit dem Herzog, Festigkeit statt roher Trotz verwendet werden.

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 41 S. 352 Z. 6 v. u. soll es heißen: Nr. XIV. statt IX.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 12. April 1821.

44

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorkaufzahlung zusammen vierterl. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierterl. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1008; für Auswärtige aber durch die l. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Aschermittwoch 1819.

(Aus der Feder einer Dame.)

Rom.

Nun ist das Karnaval, dem ich mit so großer Neugierde entgegen sah, geendet, und die gewöhnliche ernste Ruhe wieder in ihre alten Rechte getreten. Diese steht auch Rom weit besser, als laute, tobende Freude; dennoch gönnt man den Römern recht herzlich gerne diese otto giorni di Paradiso, wie sie selbst, mit kindlicher Freude, die Karnavals-Zeit nennen. — Ich will versuchen, dir so viel als möglich einen deutlichen Begriff von dieser Festlichkeit zu geben, nur erwarte keine gelehrte, oder streng geordnete Beschreibung. Ich erzähle dir nur, was ich sah und empfand, und du weißt ja ohnehin, daß meine Einbildungskraft oft dem Verstande voraus läuft, — und gar manches schnell ausplaudert, was jener berichtigen muß.

Am 4. Februar punkt 12 Uhr, wurde die große Glocke des Kapitols geläutet; — ein Zeichen des beginnenden Karnavals, ein Freiheitsbrief, für alle Narheiten, die nun jeder öffentlich treiben kann, verkleidet oder ohne Maske, wie es ihm gefällt. — Je ernster der Römer das ganze übrige Jahr ist, je ausgelassener ist er in dieser kurzen Zeit; kein Spaß ist zu toll, den er nicht triebe. — Narheit ist ein ansteckendes Übel, von dem ich mich gleich heftig ergiffen fühlte, und mich ihm willig ergab, wissend, daß kein Sträuben dagegen hilft. — Ich hätte gerne jeden Tag etwas aufgeschrieben, aber das geht nun einmahl in Rom nicht an, jeder Tag bringt so vieles, und gibt so viel zu denken und zu genießen, daß man sich außer der hergebrachten Zeit, noch eine Extrazeit wünschen möchte, um auskommen zu können, und das Jünglein der Wage ins Gleichgewicht zu bringen; auch ist die Sprache für die Empfindung, für den Reichthum des mannigfaltigen Genusses zu arm, zu kalt; höchstens kann man versuchen, sich ein großes, unaussprechlich reiches Bild durch einige skizzenhafte Erinnerungszüge der Seele, oder vielmehr dem Gedächtniß einzuprägen. (Die Seele empfängt ohnehin in Rom un-

auslöschliche Eindrücke, ja man könnte sagen, sie wird hier neugeboren.) Doch zum Karnaval. Der Tag, an dem er anfängt, ist immer ein Sonnabend; leider mußte ich den ersten Tag, zu Hause bleiben, weil meine Mutter unwohl war, doch unterhielten mich die Masken herrlich, die durch die Straße liefen, um nach dem angränzenden Corso zu eilen. Bey hellem Sonnenschein, auf öffentlicher Straße, solche Tollheiten zu sehen, kam mir ganz possirlich vor, und ich stand wie festgenagelt am offenen Fenster. Noch wußte ich nicht recht, sollte ich mich freuen, oder ärgern. — Sonntags findet kein Masken-Corso Statt. Montags war das Wetter unaussprechlich schön, die Sonne glühte in mein Stübchen herein, und aus dem Orangengärtchen unter meinem Fenster zogen liebliche Frühlingsdüfte herauf. Mein, für Freude und Genuß so empfängliches Herz, klopfte vor Entzücken und banger Erwartung, ob die Mutter wohl heute auf den Masken-Corso fahren würde. Bey dem Frühstück wurde das ersehnte Ja ausgesprochen, und ich wünschte dem Vormittage Flügel. Um 2 Uhr wurde die Bewegung auf den Straßen schon sehr groß, Wagen voll Masken fuhren vorüber und Pulicelle, Pierots, Matti &c. liefen mit lustigem Geschrey durch die Gassen. Der tief blaue Himmel und der erquickende Sonnenstrahl durchdrang alle Herzen mit Lust und Lebenswärme, mir wurde unendlich wohl zu Muthe, ich fühlte einen großen Drang mit den andern Narren auf den Straßen herum zu laufen, die ganze Welt zu necken und jedem zuzurufen, wie glücklich ich mich fühle in Rom zu seyn, denn die ganze Natur schien mir ein einziger Jubellaut.

Endlich war auch der träge Kutscher fertig — und im offenen Wagen zogen wir der allgemeinen Ergeßlichkeit nach. Bey der Porta del Popolo schlossen wir uns der langen Wagenreihe an, die sich langsam hinabbewegte, bis zum venetianischen Pallaste, während eine zweyte Reihe, von dort herkommend, uns entgegenzog. Fremde Bothschafter, und der Senator der Stadt, haben das Privilegium, in der Mitte der beyden Wagenreihen auf und ab zu fahren. Den ganzen Corso entlang, hingen aus allen Fenstern bunt gewirkte Teppiche, schöne Tapeten &c. und jeder Fensterrahmen faßte ein Bild dicht gedrängter Zuschauer ein, die von oben großen Antheil an dem unteren Spektakel nahmen, theils maskirt, theils in Kostumen, doch ohne Larve, theils in gewöhnlichen Kleidern. Auf den Trottoirs stehen Gerüste, die dicht voll Menschen angefüllt sind. Zwischen den hinauf- und herabfahrenden Wagenreihen wogt ein Strom von Menschen auf und ab, die ungenirt unter einander, und mit den Vorüberfahrenden ihr lustiges Wesen treiben, und sich jeden, auch den tollsten Spaß erlauben, den ihnen der Augenblick eingibt. Es ist keine vorbereitete Freude, jeder belustigt sich aus dem Stegreif. In sehr vielen Wagen, ja in den meisten sitzen Masken; die Frauen und Mädchen wählen meist Kostume, die sehr gut kleiden, und ihre eigenthümliche Schönheit noch in ein höheres Licht setzen, auch nehmen sie gewöhnlich keine Larve, und kein Shawl bedeckt die schönen Schultern. Es ist unglaublich, wie viele herrlich schöne Frauen man in der Karnavals-Zeit sieht, die man sonst nirgends das ganze übrige Jahr erblickt, auch lassen sie es an keiner Sorgfalt fehlen, den Eindruck ihres Anblicks dauernd zu machen, und mancher Pfeil aus schwarzen Römeraugen trifft das unbewachte Herz eines blonden Engländers, der im Gedränge seine Göttinn wieder aus den Augen verliert.

noch ehe er weiß, wie ihm geschah. Fahren auch Herren und Damen der höhern Klassen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, so versagen sie doch ihren Kutschern und Bedienten nie die Freude sich zu maskiren, und man sieht deßhalb die tollsten Karikaturen auf dem Bocke sitzen, oder hinten aufstehen. — Die meisten Kutscher wählen Weibertracht, und mahlen sich dabey das Gesicht mit den grellsten, buntesten Farben, da gibt es gelbe Wangen, rothe oder schwarze Nasen, blaue Stirnen *zc.*, oft beschmieren sie sich nur die Augenbraunen und die Nase mit schwarzer Farbe, das sieht nun wirklich wie der Teufel aus. Diese Leute erlauben sich jeden Spaß, der ihnen durch den Kopf fährt, und laden die vorüberziehenden Masken zu sich ein, so daß oft ein Paar Frauen auf dem Bocke sitzen, und so viele Masken als Platz finden, hinten aufstehen. Die Herrschaften sagen nicht das Mindeste dagegen, sondern freuen sich der allgemeinen Freude. Ich finde das rührend schön. Man sieht nur wenige raffinierte Masken, jeder verkleidet sich mit dem, was er hat, wenn es nur außer der Ordnung ist, mehr wird nicht gefordert, und Geld können und wollen sie für diese Lustbarkeit nicht ausgeben. Viele haben statt Larven nur ein Papier vor dem Gesichte, mit Öffnungen für Mund und Augen. Am häufigsten sieht man die sogenannten *Matti* (Narren), diese Maske besteht aus weißen Beinkleidern, meist à l'enfant garnirt, und einem darüber gezogenen Männerhemde, ein weißes oder auch farbiges Tuch wird um Kopf und Hals gewunden. Gemeine Frauen und Mädchen nehmen diese Maske sehr häufig, welche die wohlgewachsenen herrlich kleidet; überhaupt sieht man sehr viele Frauen in Männertracht, die ihnen auch eine gränzenlose Lustigkeit inspirirt. Männliche und weibliche Harlequine und Harlequinetten laufen in großer Schnelligkeit und mit Schwindel erregender Beweglichkeit hin und her; andre sind in altmodische, französische Männertracht gehüllt, und tragen unendlich große weiße, oft auch zweifarbige Perrücken, in der Hand halten sie große hölzerne Brillen, durch welche sie, mit höchst komischen Gebärden die Vorüberfahrenden betrachten, diese nennt man *Quacqueri*. Der Eine hatte ein kleines Theater auf seiner Perrücke mit winzigen Püppchen, das war zum Todtlachen. Viele tragen auf ihren Köpfen befestigte Vogelbauer, mit lebendigen Vögeln, Mäusen und Ratten, kurz es ist nichts so toll, das man hier nicht sähe. Viele haben anstatt Schnallen, Salathäupter auf den Schuhen, eine lange gelbe Rübe vertritt die Stelle des ehrwürdigen Zopfes, oft ist das ganze Kleid mit Gemüse garnirt, dabey Gesicht, Hände und Arme bunt gefärbt, oft ist es recht ekelhaft anzusehn. Manche Masken sind so, daß man sie für einen rohen Erdenkloß ansehen könnte, und sie würden, wenn sie hinfielen, die Straße beschmutzen. Die Vornehmern gehen meist in *Domino's* oder Schlafrocken, auch *Advokaten*, *Bettler*, *Bauern*, *Pilger* und *Pilgerinnen* begegnet man. Große Wagen, zu Lauben umgewandelt, sind gepfropft voll *Pulicinelle*, *Pierots* und *Domino's*. Alle Masken führen einen scherzhaften Krieg, an welchem auch die unverlarvten Theil nehmen. Sie werfen sich nämlich im Vorüberfahren und Vorübergehen mit *Konfetti*; so nennt man kleine Gypskügelchen, die hier in großer Menge feil gebothen werden. Die Verkäufer dringen einem ihre Waare mit Ungestüm auf, indem sie mit gellender Stimme schreyen: „*Ecco confetti!*“ Jeder führt Körbe voll dieser *Konfetti* im Wagen mit sich, auch die Zuschauer und Fußgänger sind damit versehen. Von allen

Balkons regnet es Konfetti auf die Vorüberfahrenden und der Spaß wird oft etwas sehr plump. Manche Elegans werfen mit wirklichem Dragée oder Blumen, denen zuweilen kleine Verse angebunden sind. — Wir warfen nicht, hoffend dann auch verschont zu bleiben, doch vergebliches Hoffen, wir armen, wehrlosen Geschöpfe wurden von allen Seiten angegriffen, so, daß es uns wirklich lästig wurde. Vorzüglich ärgerte ich mich, wenn so eine recht widrige gemeine Maske mir mit der größten Unverschämtheit eine Hand voll Konfetti gerade ins Gesicht warf; doch beklagen darf man sich nicht; jeder Scherz ist erlaubt, und die Masken sind unter dem unmittelbaren Schutze einer äußerst milden Polizey. Ungestört soll das römische Volk diese otto giorni di Paradiso genießen, auch ist die Munterkeit, wenn auch ein wenig ausgelassen, doch nicht boshaft. Der Masken-Korso wird jeden Abend durch ein Pferderennen beschlossen, welches sonst sehr glänzend gewesen seyn soll, jetzt aber sehr mesquin ausfällt. Mich, die ich es zum ersten Mahle sah, und überhaupt wenig Ansprüche mache, mich unterhielt es herrlich, trotz aller beißenden Bemerkungen meines Bruders, der mehrere Pferderennen in London gesehen hat, und ganz davon eingenommen ist. Wozu immer Vergleiche! sie stören jeden Genuß! Ich genieße immer von ganzem Herzen, und mit dankbarem Gemüth, was der Augenblick bringt und gibt, und befinde mich prächtig dabei. Auf der Piazza del Popolo vor dem großen Obelisken, ist ein großes Gerüß aufgeschlagen, welches amphitheatralisch mit Zuschauern besetzt ist. An beyden Seiten sind mit reichen Teppichen behangne Loggie errichtet für die Gesandten und Magistratspersonen; hier läßt man die zum Rennen bestimmten Pferde los, und sie laufen im edlen Wettstreit ohne Reiter, bis zum entgegen gesetzten Ende des Korso's, dem venezianischen Plage, wo sie von den Reiknechten wieder aufgefangen werden. Es liefen an diesem Tage nur 7 Pferde, sie sind mit Glöckchen, Stacheln und Rauschgold behangen, um durch die Bewegung dieser Dinge zum Laufen angetrieben zu werden. (Wie manche Vorwärtsdringen unsrer Zeit, wie mancher Enthusiasmus, wird durch solche flimmernde Lappalien hervorgebracht, die dem Ziele gleichen, nach dem gerungen wird.) Dieß Gold verlieren gewöhnlich die Pferde im Laufen, und die fliegenden Sternchen bezeichnen ihren eilenden Lauf. Wenn die Kanonen zum zweyten Mahle in der Mitte und am Ende des Korso gelöst werden müssen alle Wagen schnell den Platz räumen, um ihn zum Pferderennen freizu machen, und dieß geschieht mit Gedankenschnelle. Im Nu sieht man keine Spur mehr von den unzähligen Wagen, die in die große Menge der Seitenstraßen einlenken. Wir sahen dem Pferderennen aus einem Fenster zu. Sobald es vorüber ist, dürfen die Wagen wieder in den Korso einlenken, doch in Augenblicke, wo man ave Maria läutet, muß jeder seine Larve herab nehmen, und jeder zieht ruhig nach Hause. Nichts ist interessanter zu beobachten als dieser Übergang der geräuschvollsten Freude zu der tiefen Stille, die Rom so eigenthümlich charakterisirt. — Derselbe Spaß wiederholte sich Dienstag und Mittwoch. Donnerstag hielt mich eine Unpäßlichkeit ab, nach dem Korso zu fahren, und so versäumte ich leider den Zug des Senators, der immer Faschingdonnerstag mit seiner großen Suite den Korso auf- und abfährt. Freytag darf kein Korso gehalten werden. Sonnabends war der Korso zum Erdrücken voll, doch das fürchterliche Konfetti werfen, verdarb mir ein

wenig die gute Laune, Blumen und Dragées, die man uns auch häufig zuwarf, ließ ich mir schon gefallen; es ist poetisch und anständig auf so süße Art Krieg zu führen, und wenn ich auch den Pulverdampf scheue, so erquicket mich der Blumengeruch doppelt bey begeisterten Gefühl der allgemeinen Freude. An diesem Tage sah ich auch die schönen Gärtnermasken, von denen ich schon so viel gehört hatte. Gärtner und Gärtnerinnen in grün und weißem Anzuge, sind ganz mit Blumenguirlanden behangen, und tragen noch viele Blumen in großen Körben mit sich. Sie haben eine Art hölzerne Scheren (Scalina), die sie sehr lang und wieder kurz machen können. An das Ende einer solchen Scalina geben die Gärtner einen Blumenstrauß und reichen ihn, durch deren Verlängerung, bis in den zweyten oder dritten Stock, das geht mit der größten Schnelle und sieht allerliebste aus. Viele Matti, besonders der weibliche Theil, tragen kleine Besen, mit welchen sie höchst muthwillig dem Vorübergehenden die Konfetti-Flecken abkehren, und ihn dabey schrecklich in die Enge treiben: so plagen sie oft mehrere Minuten lang irgend einen armen Philister, der ein langes Gesicht zieht, und mit weinerlicher Resignation sich seinem unänderlichen Schicksale unterwirft. An Widerstand ist nicht zu denken, denn gleich mehrt sich die Zahl der Neckenden und wohl 10 bis 12 Besen fahren ihm dann auf einmahl über's Gesicht. Mancher, den ich so in der Klemme sah, dauerte mich, hingegen mancher, der sein ernsthaftes Gesicht mit aller Gewalt beyzubehalten suchte und sich doch, theils durch Gewalt theils durch innern Antrieb, dem allgemeinen Muthwillen ergeben mußte, sah zum Todt-lachen aus. Die Polizey ist die gutmüthigste von der Welt, sie ist fröhlich mit dem Fröhlichen und läßt sich selbst jeden Scherz gefallen, sie erhält Ordnung ohne Strenge, und für Niemand ist ihre Nähe drückend, denn sie nimmt selbst an der allgemeinen Freude Theil. Prächtig equipirte Carabinieri reiten mit der größten Humanität den Corso auf und nieder, niemand drängend, der Menge ausweichend, höchst freundlich, selbst dann, wenn muthwillige Masken sie aufhalten, und ihren Spaß mit ihnen treiben. Ich wunderte mich, daß so gar nichts Unanständiges in diesen Tagen allgemeiner Freyheit vorkam, weder in Geberden noch im Ausdruck, eben so wenig hört man, daß dieses Gedränge und diese Sorglosigkeit zu Diebereyen benutzt würde. Das römische Volk hat wirklich sehr viel Gutes und Edles, und es ist ewig schade, daß so gar nichts geschieht, seine geistigen und moralischen Anlagen besser zu entwickeln.

Montags regnete es zwar, doch wir ließen uns so wenig, wie andere echte Karnavalslustige Römer, abhalten, nach dem Corso zu fahren. Das Konfetti werfen war an diesem Tage wirklich lästig, der Regen schmolz die Gyps-Fügelchen so, daß die ganze Kleidung besleckt wurde. Zwey ganz weiße Masken, höchst elegant gekleidet, machten an diesem Tage großes Aufsehen. Ein Herr und eine Dame, von dem Scheitel bis zur Fußsohle weiß gekleidet, fuhren in einem völlig weißen Wagen, von Schimmeln gezogen, Jäger und Kutscher ganz weiß angezogen, ein weißer Pudel saß im Wagen, und aus weißen, zierlichen Körbchen warf die Dame Dragées und Blumen. Es war äußerst schön anzusehen, obgleich es etwas Gespensterhaftes hatte. Ich vermuthe, daß es Fremde waren, für Römer war die Maske zu raffiniert. — Zum Glücke erheiterte sich folgenden Tags das Wetter zum *M o c c o l i f e s t e*,

womit der Karnaval auf dem Corso beschlossen wird. Am Faschingdinstage wie die Glocke ave Maria läutet, werden tausend und tausend kleine Wachskerzen (moccoli) angezündet. Jeder, der eine Hand hat, hält auch ein Moccolo, man mag zu Fuße oder im Wagen, an den Fenstern oder auf den Gerüsten seyn, und der Hauptspuk ist nun, sich gegenseitig das Licht auszublafen oder aus der Hand zu reißen. Es ist gerade, um sich todt zu lachen, man kommt dabey wie von Sinnen, und ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht besser unterhalten. Sie kommen von hinten, von vorn, von der Seite auf den Wagen gesprungen, blasen die Moccoli aus, reißen sie weg, oder einer springt vorbey und mit einem wehenden Taschentuche hat er auf einmal alle Moccoli ausgelöscht. Das ist dann eine ungeheure Mühe, wieder einzuzuzünden. Die Leute erfinden allerley Wißiges, ihr Licht zu wahren und das der Andern zu tödten, und tausend Spuk ist mit diesem tausendfachen Streben verbunden. Oft tritt einer mit geheuchelter, demüthiger Bitte, sein Licht anzuzünden zu dürfen, zum Wagen, oft wieder ein anderer mit bereitwilliger Dienstbarkeit, uns die unsrigen wieder anzuzünden, und einmahl wie der andre ist man um sein liebes Moccolo, denn kaum streckt man die Hand entgegen, Hülfe zu geben oder zu nehmen, so werden einem mit schallendem Gelächter die Moccoli aus der Hand gerissen, und man kann Gott danken, wenn nicht ein Finger mit spazieren geht. Auf diese Art wurde ich von unserm Freunde D.... angeführt, dessen sanfte Züge solche Tücke gar nicht vermuthen ließe. Bald waren alle unsere Lichter verlöscht und kein Mittel konnte erfunden werden, sie wieder anzuzünden. Vergeblich bemühten sich alle unsere Bekannten, uns Licht zukommen zu lassen, sie wurden ihnen alle halbwegs wieder ausgelöscht, bis man uns eins, glücklicher Weise an einem langen Rohre gebunden, aus einem Kaffehhause herüberreichte. In allen Fenstern brennen unzählige Lichter. Jeder will die scheidende Freude noch recht beleuchten, damit sie ihm das übrige Jahr erhelle. Keine Erleuchtung steht so freudig an und eine unendliche Heiterkeit beseelt das lebendige Spiel von einem Ende des Corso's zum andern; er gleicht einer festlich geschmückten Galerie und die Freude des Karnavals scheint sich in diese letzte, leuchtende Stunde zu drängen, um recht lebhaft in der Erinnerung zu strahlen. Leider muß dieses allerliebste Vergnügen, eine Stunde nach ave Maria, enden. Jedem wird die Stunde zu kurz, jeder möchte sie wieder von vorn anfangen. Es ist ein trauriger Augenblick, wenn auf einmahl alle diese unzähligen Lichter und mit ihnen die Freuden des Karnavals verlöschen. Ich machte auch bey dem Nachhausefahren allerley ernste Betrachtungen, mit denen ich dich aber verschonen will. Nur diese Eine mußt du mir zu gute halten, soll uns das Moccollis nicht an unser unaufhörliches Streben nach irdischen Dingen erinnern? Wängstlich trachten wir unser Lichtlein anzuzünden, durch List oder Gewalt und was ist sein Zweck? — verlöscht zu werden.

Der gute Gesellschafter.

Wo in aller Welt
Etwas euch gefällt,
Willig und gewandt
Bin ich bey der Hand.

Font
chen
fellt
sie,
Tode
Gefe
ding
mus
den
Triu
man
Anfi
dig i
bra

Braucht ihr wen zum Deklamiren
 Und bey Tische zum Tranchiren,
 Klopft bey mir nur an,
 Ich bin euer Mann!
 Wünscht ihr ein Gedicht, ich schreib' es,
 Habt ihr Zahnweh, ich vertreib' es;
 Soll ich euch den Doktor hohlen?
 Nur befohlen!
 Mangelt euch der Appetit,
 Ihn zu wecken ess' ich mit;
 Liebt ihr Schwänke und Spaß beytm Schmause,
 Mein Talent bleibt nie zu Hause.
 Doch bey Ball- und Rahmensfesten
 Geb' ich mich erst recht zum Besten,
 Sorgend für des Abends Glanz
 Mit Tableaux, Gesang und Tanz,
 Und mit Räthseln und Charaden,
 Die sich schalkhaft selbst errathen. —
 Kommt die Frau euch in die Wochen,
 Hest' ich gleich die Suppe kochen;
 Wird ihr liebes Hündlein krank,
 Rühr' und reich' ich ihm den Trank.
 Wollt ihr Neuigkeiten wissen?
 Jede Zeitung könnt ihr missen;
 Weiß die Chronik vom Theater,
 Von der Stadt, und auch vom Prater. —
 Mögt ihr euch nicht selbst rasiren,
 Dürft mit mir nur disponiren,
 Werdet mich gefällig sehn;
 Alles soll auf's Haar geschehn,
 Was und wie ihr's wünscht und braucht.
 Ruft mich, wenn der Ofen raucht,
 Wenn der Wind ein Fenster bricht,
 Rennen werd' ich meine Pflicht;
 Geht euch der Bediente drauf,
 Steh' ich selbst auch hinten auf. —

S. G. Bernarb.

Schauspiel.

Leopoldstädter Theater. Den 6. d. zum ersten Mal: Das Blauhütchen. Große komische Zauberpantomime in zwey Aufzügen.

Jedermann, der den Titel liest, wird begierig seyn, zu erfahren, was dieses Hütchen, das sich dem Rothkäppchen und dem Rosenhütchen mir nichts, dir nichts beygesetzt, für eine Form hat. Arlekin entführt die Colombine. In einem Lager fängt man sie, und der Entführer soll erschossen werden. Amor rettet ihn, Pierrot muß statt seiner Todesangst erleiden, dabey bleibt es aber auch, und der Schüßling erhält bey dieser Gelegenheit ein zierlich gepuktes Hütchen, als Talisman, mit dessen Hülfe Wunderdinge ihm gelingen. Aber was für Wunder! Im Wirbel des wildesten Fieberparoxysmus reihen sich solche Erscheinungen kaum an einander. Der Wahnsinn selbst muß hier den Kürzern ziehen; so mächtig ist der Unsinn, wenn er sich mit Geschmacklosigkeit und Trivialität verbündet. Kurz und gut! Jedem Zuschauer bangte vor dem Ausgang, denn manche Scene wurde nicht nur ausgezischt, sondern weggezischt. Zum Glück war die Ankündigung für den folgenden Abend schon vorher gegangen, und bewundernswürdig ist der Muth, mit dem man die verpönte Waare doch zum zweyten Mal zu Markte brachte. Unverzeihlich wär' es, über einen solchen Hut noch Worte zu verlieren, den

selbst der verdorbenste Geschmack schon so bestimmt verworfen hat. — Das Orchester drang wunderbar in den Geist dieser Pantomime ein.

Musikalische Akademien.

im Hoftheater nächst der k. k. Burg.

Fünfzigjährige Jubelfeyer

des Pensions-Institutes für Witwen und Waisen der
Tonkünstler.

Die Gesellschaft glaubte dieses, für sie und die Kunst so bedeutende musikalische Fest nicht würdiger begehen zu können, als indem sie das Andenken zweyer berühmter Tonseher ehret, deren ersterem sie die Gründung, dem andern aber größten Theils den Gedeihen ihrer wohlthätigen Anstalt danket. In dieser Absicht wird die Gesellschaft von ihrer gewohnten Anordnung abweichen, und sich nicht auf die Aufführung eines einzigen Werkes beschränken, sondern folgende Akademien geben.

Sonntag den 15. April.

Zu Ehren weil. des k. k. Hofkapellmeisters Florian Gassman, welcher im Jahre 1771 das Pensions-Institut gründete.

- I. Marsch und Chor zum Lobe des Verbliebenen, komponirt von seinem Schüler, dem k. k. Hofkapellmeister, Hrn. Anton Salieri.
- II. Betulia liberata, Oratorium in zwey Abtheilungen, von Metastasio; in Musik gesetzt bey dem Beginne des Institutes von Florian Gassman.
- III. Die Frühlingsfeyer, Ode von Klopstock; in Musik gesetzt von Hrn. Maximilian Stadler.

Montag den 16. April.

Zu Ehren weil. des fürstl. Esterhazyschen Kapellmeisters und Doktors der
Tonkunst, Joseph Haydn.

- I. Vierstimmiger Gesang zu Haydn's Lob; komponirt von Hrn. Salieri.
- II. Die Schöpfung; Oratorium in drey Abtheilungen.
Das Nähere wird der Anschlagzettel enthalten.

Modenbild XV.

Überrock von Plüsch; die Verzierungen von Atlasbändern; die Haaskrause
Dünntuch mit Schnüren eingefasst. Hut von Gros-de-Naples mit Gaze und
geziert.

U n z e i g e.

Vom Herausgeber und Redakteur dieser Zeitschrift

Derselbe macht hiermit bekannt, daß wegen des beschränkten Raumes seines dermaligen Handlungs-Gewölbes die Pränumerationen auf diese Zeitschrift von jetzt an nur in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheer-Gasse Nr. 10 so wie die Ausgabe der sämtlichen Blätter Statt haben wird. Paquete und Briefe ersucht er aber in seinem dermaligen Handlungs-Gewölbe zum goldenen Stern am Petersplatz, dem Haupteingang der Kirche gegenüber, abgeben zu lassen, wo auch die Adressen seiner Wohn-
Tenen, die ihn mit ihrem Besuch beehren wollten, übergeben werden.

Der Verkauf einzelner Modenbilder und vorräthiger Defekte der Zeitschrift wird fortan in seiner erst angeführten Handlung besorgt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

- Das Orchester
Saisfen de
ende musikal
weniger berüh
röfsten Theils
e Gesellschaft
rung eines ei
an, welcher
nem Schüler,
asio; in M
ht von Hrn. W
Doktors D
alieri.
e Halskrause
Gaze und
Zeitschri
ränkten Nam
n auf diese
nton Stra
Gasse Nr. 10
itt haben wir
Handlungs
aupteingang
seiner Wohn
n werden.
Defekte der
gt.



Druck. del.

Fr. Schöner.

Wiener Moden.

*44
1861*

S

Bon
hite
hann
Csur
e. r.
und t

D

U.
Gä
abe
ron
Her
Da
nod

auf
nigt
läßt
Bon

Iose
pell

„me
hat

den

juno
verst
die C
dem
Fräu

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Sonnabend, den 14. April 1821.

45

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein illustriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1008; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Räthsel-Abend.

Von Peregrin.

Der runde Tisch, an welchem der Samstagszirkel der geistreichen Gräfinn A. in der Regel zu neun Kouverts zu speisen pflegte, war gedeckt und alle Gäste um die Wirthinn und die beyden liebenswürdigen Töchter versammelt, aber noch fehlte die Seele der Gesellschaft, die so reizende, als muntere Baroninn B., eine junge Witwe im Tausend-Wochen-Alter, welche in den Herzen aller anwesenden Männer, in jeglichem nach ihrer und seiner Art herrschte. Das Außenbleiben der Baroninn, die sonst immer die erste war, fiel auf, noch mehr aber, daß ein zehntes Gedeck eingeschoben war.

„Wahrhaftig!“ brummte der alte Schiffskapitän G., „ich halte so viel auf unsere Samstagsabende, wie die englischen Matrosen auf ihre saturdaynigtet, und kann's der losen Frau nicht vergeben, daß sie uns so lange warten läßt, — denn wir sind doch nicht eher in unsrer Ordnung, als bis wir an Bord kommen.“

„Sie muß heut zur Strafe neben mir — ihrem ältesten und hoffnungslosen Verehrer sitzen,“ fiel der Anakreon des Zirkels, der lebensmuntere Kapellmeister D. ein.

„Aber,“ frug der Rittmeister E., der Verlobte der ältesten Komtesse, — „meine gnädige Mama! was soll das zehnte Kouvert? — Unsere Kompagnie hat noch nie die Zahl der Musen überschritten.“

„Für heute,“ sprach die Gräfinn, „müssen wir wohl einer zehnten Muse den Platz vergönnen, denn —“

Hier trat die Baroninn mit einer reich gekleideten jungen Dame, einer junonischen Brünette ein, und begrüßte, — solche als eine Verwandte ihres verstorbenen Mannes, Fräulein Angelika von F. aus Ungarn vorstellend — die Gesellschaft. Man setzte sich, die Baroninn bekam ihren Strafplatz neben dem Kapelldirektor und an ihrer Seite saß das fremde, ziemlich befangen thurende Fräulein, dann der zärtliche Dichter G., dann die Gräfinn, neben dieser der

Rittmeister, dann zwischen beyden Töchtern vom Hause der SchiffsKapitän und zum Schlusse der Hausarzt, der joviale Dr. H., ein wohlbeleibter Askular. Als man unter lebendigen und geistreichen Gesprächen zum Nachtsich gekommen war, erinnerte die Wirthinn an das vor acht Tagen wechselseitig gegebene Versprechen, daß jedes Glied der Tafelrunde ein Räthsel mitbringen wolle und forderte ihren poetischen Nachbar auf, seine Sphinx zuerst paradiren lassen, welcher denn flugs also begann:

Zwen Schwestern kenn' ich: — ihnen lieb
Natur von Kind an gleiche Gaben,
Doch klar ergibt sich's, daß man sie
Verschieden muß erzogen haben.
So war's auch! — Einer wurde Sticken
Und Mahlen, Zeichnen, Schreiben, Slicken,
Filet und alle Muster Stricken,
Kurz jedes gute Ding gelehrt,
Was zu des Lebens Schmuck und Sitte,
Nach Überschlagn der vierten Bitte,
Zur Wirthschaft wie zum Puz gehört:
Die Andre aber ließ der Vater,
Obgleich dieselbe gute Ader
In ihr war, ohne Lehr' und Kunst,
Und wenn's ihr einfiel manche Sachen
Der klugen Schwester nachzumachen,
So wurde sie noch ausgehunzt.
Natürlich war's nun, daß die Kluge
Tagtäglich immer mehr gelahrt
Und auch dem Vater lieber ward:
Sie schenkte ihm aus vollem Kruge,
Sie zählte, was er sich erspart,
Sie trug den Stock ihm auf der Reise
Und half ihm mit Geschick und Fleiße
In jedem seiner Lebensgleise,
Daß er die Zügel nicht verlor —
Und darum zieht auf alle Weise
Er sie der dummen Schwester vor.
Ihr wird die Ehre, jeden Gast
Nach deutscher Sitte zu begrüßen —
Doch bey Umarmungen und Küssen
Der guten Freund' und Lieben fast
Die Dumme (der es doch von Herzen
Viel näher als der Klugen geht,)
Sich Muth zu liebevollen Scherzen,
Wie jedes von Natur versteht.
Doch bleibt die Kluge obenauf
In Wirthschafts- und in andern Sachen,
Und ihr allein selbst trägt man's auf
Die Ehrenzwise abzumachen.
Sie macht Kontrakt und Brief geschäftig
Durch Unterschrift und Siegel kräftig,
Sie übt an Kindern, Magd und Knecht
Des Hausherrn noch so strenges Recht,
Verwaltet stets das Amt der Schlüssel,
Sie scheuert Tegel, Topf und Schüssel

Und bürstet Schuh' und Kleider rein,
 Wiewohl bey sämtlichen Geschäften
 (Doch freylich nur mit schwächern Kräften,)
 Ihr dienstbar muß die Dumme seyn.
 Indes — sie hilft ihr doch getreulich,
 Und so verrichten sie gedeihlich
 Die Tagewerke Hand in Hand:
 So daß ich lezthin kaum vergehlich
 Des frommen Pfarrers Rede fand,
 Der, als er beyde für die Armen
 Des Vaters Reichthum spenden ließ,
 Es doch der Dummen sanft verwies,
 Daß sie ihr thätiges Erbarmen
 Der klugen Schwester wissen ließ.
 Doch still! — es hat mein langes Karmen,
 So gern sie mir geholfen hat,
 Die kluge Schwester eben satt.

Die Damen mögen mir erlauben,
 Für die ich dieses Räthsels Schrauben
 Schier endlos auf den Nachtschiff warf,
 Daß ich (ich fordre nicht zu scharf,)
 Die Schwestern und, wenn die's nicht wehren,
 Auch einen Rosenmund in Ehren
 Zum Liedlohn drey-mahl küssen darf.

Die Gräfinn reichte ihrem Nachbar beyde Hände zum Kuß, und sprach:
 „Ich erlaube Ihnen beyde Schwestern zu küssen, aber das Liedlohn lassen
 Sie Sich von Ihrer zweyten Nachbarinn zahlen,“ und siehe da, ehe der
 blöde Musensohn sich besann, wie solche Anweisung den eben zu einer süßen
 Bitte sich öffnenden Lippen zierlich einzulassiren sey, nahm ihn das fremde
 Fräulein bey'm Kopf und küßte derb, wie ein Landmädchen. Sämtliche Gäste
 lächelten, und dem Gefüßten fuhr es wie eine Liebeserklärung durch den
 Sinn, eine Idee, welche sich noch mehr festsetzte, als die schöne Fremde in
 ihrer Befangenheit die Vorbothen der Liebe, leise Seufzer, nicht zu unter-
 drücken vermochte.

„Damit wir im zärtlichen Genre bleiben,“ hub der Seemann an, „will
 ich die Herrschaften mit einer Konfidenze überraschen — denn wissen Sie —
 ich habe eine alte treue Liebshaft, die mich alten Junggesellen bis in's
 Grab begleiten wird:

Mein trautes Liebchen will ich euch besingen
 Mit heißer Gluth, wie sie mich täglich liebt,
 Und um den Kampf des Lebens zu vollbringen,
 Mir Heldenfeuer gibt.

Ihr Morgenkuß führt mich in's frische Leben,
 Ihr Balsamhauch würzt mir den Vormittag,
 Doch merkt sie's, ist's genug geliebelt, eben
 Bey'm zwölften Seigerschlag:

Rehr' ich dann heim von meiner Tafelfreude,
 Ist sie schon wieder liebevoll zur Hand
 Und großt nicht, wenn in meinem Harem heute
 Ich Andre schöner fand.

Sie weiß, daß Sehnsucht mich und heil'ge Treue
Zu ihrem Schwanenhalse wieder treibt,
Denn Nebenbuhlerinnen alt' und neue
Sind nicht so schön beleibt.

Sie weiß, daß ich, dem Apfel gleich im Auge
Sie während — mich erfreu' an ihrem Reiz,
Und thut, wenn ich zur Kur des Spleens sie brauche,
Mirakel ihrer Seits.

Darum hab' ich mit Perlen und Korallen,
Mit Gold und Bernstein herrlich sie geschmückt;
Sie hat der Männer Vielen schon gefallen,
Doch mich allein beglückt.

Schon gold'ne Gaben both mir der und jener,
Dem der Brünetten Reiz das Herz entwandt;
Allein umsonst! — sie wird ja täglich schöner
Durch meinen Liebesbrand.

Berschwifert darf sie sich die Göttinn nennen,
Die aus dem Schaum des Meers empor getaucht,
Sie wird für mich und ich für sie stets brennen,
Bis uns're Gluth verbraucht.

Bereint mit mir im letzten Athemzuge
Folgt sie dereinst mir nach in's finst're Haus —"

doch hier muß ich innehalten, sonst verrathe ich mein Liebchen —
Fräulein Angelika. „Erlauben Sie mir die Endverse zu suppliren

Freund Hain klopft mich — und ich im Aschentrüge
Die Meerschäumpeife aus."

Kapellmeister. „Schön! mein Fräulein! — Doch so werth
Ihren Meerschäum halten, Hr. Kapitän, so nahe liegt mir ein Wunsch
Herzen, welchen ich logogriphisch offenbaren will.

So hört denn an! ich will euch räthselhaft
Des Herzens süßen Wunsch verhüllen!
Fünf Zeichen sind, die uns mit Kraft
Und Saft zur Lebenswanderschaft
Tagtäglich mehr als einmahl füllen.

Es gab darum dem Worte gleichen Sinn
Mit Seyn der Grieche und Lateiner,
Und ob ich gleich nur obenhin
Lateiner, und kein Grieche bin —
In diesem Sinne gleicht mir keiner.

Ein Zeichen weg — daß Vier noch übrig sind,
So ist es nöthig jedem Hause,
Damit des Feuers Sohn entrinnt,
Und nöthig war's, sonst wäre blind
Vielleicht der Koch — auch unserm Schmause.

Ein Zeichen zu — und zwar der letzte Mann
 Im Glied der vier und zwanzig Zeichen —
 So ist's mein Wunsch! die Wirthinn kann
 Gewähren ihn, doch muß Johann
 Wahrscheinlich in den Keller steigen.

Da ruht es — den verkannten Edlen gleich,
 Das Heldenkind der gold'nen Sonne,
 An Heilkraft überschwenglich reich
 Und — ach die Sehnsucht macht mich weich,
 Der Inbegriff der Becher = Wonne.

O gold'nes Kind! dein süßester Beruf
 Ist klar dem Weisen, wie dem Faune,
 Die gütige Natur erschuf
 Dich feinen Zungen zum Behuf
 Im Ausbruch ihrer schönsten Laune!"

Fräulein Angelika. „Hr. Kapellmeister, ich traue Ihnen zu, daß Sie sich auf's Essen verstehen, das freylich ohne Esse beschwerlich zuzubereiten ist, aber Sie wissen auch unsere gütige Wirthinn zu erinnern, daß sie Essenz im Keller hat" —

Gräfinn. „Womit ich heute nicht kargen will. Johann soll gleich die Kellerfahrt halten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

L o n k u n f t.

Musikalische Privat = Abendunterhaltung, gegeben von Hrn. Joseph Merk, Violoncellisten der k. k. Hofkapelle, am 10. April im Saale zum römischen Kaiser. Die Bestandtheile derselben waren: die feurig aufgeführte Overture zur Medea von Cherubini; das erste Stück eines vom Konzertgeber komponirten und vorgetragenen Violoncellkonzertes; eine Arie von Rossini, mit größter Virtuosität von Mad. Grünbaum gesungen; ein von Hrn. Merk verfaßtes und gespieltes Divertimento für das Violoncell; das erste Stück des neuen Spohr'schen Duettkonzertes für zwey Violinen, von den Hh. Böhm und Helmesberger vorgetragen; ein Rossinisches Duett, von Mad. Grünbaum und Hrn. Barth gesungen, und Variationen für das Violoncell über ein Thema von Caraffa, vom Konzertgeber gesetzt und vorgetragen. Hr. Merk ist ein sehr ausgezeichnete Virtuose, der im Gebiete des Allegro's, der Kraft und imponirenden Schwierigkeit recht eigentlich zu Hause ist und halsbrechende Passagen im Aufsatze wie mit freyer Hand, Doppelgriffe jeder Art, Oktaven und Decimen mit großer Leichtigkeit ausführt und zugleich — ein Vorzug, der sich selten mit solcher Bravour vereint — einen markigen, gesangvollen Ton und eine gute Bogenführung hat. Seine Kompositionen sind seinem Spiele angemessen und brillant, besonders zeichnen sich in letzterer Hinsicht die am Schlusse gespielten Variationen aus. Madame Grünbaum und Hr. Barth ernteten großen Beyfall, so auch die beyden Künstler auf der Violine, die in dem Verhältnisse des Meisters und Schülers vollkommen harmonirten und Spohr's herrliche Komposition recht brav vortrugen. Überhaupt lohnte das Publikum jeden einzelnen Vortrag mit enthusiastischem Beyfall.

Schauspiel.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 26. und 27. März zum ersten Male: Das goldene Vließ, dramatisches Gedicht in drey Abtheilungen, von F. Grillparzer. I. Abtheilung: Der Gastfreund, Trauerspiel in einem Aufzuge. II. Abtheilung: Die Argonauten, Trauerspiel in vier Aufzügen. III. Abtheilung: Medea, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die beyden ersten Abtheilungen wurden den 26. zum Vortheile der Regie gegeben, worauf den 27. Medea als Schluß folgte.

(Von Friedrich Wähler.)

Ein so lange und sehnlich erwartetes, in den verschiedensten Hinsichten schon vor der Erscheinung vielfach besprochenes Werk erfordert auch in der Beurtheilung eine besondere Weise, einen eigenen Ton. Da der Verfasser eine geraume Zeit hindurch geschwiegen hat, so ist es dadurch, wie aus verschiedenen andern Gründen, dem Bericht erstatter zur Pflicht geworden, das Urtheil gleichfalls nicht zu überreiten, und zwar um so mehr, weil dieser Gegenstand wahrscheinlich öfter wird zur Sprache kommen, als es dem Publikum und vielleicht selbst dem Dichter lieb seyn dürfte. Aus Achtung für das erste mögen für jetzt nur einige vorläufige Andeutungen nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten folgen. Diese Darstellung, die demnach mit einer durchgeführten, streng belegten Recension nichts gemein haben will, sucht nur die Aufmerksamkeit der Leser zu reizen, anstatt dieselbe zu befriedigen. Außerdem sollten auch die Recensionen, wenigstens im Gebiete der Journalistik, jedes Mal so verschieden seyn, als die Dichter selbst, in wie fern die bestehenden Verhältnisse eine solche Mannigfaltigkeit möglich machen.

Das Hauptverdienst des Dichters besteht in der Standhaftigkeit, mit welcher er den gefaßten Entschluß ausgeführt hat, wenn nicht etwa die bloße Größe des Unternehmens, selbst abgesehen von dem Erfolg, noch höher anzurechnen ist. Die Schwierigkeiten der versuchten Dichtung lassen sich vollständig in klarer Kürze gar nicht aus einander setzen, welche außerordentliche Kräfte sind also nöthig, dem Ziele auch nur einiger Maßen nahe zu kommen. Es versteht sich, daß der Verfasser schon aus diesem einzigen Grunde auf keine Weise mit den gewöhnlichen Theaterdichtern in Parallele gesetzt werden darf, in welchem Maße diese auch der öffentlichen Gunst genießen mögen. Sie sind gar nicht im Stande, auch nur zu fehlen, wie er gefehlt hat.

Ein anderer Vorzug unseres Dichters, und zwar ein seltener in diesen Tagen der platten und matten Nachahmungssucht, zeigt sich in der Unabhängigkeit, womit er fortwährend seinen Weg verfolgt, obschon diese löbliche Enttöndung von Manier noch keinesweges eine ausgezeichnete Originalität nothwendig bedingt. Man urtheile über ihn, wie man will, immer muß man seiner Muse doch Wahrheit der Natur zugestehen. Dieses Verdienst, das, beyläufig gesagt, mehr gilt, als es Manchem vielleicht scheint, bezeichnet recht eigentlich die reine österreichische Ader, und in so fern ist das gelieferte Werk im strengsten Sinne ein vaterländisches. Aus diesem Grunde läßt sich auch der vorzügliche Beyfall erklären, mit welchem die ersten Versuche des Verfassers aufgenommen wurden, und könnte er sich einmahl zur Behandlung eines vaterländischen Stoffes bequemen, so würde ihm die glückliche Sympathie des Volks, dem er angehört, wenn auch nicht glänzendere, doch vielleicht tiefer empfundene Siege bereiten. Die eben gerühmte Natürlichkeit, das sichere und feste Beruhen des Dichters auf sich selbst, kommt besonders in seiner Sprache zum Vorschein. Sie zeichnet sich im Ganzen aus durch Klarheit, Fluß und Fülle, ist dabey so gleichartig, als es der Gegenstand erlaubt, und entwickelt besonders in dem gegenwärtigen Werke an mehreren Stellen eine Kraft, die in der Sappho nur selten durchbricht. Besonders glänzen auch dießmahl wieder mehrere Schilderungen in der ersten Abtheilung und dem Anfange der letzten, und zwar um so mehr, je weniger auf ihr Verhältniß zum Ganzen gesehen wird. Mit dem ausgesuchten Reize poetischer Erfindung erzählt Medea zu ihrer Rechtfertigung die Todesart des Pelias. Auch die Erscheinung des Heroldes, der im Namen der Amphiktionen über Jason und Medea die Verbannung ausspricht, stellt sich in ergreifenden Zügen dar, nicht

minder Jason's Beschreibung seiner Fahrt nach Kothis. Schön, wahr und groß ist das Bild, unter welchem die jungfräuliche Medea „halb Charis, halb Mnade“ erscheint. Das Liedchen der Kreusa athmet alle Reize griechischer Einfachheit, wenn es nicht gar eine Übersetzung ist, denn seine Schönheit darf zu einer solchen Vermuthung führen. Die Menge des Gelingenen dieser Art verstattet keine vollständige Anführung.

Die Phantasie des Dichters, der zwar das eigentlich Architektonische fehlt, hat viele anmuthige Dekorationen eingeflochten. Liebhaber solcher eingelegten Blumenstücke gehen bey dem Dichter nie leer aus.

Unter den Charakteren möchte Chora, die Amme Medeens, das gelungenste Bild seyn. Zwar ist sie für eine Kotherin viel zu sehr bewandert in griechischer Mythologie, ja sie greift sogar im Stillen nach der Schicksalsidee, wenn sie auf den Tod Meleagers anspielt, indessen erlaubt sich auch selbst Euripides fremdartige Einmischungen der Art an mehr als einem Orte. Die Amme ist in seiner Medea z. B. auf keine Weise frey davon. Kreusa ist ein liebliches Wesen, das Medeen gegenüber angenehm kontrastirt, mag sie auch in wahrer Naivetät hinter der homerischen Naustkaa um Vieles zurückstehen. Bistigkeit muß überall eintreten, in der Parallele zwischen dem Alten und Modernen.

Auch verschiedene allgemeine Sprüche müssen wegen ihrer einfachen Weisheit gerühmt werden. Sie finden sich größten Theils in den beyden ersten Akten der Medea, dem Besten des Ganzen. Hiermit sind im Wesentlichen nach unserer Meinung die Glanzpunkte der Dichtung angegeben. Es gibt deren wahrscheinlich mehrere und größere, als der Berichtstatter entdeckt hat. Die Freude dieses Fundes bleibt dem lesenden Publikum vorbehalten. Von jetzt an mögen die Bemerkungen nach einzelnen Hauptbeziehungen ohne allen Anspruch auf Erschöpfung kunstlos einander folgen. Je schärfer die Augen des Lesers sind, desto leichter findet er sich mit einer solchen skizzenhaften Darlegung ab.

Skeptisches Vorwort über das Verhältniß der modernen Poesie zur antiken.

Ein solches Vorwort ist nothwendig, weil das Urtheil über den Werth des Gegenwärtigen eine offene Erklärung von dieser Seite verlangt. Die Freunde der schönen Literatur wissen, was die neue ästhetische Schule unter den Deutschen geleistet, und wie sie besonders den unterscheidenden Charakter der modernen Poesie in das Romantische gesetzt hat. Dieser Tendenz widersprachen sogleich mehrere Freunde des Alten, und wenn sie auch ihre Gegner an historischer Anschauung und poetischer Empfänglichkeit nicht mögen erreicht haben, so sind ihre wohlgemeinten Einwürfe deßhalb keinesweges zu übersehen. In dem ersten Schwunge des Strebens und Gegenstrebens übernimmt der Mensch sich leicht. Zeigte er schon im Beginnen die volle geläuterte Mäßigung, so geschah auch dafür wieder weniger. Die Sache hat also den Gang genommen, den sie nehmen mußte, und unter ähnlichen Verhältnissen ewig nehmen wird.

Nach der Meinung des Referenten liegt das Hauptverdienst unserer ästhetischen, dankbar zu verehrenden Reformatoren darin, daß sie versuchten, das Chaos der trägen Überlieferung aufzuschütteln und durch allgemeine Grundsätze in bestimmte Massen und Arten zu sondern. Ob das System, das sie aufstellten, überall ausreicht und Stand hält, mögen die Meister entscheiden. Uns kommt es vor, als sey es zweckmäßig, nach einem solchen nothwendigen, chemischen Prozesse die ausgeschiedenen, disparaten Bestandtheile hintenher noch einmahl prüfend zu vergleichen, denn warum sollten nicht bey der nun erleichterten Zusammenstellung geheime Berührungspunkte zum Vorschein kommen, die das Schema der durchgeführten Klassifikation vernichtend, eine verborgene, gleichartige Organisation zwischen dem angeblich Getrennten anzudeuten im Stande wären? Parthenmenschen müssen freylich nach ihrer Natur schon die bloße Frage für unstatthaft erklären. Die Beantwortung derselben greift, allgemein behandelt, tief ein, und hängt in ihren letzten Fäden mit den höchsten und ewigen Interessen der Menschheit zusammen.

Wo will aber das angekündigte skeptische Vorwort eigentlich hinaus, woher nimmt es den Punkt der Vermittelung zwischen den Streitenden? Wenn man zugibt, daß die

Menschheit Einen großen, gemeinschaftlichen Gang in der Kette der Jahrhunderte verfolgt, den die Identität der Grundkräfte des Gemüths nicht bezweifelt, und endlich die Offenbarung des Göttlichen in den verschiedensten Gestalten und Gradationen, selbst im abstoßenden Dunkel, selbst im scheinbaren Nichts noch für möglich hält, ohne bei dieser tiefen, verzweigten Nachforschung die Krücke des letzten Modessystems als Zauberstab zu schwingen: dann wird die Behauptung oder richtiger gesprochen, die Vermuthung nicht befremden, es finde zwischen der antiken und modernen Poesie kein Gegensatz in der Strenge und Allgemeinheit Statt, wie man ihn hat durchführen wollen. Eine Verschiedenheit des Grundtons sey zwar nicht zu verkennen, und durch das Christenthum auch sehr wohl zu erklären, doch stöße ein reines und bewegliches Gemüth selbst hier noch auf einzelne Laute, die nur wegen der fremden Sprache eine verschiedene Weise verrathen. Betrachtet man das klassische Alterthum als bloße Schmelze, läßt man es nicht wieder an der Brust in seinen ursprünglichen Fluß zurückschmelzen, dann bleibt freylich nichts übrig, als das unterscheidende Merkmal, in die Fülle, den Glanz und die Gluth eines sinnlichen Lebens zu sehen, wie es häufig von Gelehrten und Ungelehrten geschehen ist. Mit dem Rahmen einer christlichen Ansicht darf sich die Meinung nicht schmücken, es ist der Gipfel hochmüthiger Irreligiosität, und das moderne Christenthum in der empörendsten Gestalt, einem ganzen — und welchem! — Weltalter die Weihe des Übersinnlichen, ja die Hülfe des allgegenwärtigen Gottes zu läugnen zu wollen. Hat man nicht an Plato gedacht, den hohen Vermittler zwischen zwey Zeiten? an Sophokles, der die Vorsehung unter der Hülle des Schicksals in frommer Begeisterung verherrlicht und dafür zum Lohne die Unsterblichkeit der Erde von den himmlischen Mächten davon getragen hat? Man sehe unter zahlreichen Belegen nur den Chorgesang in dem Könige Ödipus 895 — 905 und weiterhin. Weil wir die Schauer und die Seligkeit des Glaubens nicht empfinden bey den Weissagungen der Seher und Orakel, dem Umgange zwischen Göttern und Menschen, den Sagen der Vorwelt, den Gebräuchen heiliger Weihungen, den Lehren tiefer Mysterien, den Wundererscheinungen des durchbrechenden Naturgeistes: gelten darum diese Ergießung des Gemüths weniger, und sollte nicht gerade das Christenthum dazu dienen können den heiligen Sinn dieses kindlichen Vorspiels in der Gesamtentwicklung unsers Geschlechts aus höhern Gesichtspunkten zu beleuchten? Wo freylich die bloße Tradition über eine andere Tradition richten will, da muß geschehen, was sich bey diesem Streben immer wieder fast in denselben Worten und Wendungen wiederholt hat.

Einige Auktoritäten wird man erlauben in einer Zeit, wo fast jeder — lustig genug eine Auktorität seyn will. Jean Paul, den wir immer lieben werden, wenn wir es zu wissen glauben, warum Viele ihn nicht anerkennen mögen, hat später in seiner Vorrede mit gewohnter Freymüthigkeit den Irrthum zurückgenommen, zufolge dessen die romantische Poesie eben so gut und streng auch die christliche heißen darf. Er sagt darüber unter andern Folgendes: „Wer ist nun die Mutter dieser Romantik? — Allerdings nicht in jedem Lande und Jahrhunderte die christliche Religion, aber jede andere ist mit dieser Gottesmutter in Verwandtschaft. Zween romantische Gattungen ohne Christenthum, einander in Ausbildung wie in Klima fremd, sind die Indische und die der Edda.“

Selbst Friedrich Schlegel hat gelegentlich geäußert, es sey seine Absicht gewesen, Alarkos die Weise des Äschylos mit den Ideen der Romantik zu verschmelzen. Es ist leicht bey diesem Gegenstande den Anfang als das Ende zu finden. Für jetzt nur Dieses. Ganzliches Stillschweigen darüber schien nicht rathsam, denn obschon in jeder eigentlichen Recension von selbst das ästhetische System des Verfassers durchdringt, gleichsam eingewickelt darin liegt, wie ein werther Freund sagt, so nöthigten doch die gegebenen Umstände, um die Mißverständnisse zu erschweren, eine ausdrückliche Andeutung des Standpunkts ab.

Neigt sich der Dichter entschieden zum Antiken oder zum Romantischen?

Aus dem Vorhergehenden erhellt hinlänglich, daß eine haarspaltende Charakteristik des Antiken und Romantischen, die in jedem Falle als untrügliches Scheidemittel gilt

ten könnte, kaum zu hoffen steht, wofern die hingeworfenen Andeutungen nicht ganz das Ziel verfehlen. Der Referent wenigstens weiß keine Hülfe. Dessen ungeachtet läßt die erhobene Frage recht wohl eine Beantwortung zu, denn eigentlich ist jede Bezeichnung statthalt, oder am Ende doch gleichgültig, so fern sie in der öffentlichen Meinung, wie hier der Fall eintritt, ein stehendes Ansehen gewonnen hat, mag dasselbe auch vor einem tiefern Blick in Nichts verschwinden.

Was nun den Dichter des goldenen Blieſes betrifft, so erscheint dieser weder antik, noch romantisch. Den besten Beweis liefert seine Darstellung der Liebe, in deren Art und Weise man bekanntlich einen Hauptunterschied der beyden Gattungen der Poesie hat finden wollen. Vielleicht hat man den Alten im Punkte der Liebe aus dem einfachen Grunde zu vorsknehl die tiefere Regsamkeit abgesprochen, weil die ehrlichen Seelen überhaupt weniger im Gefühle der Befriedigung und im Genuſſe eines schönen, öffentlichen Lebens darüber laut wurden. Hektors Abschied von Andromache ist so rührend als irgend eine Familienscene der neuern Zeit; Helenens Schmerz, wenn sie dem Priamus ihren verlassenen Gemahl und die Führer der Hellenen unter Troja's Mauern zeigt und schildert, zeigt im Bewußtseyn der Schuld eine edle Reizbarkeit, und Ulyſſes vollends, der tapfere Dulder, gewinnt unter allen seinen Abentheuern, selbst in den Armen der Kalypso, dadurch ein gewisses patriarchalisches Ansehen, daß er nicht müde wird, der Heimath, seiner Gattinn und seinem Sohne aus der Ferne entgegen zu seufzen.) So viel im Vorbeygehen, um ausschweifende Begriffe abzuhalten.

Nackter, ungekünstelter Ausbruch der Empfindung, auch nach den angeführten Beyspielen ein charakteristischer Zug in der Liebe der Alten, besonders der Urzeit: wo ist in der ganzen vorstehenden Dichtung auch nur eine Spur davon? Jason bettelt im klagenden Sonnettenton um Liebe, und Medea spielt dazu mit folternder Langweiligkeit eine stumme Pantomime, wie in einem Ballette. Mit der Hypsypise auf Lemnos eitte der Sage nach Jason rüstiger zum Ziele und die Gefährten folgten ohne Zögern dem klassischen Beispiele; auch das schwakhafte Schiff hat Orpheus dem Argonauten die Grundlage eines Bundesvertrages verrathen, die zwischen dem Ankömmling und Medeen ohne ausgesponnene Unterhandlungen zu Stande gekommen war. Man sieht unserm Jason an, daß er sich nie bey Herkules seinem Genossen, der Krone der Helden, um die Töchter des Thestius erkundigt, auch nie etwas von dem räuberischen Liebesmuth der Götter und Heroen vernommen hat. Dabey vergißt er über der Sehnsucht nach einem Ruß, den er endlich davon trägt, so ziemlich ganz das goldene Blieſ, dessen Zurückbringung ihn, den Anführer und seine Genossen, hauptsächlich nach Kolchis gelockt hatte.

Ein plötzlicher Ausbruch der Liebe, hervorgebracht durch den ersten Anblick Jasons, hätte auch in so fern Medeens Leidenschaft mehr ein antikes Gepräge mitgetheilt, als dadurch auf die Unwiderstehlichkeit des dunkeln Schicksals schön und kräftig hingewiesen werden konnte. Die gewöhnliche Wahrscheinlichkeitsrechnung gilt hier nichts.

So wenig das Verhältniß der Liebenden im Sinne des Alterthums gehalten ist, so wenig zeigt sich auch ein romantischer Anflug darin. Nach erloschener Leidenschaft behandelt Jason Medeen mit der empörendsten Gefühllosigkeit. Als sie ihm das Liedchen singen will, das sie in einer unzuweckmäßigen, fast komischen Zwischenzene von Kreusen gelernt zu haben meint, wendet der Heros ihr den Rücken zu wie ein Barbar, und gern lachte er laut über die Verstosene, wenn er dazu eben so viel Wiß hätte, als vorher Lunge zu der schmelzenden Liebeserklärung. Auch mancher frühere Zug in den Argonauten, der Jason den Helden mahlen soll, steht mit den Grundsätzen des Ritterthums im Widerspruch. Es beleidigt z. B. das Gefühl, wenn Jason, der beim Einbruch in den Aufenthalt des Drachen Medeens Hülfe nicht entbehren kann, Gleichgültigkeit äußert, wenn sie ihr Leben in Gefahr setzt, um ihn von dem gefährlichen Unternehmen abzuhalten. Vermuthlich soll dieß den unbeweglichen Helden durch eine beliebte Überraschung darstellen. Dem Geiste des romantischen Ritterthums widerspricht der Einfall durchaus.

Zu No. 45.

Wie bey unserm Dichter die Einfachheit, die Größe, der Fortgang in der Anordnung fehlt, dieses unbestreitbare Kennzeichen des klassischen Alterthums, besonders des vollendeten Sophokles, so artet bey ihm auch die nöthige Originalität wunderbarer Begebenheiten, worin die Romantik der Neuern vorzugsweise herrschen soll, in das Uebertheuerliche aus. Der Hauptfizz der Verwirrung ist in den Argonauten. Man setzt sich bey dem Anblick der chaotischen Ereignisse der Gefahr eines Schwindels aus. Von der gepriesenen griechischen Klarheit wird auch nicht der Schatten einer Spur offenbar.

Das Romantische besteht dafür zur Entschädigung in dem Lichte eines Zauberthums, das den einzelnen vorangegangenen Jason bey seiner Ankunft auf kolkhischem Boden als Wegweiser zu Medeen führt. Aus dieser unheimlichen Werkstatt kommt sie mit einem Zaubergefäß im Arme hervor, das sie überhaupt so oft als möglich nutzlos umher schleppt, und Jason eilt mit geschwungenem Schwerte die Stufen der Wendeltreppe herunter ihr nach. Ließ sich die Macht des Zauberbanns der Phantasie nicht besser hinter einem Schleyer zeigen, als vor einem Zerrspiegel, der nur Fragen zurückwirft? Es ist ungefähr, wie wenn der Tonseher einer Oper uns die Musik Amphions vormachen wollte, wodurch dieser die Steine zu den Mauern von Theben zusammenfügte. Wie natürlicher und wirksamer bliebe es immer, Medeen zwischen die Felsengipfel eines Gebirgs, umgeben von stygischen Wasserfluthen und wunderseftamer Beleuchtung, in die schauervolle Beschwörung der Natur versenkt zu zeigen und die Wirkungen der geheimnißvollen Zwiesprache lieber ahnen zu lassen, als den Zauberapparat wie Handwerksgeräth dem entweichenden Blicke zudringlich Preis zu geben. Die sichtbare Zauberkunst des Drachen, worin er unter stetem Zungenspiel das goldene Bließ umkreist, hat nicht die tragische Muse, sondern die Fee eines Ammenmärchens erfunden. Das Geschrey von innen und außen, dort von dem eingeschlossenen Jason, hier von der erwartungsvollen Medea, erschüttert nicht tragisch.

Die Art und Weise, wie eine Dichtung das unmittelbar Göttliche als Seele der Welt zu enthüllen strebt, kann ganz besonders zu einem Vergleichungspunkt zwischen dem Antiken und Romantischen dienen. Hier wird nicht sowohl offenbar, was, sondern wie der Dichter glaubt. Die Lehre des Systems, die Überlieferung der Mythologie hilft da allein nichts, wo Alles auf lebendige Wiedergeburt, auf gleichförmige ursprüngliche Produktivität der Kräfte ankommt, durch welche verschiedene Geschlechter ihre verschiedenen Epochen bezeichnet haben. Kaum läßt sich mit einer hinlänglichen Bestimmtheit darüber reden. Denn wer will Anschauungen in eine Klassifikation, Gefühle in ein System und beyde in den ersten Zusammenhang zurück zwingen, durch den sie einzig nur für den Dichter vorhanden sind?

Die Anwendung des Gesagten wird schwierig, weil sie ohne genaue Belege und Beziehungen leicht den Verdacht der Annäherung erregt, und die Entbehrung der Handschrift die nöthigen Mittheilungen unmöglich macht, wenn selbst hier der Ort dazu seyn könnte.

Mit Einsicht und Geschmack hat der Dichter den Hebel der Götterererscheinungen streng beseitigt, wodurch die Theilnahme offenbar gehindert worden wäre. Das verdient Lob. Nirgend aber bricht die Empfindung, der Glaube, die Phantasie durch, denen die Götter der Alten ihr Daseyn verdanken, und dieser Mangel an poetischer Restaurationskraft ist es vor allen Dingen, der den Vorwurf des Unantiken zu begründen scheint. Die Einmischung des fremden Gottes Peronto, der Delphi und Kolchis durch das Wunder seiner Erscheinung und seines Dienstes vermitteln soll, dünkt uns nicht rein griechisch, sie schmeckt nach Vermischung und paßt auf keinen Fall für jene frühe Epoche. Wie das Orakel zu Delphi in die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Griechen einen stillen, heilsamen Zusammenhang brachte, und auch wohl zum Theil mit sinnreicher Anspielung auf diesen wohlthätigen Einfluß als Mittelpunkt der bekannten Erdoberfläche bezeichnet wurde; so sollte, wie uns dünkt, auch die Herrschaft über den poetischen Stoff ganz vorzüglich in ungetrübter Klarheit von dort ausgehen und dahin auch wieder mit befriedigender Auflösung zurückkehren. Iphigenia auf Tauris als Priesterin der Diana spricht nicht gegen, sondern für diese Meinung; denn außerdem, daß ihr Aufenthalt in der Fremde durch Götterschutz bestimmt ist,

so schwimmt auch gleichsam das Vaterland über das trennende Meer den ersten schönen Seufzern der Sehnsucht entgegen, und die Leser oder Zuschauer athmen auch im Lande der Barbaren mit der geweihten Jungfrau griechische Luft. Die Anfangsworte Iphigeniens enthalten in religiöser Beziehung gerade, was unserm Dichter fehlt, die stete unmittelbare Berührung mit dem heimischen Urquell des Glaubens. Eher noch konnte ein griechischer Tragöde in der religiösen Erregung scheinbar enthaltsam seyn, als ein Neuerer, der mit ihm denselben Weg gehen will, weil jenem schon die Anrufung eines Gottes, der Anblick des geliebten Landes, die Gemeinschaft mit seinem Volke, die Heiligkeit der Überlieferung, der Zauber der Sprache alles in der Gestalt eines vorgefundenen Gutes lieferte, was dieser nur durch tiefes Eindringen in die Wurzel des dichterischen Glaubens wieder ins Leben der Phantasie und des Gemüths für einige kostbare Augenblicke der Täuschung einführen kann. Die Hinweisung auf Goethe diene nur als deutliche Bezeichnung des Vermissten.

Man sollte glauben, der Dichter werde vielleicht als Romantiker in dem herkömmlichen Sinne des Wortes den Mangel der religiösen Griechheit ersetzt haben; allein auch davon gibt er kaum einen schwachen Schein, da das, was so aussehen könnte, nur in der Oper seinen rechten Platz hat. Medeens Macht über die Kräfte der Natur ließ unstreitig eine sehr romantische Darstellung zu, denn der christliche Aberglaube hat, wenn auch auf einem andern Wege, den Wahn der Zauberey gleichfalls in seinen Kreis gezogen. Was ist nun mit diesem außerordentlichen Hülfsmittel Neues und Besonderes geleistet worden? Erscheint Medea durch ihren angeblichen Enthusiasmus auf irgend eine Weise potengirt? Verräth ihre Sprache auch nur die geringste Ähnlichkeit mit jenem dithyrambischen Schwunge der Phantasie, den wir gewohnt sind bey diesem orgiastischen Dienst der Natur vorauszusetzen? Zeigen sich Einwirkungen der Exaltation in den Personen der Umgebung? Das immer wiederkehrende Bitten um die Hülfe des Zaubers, der ohnehin nie zur rechten Zeit kommt, wird man hoffentlich nicht anführen. Glänzt endlich der Schauplatz der Handlung im wunderbaren Zwielicht, finden wir durch kühne Erfindung irgend eins von den magischen Zeichen eingedrückt, womit ein erfinderischer Geist sein Daseyn beurkundet? Und die Argonauten, die durch ihre Landung, Sehnsucht, Abenteuer, Lage, Verschiedenheit von den Barbaren, zu einem vollständigen Bilde des heroischen Ritterthums einladen: welsch ein Zug ihrer Natur und ihres Daseyns ist auch nur von fern romantisch zu nennen?

Die Gegenwart der Poesie, die bey den wirklichen Argonauten Orpheus darstellt, fehlt ganz. Der Verfasser machte es indessen doch besser, als Jener, der Minnesänger dichtete, die den Mund nicht öffneten. Wollte man auch die Abwesenheit der Person nicht nur des Orpheus, sondern auch des Herkules aus scenischen Gründen entschuldigen, so müßten doch die Geister derselben als hohe Schatten in den Taumel des frohbewegten Lebens hineinfallen. Wie sinnig ist in der Erzählung der Alten die Entfernung des Herkules durch das Suchen des Hylas! Wie schön der Besuch bey Chiron, dem alten Pfleger des göttergleichen Achilleus! Wie großartig das erste Begegnen der Argonauten und des Königs Aietes nach dem schon mehrmahls' angeführten Schriftsteller, obgleich auch er nicht mehr die Kraft hatte, mit homerischem Geiste das Ganze zu gestalten! Wie prachtwoll bey eben diesem die Schilderung der königlichen Burg! Es ist nicht die Meinung, der Dichter habe dergleichen und Andres so viel als möglich wiederholen sollen, sondern man behauptet nur, daß derjenige, der solche Züge nicht durch andere ersetzt, keinen Beweis seines romantischen Talents geliefert hat.

Es kann noch gefragt werden, ob der Dichter nach der in Frage stehenden Arbeit nicht etwa in einer glücklichen Mitte zwischen dem Antiken und Romantischen stehe. Die genugthuende Beantwortung dieses Punktes setzt ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen den Lesern und dem Berichterstatter voraus, zu dessen Annahme den Lezten Nichts berechtigt, am wenigsten seine eigene Einsicht. Indessen will er einzelne Gedanken deshalb nicht unterdrücken. Poetische Mischlinge — das Wort ist edel und wird hier ernsthaft genommen — kann es sehr wohl geben, ohne daß man deshalb das Verwerfungsurtheil über sie sprechen dürfte. Freylich behauptete die reine Gattung den Vorrang, da sie die größere Einheit und Kraft der Weltanschauung für sich hat; doch mag

man auch der Verbindung des Verschiedenartigen den untergeordneten Namen einer Spielart füglich gönnen, wäre es auch bloß um die Auffrischung des Geistes zu erleichtern, wenn die alten Urquellen zu versiegen drohen. Es läßt sich sogar vermuthen, die Zukunft werde der Freude der Menschheit noch manchen Dichter schenken, der im Äquator schwebend die beyden Pole der Poesie zu überschauen und mit den Flügeln des Genius zu umspannen vermöge. Die Ästhetik erhält, wie die Weltgeschichte, immer neue Zusätze. Eine bestimmte Vorhersagung darüber könnte selbst nur ein Gedicht seyn, eben so der bestimmte Widerspruch. Die Möglichkeit gemischter Elemente läßt sich übrigens den Zweiflern aus der Geschichte der Kunst und Literatur mit dem Vorgange glänzender Geister unumstößlich beweisen.

(Der Schluß folgt.)

Weigl's herrliche Oper: Baals Sturz, wurde zur herzinnigen Freude aller Verehrer wahrer Kunst am 6. April wieder aufgeführt und ein gewähltes Auditorium fand sich ein, die Schönheiten dieses Werkes nach so langer Entbehrung wieder zu genießen. Die Aufführung war präzis und kunstreich; unser Vogl entwickelte als Doniel die ganze Lieblichkeit seiner klangreichen Stimme und stellte ein klassisches Muster sowohl im deklamatorischen Gesange als in der Plastik der Darstellung auf. Das Orchester zeichnete sich aus. Hr. Weigl wurde nach dem ersten, Hr. Vogl nach dem zweyten Akte gerufen und beyde erschienen zusammen am Schlusse, um den verdienten Dank der ergriffenen Zuschauer zu empfangen.

Großes Oratorium.

Das Leiden unsers Herrn Jesus Christus.

Von Joseph Weigl.

Dieses ausgezeichnete Werk, welches zu den vorzüglichsten Kompositionen der neuen Zeit zu zählen ist, wurde vor kurzem von der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats mit entschiedenem Beyfall aufgeführt, aber nur von einem kleinen Publikum gehört. Der Wunsch, daß eine abermalige Aufführung Statt haben möge, wurde allgemein geäußert. Mit hoher Bewilligung wird daher diese Aufführung den 17. April, Abends um 7 Uhr, im k. k. Redoutensaale Statt haben.

Die Einnahme ist zur Fortführung des vaterländischen Konservatoriums der Musik bestimmt. — Die Eintrittskarten sind vom 14. April an in der Gesellschaftskanzley im Gundelhof am Bauernmarkt Nr. 627, 3. Stiege 2. Stock, und am Tage der Vorstellung an der Kasse zu haben. Der Text kostet 24 kr.

Der Eintrittspreis ist auf der Galerie 4 fl., im Parterre 2 fl. W. W.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia nigricans. Aus Neuholland.

Amaryllis reginae. Königliche Amaryllis. Von den Caraisischen Inseln.

Gnidia simplex. Einfache Gnidie. Vom Kap.

Hakea oleifolia. Aus Neuholland.

Helicteris jamaicensis. Westindischer Schraubenbaum. Am Meeresstrande, von Jamaica.

Justicia microphylla. Kleinslätrige Justicie. Von St. Crux.

Malpighia tuberculata. Warzige Malpighie. Von Caracas.

Sideroxylum mastichodendron. Aus Westindien.

Westeringia rosmariniformis. Rosmarinartige Westeringie. Aus Neuholland.

Linum trigynum. Drennstieliger Flachs. Aus Ostindien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theata und Mode.

Dinſtag, den 17. April 1821.

46

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertheils um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertheils um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey W. Strauß (Bureau des öſterreichiſchen Beobachters) in der Dorotheergaſſe Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. l. Poſtämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Trendler und v. Manſtein wird dieſe Zeitschrift in Monachsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Der Räthſel-Abend.

Von Peregrin.

(Fortſetzung.)

Der Kapellmeiſter dankte unterthänig und wandte ſich zu den beyden Komteſſen. „Nun meine ſchönen Schülerinnen, die Reihe iſt an Ihnen.“

Die Braut begann:

„Der Zeichen ſieben, — die auf Einheit deuten,

Doch ohne Farbenwechſel nie zu ſehn,

Der Männer Vorrecht ſchon ſeit alten Zeiten,

Womit ſie oft ſich übermäßig bläh'n

Und meinen, ſey's im Gehen oder Reiten,

Dadurch im Kampf als Sieger zu beſtehn:

Zumahl, wenn's gilt, die Frauen zu gewinnen,

Die thöricht mehr aufs Herz von außen ſehn, als innen.

Das dritte Zeichen weg, und umgeſtaltet

Iſt völlig das gebietheriſche Wort;

Der Gluth-Effekt der bunten Pracht erkaltet,

Der erſte Keim des Wohlgefallens dorrt.

Doch wenn ein innrer Adel ſich entfaltet,

Ehrt's nichts, — iſt auch das dritte Zeichen fort —

Und in der Ehe fährt man beſſer mit den ſechſen,

Als wenn man ſich vom Reiz der ſieben ließ behexen.“

„Ich will mein kurzes Räthſel zur Zugabe herſagen,“ ſiel die jüngere Komteſſe ein:

„Ich hab' es nicht, ich mag es nicht,

Wir haben's nicht und mögen's kein's,

Doch hätt' es ein's, ſo fehlt ihm ein's,

Und Reichen ſchadt's nicht, wie man ſpricht:

Doch gält es einer Welt Gewinn,

Man gab' es darum doch nicht hin.“

Es wurde hin und her gesonnen, zumahl über das letzte, da nahm Fräulein Angelika das Wort und wies auf den mit dem Tokayer hereinkommenden einäugigen Johann.

„Die eine Auflösung kommt zur Thür herein; man sagt im Sprichwort, was schadet dem Reichen ein Auge? aber biethen Sie dem Johann für sein einziges Auge Millionen, er gibt's nicht her. Dieses Räthsel macht Ihrer Alterthumskenntniß Ehre, denn es wurde schon vom weisen Solon am Hofe des Krösus aufgegeben. Die andere Auflösung sitzt am Tische. Dort sitzt der Hr. Rittmeister in Uniform, und der Hr. Doktor, der schon so manche bloße lieblose Wahrheit verkündet hat, mag mir es nicht übel nehmen, wenn ich ihn bey seiner Korpulenz eine leibhaftige Uniform nenne.“

Doktor. „Das weiß ich ohne Spiegel, mein Fräulein! so gewiß, als daß die schöne Komtesse mit den Sieben wohl fahren, mein Sechsgespann aber mich Hagestolz durch die Welt bringen wird.“

Rittmeister. „Fahren Sie hin, und werfen nicht um an der Klippe des ehelosen Alters. Doch à propos, weil wir eben vom Fahren mit Sechsen und Sieben reden: Bürger und Bauern fahren mit Zweyen, der Edelmann mit Viereen, der Fürst mit Sechsen, wer fährt mit Sieben? — Das ist meine Räthselfrage.“

Fräulein Angelika. Der Siebmacher — doch mit dieser Kleinigkeit kommen Sie nicht los, Hr. Rittmeister!“

Rittmeister. „Meine Sache ist's nicht Verse und Rähsel zu machen, und auch zum Lösen habe ich nichts als Alexanders Susarenhieb in den gordischen Knoten. Nehmen Sie daher mit einer Anekdote vorlieb!“

„Sie wissen, mein Regiment stand anno 1815 bey der Occupations-Armee im Elsaß, und glauben mir, daß, nachdem wir occupirt hatten, auch manche reizende Französin das Vergeltungsrecht übte. Wir alle bey dem Regiment hatten unsere Liebhaften, indessen, da bekanntlich die französischen Jungfrauen die Liebe sehr ernsthaft nehmen, so blieb alles in den Grenzen der Chevalerie und dabey unser Humor ungetrübt. Eine Ausnahme bey unserm Offizierkorps machte der Lieutenant W. gerade der fidelste unter seinen Kameraden. Eine Gastwirthstochter in Straßburg, ein sehr schönes, aber nicht im besten Rufe stehendes Mädchen, hatte ihn mit so schwärmerischer Leidenschaft entzündet, daß er auf einmahl wie ausgetauscht war. Er, sonst der allgemeine Lustigmacher, saß jetzt stumm und trübsinnig im Winkel und zehrte sichtlich ab, ja ich zweifle, daß wir ihn lebendig mit herausgebracht hätten, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Befehl zum Abmarsch gekommen wäre, denn das listige Mädchen mißhandelte ihn mit der abgefäumten Koketterie; doch es mußte geschieden seyn, und des armen Liebhabers Schmerz und Trübsinn stiegen aufs höchste. Wir Kameraden, die wir ihn alle herzlich lieb hatten, nahmen uns der Sache an, und suchten ihm die Grillen zu vertreiben, aber alles war umsonst. Endlich an einem schönen Morgen, wo wir eben am Rhein hinritten, es war in der Gegend von Philippsburg und ist mir auch, als wenn ich's heute sähe, — ritt er seitwärts allein auf dem Rheindamme, schnitt ein Jammergezicht ärger als das andere und küßte oft unter hörbaren Seufzern einen goldenen Bergismeinicht-Ring, welchen ihm die Geliebte bey dem Abschied verehrt hatte. Unser Adjutant, der so brave, als im Punkt

der Liebe flatterhafte und doch glückliche Ez. Konnte das nicht länger mit ansehen, ritt hinüber zu dem Träumenden und nahm ihn mit den Worten: „Pfui! Schäm dich Kamerad, daß du dein Herz an ein solches Mädchen gehängt hast! auf mein Ehrenwort! sie verdient's nicht,“ auf die Seite, zeigte ihm Brieffschaften und redete ihm lange in's Gewissen.

Die lange Konferenz endete damit, daß der Ritter von der traurigen Gestalt seinem Freunde um den Hals fiel, dann den Ring vom Finger zog, ihn in den Rhein schleuderte — und mit dem frohen Zuruf:

„Juhe Kameraden! es ist alles vorbey! nun bin ich wieder Guer!“ auf uns zugesprengt kam. Wir empfingen unsern Freund jubelnd, wie einen vom Tode Erstandenen, und er war ganz wieder der Alte; ja schien sich in Pöffen und Schnurren selbst zu übertreffen. Fröhlich rückten wir in's Quartier, es war im Dorf unweit Mannheim, und das sämtliche junge Offizierkorps feyerte die Wiedergeburt des lustigen Kameraden durch einen Schmaus im Gasthose. Er mußte wie sonst das Amt des Tranchirens vornehmen, und wir waren eben im vollen Klingklang der Tafelfreude, als ein mächtig großer schön blaugesottener Rheinkarpfen ihm zum Zerlegen vorgesezt wurde. „Kameraden!“ hub er an, „wenn der Fisch zum zweyten Mahle schwimmen soll, so wird's mancher Bouteille den Hals kosten,“ und schnitt rasch in den Fisch hinein und — denken Sie! — was fand er beym ersten Schnitt? —

Alle. „Den Ring.“

„Nein! nein!“ sagte der Rittmeister ganz trocken und strich sich den Knebelbart — „Gräten.“

Allgemeines Gelächter über die allgemeine Täuschung erfolgte, und die Braut gab dem leichtfertigen Erzähler einen noch leichteren Backenstreich.

Gräfin n. „Gut gelöst in Prosa, — doch ich will mein Pensum poetisch abweisen und zwar in einer hoffentlich schulgerechten Charade.

Drey Syb en sind's: und deren erste deutet
Vollkommenheit, oft Überfülle an,

Und was der Sonne Flammenmeer umschreitet,

Lenkt so, doch etwas länglich, seine Bahn;

Denn wo die Kraft im Mittelpunkte leitet,

Sie stoße ab, sie zieh' an sich heran,

Da wird's Gesetz, doch nimmer aufzulösen

Ist's mit der Zahl in viereckigen Größen.

Verzeiht der Prosa! — denn die letzten beyden

Bergüten's euch durch schöne Poesie:

Sie sind es, welche Christen wie den Heiden

Zur Sprache des Gefühls der Himmel lieh:

Im hohen Jubelrausch, im tiefften Leiden

Bewahren sie die Macht der Harmonie,

Die herrscht im ew'gen Wirbeltanz der Sphären

Und da, wo Heimchen zirpen zwischen Ähren.

Auf einer Leiter mit gemessnen Stufen

Erheben sie in's Heiligthum der Kunst

Die Wissenden — und wer dazu berufen,

Der rühme sich des Himmels hoher Gunst:

Doch was Natur und Kunst im Einklang schufen,

Von Stümpfern wird's, vom Pöbel oft verhungt,

Und was empor dort trägt auf Engelschwingen,

Scheint aus den Höllen hier hervor zu dringen.

Allein, wenn sie (ich wünsch' es eben heute)
 Natur und Kunst zum schönen Ganzen eint,
 Webt inniger ihr Band die Tafelfreude
 Um uns, die ihres Festes Strahl bescheint:
 Wohl! beginnt ihr frohen Lebeleute!
 So rein und gut, als ihr's von Herzen meint!
 Und weis's den Schluß des Mahles soll bedeuten,
 Laßt uns dazu mit den Pokalen läuten.

Fräulein Angelika. „Mein Hr. Nachbar ist, wie ich höre, ein Dichter, und könnte die Auflösung in der Tasche haben.“

Dichter. „So ist es auch. Hier, gnädige Gräfinn! mein neuester Kundgesang — Allerguten Dinge drey!“

Gräfinn. „Schön! das traute ich Ihnen zu, Ihr Sang soll unsere Tafelfreude schließen. Doch es gibt noch Rückstände — die Baroninn, unser liebenswürdiges kluges Mädchen aus der Fremde — und der Doktor.“

Doktor. Ich will's kurz voraus machen, damit die beyden Damen weiten Spielraum gewinnen.

Es zog ein Schäflein über den Steg
 Im dürrn Tannenwald,
 Da strich ein Klepper drüber hinweg,
 Da schrie das Schäflein auf dem Steg,
 Daß laut der Wald erschalle’.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Schluß der vorläufigen Andeutungen über das goldene Bließ von Fr. Grillparzer.

Es kann in Beziehung auf die im letzten Blatte zugestandenem Mischungsverhältnisse der antiken und romantischen Poesie gefragt werden, ob die tragische Muse des Dichters von der Seite bis jetzt eine bestimmte Neigung entwickelt habe. Die Schwierigkeit der Entscheidung zeigt sich sogar in der Schwierigkeit des angemessenen Ausdrucks. Denn die Erlaubniß einer Mischung berechtigt keinesweges zu der bequemen Freiheit, zwischen dem Antiken und Romantischen in der Mitte zu stehen, so zwar, daß der Dichter die eine Hälfte seines Stoffes aus dieser und die andere aus jener Gegend hernimmt und auf gut Glück zusammenmengt. Es kommt vielmehr auf eine ähnliche Verbindung an, wie in einer zusammengesetzten Lustart oder Erzmasse, die in jedem Theile ihrer Materie das Verschiedenartige nach gesetzlichem Maße enthält.

Eine voreilige Entscheidung wird am besten vermieden durch die bloße Berührung einiger eingreifenden Punkte in Form der Frage. Zeigt die Bildung des Dichters eine so feste Gleichartigkeit, daß man von einer bestimmten Richtung reden kann, nach welcher er den zweyfachen poetischen Stoff sich aneignet? Oder findet noch ein Kampf, eine Gährung, kurz irgend eine Disharmonie Statt, die den Blick auf das wahre dichterische Lebensprinzip erschwert? Oder tritt eine charakteristische Tendenz hervor, wie z. B. Ovid seine poetische Willenskraft offen ausspricht? Oder gibt die herrschende Macht gewisser Ideen einen Maßstab an, und ist eine Lieblingsfarbe darin? Oder, da kein Muster der Nachahmung vorschwebt, deutet die zunehmende Disciplin des Geschmacks für die Zukunft auf einen besondern Styl hin? Dieß und Ähnliches beantwortet sich ein Jeder am besten selbst, wie denn auch wir einen solchen stillen Versuch gewagt haben.

Wie steht es mit der künstlerischen Konstruktion des Ganzen?

Diese Frage erlaubt eine kurze und bestimmte Antwort. Jedes der drei Trauerspiele muß für sich ein Interesse erregen und befriedigen, von welchen Grundsätzen das Urtheil auch immer ausgehe. Nach Aristoteles, dessen Entscheidung weder zu hoch noch zu tief angeschlagen werden darf, gehört bekanntlich vor allen Dingen zu einer Tragödie eine vollständige Handlung. Eine solche kann nicht ohne Anfang, Mitte und Ende gedacht werden. Nichts ist hier wichtiger, als die mechanische Anhäufung von der dynamischen Fülle zu unterscheiden, die einen ganz andern Maßstab verlangt, als jene. In Gemäßheit dieser Grundsätze gibt es unter den drei Trauerspielen kein einziges, das seinem innern Wesen nach diesen Rahmen verdiente. Wo ist in jedem einzelnen der Anfang, die Mitte und das Ende? Oder, wenn jemand lieber sprechen hört von der tragischen Erregung, als dem wohlgeordneten Bau des Dargebotenen, obschon eins das andere bedingt, und jedes nur in verschiedenen Ausdrücken dasselbe bezeichnet: wo wird das Gemüth im innern Streit, wie die tragische Person im äußern Kampf, fortwährend so zweckmäßig beschäftigt, daß der Dualismus der vorgestellten Handlung und der anschauenden Seele sich zuletzt in eine hohe Einheit auflöse, worin nach unserer Meinung die aristotelische Reinigung der Leidenschaften besteht? Man verzeihe die Allgemeinheit der Wendungen, sie ist nicht unabsichtlich. Wer daran einen Anstoß findet, mag dieselbe in die bekannte Formel der Furcht und des Mitleids umsetzen, denn über Worte, zumahl diese, wollen wir nicht streiten.

In der Medea ist freylich sogar das Unnatürlichste aufgebothen, um sie recht mitleidswürth darzustellen; aber die Wirkung ihrer entsetzlichen That bleibt dennoch als Widerhaken im Herzen stecken. Je gewaltsamer die Spannung in der Scene des Kindermordes bis zur furchtbarsten Höhe getrieben wurde, desto mehr mußte deshalb der Dichter, was er nicht gethan hat, kraftvoll beruhigend schließen. Euripides hat sich gleicher, ja noch größerer Schuld theilhaftig gemacht, indem er seine Medea mit dem schlecht eingefügten Aigeus diplomatisch über die Sicherheit ihres künftigen Aufenthalts in Athen unterhandeln läßt. Unsere Medea wandert nach Delphi, um dort ihre schweren Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Bey dem irdischen Sinn der ganzen Dichtung wirkt dieser religiöse Akt wenig. Der Schluß des Euripides sollte wahrscheinlich die Gastfreundschaft der eiteln Athener ins Licht setzen. Im Chorgesänge werden sie auch im Rahmen der Erchtiden begrüßt. Dem Euripides sieht so etwas ganz gleich. Besser hat Klinger geschlossen, der mit richtigem Gefühle seiner ersten Medea in Korinth eine zweyte auf dem Kaukasus folgen ließ. Schade, daß dieser kräftige Geist im Verfolge das Ziel verfehlte durch die breite Behandlung seines alten Lieblingshema's. Wie unnatürlich das gräßliche Philosophem besonders in einer antiken Tragödie wirken muß, liegt am Tage. Der Dichter ergeht sich nämlich daran, bey jeder Gelegenheit recht scharfsinnig zu zeigen, wie der Erfolg des Bösen schon durch den Entschluß zum Guten mitgesetzt sey.

Goethe sagt: „Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Darum ist es hoffentlich erlaubt, rückwärts auf die Argonauten zu kommen. Die Helden selbst machen schon Miene, nachdem sie kaum gelandet sind, rückwärts das goldene Vlies zu suchen; wie viel mehr steht einem friedlichen Berichterstatter eine retrograde Bewegung frey. Er braucht deshalb keinesweges die Offensive aufzugeben. Argonauten kann man das zweyte Trauerspiel gar nicht nennen, denn die Helden dienen dem Schiffe bloß als Ballast. Die rechten Argonauten sollten nach unserer Meinung gleich in der ersten Scene den Schauplatz füllen, wie der siegesfrohe Zeus des Phidias den Tempel zu Elis. Jubelnde Freude über das Vergangene, stolze Kraft mitten in der Gefahr, heroisches, einmüthiges, frommes, vaterländisches Verlangen nach dem goldenen Vliese, als dem strahlenden Ziele des Unternehmens, fände darauf keinen unschicklichen Platz, wenigstens einen bessern, als der Wirrwarr des schmachttenden Jason. Der Untergang des Absyrtus ist eben so wenig tragisch, als eine beliebige Nachricht im Todtenzettel irgend einer Zeitung. Doch verdient der Dichter immer Dank, daß

er sein Opfer schneller zur Welt hinausgeschafft hat, als mancher Arzt. Er ist in Argonauten weit unter sich selbst geblieben, dieses Urtheil reicht im Allgemeinen hin.

Ähnliches, obschon in etwas geringerm Masse, gilt vom Gastfreunde, dem ersten Träuerspieler, das die Ankunft und die Ermordung des Phryrus durch Aietes, König der Kolcher darstellt. Das Trautngesicht des Phryrus im Tempel zu Delphi ist die Handlung nicht klar und kräftig genug an. Hier galt es, die Vereinigung aller göttlichen Hülfsmächte auf den einen und ersten Punkt zu lenken, von dem der fortgesetzte Schwung des Ganzen ausgeht. Weil der Zuschauer nicht stark genug orientirt ist, nimmt er auch keinen rechten Antheil an dem Fortgange der Sache, und betrachtet zuletzt den Tod des Phryrus, wie jede andere Zufälligkeit. Der wiederkehrende Ungestüm, welchem der Letztere kurz vor seinem Ende immer wieder von neuem dem Aietes das goldene Blietz als Anterpfand des rächerischen Fluchs aufzudringen sucht, ist mehr theatralischer als dramatischer Wirkung. Endlich kommt es unnatürlich heraus, daß Aietes, der sonst nicht gar schlagfertig erscheint, vor der Wirkung des ausgesprochenen Fluchs so besonders schaudert, und dann doch den furchtbaren Verkündiger desselben herbeibringt; abgesehen von der Frage, ob auch einem Fürsten der ungasstlichen, raubsüchtigen Kolcher eine so rege Scheu vor der Macht des drohenden Schicksals in der Person eines Fremdlings beygelegt werden dürfe. Diese offene Empfänglichkeit des Aietes, für einen Barbaren auf jeden Fall zu weit geht, könnte dagegen manchem hochchristlichen Recensenten gute Dienste leisten.

Woher mögen nun die angegebenen Unvollkommenheiten der tragischen Organisation rühren? Dem größten Theile nach, wo nicht ganz, ohne Zweifel aus dem Mangel einer gestaltenden Idee. Das Schicksal erscheint zwar an mehreren Stellen, wo der Vorspiegelung des goldenen Bliesses vermittelt eines Traumes auf den Schwur des fremden Gottes Peronto, womit die Dichtung anfängt; ferner in dem ausgesprochenen Fluche des sterbenden Phryrus zum Schlusse der ersten Abtheilung; dann in dem Auftrage des Jason von Seiten des delphischen Orakels, das verlorne verhängnißreiche Kleinod, eine Art von Palladium aus Kolchis nach dem Heiligthume Apolls zurückzubringen; endlich in der wirklichen Vollziehung dieses Befehls durch Medea, indem sie die Schuld abzubüßen wünscht. Allein diese einzelnen Züge treten überall viel zu schwach hervor, sind nicht genugsam vorbereitet und ermangeln eines lebendigen Zusammenhangs. Der Dichter möchte gern vom Baume des Schicksals poetische Früchte brechen, ohne das exotische Gewächs auf seinem Grund und Boden auch nur zu dulden, geschweige denn zu pflegen. Ob er darin mehr dem Geschmack des Publikums oder seiner eigenen Neigung gefolgt ist, bleibt billig dahingestellt; vielleicht findet Beides Statt. Es kommt bey dem Verfahren, das Schicksal aus dem öffentlichen Verkehr des Lebens zu verweisen und heimlich doch wieder zur Hinterthür hereinzulassen, keine große tragische Verkettung im Sinne der Alten zu Stande. So fehlt der Schleuder des Fluchs die Kraft, weil die Macht, die ihn vollziehen soll, im Schatten steht *). So verliert er

*) Der sonst unpartheyische Recensent des goldenen Bliesses im Sammler thut dem Dichter Unrecht mit der Behauptung, der Fluch sey nicht antik, vielmehr romantisch und ein Ausfluß der Bücher des alten Testaments. Die preces Thyestes sind bekannt genug. Auch fehlt es nicht an Belegen in der Elektra des Sophokles und dem Orest des Euripides. Endlich ist auch in der Geschichte der Kylonischen Unruhen die Verführung der Alkmaoniden, in die selbst das politische Leben des Perikles verwickelt wurde, überflüssig beweisend.

In den Ansichten des Referenten über die Schicksalsidee ist seit der Zeit, wo er sie öffentlich auszusprechen versuchte, keine Veränderung vorgegangen. Auch kann er darüber für sich Stimmen anführen, deren Ansehen jede Vergleichung verbietet mit der Schwäche der in den hiesigen Blättern lautgewordenen Gegner. Der denkende Schelling hat im System des transcendentalen Idealismus die Nothwendigkeit dreier Perioden der Geschichte, die der Natur, des Schicksals und der Vorsehung nachgewiesen. Anderswo sagt er bestimmt: „Auch das Schicksal ist Vorsehung, aber im Realen erkannt, wie die Vorsehung auch Schicksal ist, aber im Idealen angeschaut.“ Ähnlich, nur populärer, äußert sich auch N. W. Schlegel in seiner Vergleichung zwischen der Phädra des Raine und Euripides, wo er gleich auf's Bestimmteste die Verträglichkeit der Schicksalsidee mit dem Christenthum zum Behufe tragischer Darstellung ausdrückt. Damit stimmt auch die

die Anrufung oder die Bezeichnung der rächenden Geister ihre erschütternde Bedeutung, weil die eiserne Burg nicht vom Grund aus miterbebt, in welchem die Töchter der Nacht hausen. Die Dichter des Alterthums konnten in diesem Theile der Darstellung sparsamer seyn, als ein Neuerer, der denselben Gegenstand behandelt. Dieser muß den Glauben erst künstlich zubereiten, den jene schon vorfanden. Der Opferdampf des Schicksals schwängerte, so zu sagen, im Alterthum ganz von selbst die poetische Atmosphäre. Welche ungeheure Gewalt lag nicht allein im Chore, wenn er als Dolmetscher der dunkeln Herrscher auftrat!

Das Walten irgend einer Nothwendigkeit, gleichviel von welcher Seite sie eintritt, ist der Tragödie unerläßlich. Bald liegt diese Nothwendigkeit — subjektiver Zwang *) — in der Stärke der Leidenschaft, bald in dem Drange und der Verwicklung der Umstände, bald in der Macht des angeborenen Sinnes, der erworbenen Überzeugung, des volksmäßigen oder eigenthümlichen Wahns, wobey sich von selbst versteht, daß jedes der Art einzeln oder verbunden mit der Masse der Hindernisse kämpfen kann.

Wo greift nun in jedem einzelnen Theile des goldenen Bließes die beschriebene Nothwendigkeit durch, die geistig angeschaut auch Idee heißen darf, wenn man die Forderung selbst ohne alle Rücksicht auf den Geist des Alterthums selbst stellt? Ist im *Gasfrende* ein übermächtiger, unaufhaltsamer Zug, eine pulsirende, auf einen Punkt unwidertreiblich hinwirkende Kraft? Tritt in den Argonauten eine bestimmte Richtung hervor, in welcher das Gewicht der tragischen Masse nach den Gesetzen der Schwere wirkt? Steht nicht hier vielmehr Alles einander im Wege, hauptsächlich der Liebhaber dem Helden und so wieder umgekehrt? In *Medea* herrscht allerdings die Liebe vor, hier bricht die früher geforderte Nothwendigkeit deutlich in der Leidenschaft durch. Dennoch fehlt auch hier die fortschreitende Entwicklung, der innere Wachsthum, an welchem allein die Fülle der zwingenden Gewalt gemessen werden kann. Das Mitleid, welches *Medea* einflößt, findet keinen Halt in *Jason*; man zürnt insgeheim über die getroffene, schlechte Wahl, die fortwährende Selbstherabwürdigung, und fängt deshalb allmählig an, ihrer unweiblichen Zudringlichkeit das Unglück der Verschmähung halb zu gönnen. Die Empfindungsweise der Neuern wirkt hier dem Dichter noch ganz besonders störend entgegen. Außerdem empört auch manche unnatürliche Einmischung, wie z. B. das Entsetzen, mit welchem die Kinder der Mutter zu entfliehen suchen. *Medeas* Liebe gleicht folglich mehr einem Werke der Zauberey als der Natur, und hat nichts gemein mit der verlangten Nothwendigkeit, die sich je länger je mehr in fruchtbaren Strahlen ergießt.

Es bleibt noch ein Blick übrig auf den geschichtlichen Geist der Behandlung. Die Kundigen wissen, was damit gemeint wird. Die Unkundigen haben ein Recht, sich darüber zu wundern, wie man an eine tragische Dichtung des fabelhaften Alterthums Ansprüche der Art machen dürfe. In der angegebenen Beziehung hat der Dichter wenig, oder gerade heraus gesagt, gar nichts geleistet. Herodot, der oft die tiefsten Züge unter dem Scheine des Absichtslosen verbirgt, fängt sein unsterbliches Werk mit einer Andeutung der ersten Unbilden zwischen Europa und Asien an. Der schöne und große historische Zusammenhang beider Erdtheile ist hinlänglich damit angedeutet. In diesem Sinne nun kann der Argonautenzug recht wohl gelten als ein Vorspiel des trojanischen Krieges, wie dieser selbst wieder den Keim enthielt, aus dem nach mehreren Jahrhunderten sil-

Erklärung in den *Dramat. Vorfesungen* zusammen. 1. 204: „Die nächtliche Furchtbarkeit des Schicksals klärt sich im Zusammenhange der ganzen (äschyleischen) Trilogie bis zu Andeutungen einer weisen und gütigen Vorsehung auf.“

Der Reiz der Schicksalsidee liegt in der unmittelbaren Verschlingung zwischen Handlung und Begebenheit, zwischen Welt und Gemüth, also in der vollkommenen und zugleich selbstständigen Einheit des tragischen Stoffs. Der Knäuel des Schicksals enthält jede andere Nothwendigkeit gleichsam als Knoten in sich. Diese höchst kompakte Denkungsweise, der die bestimmte Aussicht auf eine andere künftige Welt im Sinne der Christen fern lag, kann natürlich in ihrer poetischen Darstellung nicht wieder so populär werden, als sie war. Würde aber wohl auch eine echt christliche Tragödie in unsern Tagen entschiedene Theilnahme finden?

*) Auch das Objektive vermenslicht sich in der Dichtung durch die Art, wie das Individuum den Eindruck desselben aufnimmt, daher die eingeschaltete Erklärung.

ler, fortgesetzter Pflege der Kampf zwischen Griechenland und Persien als reife Frucht hervorbrach, die endlich durch die spätern hochsinnigen Unternehmungen des begeisterten Alexander gleichsam als Apfel der Hesperiden in den Garten der Menschheit gefallen ist. Von einem solchen Vorleuchten des geschichtlichen Geistes ist im Gassfreunde, der ersten Abtheilung der Dichtung, nirgends eine Spur. Dadurch freulich, daß Phryxos und Jason vermittelst der angenommenen Zeitgenossenschaft des Aietes viel näher gerückt sind, als sie in der Sage stehen, wurde die Lösung der Aufgabe bedeutend erschwert, doch keinesweges unmöglich gemacht. Die chronologische Willkühr wäre freilich übrigens verzeihlich, wenn sie sich nur auch durch poetische Schöpferkraft rechtfertigen ließe. Trotz des verbindenden Aietes könnte im Gassfreunde und in den Argonauten das Kennzeichen des Ganzen sehr verschieden seyn, ja Aietes selbst würde für die Phantasie gewinnen, wenn er ein Jahrhundert frisch hinlebte, wie einen Tag, und so als ein unsterblicher, königlicher Zauber an die feenartige Circe erinnerte, mit der er ohnehin, wie die Sage nach, auf einem verwandten Boden der Dichtung lebte. An Stoff für die feinsten Bildungen der Phantasie fehlte es auf diesem Felde, in diesen weiten, luftigen Verhältnissen des Geschichtlichen keinesweges; auch hätten die Zuschauer und später noch mehr die Leser sicherlich gern dem Dichter alle nöthige Freiheit gestattet. Der bedeutungsvolle Charakter, welcher in der griechischen Mythologie die alten Götter von den neuern trennt, gibt satzsam die Verschiedenheit des poetischen Stils an, die hier gemeint wird. Die schöne Sagenwelt läßt es aber auch nicht an manchem bestimmten Bilde in Bezeichnung der Gradation fehlen. Solche charakteristische Züge sind in Vergleichung der spätern Zeit die wundervolle Erbauung Thebens, die poetische Allmacht des Orpheus, die vielfach kämpfende und endlich durch die Flamme des Ida vergötterte Heldenkraft des Herakles, der gewaltsame oder auch friedliche Zugang zu der Schattenwelt mit seiner siegreichen Wiederkehr, die glänzende Hochzeit des Pelcus, welche die seligen Götter durch ihre Gegenwart und Gaben verherrlichten. Nicht bloß der greise Nestor erzählt in der Iliade mit liebenswürdiger Ruhmredigkeit von dem Vorzuge seines verstorbenen Waffengefährten, gegen welche die Kämpfer vor Troja gleichsam nur Schatten der seyn; sondern Homer läßt überhaupt an mehreren durchsichtigen Stellen den Hintergrund einer hohen, ertöschenen Vorwelt durchblicken. Es war die Sache unsers Dichters, diese Verschiedenheit der poetischen Welterscheinung im Stufengange seines Werkes anschaulich zu machen, wenn er es einmahl nicht lassen konnte, Hand an das große Werk zu legen; so wie die Pflicht des Referenten nicht weiter gehen kann, als über die gängliche Vernachlässigung des Verlangten zu klagen.

Auch im Kleinen erlaubte der Stoff manchen erhebenden Seitenblick auf Griechenlands und Asiens poetische Goldküste. Denn was die neuern Dichter in Werken der Art durch den Mangel des Selbsterlebten, des persönlichen Interesse für den dichterischen Genuß verlieren, das können und sollen sie auf einem andern Wege durch schickliche Allusionen und passende Parallelen wieder ersetzen.

Oft und schön ist von deutschen Schriftstellern über das schweserische Verhältniß der Poesie und Geschichte gesprochen worden; wie sie in der wahren Liebe z. B. in Thucydides zusammengehen, in der getrüebten Mitte sich zu vermeiden scheinen und in der reifen, weltumfassenden Anschauung wieder in einander fallen. An diesem Maßstabe verschwinden die vorhergehenden fragmentarischen Bemerkungen zu nichts. Der Referent bemerkt es lieber selbst, um jedem Leser diese Mühe zu ersparen.

Wie sind die Charaktere der Dichtung gezeichnet?

In diesem Punkte stößt die Antwort auf keine Schwierigkeit der Auseinandersetzung. Medea ist besonders in so fern verfehlt, als die Gabe der Zauberer, die Nationalität der Kolcherinn, die Leidenschaft der Liebe in und neben einander herumschwimmen, ohne zu einem gediegenen Ganzen zu verfließen. Da der Zauberer die tiefere Basis abgibt, durch welche sie als Grenznachbarinn der Poesie erscheinen könnte, so gewinnt Medea das seltsame Ansehen einer gemeinen Hexe, der obendrein die Macht versagt, wo sie dieselbe am meisten braucht, wie z. B. für Jasons Wiedergewinnung. Im Scherze könnte sie indessen auch eher eine Behexte als eine Hexe heißen. Nicht anziehend

eröffnet sie besonders das Trauerspiel ihres Namens durch Vergrabung der Zaubertruhe, indem sie mit der grausamsten Umständlichkeit jedes einzelne Werkzeug in die hieroglyphisch verzierte Höllenmaschine hineinlegt. Die Absicht des Dichters läßt sich errathen. Er gab wahrscheinlich der Entfernung des Zauberwesens die größte Öffentlichkeit, um Platz zu gewinnen für die Darstellung des Reinmenschlichen. Die Absicht ist gut, aber das Mittel nicht. Auch mag man nicht glauben, daß Kreon, der vor Medeeens Zauberkunst zurückschauert und sie deshalb entfernen will, ihr dennoch den versenkten und wieder aufgefundenen Schatz, der sogar das schicksalschwängere goldene Vließ mitbegreift, ohne Bedenkllichkeit zurückstellen kann. Am wenigsten ist ihr tragischer Abschied wohlthuend nach den entsetzlichen Rückfällen in die schwärzeste der Künste. Nach dieser neuen und starken Einmischung des Wunderbaren möchte es konsequenter gewesen seyn, Medeen auch auf wunderbare Weise in dem grausen Nichts verschwinden zu lassen, womit jede Zügellosigkeit des Geistes und des Herzens nach den Gesetzen der Natur rettungslos endet. Einem Dichter bothen sich hier mannigfaltige Auflösungen an. Auch dem Zuschauer konnte dieser Ausgang nicht widerstehen; denn wird nur der uralte Tartarus recht geöffnet, so klingt auch in jedem Zeitalter und bey allen Völkern der Schlüssel des rauschenden Abgrunds in Mark und Bein nach.

Die Forderung der Nationalität im Charakter Medeeens darf nicht befremden. Mögen auch die alten Dichter von dieser Seite nicht fehlerlos seyn, so hat doch selbst dieser Mangel bey ihnen in anderer Rücksicht eine erfreuliche Wahrheit. Indem sie z. B. als Griechen oder Römer jede fremde Individualität nach ihrer Denkart und Empfindung umwandelten, stellten sie dadurch ganz absichtslos das Wesen ihres weltbeherrschenden Charakters auf ewige Zeiten zur vollkommensten Entschädigung dar. Wir Neuern, weniger in uns koncentriert und zugleich mit der Ausbeute der Jahrhunderte reicher ausgerüstet, dürfen nicht unterlassen, was die Vorbilder versäumten. Dennoch gewährt auch Sophokles, als habe die gütige Natur ihn einmahl unbedingt zur Vollkommenheit bestimmt, selbst im Gebiete fremdartiger Charaktere eine besonnene Treue. Tecmessa, eine Thrazierinn, die Gefangene und dann die Geliebte des Ajax, kann es bezeugen.

Die Medea unsers Dichters ist aber so wenig Kolcherinn, daß sie in den Scenen sogenannter rührender Menschlichkeit überall unsere Zeit brandschätzt. Erst grenzenlose Sinecure, dann kleinliches Festhalten des schwankenden Liebesglückes und endlich aufbrausende Leidenschaftlichkeit in den Augenblicken der Entscheidung: das ist ja wohl so ziemlich der Hauptzug im Charakter moderner Frauen; ein eben so großes Unglück für's Haus, als eine schwere Plage für das Wesen eines antik gemeinten Trauerspiels. In der Medea des Euripides, der in vieler Hinsicht, wie oft bemerkt worden, unsere Zeit gewisser Maßen schon als erweichendes Pflaster, als heimliches Malagma auf der griechischen Brust trug, ist bekanntlich das Hin- und Herschwanfen der entgegengesetzten Entschlüsse schön und wahr geschildert. Die wirbelhafte Bewegung, in welcher sich seine Medea umherdreht, kann den Begriff, die Ahnung einer todsicheren Natur offenbar viel leichter und stärker erregen, als die davon verschiedene Handlungsweise unsers Dichters. So viel in der Erinnerung zurückgeblieben, hat er die Gräueltthaten Medeeens hauptsächlich durch die zunehmende Verwicklung schneidender und zermalmender Verhältnisse motiviren wollen. Auf dieser angelegten Leiter steigt der moderne Zuschauer allerdings bequem mehrere Sprossen hinan, in der Mitte entdeckt er dann mit Peinlichkeit seine Entfernung vom Ende, und anstatt weiter zu klettern, nimmt er das Herz zwischen die Füße und rettet sich mit einem Sprunge. Gerade das hervorleuchtende Streben, die wilde Kolcherinn durch allerley Präludien der sanfter Menschheit dem herrschenden Geschmack genießbar zu machen, hat den Dichter um die Frucht seiner Anstrengung gebracht. Bey Gelegenheit erfährt auch der Zuhörer, daß Medea die Kolcherinn sich fortdauernd griechischer Sitte bekeihigt. Die Forderung des Nationalen besteht dessen ungeachtet fort, denn bezeichnet der Charakter beharrliche Verhältnisse im Menschen, so können diese von keinem Lande, und dürfen folglich auch von keinem Dichter verwischt werden.

Zur Vollendung des Übels trennt sich endlich Medeen's leidenschaftliche Liebe auf die seltsamste Weise von den angeblichen Grundbestandtheilen ihres Charakters. Und doch liegt der Einbildungskraft die Einheit desselben nahe genug. Die Zauberey bier thet in ihrem Streben der Betrachtung hauptsächlich zwey Extreme dar. Entweder ist sie die bloße Folge einer wildaufgeregten Phantasie, die entblößt von den ersten Begriffen und erschüttert von äußern Eindrücken mit den Kräften der Natur ein instinktartigtes Spiel treibt, indem sie ihnen die Forderungen des Triebes als Fragen vorlegt, und darauf sich selbst täuschend Antworten gibt; oder sie dringt an dem entgegengesetzten Ende hervor, wenn sich der Geist von der gährenden Masse der erworbenen Bildung erdrückt fühlt, und den verworrenen Überfluß durch einen Riß in die Scheidewand des Unsichtbaren ausschüttet. Goethe's Faust ist kein ganzer Zauberer, doch möchte er gern einer werden, das macht ihn so tragisch interessant. Medea wohnt natürlich in der andern zuerst beschriebenen Hemisphäre. Als Zauberinn konnte die Jungfrau unsere gespannteste Theilnahme erregen, hätte der Dichter sie Dinge erforschen und wagen lassen, die noch jezt alle heirathslustigen Mädchen, in dem Punkte die trestesten Schwestern Medeen's, gern an's Licht ziehen und zulezt in die Arme schließen. Jason ist nach dieser Anlage schon vorbereitet, er bringt in seiner Person Medeen das goldene Vließ, um das sie mit heimlicher Sehnsucht Mond, Sterne und die Tiefen der Erde gefragt hat, die alte Magie hört auf, eine neue fängt an, und der spanische Magiker bekommt Recht, wenn er singt: „Über allen Zauber Liebe.“ Es ist leicht diese Phantasie weiter auszubilden. Genug, wenn der Scherz dem erhobenen Einwurfe nur ein geringes Gewicht mehr gibt.

Jason's Charakter nach seiner tragischen Untauglichkeit zu zergliedern, sey den Frauen anheim gestellt, von denen in dem Falle die beste Recension ausgehen wird, wenn man darunter die strengste versteht. Möge nur solche Kritik bey andern Gelegenheiten böshafsten männlichen Recensenten nicht zum Ruhelassen für das sündige Haupt dienen! Klingers Jason ist dadurch bedeutend geworden, daß er sich vorzüglich aus dem Grunde von Medeen losreißt, weil, wie er sagt, ihre dämonische Kraft seiner freyen männlichen Selbstständigkeit zu gefährlich nahe trete. Warum hat unser Dichter diesen Gedanken nicht benutzt, da er keinen bessern an die Stelle desselben zu setzen wußte? Jason's ausgesprochener Schauer vor Medeen wäre dadurch nur in ein stärkeres Licht getreten. Warum ist ferner in dem goldenen Vliesse nicht auf das nothwendige jur conubii der Alten, im Punkte ehelicher Verbindungen, die nachdrücklichste Rücksicht genommen worden? Der Gültigkeit der Ehe ging bekanntlich zwischen den Völkern des freyen Alterthums auch eine förmliche politisch anerkannte Verwandtschaft voraus, die man zwischen den Argonauten oder eigentlich den Minyern und den Kolkhern auf keine Weise annehmen darf. Die bestimmte Hervorhebung dieses wesentlichen Punktes konnte der Kollision zwischen dem stolzen Egoismus griechischer Kultur und den ausländischen Ansprüchen gekränkter Liebe selbst für den Geschmack unserer Tage eine rührende Kraft beymischen, die Jason's Charakter vielen Herzen näher gebracht hätte. Nur gar zu gern nimmt die spätere Welt an einem Konflikt Theil, über den sie durch ihre allgemeinere Bildung sich erhoben glaubt, mag auch dieses wie manches andere Vorurtheil nur den Rahmen geändert haben. Der Jason des Euripides drückt den gegenwärtigen nicht sonderlich. Wie viel man auch dem offenen, derben Eigennuß der alten Heroen in einer tragischen Schilderung ihres Charakters nachsehen mag; so tritt doch die Redseligkeit des gewinnsüchtigen Sachwalters in dem Führer der Argonauten viel zu beleidigend hervor.

Niso, Waffengefährte des Jason, ist ein verunglückter gracioso, der mit den Füßen eben so wenig fort kann, als mit dem Kopfe. Und die heroische Männerfreundschaft, der schönste Zug des griechischen Alterthums, die Theseus und Pirithous auch bis zur Unterwelt nachfolgte, dem Achill Thränen um seinen Patroklos entlockte, Orestes und Pylades zum Brüderpaar mit Einem Herzen erhob, und in allen Zeiten griechischer Kraft glänzte, bis sie noch einmahl in Alexander und Hephästion am hellsten aufleuchtete: eine solche innige Gemeinschaft stolzer Herzen konnte unter der

Hand des Dichters zu einer possenhafte häßlichen Karikatur werden? Hier ist es erlaubt, den antiken Sinn des Dichters in seinem ganzen Maße kennen zu lernen.

Nietes, König der Kothier, charakterisirt sich durch plumpe List, geschwähige Trägheit und feige Raubsucht.

Die Argonauten sollten wahrscheinlich als Unterlage Jason den verkornen Helden, etwas höher hervortreten lassen. Die homerischen Helden fühlen sich zwar auch zuweilen von Furcht ergriffen und schämen sich nicht davon zu reden, aber entweder Helden gegenüber oder auf Einwirkung eines Gottes oder endlich auf Antrieb ihres Gewissens. Paris z. B., wie weichlich er auch neben Hektor dasteht, wie sehr er auch erst den Kampf mit Menelaos vermeidet und darüber vom Bruder gescholten wird, faßt doch nachher wieder Muth, indem er die ganze Schuld auf den erschütternden Anblick des Gegners wälzt, oder, mit andern Worten, auf die Empfindung des an ihm verübten Frevels. Kreon, König von Korinth, kann neben den Argonauten für vortrefflich gelten. Von Phryrus schwebt uns kein bestimmtes Bild vor.

Was ist in Hinsicht auf Sprache geleistet?

Mehreres ist im Anfange mit verdientem Lobe erwähnt worden. Aus Mangel an Belegen ziemt dem Urtheile Behutsamkeit. Im Ganzen genommen sind die Verstöße gegen die antike Korrektheit im Ausdrucke viel seltener als in der Empfindung. Dessen ungeachtet glauben wir auch mehrere der ersten Art bemerkt zu haben. Man kann übrigens die Forderung der antiken Form des Ausdrucks auch übertreiben. Shakespear ist oft, z. B. im Coriolan, höchst unkorrekt, wenn man die gewählte Bezeichnung mit der Sitte der Römer vergleicht, und doch portrairt er ganz vorzüglich die handelnden Personen. Woher kommt das? Weil die glückliche, geniale Stärke des Gedankens dem Leser gar nicht verstatet, an das Gewand desselben zu denken, und selbst, wo dieß geschieht, der eingeborne Geist immer in der Zufälligkeit der Materie mit ungehemmter Reinheit aufblickt. Statt solcher schönen Fehler hat unser Dichter andere begangen. Der Dialog sey dahin gestellt, da die Kunst desselben zu allen Zeiten nur Wenigen gegeben ist, besonders jetzt noch kaum irgendwo erscheint. Verschiedenen Sentenzen geht der Nerve ab, einige drehen sich sogar gleichförmig um einen und denselben Punkt des Ausdrucks, wie: „Es ist des Unglücks eigentliches Unglück — das größte Elend ist“ ic.; noch andere werden durch die Gelegenheit oder im Munde der Person unnatürlich. Dazu kommt manchmahl wohl auch ein Spiel mit Worten, wie wenn der Fehltritt eines Jünglings ein verfehelter Tritt genannt wird, den er zurückzieht. Wenn die Sache ginge, wäre sie gut, und auch die Männer würden sie zulezt lernen. Viel unangenehmer berührt an mehreren Orten eine scheinbar anspruchsvolle, antithetische Manier, der hier und da wieder das Entgegengesetzte begegnet in dem ungeschicklichen Streben, einen Gedanken bloß zu zerrren, ohne ihn zu steigern, wie z. B. „und lockt und lockt — verlockt.“ Der Spott, besonders im Munde der Medea, grenzt zuweilen ziemlich nahe an Gemeinheit; nicht als ob der wörtliche Ausdruck desselben an sich unedel wäre, der Mißklang fließt vielmehr aus widrig neckender Ohnmacht des Gefühls. Nicht überall ist die Sprache so gleich als der Gegenstand erfordert. Dieser Mangel wurde besonders bey der ersten Aufführung in den drey letzten Akten der Medea fühlbar, in welchen sie sich je näher dem Ziele, je weiter von Schönheit und Kraft entfernte. Dieß darauf erfolgte Abkürzung hat dieß Übel gewöhnlichen Ohren um Vieles verdeckt. Verschiedenes ließ im Anflange den Guß der Arbeit vermischen; man hörte zuweilen, besonders in mehreren Wiederholungen, den frischen Ansaß der Feder. In einzelnen Wendungen muß sich der Dichter besonders gefallen, da sie auch in seinen frühern Werken vorkommen.

Und die Aufnahme und das Spiel?

Das goldene Blied hat beim Publikum nicht das Glück der Sappho gemacht. Wie es diese überschätzt hat und noch immer überschätzt, so scheint es die gegenwärtige Dichtung in Rücksicht auf den wirklichen Werth der vorangegangenen zu

weit nachzustellen. Wohl dem Dichter, der den Muth hat, dem öffentlichen Urtheil zu widerstehen, es mag zu viel loben oder tadeln. Er erspart sich dadurch die Beschämung, heute ein Forum zu perhorresciren, das er gestern gehorsam verehrt hat. Es gar dem Recensenten ist diese Unabhängigkeit zu wünschen. Er soll die öffentliche Meinung immer nur berichten als ein bloßes Factum.

Den ersten Abend sagte Hr. Krüger Dank im Nahmen der Regie durch ein Epilog. Laut der Unterschrift des Gedichts in einem hiesigen Blatte ist Hr. Grillparzer Verfasser desselben; eine Entdeckung, die nicht bloß uns überrascht hat. Der Dichter wurde mit großem Enthusiasmus gerufen, erschien aber erst, als das Publikum ihn darauf mit demselben frohen Ungestüm seine Gegenwart begehrte. Medea ist zum dritten Male, vorgestellt bey ziemlich vollem Hause, zum Vortheile des Verfassers gegeben worden.

Das Spiel fand seinen glänzendsten Mittelpunkt in Mad. Schröder als Medea. Allerdings gelang nicht Alles gleich vollkommen. Die Ursache liegt in den verschiednen dargestellten Lebensperioden, die nun einmahl nach dem Gange der Natur in die außer dem Theater ihre Rechte geltend machen. Besonders schienen uns einige Mad. die Grenzen überschritten. Vom Beyfall des Publikums kann man schweigen bey einer Künstlerinn, die des Ruhms im In- und Auslande so viel gewonnen hat.

Mad. Löwe (Kreusa) gewährte einen überraschend angenehmen Anblick, gefiel allgemein und würde den Beyfall noch mehr verdient haben, wenn sie den Charakter nicht zu sehr in's Graziöse hinübergespielt hätte, wodurch er an Einfachheit verlor.

Mad. Vogel (Gora) hat Vorzügliches geleistet. Das Publikum ist gegen das Spiel dankbar gewesen, wie sich ziemte. Nur waren die Umrisse zuweilen für die folkische Natur zu sehr markirt.

Hr. Kettel (Phryrus) ist in dieser Rolle eine angenehme Erscheinung und wird auch dafür laut anerkannt. Er sollte indessen als ein griechischer Held die Erzählung mitunter nicht so vortragen, als bewundere er selbst seine geniale Kraft. Große Tugenden nehmen auch das Große einfach. Als Hülfsstehender darf er auch nicht die Statue während der Bitte vor dem berührten Götterbilde entfernen. Dieß nur im Vorüberfluge.

Hr. Keil (Herold) sprach nicht immer als Herold, sondern oft als leidenschaftlicher Theilnehmer.

Schlufbemerkung.

Man würde diese vorläufigen Andeutungen ganz falsch verstehen, wenn man glaubte, das Verdienst des Dichters sollte dadurch in den Schatten gestellt werden. Einmahl ist die öffentliche Theilnahme an seiner jugendlich aufstrebenden Kraft zu rege, als daß der Gedanke eines solchen Versuches sich nicht weit mehr durch die lächerliche als häßliche Seite bestrafte. Außerdem zeigt auch wohl die Behandlungsweise des Gegenstandes, daß der Berichterstatter den Dichter von dem Haufen der Garantanten zu unterscheiden weiß. Grillparzer's Name gehört der deutschen Literatur und wird in ihr länger leben als mancher überschätzte Vorgänger, und könnte ja irgendwo sein seltenes und schönes Talent verkannt werden, so ist die gerechte Theilnahme und Liebe des Volks, das ihn nicht ohne Grund mit einigem Selbstgefühl dem Auslande zeigt, ein großer Ersatz für so kleines Unglück.

Verichtigung.

Im vorleschten Blatte S. 384 Z. 38 statt darf — dürfe, S. 385 statt Hypsipyle — Hypsipile.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 19. April 1821.

47

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey K. Creaus (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1204; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und n. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Räthsel-Abend.

Von Peregrin.

(Schluß.)

Alle sann und stuzten, nur nicht Fräulein Angelika, die lachte und sprach:

„Hr. Doktor! als Ungariun versteh' ich lateinisch und kann Ihnen daher mit dem lateinischen Text aufwarten:

Est ovis in sylvis clamans titubante caballo.

Kapellmeister. „Ach ja! das ist das alte Schulräthsel — die Geige, es wird in der Rhetorik zur Erläuterung der Figur „Totum pro parte“ gebraucht.

Doktor. „Allen Respekt, mein gelehrtes Fräulein! — aber wissen Sie denn auch das Räthsel, woran sich der unsterbliche Homer den Tod geholt hat?“

„Der Altvater der Dichter kam in seiner rhapsodischen Wanderung auf eine kleine Insel im Archipel und ging vor die Stadt hinaus an den Strand spazieren. Da fand er ein Rudel Fischerknaben bey ihren Netzen und eben zum Heimgange geschickt. „Nun wie steht's mit dem Fange? ihr Jungen!“ redete er sie an. „Hm! kurios,“ antwortete ein Naseweis, „was wir gefangen haben, lassen wir da, und was wir nicht gefangen haben, nehmen wir mit nach Hause,“ und sprang mit den andern davon. Homer sann und sann, konnte den Fang nicht errathen, sann sich trübsinnig und starb vor Schwermuth.

Fräulein Angelika. Sie muthen mir viel zu, Hr. Doktor! zumahl in dieser feinen Gesellschaft, — allein der Fang der Fischerknaben geht über alle menschliche Weisheit, warum nicht über Homers?“

Doktor. „Sie sind eine wahre Libussa — ich zittre schon vor Ihrem Räthsel.“

Baroninn. „Gut! daß Sie mich an die Libussa erlernen — mein Räthsel stammt von ihr her, denn sie gab es einmahl ihren Freyern auf — und da mehrere unter Ihnen mir ein wenig die Kour machen, so darf ich Ihnen wohl eine Aufgabe vorlegen, deren Lösung doch einen Kuß werth ist.“

(Sie nimmt ein Fruchtkörbchen mit Pflaumen und zählt ab.)

„Hr. Kapitän! Hr. Kapellmeister und Hr. Doktor! rathen Sie — ich habe Ihnen allen dreyen eine Spende zugedacht aus diesem Körbchen. Einer soll die Hälfte davon haben und eine d'rüber. Der Andre soll wieder die Hälfte haben und eine d'rüber, der dritte soll nochmahls die Hälfte haben und drey d'rüber; womit der Korb ausgeleert ist. Wie viel sind jetzt darin?“

Schiffskapitän. Langes Sinnen ist meine Sache nicht — ich rath auf gut Glück. — ein Schock.“

Baroninn. „Es müßten ihrer noch ein Mahl so viel, ein halb Mahl und ein Drittel so viel seyn, als das Körbchen in sich faßt und über das noch fünf hinzu gezählt werden, dann wären ihrer gerade so viel übers Schock als jetzt daran fehlen.“

Kapellmeister. (Nimmt Bleystift und Papier heraus und rechnet endlich sagt er) „fünf und vierzig!“

Baroninn. „Wenn ihrer ein Drittel, ein halb Mahl und ein Schockel so viel wären, als ihrer sind, so würden gerade so viel über fünf und vierzig im Körbchen liegen, als jetzt darin fehlen. Nun Hr. Doktor!“ —

Doktor. „Ich habe mein Lebtag viel gezählt, nämlich Pulsschläge — aber nie viel — und weil der Tod den Querstrich machte, oft in der Rechnung falsi — gerechnet. Ich gebe meine Ansprüche auf und übertrage sie an das lehrte Fräulein Angelika.“

Diese erröthete und sprach: „Es mögen wohl dreißig Pflaumen im Körbchen seyn.“

„Richtig Viechen!“ sagte die Baroninn — und zählte dem Kapitän 1 und 1 Pflaume, dem Kapellmeister 7 und 1 Pflaume, dann gab sie dem Fräulein 3 und noch 3 dazu — und einen Kuß obendrein, welchen das Fräulein beynähe noch derber als beym Liedlohne des Poeten erwiederte.

Rittmeister. „Nun Johann! da alles Räthsel aufgibt — weißt denn auch ein's?“

Johann. „O ja Ihre Gnaden! — aus meiner Großmutter ihrem Handkorbchen genug.“

Zu Weisensfels im Thume
Da wächst eine gelbe Blume,
Doch wer die gelbe Blume will haben,
Der muß den weißen Fels durchgraben.

Dichter. „Ich weiß in Weisensfels keine Blume, als die Blume der deutschen Tragiker — Müllner.“

Doktor. „Über deren Klassificirung die botanischen Kritiker noch nicht einig sind, weil sie bald nördlich, bald südlich ausschauen.“

Fräulein Angelika. Wer mag auch entscheiden, bevor der ganze Stängel abgeblühet hat — denn die Blüthen sind verschieden. Johann! ich will ihm sein Räthsel anders aufgeben.

„In unserer Schuppen liegt ein klein Fäßchen,
Hat weder Spundloch noch Zapfen
Und ist doch zweyerley Bier drinnen.“

Doktor. „Das paßt ja auch auf den Dichter der Schuld und des Un-
gurd: denn Müllner —“

Johann. „Halten zu Gnaden, Hr. Doktor! — mein Räthsel ist das
Ey, aber vom Müllner weiß ich ein Anderes:

Wissen Sie, woran man das Grab eines Müllners unter Tausenden erkennen kann?

Doktor. Nein — Johann! meine Kunst reicht nur bis ans Grab.“

Johann. „Nun so haben Sie Acht, wenn Sie auf den Freudhof gehen,
wo an einem Grabhügel die mehrsten Mauselöcher sind. Ich weiß noch
ein's vom Müllner —“

Gräfinn. „S'ist gut Johann — er hat sich reichlich gelöst — wir wollen
Bolkswitz und Mülleriana aus unserm harmlosen Spiel lassen. Nun Fräulein
Angelika! — Ihr Räthsel!“

Fräulein Angelika. „Hier ist's — und zwar ich selbst.“

Zum Herrn der Schöpfung zwar ward ich geboren
Und war es auch bis auf den heut'gen Tag,
Da plötzlich ging der Bügel mir verloren
Entrissen durch der Minne Zauberschlag;
Die Herrschaft aber, so ich mir erkoren,
Die ruhte nicht, bis ich in Fesseln lag:
Sie selbst — ich litt' es gern, hat sie mir angelegt,
Es sind die Fesseln, die sie selbst noch enger trägt.

Darum, so sehr mir auch der Spiegel schmeichelt,
Wird nie ein Mann durch meine Hand beglückt:
Der Dichter hat umsonst mit mir geäugelt,
Umsonst der Kapitän mir zugenickt,
Umsonst mit Lob der Doktor mich gestreichelt,
Umsonst der Musiker mich angeblickt:
Nur Freundschaft ist's, die ich den Männern zolle
Und — Falschheit ist der Grundtext meiner Rolle.

Ich konnte vorwurfsfrey dieß Körbchen flechten —
Zur Zeuginn ruf' ich die Baroninn auf!
Und was ich sprach, vermag ich zu verfechten
Mit Federkiel und mit Pistolenschuß:
Doch meine Herrn! wir wollen nicht weiter rechten,
Der Groll läßt nicht die Mitternacht herauf:
Durch meine Falschheit — ja! Sie werden darum bitten —
So hoff' ich, werd' ich noch bey Ihnen wohl gelitten.

Sie — Kapitän! seh' ich zu meinen Füßen,
Sie — Herr Poet! — Sie thun desgleichen auch:
Der Musikus wird mir sich fügen müssen,
Der Doktor auch, trotz Bürgermeistersbauch.
Löst sich mein Räthsel — bin vor Amors Grüssen
Ich sicher wie vor seinem Weihrauch:
Doch nur den Schlüssel hat — Sie war Verführerinn —
Zu meiner Falschheit meine schöne Nachbarinn.

Baroninn. „Ich bekenne mich dazu schönstes Fräulein, wie zu Ihren Herrinn und verbiethe sämmtlichen Herren, Ihnen zu huldigen, — dem wissen Sie, Amor hat seine Ansprüche an dieses liebe Kind schon an Hymen abgetreten.“

Das Räthsel und der räthselhafte Dialog hatte die ganze Gesellschaft zumahl die kompromittirten Männer in sinnige Verlegenheit gesetzt — und entstand, was selten in diesem Zirkel geschah — eine Pause, welche die Gräfin mit der Frage unterbrach: §

„Apropos! s'bleibt doch noch bey unserm Vorsatz, die falsche Prima Donna auf unserm Liebhabertheater zu geben? Der Kapitän macht den Rummelpuff, unser Dichter den Sperling, der Doktor den Bürgermeister, der Kapellmeister den Kantor, die Baroninn Lustigs Scherzmeister, ich und meine Töchter die andern Frauen-Rollen — aber noch fehlt uns die Prima Donna.“

Kapellmeister. „Ja da weiß ich auch kaum unter unserer Bekanntschaft Rath zu schaffen. Der Hr. Rittmeister singt zwar gut, aber sein Knebelbart und seine Husaren-Taille —

Baroninn. „Ich kann Ihnen aus der Verlegenheit helfen — Sie Fräulein Angelika — unter welchen ich Ihnen meinen Kousin und Bräutigam den Lieutenant J. vorstelle — hat eben die Rolle probirt. Lange schon durch Korrespondenz mit einander bekannt und schriftlich gegen einander erklärt haben wir uns heute das erste Mal gesehen und den Bund der Herzen geschlossen. Mein schlanker Gespons verrieth mir heute am Klavier sein Talent in der Falsetstimme und ich säumte nicht, ihn als falsche Catalani zu engagiren und ihn, so eigentlich in meinen Fesseln, denn alle Kleider sind von mir Ihnen zu präsentiren. Ich sorgte, er würde sich gegen die Schnürbrust streuben, aber siehe da, der Ulanen-Offizier fand sich gut darein — und wie Sie sehen, macht die Toilette mir Ehre.“

Der Lieutenant mit wieder angenommener männlicher Stimme bekräftigte die Eröffnung seiner Braut und gab seinen vier Anbethern die Hand zur Versöhnung so derb, daß keiner an seiner Mannhaftigkeit zweifelte. Alle gab sich fröhlichen Scherzen hin, da meinte die Wirthinn:

„Aber unser getäuschter Dichter, der sich nun wohl auch die Seufzer der gepreßten Brust bey seiner Nachbarinn erklären mag, verdient noch besondere Entscheidung. Wo ist der Rundgesang?“

Es wurde ausgetheilt und nach der Melodie, „Rosen auf den Weg gestreut,“ also gesungen:

Freunde! schenkt die Gläser voll,
Keines ausgenommen!
Jeder in drey Zügen soll
Auf den Boden kommen:
Sonst gebührt sich's, den Pokal
Eines Zugs zu leeren —
Heute laßt in heil'ger Zahl
Euren Trinkspruch hören!

Dieses Nippen, Freunde! gilt
Auf das Wohl der Frauen,
Daß wir sanfter Liebe Bild
Auch im Weine schauen:

Amor zwar bringt den Pokal
Nimmer von der Lippe,
Doch es winkt das Ideal,
Daß er ewig nippe.

Hoffnung! süße Hoffnung! nimm
Dieses lange Schürfen,
Daß wir bey des Schicksals Grimm
Dennoch hoffen dürfen!
Tröpfelnd in bescheidenem Mund
Mag dein Nektar kommen —
Nimmer laß uns auf den Grund
Deines Bechers kommen.

Freundschaft! dir gebührt der Rest —
 Denn auf deine Triebe
 Baut die Hoffnung felsfest,
 Gründet sich die Liebe:
 Alles, was man sagen kann,
 Liegt in diesem Lobe,
 Darum halte jedermann
 Dir die Nagelprobe.

Aber Freunde, noch einmahl
 Laßt die Gläser füllen!
 Noch einmahl der heil'gen Zahl
 Deutung uns enthüllen!
 Aller guten Dinge drey! —
 Haltet fest ihr Freunde!
 Liebe, Hoffnung, Freundschaft sey
 Unter der Gemeinde!

Die Gläser klangen und die Stühle rückten, und der Räthsel-Abend war zu Ende.

Correspondenz-Nachricht.

(Fortsetzung.)

Dresden.

Die sämtlichen Kostums waren nach Zeichnungen aus der Zeit gegen Ende des 16. Jahrhunderts gewählt. Der Herold trug das in zwölf Schilder vereinte Wapen sämtlicher Ritter auf der Brust. Das Pferdezeug war ebenfalls alterthümlich; rothe mit Gold besetzte Sammsättel, reichbeschlagenes Zaumzeug, mit Gold und Bändern eingekochene Mähnen und Schweifrosen. Alle Ankündigungen des Herolds waren im altritterlichen Styl abgefaßt. Die zwölf Ritterdamen, welche sich durch eigene Schönheit und Würde eben so sehr als durch die Pracht ihrer Gewänder auszeichneten, waren folgende: die Herzoginn von Estignac, die Gräfinn von Palfy, die Gräfinn Hohenthal-Krosack, die Gräfinn Hohenthal-Schulenburg, die Gräfinn Einsiedel-Warnsdorf, die Gräfinn Schulenburg-Wose, die Frau von Weissenbach-Estignac, die Frau von Weissenbach-Gözh, die Frau von Lüttichau-Bünau, das Fräulein von Gablenz, Hofdame, die Komtesse Auguste Loos und die Komtesse Harrach. In folgender Ordnung ritten bey den Kampfspiele die Ritter in die Schranken:

Zum ersten Rennen:

Christian Graf von Hohenthal, Herr der Pflege Lemniz,
 Hans von Mangoldt, Herr zu Schilbach.

Zum zweyten Rennen:

Oscar von Kunksch, Herr zu Langenleuba.
 Ernst von Mangoldt, Herr zu Lüttwiz.

Zum dritten Rennen:

Ferdinand von Planitz, Herr zu Ranndorf.
 Alexander von Schönberg auf Rheinsberg.

Zum vierten Rennen:

Otto, Graf von Bixthum, Herr zu Lichtwalde.
 Heinrich von Gablenz auf Zittlitz.

Zum fünften Rennen:

Heinrich von Waidorf, Herr zu Wiesenburg.
 Friedrich von Weissenbach, Herr zu Frauenhain.

Zum sechsten Rennen:

Anton Graf von Palfy, Herr zu Blasenstein und Malazka.
 Wilhelm von Leyser, Herr zu Versdorf.

Die schöne Haltung, das rege Leben, die seltene Gewandtheit, womit die ganze Karoussel ohne die mindeste Störung oder Verwirrung ausgeführt wurde, verbunden mit der Bravour und Schönheit der auserwähltesten Rosse, gewährte einen unvergeßlichen Genuß.

Für den Abend und die Nacht hatte gleiches Gefühl von Vaterlandsliebe ein zweytes herrliches Fest bereitet. Der geheime Rath Graf von Hohenthal-Dölkau eröffnete in den Sälen seiner Wohnung einen Maskenball, die Versammlung war ungemein zahlreich und glänzend, nur die Ritter und Damen des Karoussells erschienen unmaß-

Eirt in ihren Kostums. Unsere theueren Prinzen beehrten das Fest mit ihrer Gegenwart, sobald sie eintraten, begrüßte sie jene edle Ritterschar, und zwey junge Grafen Hohenthal, als Edelknappen gekleidet, sprachen mit Wärme und Kraft folgende Worte:

Erster Knappe:

Zwey Knappen sind, o Fürsten, hier erschienen,
Mit Gruß und Wort bescheiden euch zu nah'n;
Wie Reibitzsch starb mit freudevollen Mienen,
Noch jung, für Moriz, euern hohen Ahn;
So sind auch wir bereit, euch treu zu dienen,
Bis in den Tod euch tapfer zugethan!
Vergönnt das Wort dem treuen Schwertgenossen:
Der Wille glüht, er wird zu Thaten sprossen!

Zweiter Knappe:

Nach altem Brauch das heit're Fest zu ehren
Durch Ritterspiel und Scherz und Nummerey,
Kam diese Schar mit wohlerprobten Speeren,
Mit gutem Schild, mit Herzen brav und frey;
Die Damen auch, das Beste zu bescheren,
Der Anmuth Reiz, sind reich geschmückt dabey;
Gewahrt mit Huld, erhab'ne Fürsten söhne,
Der Ritter Kraft, der Frauen Glanz und Schöne.

Wie jetzt um euch sich eu're Mannen stellen,
Das Auge hell von edler Freude Strahl,
So wird ihr Chor sich treu zu euch gesellen,
Zu Trutz und Schutz, gleich einer Wand von Stahl,
Und hoch die Brust von Flammeneifer schwellen,
Wenn Ihr sie ruft zum Kampf im Todesthal:
Noch lebt die Kraft der sieggewohnten Ahnen,
Noch mahnt ihr Geist im Rauschen uns'rer Fahnen!

Schon fühl' auch ich der Väter theuern Segen —
Verachtet nicht des Knappen kühnes Wort!
In junger Brust den alten Muth sich regen
Und weih' ihn euch, Ihr seyd mein Schirm und Hort,
Denn euer Blick ist Huld! mit lauten Schlägen
Reißt mich das Herz in stolzer Sehnsucht fort,
Mit eig'ner Brust die eu're zu bedecken
Im Schlachtgewühl, in Kampf und Todeschrecken!

Das Heiligthum soll nie und nimmer wancken,
Das wir ererbt, der Treue fester Muth!
Selbst das Geschlecht, das an des Lebens Schranken
Noch harret und nur in uns'rer Hoffnung ruht,
Wir segnen es mit weihenden Gedanken,
Schon jetzt gehört ihm unser Gut und Blut:
Es sproß empor in treuer Sachsen Mitte,
Den Vätern gleich an Hoheit und an Sitte!

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Im k. k. Theater nächst der Burg den 6. April zum ersten Male: Die Milchbrüder, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen der Mad. Beaumont.

Ein durch übermäßige Mutterliebe verzogenes Junkerchen kriecht plötzlich zu Kreuze oder bessert sich, wie man sagt, als nach manchem andern fruchtlosen Versuche endlich Anstalten getroffen werden, durch einen zweyten Umtausch die erste vorgeblich kettigefundene Verwechslung zwischen ihm und seinem Milchbruder, einem Bauernknaben, wieder gut zu machen. Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt. Das Ding hat nicht einmahl, wie man sieht, eine wahre moralische Tendenz; denn in der rechten Erziehungskunst sind Überraschungen solcher Art verbothen, weil der scheinbaren Krisis die gefährlichsten Rückfälle nachzufolgen pflegen. Ein zweyter Akt, der uns den kleinen Patienten zum Leidwesen der erschrockenen Mama so recht in seiner vorigen, schlecht geheilten Schadhafftigkeit vor die Augen gebracht hätte, wäre als warnendes Beispiel viel fruchtbarer, und dabey auch viel komischer gewesen, als der langweilige Theaterkoup, den man im Voraus durch die vielen Löcher des alten, verbrauchten Vorhanges kommen sieht. Die Pädagogik ließe sich übrigens mit großem Erfolge theaterrecht machen, wenn manchen Ältern das doppelte Geschäft des Mitspielens und Zuschauens nicht zu hoch zu stehen käme.

Mlle. Lefevre war als Mutter des Junkers ihrer Rolle gewachsen.

Mad. Costenoble zeichnete sich als Mutter des Bauernknaben im schwäbischen Dialekt zu allgemeiner Ergötzlichkeit aus.

Mlle. Weber konnte ihr Geschlecht nicht verläugnen, sie nahm den verzogenen Burschen viel zu gutmüthig, und lenkte nur erst spät in den Bernirungsscenen zur größern Wahrheit ein. Vor gewissen wiederkehrenden, manierirten Seitenbewegungen des Kopfes sollte sich die fleißige, angehende Künstlerinn auch hüten.

Mlle. Weissenthurm, Sohn der Bäuerinn, gefiel durch die rührende Wahrheit, mit welcher sie ihrem Schmerze Lust machte. X.

Hr. Forti hat zu seiner Benefizvorstellung die Oper: Raul der Blaubart, gegeben, die auf dem Hofopertheater am 12. April zum ersten Male aufgeführt wurde. Dieses Werk hat eine fast klassische Berühmtheit und verdient sie auch in vieler Hinsicht. Der romantische, aus den Überlieferungen der grauen Vorzeit gezogene Stoff, der eben deshalb zum Kindermärchen wurde, weil er dem poetischen, in Glauben und Liebe erglühenden Mittelalter entblüht ist, faßt in sich unvergängliche Elemente, die stets anziehen und ihrer Allgemeinheit wegen immer ansprechen; deshalb fand ihn auch der geniale Tief einer neuen Bearbeitung würdig und reihte den Blaubart an das Rothkäppchen, an den Fortunat mit Glück an. Das Thema des Ganzen ist das Shakespear'sche Motto: Schwachheit, dein Nahm' ist Weib. Die Musik von Gretry ist vor mehreren Jahren durch den verstorbenen Kapellmeister Fischer überarbeitet worden, der mehrere Nummern neu komponirte, die andern aber durch zweckmäßige Instrumentirung den erhöhten Forderungen des Zeitgeschmackes anzupassen suchte. Dem aufmerksamen Beobachter, der Gretry's Kompositionen kennt, entgeht indessen das Hinzugefügte nicht, obwohl die Bearbeitung alles Lob verdient. In eine nähere Auseinandersetzung des Einzelnen wollen wir uns nicht einlassen, die Sache ist längst gewürdigt; wir gehen also zur Darstellung über. Der Charakter der Marie biethet der Schauspielerinn, besonders vor der furchtbaren Entdeckung des Mordgemachs, große Schwierigkeiten dar. Ein liebendes Geschöpf, was sich durch äußern Glanz blenden und bereden läßt, einem ältern Manne die Hand zu geben, eine Unbesonnene, die ihre Neugierde keinen Augenblick zähmen kann, die verhängnißvolle Thüre gleich nach Blaubart's Abreise öffnet und doch stets interessant bleiben muß, ist keine leichte Aufgabe, und Einheit in diese Rolle zu bringen, erheischt hohe Kunst. Nach unserer Ansicht soll Mariens Liebe zu Bergy als ein fast kindisches Gefühl im Anfange dargestellt werden,

was auch die Ähnlichkeit des Ritters mit Schwester Lunen andeutet und ein gewisses Maßen scheuer Leichtsinns, eine spielende Koketterie müssen das Widerstrebende vereinen. Die. Wilhelmine Schröder, welche die Marie gab, ist noch sehr jung, wofür Umstände wir es zuschreiben, daß sie den ersten Akt und die eine Hälfte des zweiten zu ernst auffasste und daher die Puffscene, die wir früher so herrlich gesehen haben, ihr weniger gelang; auch war ihre Neigung zu Bergy Anfangs zu sehr markirt. Da stand sie von dem Augenblicke an, wo sie blaß und entsetzt aus dem blutigen Gemach wankt, vollkommen an ihrem Platze und gab viele Momente mit ergreifender Wahrheit, was auch das Publikum dankbar erkannte. Ihr Gesang war im Ganzen lobenswerth, denn er war natürlich, ungeschmückt und der jedesmaligen Empfindung angemessen. Sie hat Fortschritte gemacht und nur hie und da schwankte ihre Stimme. Ihr zunächst müssen wir Hrn. Vogl nennen, der den Burgvogt Kurt mit Vollenständigkeit sang und spielte; diese Parthie sagt seiner sonoren Stimme sehr zu und er griff angenehmer Kraft überall durch. Sein Duett mit Blaubart mußte wiederholt werden, er schmückte das darauf folgende Terzett und glänzte besonders im Finale des zweiten Aufzuges. Hr. Forti (Blaubart) hat eben keine dankbare Rolle, obwohl sie, sondern genug, ein Steckenpferd für Gastrollen gebende Bassisten ist; er hat sie lobenswürdig durchgeführt und besonders jene Momente einsichtsvoll bezeichnet, die auf das unglückliche Ende seiner Frauen und das Schicksal, das Marien droht, Bezug haben; das Publikum legte durch Beyfall und zahlreiches Erscheinen an den Tag, wie sehr es schätze. Mad. Waldmüller hatte die Rolle des Bergy; sie spielte anständig und sehr lobenswerth, ein Paar Stellen ausgenommen, an welchen sie durch zu große Kraftanstrengungen ihren Zweck eben verfehlte. Die scenische Ausstattung, Kostüm und Decorationen sind des höchsten Lobes würdig, besonders geschmackvoll waren Mariens Züge. Das Ganze ging gut zusammen. Hr. Vogl wurde nach dem zweiten Akte gefeuert und führte uns Die. Schröder vor; am Schlusse mußten beyde mit Hrn. Forti wieder erscheinen.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Anthericum frutescens. Vom Kap.
- Dodecatheon Meadia. Virginische Göttergabe. Aus Virginien.
- Manulea oppositifolia. Gegenüberstehendblättrige Handblume. Vom Kap.
- Melaleuca fulgens. Aus Neuhoolland.
- - squarrosa. Sparrige Melaleuca. Aus Neuhoolland.
- - ericaefolia. Heidenartige Melaleuca. Aus Neuhoolland.
- Metrosideros marginata. Gerändertes Eisenmaß. Aus Neuhoolland.
- Paeonia Moutan. Moutan; Päonie. Aus China.
- Sida mollissima. Weichste Side. In peruvianischen Wäldern.
- Scilla peruviana. Peruvianische Meerzwiebel. Aus Portugal.

Modenbild XVI.

Ein gesticktes Merinos-Kleid. Die Garnirung um die Brust und die Ärmel von Dünntuch mit flacher Seide breit überschlungen. Der Hut von Krepp mit gleichen Blumen geziert.

Berichtigung.

S. 397 Z. 28 statt Thracierinn — „Phrygierinn.“ Außerdem ist überall für Phrygus „Phryxus“ zu lesen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ein gewis
de vereine
g, welcher
des zweite
hen haben
arkirt. De
en Gemein
nder We
igen leben
findung
timme
Vollend
er griff
ht wer
des zw
, sonde
benswin
as ungl
haben;
sehr es
ig und
ze Kraft
und D
ariens
Ufte ge
Jrn. So

ht folge

p.

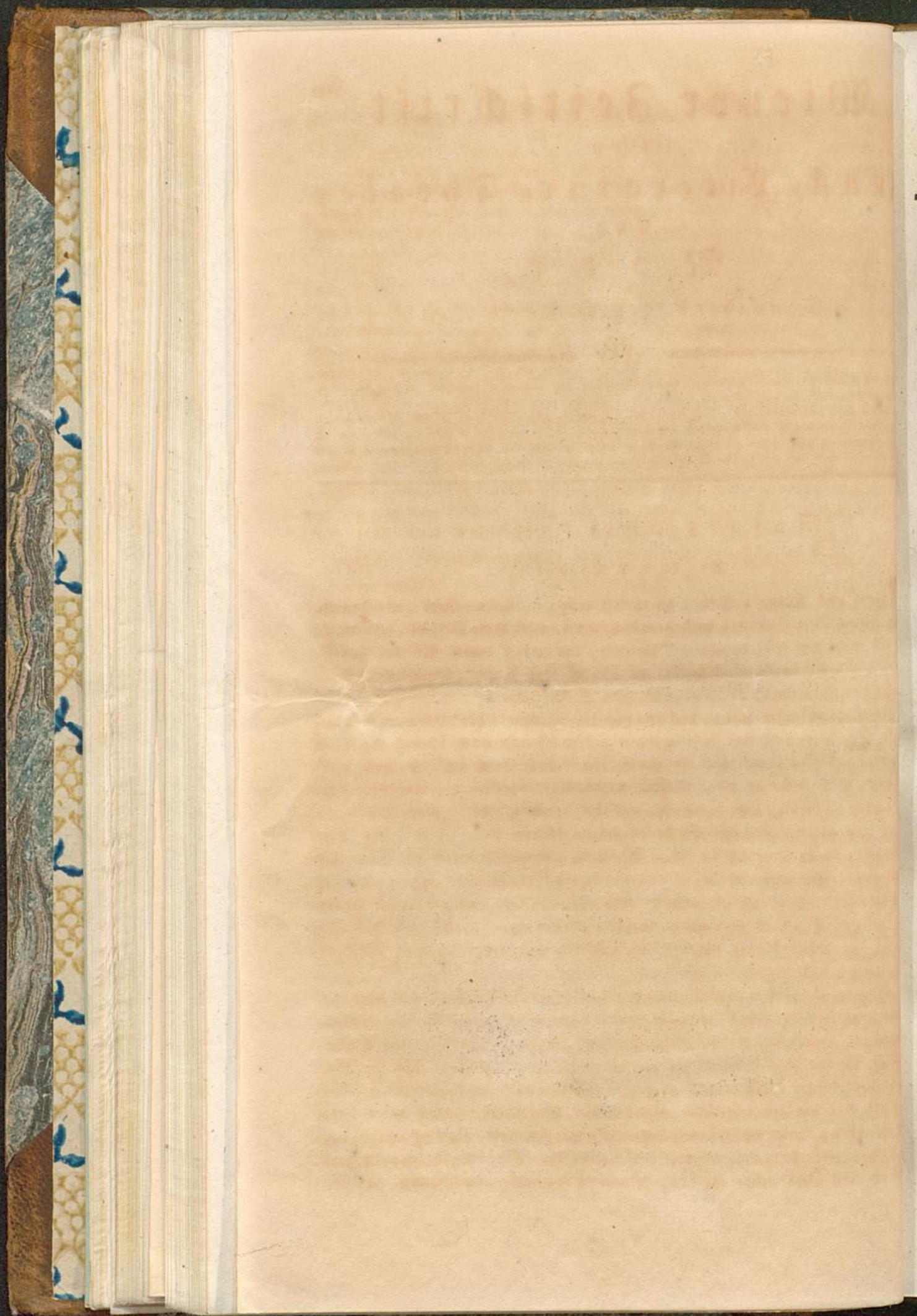
ermel
ichen Zu

für Ph



D. St. del.

G. J. sculp.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 21. April 1821.

48

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mozart und Rossini.

Von G. L. P. Sievers.

Mozart und Rossini? Nein, du zürnst nicht, du hehrer Geist, aus deinem himmlischen Tonreiche auf mich herabschauend, über diese Vergesellschaftung! Du bist nicht der erste erhabene Märtyrer, der neben einen Sünder gestellt wird! Dir wird dasselbe Schicksal zu Theile, wie jenem göttlichen Dulder, welcher der Wahrheit, der Vernunft zum Opfer gebracht ward, wie wir in dir das Schlachtopfer sehen, welches für die Wahrheit der Harmonie fallen mußte. Die Vernunft hat Jahrhunderte gekämpft und noch scheint ihr Reich nicht begründet zu seyn. Und die Harmonie? Auch ihren ewig wahren Aussprüchen, von ihrem genialen Meister verkündigt, bereitet der Unverstand einen harten Kampf. Wer wird siegen? Die gute Sache? Ihrer Verfechter ist nur eine geringe Anzahl. Desto muthiger kämpfe sie! Ist es nicht Vermessenheit, wenn ich mich zu ihrem Anführer aufwerfe, wenn ich allen mit einem guten Beispiele voranzugehen verspreche? Denn wird nicht auch ohne mich geschehen, was geschehen muß? Allerdings! Aber, obgleich jedem Dinge sein Ziel gesteckt ist, über welches es nicht hinaus kann, so läßt sich der Augenblick des Vollbringens durch Theilnahmlosigkeit verzögern, durch kräftiges Mitwirken beschleunigen.

Was in Paris für Rossini und gegen Mozart geschehen ist und noch geschieht (und das ist nichts Geringses, denn schon werden zwischen beyden Vergleichen angestellt, welche nachzuschreiben, meine Feder mir den Dienst versagt), möchte eben so wenig im persönlichen Bezuge auf beyde Komponisten, als in allgemeiner Hinsicht auf die Sache selbst, von Erheblichkeit seyn, denn in Paris hat nie ein wirklicher musikalischer Nationalgeschmack geherrscht, aus Gründen, die zu oft von mir dargethan worden sind, als daß ich sie hier zu wiederholten brauchte. Aber Deutschland! In Deutschland, wo Mozart (und ich will nicht müde werden, Mozart's Namen unaufhörlich auf den

Lippen zu führen, und sollte ich auch in gewissen Leuten statt Neue nur Überdruß erregen) in Deutschland, sage ich, wo Mozart Ur- und Vorbild aller und jeder erreichbaren tonsekerischen Vollkommenheit gewesen ist, wo jede seiner zahllosen Theater-, Kirchen- und Instrumentalkompositionen nicht bloß von einigen Auserwählten, sondern vom ganzen Volke genossen, verstanden und im ganzen Umfange ihres Werths gewürdigt worden ist, in Deutschland, wo es eben Mozart allein ist, welcher den Begriff der Klassicität verwirklicht hat, den außer ihm kein anderer, weder poetischer, noch musikalischer, noch bildender Künstler zu erwecken gewußt, in Deutschland, sage ich, gelingt es einem ausländischen Komponisten, der kein Genie, sondern nur Talent, keine poetische Einbildungskraft, sondern nur materielle Erfindung, kein vernunftgemäßes Wollen, sondern nur natürlichen Instinkt, der endlich kein künstlerisches Bewußtseyn, sondern nur bloß rohe Zufälligkeit besitzt, in Deutschland, sage ich noch einmahl, gelingt es einem solchen Komponisten, nicht allein sämtliche einheimische, mehr oder minder verdiente Künstler und ihre Werke in Vergessenheit zu bringen, sondern auch dergestalt die öffentliche Neugierde in Anspruch zu nehmen, daß der Empfänglichkeit des Publikums kein Raum mehr für Mozart's Produkte übrig bleibt! *)

Aber, wird man mir entgegen, ist es nicht möglich, an Rossini's Kompositionen Geschmack zu finden, und zugleich dem Genie Mozart's Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Allerdings! Doch steht der Grad des Anthells welchen das deutsche Publikum an beyden nimmt, nicht im richtigen Verhältnisse mit sich selbst. Denn, während Rossini in ganz Deutschland Entzückung erregt, erträgt man daselbst, wie es scheint, Mozart's Opern mit noch Ehren halber: letztere werden mit dem Verstande, oder des Herkommens wegen, geachtet, Rossini hingegen liebt man aus dem Innersten des Herzens.

Und dreist und ohne Hehl gesagt: wer aus wahrster, innerster Überzeugung von Mozart's Vortrefflichkeit durchdrungen ist, wer die Verehrung für das bewunderungswürdige Genie dieses einzigen wahrhaften klassischen Künstlers, welchen die Deutschen im allgemeinen Kunstgebiete als solchen aufzuweisen haben, nicht bloß nachbetheet, sondern im eignen Gemüthe hegt und pflegt, den können fremde Produkte, je nachdem diese mehr oder mindern Werth haben, allerdings auf kürzere oder längere Zeit unterhalten, sogar anziehen, aber unmöglich ist es, daß er an beyden gleich großen Gefallen finden könne. Ich selbst habe in einer meiner letzten Mittheilungen in der Leipziger musikalischen Zeitung das Vergnügen zu erkennen gegeben, welches mir die Musik des Turco in Italia, so zusammengetragen, wie sie hier gegeben wird, verursacht hat. Aber welcher Unterschied befindet sich zwischen diesem Vergnügen, welches ich, will ich anders nicht an mir selbst und an meinen Gefühlen zum Lügner werden, im eigentlichen Verstande nur einen Zeitvertreib nennen darf, und der Anregung meines ganzen Denk- und Gefühlvermögens, welche, z. B. Mozart's Figaro und Don Juan in mir hervorbringt! In den Turco in Italia geht man, wie zu ehrlichen Leuten, welche

*) Das ist wenigstens in Wien nicht der Fall.

es gut mit einem meinen, die aber weder moralische noch geistige Eigenschaften genug besitzen, daß man den Besuch bey ihnen auch nur um eine Minute beschleunigen, oder den Abschied von ihnen nur um eine Minute verzögern sollte; aber zu Mozart's Werken stürmt sich's, als wäre es die erste Jugendgeliebte: man lebt am Morgen nur im vorigen Abende, wo man sie gesehen, und nur im künftigen, wo man sie wieder sehen soll. So sind die Gefühle beschaffen, welche in mir durch beyde Komponisten hervorgebracht werden, selbst mein erbittertster Feind dürfte keinen Grund auffinden können, warum diese Gefühle nicht zugleich die unpartheylichsten von der Welt seyn sollten: ich fühle weder für Mozart im Grabe, noch für Rossini im Leben irgend ein unmittelbares Interesse; ihre Werke allein sind das Medium, durch welches mir Theilnahme an ihnen eingestößt wird, und ein solches Medium vermag nur ein reines Interesse, das heißt, eine völlig leidenschaftlose Würdigung ihres beyderseitigen Kunstwerths hervorzubringen.

Soll ich offen und ohne Hehl reden? In den Künsten, also auch in der Musik, sind jene ehrlichen Leute, welche eben so gern kalt als warm, fett als mager und sauer als süß essen, dem faulen Fleische in den Wunden zu vergleichen, ein kräftiger Schnitt mit dem kritischen Messer muß schnellig Recht dagegen verschaffen, wenn nicht die gesunden und empfänglichen Sensoria von der erschlaffenden Trägheit jener stockenden Maschinen angesteckt werden sollen. Ich möchte solche Menschen, denen auch die heterogensten Musikgattungen, wie z. B. ein Boyeldieu'sches rothes Käppchen und ein unterbrochenes Opferfest gleich tiefe, oder gleich flache Eindrücke verursachen, den Schmarozerpflanzen vergleichen, gleich diesen zehren sie, ohne irgend einen Vergleich in den zu wählenden Nahrungsmitteln anzustellen, und ohne allen unterscheidenden Willen, bald nach der rechten, bald nach der linken Hand zu, um nur satt zu werden, unbekümmert darum, ob der Chylus, welcher in ihr Blut übergeht, süßer Saft, oder substanzloses Wasser ist. Ja, die Schmarozerpflanzen möchten vor jenen Dilettanten ohne Geschmacksnerven noch den Vorzug der Nützlichkeit besitzen, sie dienen der neuen Vegetation zum Dünger, da hingegen jene Allermissfreunde durch ihre kraft- und saftlose Passivität nur ein Reizmittel zur musikalischen Verwesung werden können.

Einer solchen Passivität wird mich niemand beschuldigen, am wenigsten ich selbst; aber was die Muthlosigkeit betrifft, welche Ursache gewesen ist, daß ich hier, statt eine wirkliche, in's Große gehende Parallele zwischen den beyden genannten Komponisten (eine Parallele, welche dieß im eigentlichen Verstande gewesen seyn würde, das heißt, zwey gerade Linien, welche sich niemahls berühren) zu ziehen, und auf diesem Wege den Zorn, den mir der jetzige Musikzustand Deutschlands eingestößt hat, durch eine wirkliche Rossinika auszulassen, nur einige wenige unbedeutende Züge und Vergleiche auf's Papier geworfen habe, was diese schwächliche Muthlosigkeit betrifft, so möchte ich selbst dafür den ersten Stein gegen mich aufheben.

Um diesem Artikel jedoch auch in der losen Form, in welcher er hier erscheint, wenigstens einen Zug jener rücksichtslosen Schonung, welcher er entbehrt, zu ertheilen, will ich hier in ein Paar Worten den unterscheidenden Charakter Mozart's und Rossini's darthun, das heißt, die Gründe kenntlich

machen, warum (und hierin möchte allein der unterscheidende Charakter beider bestehen) Rossini nur für Heute und Morgen, Mozart hingegen für die Ewigkeit komponirt hat. Ja, und vor ganz Deutschland spreche ich die Prophezeung aus, Rossini wird nur der Komponist von Heute und Morgen seyn; Rossini wird selbst in Italien nur noch eine kurze Zeit Epoche machen.

Musik spricht allerdings keinesweges zur Vernunft; eine logische Einwirkung auf die Intelligenz des Menschen ist ihr unmöglich. Aber über der Vernunft steht im Menschen eine Kraft, in welcher sich alles vereinigt, was nicht körperlich in ihm ist: dieß ist der Verstand. Der Verstand faßt in seiner höchsten Potenz die Intelligenz und das Gemüth, als einen allgemeinen, geistigen Dualismus, zusammen. Der Verstand, in diesem Sinne genommen, ist demnach die Heimath, von welcher die Musik ausgehen, und zu welcher sie wieder zurückkehren muß.

Es muß demnach die musikalische Komposition (denn von dieser kann hier nur allein die Rede seyn) auf ein höchst verständiges Bewußtseyn gegründet seyn. Was ist aber ein solches Bewußtseyn anders, als die Kraft, die Objekte genau von einander zu unterscheiden? Diese Operation wird nur von dem vollkommen ausgeübt, der die äußern Kennzeichen derselben richtig zu begreifen und richtig wieder zu geben versteht. Wir nennen dieß in der Kunst Charakterzeichnung. Ohne sie bleibt die musikalische Darstellung, wie jede andere künstlerische, ein lustig-nebeliges Wolkengebilde, welches durch seinen Farbenschmelz allerdings einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann, dessen verstand- und bedeutungslose Allgemeinheit aber bald Gleichgültigkeit erregt.

Charakterzeichnung ist es, durch welche Mozart sich zum höchsten und erreichbaren Muster der Tonkunst emporgeschwungen hat, und Charakterzeichnung ist es, durch deren gänzlichen Mangel Rossini nur Töne, nur Melodie, aber keine Musik (dieß Wort in der höchsten künstlerischen Bedeutung genommen) geliefert hat. Während bey Rossini die musikalischen Phrasen schon vorhandene stereotypisirte Formen sind, die er nicht im Augenblicke einer kühnen Phantasie schafft, sondern welche, gleich behauenen Materialien, um ihn herum liegen, und während er aus diesen Formen, nicht nach den allerhöchsten Forderungen der Kunst und des Genies, sondern nach bloß subjektiven Gutdünken (um nicht gerade zu sagen, auf's Gerathewohl) irgendein Gebäude (keinesweges ein, nach einem vorher entworfenen Plan bestimmtes) zusammensetzt, schafft Mozart, vom Ideale des vorher in seiner Einbildungskraft längst begriffenen und längst vollendeten Gebildes begeistert, die äußere Form desselben, wie durch Inspiration, aber geleitet vom Geiste der höchsten Zweckmäßigkeit und in einer Ordnung, wo, wie im Weltsysteme, jeder einzelne Theil mit dem Ganzen in der nothwendigsten und einzig wahrsten Übereinstimmung steht. Höchste Bedeutsamkeit, nicht im materiellen Sinne genommen, sondern hervorgehend aus der allertiefsten Anschauung verstandesgemäßer Unterscheidungskraft, bezeichnet jedes Musikstück Mozarts. Wer sich entweder aus Mangel an äußerer Anregung, oder aus innerer Abneigung gegen eine solche kritische Anstrengung, von der Wahrheit dieser Behauptung noch nicht überzeugt hat, der vergleiche nur ganz obenhin

nicht allein solche Gesangstücke aus Mozart's Opern, die von verschiedenen Personen gesungen werden, und die also schon dadurch eine, möchte ich sagen, unbedingte Charakterverschiedenheit haben bekommen müssen, sondern besonders solche, welche die Leidenschaftlichkeit von Personen ausdrücken, die eine mehr oder minder sittliche Ähnlichkeit haben, als z. B. „dieß Bildniß ist bezaubernd schön,“ Don Ottavio's und Belmonte's Arie (jede dieser drey Arien ist der höchstleidenschaftliche Erguß eines Liebhabers, der im Andenken seiner entfernten Geliebten sich glücklich und unglücklich zugleich fühlt, aber jede dieser Arien, wie unendlich verschieden im Ausdrucke!), ferner die ganze Parthie des Papageno mit der des Pedrillo (beydes Natursöhne, denen Essen und Trinken lieber ist, als alles Wissen), Papagena mit Zerlinden, Don Juan mit dem Grafen Almaviva u. s. w. Ich glaube, auch ein mit dem ungeübtesten musikalischen Sensorium begabter Dilettant, muß in jedem Takte der angeführten Musikstücke einen unterscheidenden Charakter wahrnehmen. Welch' eine Verschiedenheit ist dagegen in den Nummern einer Rossinischen Oper zu finden? Kein anderer, als daß im langsamen oder im geschwinden Zeitmaße, in langen oder in kurzen Noten, und in der einen oder der andern Tonart gesungen wird. Was die Noten neben und unter einander betrifft, so sind diese, dem Geiste nach, immer dieselben: eine Person singt, wie alle, und alle, wie eine.

Die bewunderungswürdige Kunst der Charakterzeichnung, in welcher gerade das sublime und unerreichbare Genie Mozart's begründet ist, und welche bisher selbst von den Deutschen, wo nicht verkannt, doch wenigstens nicht in ihrem ganzen, fast unabsehbaren Umfange erkannt worden ist, diese bewunderungswürdige Kunst hat vielleicht in der ganzen neueren Zeitepoche nur ein einziger Künstler und zwar ein poetischer mit ihm getheilt. Dieser Künstler — ist Shakespear! Ja, die ganze neuere europäische Kunstgeschichte dürfte nur diese zwey wahrhaft und in jeder Bedeutung großen und weder vor-, noch nachher erreichbaren Kunstgenie's, würdig, eins dem andern zum Gegenstande zu dienen, aufzuweisen haben! Wie eine jede musikalische Person im Mozart einen bestimmten, sie von den andern absolut unterscheidenden Charakter hat, so sind auch den Shakespear'schen Charakteren (seinen unzähligen Clowns (Tölpeln) nicht minder, als seinen ernstern und Charakterrollen) so gänzlich verschiedene Physiognomien eigen, daß diese, obgleich in den Charakteren selbst eine und eben dieselbe moralische Grundeigenthümlichkeit herrscht, sich eben so ungleich sehen, als die mancherley Individuen des Menschengeschlechts von einander verschieden sind, obgleich ein jedes von ihnen durchaus dieselben Körpertheile und zwar ganz an eben demselben Orte des Körpers besitzt.

Shakespear lebt noch, nach beynahne drittehahnhundert Jahren, in seiner ganzen Herrlichkeit auf den englischen und ausländischen Bühnen, und Mozart sollte schon nach kaum dreyßig von den deutschen verdrängt werden können? Nein, das ist unmöglich! Aber der musikalischen Kunstempfänglichkeit der Deutschen scheint es zu gehen, wie den Uhren, sie müssen aufgezo-gen werden, wenn sie nicht stillstehen sollen.

(Schluß.)

Dresden.

Tiefe Rührung leuchtete aus den Blicken unserer geliebten Prinzen, da öffneten sich die Thüren eines zweiten Saales, welcher ganz in einen hesperischen Garten verwandelt war, blühende Orangenbäume und Gewächse der fremdesten Zonen schmückten ihn, und Laubfesteen senkten sich von der Decke herab. Als die Prinzen eintraten, erblickten sie an einem flammenden Altar, dessen Inschrift den vielgeliebten Namen aussprach, eine holde Gestalt (Fräulein Klotilde von Rostitz-Jänkendorf), die Schutzgeist Sachsens vorstellend. Ein Rautenkranz schlang sich durch ihre dunkeln Locken, ihr Untergewand war weiß mit Gold gestickt, darüber eine kurze Tunika von arabischem Flor mit Gold durchwebt; lange weiße Schwingen und ein Palmzweig in ihrer Rechten bezeichneten sie als Genius. Sie sprach mit zarter Empfindung folgende von ihr gedichtete Zeilen:

Dem Reich des Unsichtbaren schnell enteilet,
Tret' ich zu Euch mit heiterm Freundesgruß,
Wißt, ich bin der, der immer bey Euch weilet,
Bin Eures Landes treuer Genius.
Nuch fürcht' ich nicht, daß fremd ich Euch erscheine,
Führt Ihr doch stets, daß Euch mein Arm umschlingt,
Wißt Ihr ja doch, wie ich so fromm es meine,
Und wie so leicht mir Euer Glück gelingt!

Doch mir gebührt kein Dank, wie hold er winket.
Zwar, Sachsen gleicht der thaubenehten Flur,
Wo jeder Tropfen Sonnenstrahlen trinket,
Doch — von der Sonne kommt der Segen nur!
Nun — Eure Sonne brauch' ich nicht zu nennen,
Ich bin ihr Strahl, doch ihr gehört das Licht,
Und wollt Ihr Euern wahren Schutzgeist kennen,
So fragt den heut'gen Tag, von wem er spricht.

Ja, um Sein Haupt, so heilig uns, so theuer,
Schlingt sich der Sonnenstrahlen lichter Kranz,
Die Liebe gibt ihm ewig junges Feuer,
Der Himmel leihet ihm seinen reinsten Glanz. —
Drum, Liebe, da wir alles dir verdanken,
Weck' uns die Freuden, die dein Athem schuf —
Die Liebe winkt — es öffnen sich die Schranken.
Auf! Auf! und folgt der Freude süßem Ruf!

Bei diesen letzten Worten eilte in kindlicher Lieblichkeit ein jüngerer Sohn des Festgebers, als Amor gekleidet, aus den Büschen hervor, entzündete seine Fackel an dem Altar der Vaterlandsliebe und weckte damit, sie berührend, acht reizende Psychen, welche zuvor leblos in sich versunken unter den Blüthen ruhten, sobald sie den belebenden Funken fühlten, entfalteten sie in holder Anmuth ihre Flügel und vereinten sich zu einem ungemein reizenden Tanz, wo sie bald lieblich tändelnd einander umschwebten, bald scherzend getrennt, bald liebend vereint, die sinnigsten Gruppen bildeten. In sie zuletzt in einer wahrhaft mahlerischen Gruppe den Schutzgeist Sachsens umgaben. Unser verehrter Hofrath Böttiger hatte die Idee dieses anmuthigen Festspieles angegeben und unser geschickter Balletmeister d'Amato den reizenden Psychentanz erfunden. Diese Psychen, lauter zarte jugendliche Gestalten, waren ganz gleich gekleidet, ein Kranz von kleinen Rosen schmückte das zwanglos geringelte Haar, ein ganz leichtes, kurzes weißes Gewand war unter der Brust mit einem hellblauen Band gegürtet und unten herum mit schmalen Bändchen in der Abschattirung des Regenbogens besetzt, die zarten Schmetterlingsflügel mit dem schönen Pfauenauge in der Mitte, waren gleichfalls von einem solchen Irisstreif am Rand umgeben; die Arme und die zierlichen Fü-

chen waren in fleischfarbenen Tricot gehüllt und die leichten Sandalen mit hellblauen Bändern geschnürt. Folgende Damen waren diese Psyche: Frau von Irgens; Vergh (dänische Gesandtin), die drey Hofdamen Fräulein von Brochowka, von Feulner und von Pouteani, Fräulein Konstanze von Gersdorf und die drey Töchter des Hauses: Komtessen Klara, Armgard und Isidora Hohenthal.

Bald hierauf erschien eine Seize von spanischen Landleuten, welche interessante Nationaltänze ausführten. Die mannigfaltigsten, prachtvoll gekleideten Masken unterhielten sich nun mit fröhlichen Tänzen; einzig blieb es aber dabey, wie hier stets, zu bedauern, daß der eigentliche Maskengeist mit all seinem Scherz und Muthwillen, und neckendem harmlosen Witz, bey uns durchaus nicht heimisch ist, und sich nicht hieher beschwören ließ! Alles demaskirte sich schon in der ersten Stunde und an einen sinnig durchgeführten Charakter war gar nicht zu denken. Da bleibt freylich der Wetteifer der Pracht und des Geschmacks in den phantastischen Trachten, aber nur das Auge, nicht der Geist findet die volle Befriedigung, die ein so herrlich angeordnetes Fest sonst wohl gewähren könnte, wenn eben so viel Geistesfunken, wie Juwelenglanz, dabey bemerkbar würden.

Die ausgezeichnetste Gastfreundlichkeit both alles im reichsten Maße, was das Fest nur verschönern konnte, und erst am frühen Morgen trennte man sich, den gefeyerten Tag segnend und seine oftmahlige Wiederkehr wünschend.

S o n n t a g

Jubel- und Gedächtnisfeiern haben immer etwas Anziehendes, Ernstes und Würdiges, was den Blick der Seele rückwärts kehrt und auf die Vergangenheit richtet, was den Musenzögling in die Zukunft blicken heißt und zu neuer Anstrengung begeistert. In diesem Sinne beging das Pensionats-Institut für die Witwen und Waisen der Tonkünstler am 15. und 16. April im Hoftheater nächst der k. k. Burg ein musikalisches Fest, indem es sein fünfzigjähriges Jubiläum feyerte; am ersten Abende Florian Gassmann's, seines Gründers, Andenken durch eine zweckmäßige kurze Kantate und die Aufführung des von demselben komponirten Oratoriums: *Betulia liberata* verherrlichte; am zweyten Abende aber zu Ehren seines Beförderers, Joseph Haydn, einen Gesang zu dessen Lobe von Hrn. Kapellmeister Salieri komponirt, dann dessen Oratorium: die Schöpfung aufführte. Wir wollen das Einzelne durchgehen. Gassmann's Büste, von einem Lorberkranze umwunden, zierte die Mitte des Orchesters am ersten Abende, und zahlreich hatten sich Künstler und Musikfreunde eingefunden, um die Aufführung zu verherrlichen. Den Anfang machte ein von Hrn. Salieri, Schüler des Verbliebenen, komponirter Marsch mit einem darauf folgenden Chore zum Lobe seines Lehrers. Hierauf kam das 1771 zur Gründung und ersten Produktion des Institutes von Gassmann gesetzte Oratorium: *Betulia liberata*, welches im Ganzen gut ging, Beyfall hatte und von den Solostimmen wie vom Chore präzis ausgeführt wurde. Die Damen Grünbaum und Klieber zeichneten sich vorzüglich dabey aus. Fräulein Sommer, die wir hier zum ersten Male hörten, wollen wir hingegen nicht voreilig beurtheilen. Den Beschluß machte Klopstock's Frühlingsfeier, vom Abbe Stadler in Musik gesetzt, die sich an das Vorige würdig anreichte und recht gut ausgeführt wurde. Mad. Grünbaum, Fräulein Klieber, die H. Barth und Siebert hatten die Solostimmen übernommen. — Den zweyten Abend eröffnete ein vierstimmiger Gesang: Haydn's Lob, gedichtet von Hrn. v. Mosel, in Musik gesetzt von Salieri und gesungen von Mad. Grünbaum, Fräulein Sommer, den H. Barth und Siebert. Diesem folgte das Oratorium: die Schöpfung. Ganz Europa kennt dieses Werk. Haydn verewigte damit seinen Ruhm in der musikalischen Welt und stellte ein ewiges Muster auf, wie man dem Zeitgeiste huldigen soll, ohne die edle Einfachheit der ältern Tonsetzer aus dem Gesichte zu verlieren, was auch die lange Dauer seiner Arbeit verbürgt. Wir hatten für überflüssig, ein Mehreres darüber zu sagen. Die Aufführung war sehr gelungen, das Orchester weit stärker als gewöhnlich besetzt, und alles

wirkte mit solcher Präzision, solchem Feuer zusammen, daß die ungemein zahlreichen Zuhörer in Enthusiasmus geriethen und sogar, was bey den oftmahligen Aufführungen dieses Oratoriums noch nie geschehen war, die Wiederholung der beyden Chöre stimmt an die Saiten! und: die Himmel erzählten u. s. w. stürmisch verlangten. Daselbe wäre beynabe auch dem Duette zwischen Adam und Eva mit dem dazwischen tretenden leisen Chore der Engel widerfahren. Doch war die Hitze fast unerträglich geworden und die Prosa der Gemächlichkeit siegte über den Feuereifer der Kunstliebe. Die Soloparthien wurden von Mad. Grünbaum, den H. Barth und Sieber mit wahrer Kunst vorgetragen und wir sind ihnen insbesondere dafür verbunden, daß sie sich aller unnützen Verzierungen enthalten haben, und nirgend des Meisters unsterbliche Gesänge verbessern wollten. Die Büste Haydn's mit einem Lorberkranze geschmückt war im Orchester nach vorne zu aufgestellt.

Am 17. April veranstaltete die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates eine neuerliche Aufführung des großen Weigl'schen Oratoriums: Die Leiden unseres Herrn Jesu Christi, deren Einnahme dem jüngst errichteten Konseratorium, so wie die beyden vorhergehenden, bestimmt war. Sie hatte wieder im großen Redoutensaale, jedoch um die Abendstunde, Statt. Die Zuhörer fanden sich in mässi- ger Anzahl ein; die Produktion ging unter der Leitung des Hrn. Verfassers sehr gut, die Stellen wurden lebhaft applaudirt, die Befehung war dieselbe, wie beyde ersten Male, was uns jede weitere Anmerkung erspart.

Theater = Nachricht.

Se. Excellenz Hr. Graf Ferdinand von Palffy, Eigenthümer des k. k. pr. Theaters an der Wien, haben der Ue. Katharina Canzi die Vorstellung der Oper: *Mosé* zu ihrem Vortheile bewilliget; dieselbe gibt sich demnach die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum gehorsamst zu benachrichtigen, daß diese Vorstellung kommenden Dienstag den 24. April 1821 im Theater an der Wien Statt haben wird.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Convulvulus Cneorum. Candische Winde. Aus Candien.
- Cactus alatus. Geflügelte Fackeldistel. Aus Jamaika.
- Croton pungens. Stechendes Croton. Von Caracas.
- Genista candicans. Weißlicher Ginster. Aus Italien.
- Goodia lotifolia. Aus Neuhoolland.
- Hibiscus prurtens. Aus Westindien.
- Psychotria undata. Wogenblättrige Psychotrie. Von den Bahamainseln.
- Pelargonium tricolor, major. Vom Kap.
- Rhipidodendrum distichum. Zweyzeitiger Fächerbaum. Aus Afrika.

Nachricht für Blumenfreunde.

In dem k. k. Hofgarten von Schönbrunn nächst Hiezing sind die *Hyacinthen* von jetzt an in voller Blüthe zu sehen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 24. April 1821.

49

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey U. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und n. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Blumen.

Lehrgedicht in drey Gesängen.

Von M. Enk.

Wir glauben den Blumen- und Wonnemond nicht schöner begrüßen zu können, als mit einigen Blumen aus dem Kranze, den Hr. Enk, ein geborner Oesterreicher, wir möchten sagen, sich schon gewunden hat, wenn die Bescheidenheit des Dichters, den in diesem Augenblicke noch die Sorgfalt liebender Nachbesserung beschäftigt, es erlaubte, sein Werk als vollendet zu betrachten und der Lesewelt als solches aufzuführen.

Ges. I. B. 287 — 406.

Noch Vieles fehlt, mein Freund, wosern dein Garten
Verdienen soll des schönen Thales Nahmen,
Worin Latonens goldgelocker Sohn
Der flücht'gen Spur der scheuen Daphne folgte.
Dort schmückten Blumen — doch sie nicht allein
Den Wiesenteppich; blühende Gebüsch,
In lieblicher Verwirrung hingestreut,
Und Schattengänge, kühle Grotten luden,
Beym Frühlingslied der Nachtigall, die Liebe
Zu süßer Schwärmeren, zu heiterm Sinnen
Die Weisheit ein. Mit sanftem Murmeln floß
Ein klarer Bach hier über Kiesel hin,
Entsprudelte dort frisch bemoosten Felsen
Die Silberquelle. Hier winkt' unter Pappeln
Ein Rosenstüß dem Wandelnden. Dort luden
Platanen ihn zum Laubdach gastlich ein,
Und blüh'nde Lorberbüsch zogen sich
In sanften Windungen an Hügeln fort,

Auf welchen, frisch bekränzt, die hohen Tempel
 Der Götter schimmerten, die liebend einst
 In dieser Haine Schatten Hand in Hand
 Mit Pyrrha's schönen Töchtern wandelten.
 Was reizvoll die Natur dort bildete, das ahme
 Mit weiser Einsicht nach, daß als Natur, gleich fern
 Von Prunk und Tändelei, die Kunst erscheine.
 Um freye, frische Rasenplätze mögen
 In sanften Krümmungen sich Schattengänge
 Von Sträuchern ziehn, die theils das Vaterland
 Erzeugt — theils, liebe Gäst' aus fernen Zonen,
 Mit offnem Arm' in seinem Schooß empfing.
 Hier blühen, wenn der Frühling sich erneut
 Im frischen Reiz, der traute Fliederbaum,
 Der Rosenholder und der possenhafte
 Perückenstrauch, gefellt zu pontischen
 Azalien, und bey dem Wollenbusch
 Die herrlich prangende Korallenzinke.
 Verschmäh' die Nachbarschaft des Flötenbaums,
 Den Alpenrosenstrauch, die biedere
 Kornelle nicht, die, wenn noch kaum der Schnee
 Vom Felde schmilzt, schon emsig tausend Sterne
 Aus ihren Knospen treibt. Bescheidenes Verdienst
 Verachte mir an Baum und Strauch und Blume
 So wenig als am Menschen. Mächtig reizt
 Am Tulpenbaum der Blätter reiner Schmelz,
 Der Blüthen Farbenpracht des Gartenfreundes
 Bewunderung; allein darum verschmäh't
 Er nicht die wackern Ulmen; traun! er schäht
 Den edlen Lärchenbaum, die stachlichten
 Akazien. In mahlerische Gruppen
 Vertheilt er glatte Birken, schlanke Pappeln,
 Duftreiche Linden; unter Platanen
 Den Silberhorn und den Kortenbaum,
 Der, wenn der Herbst schon jeden Kranz bezupft,
 Voll glänzender Korallensträuße hängt.
 Mit Vögeln aller Art bevölkere
 Den neugeschaffnen Hain: der braune Hänfing
 Bewohn' ihn gern; von Baum zu Baume schwinde
 Der bunte Stieglitz sich und der muntre Zeisig;
 Vom dichten Laub verborgen, möge dir
 Im rothen Mäntelchen der Dompfaff pfeifen —
 Der scheue Fink aus voller Kehle schmettern,
 Und laut ihr drollig Lied die Amsel singen.
 Mit leichter Müh' gewinnt der kleinen Sängers
 Vertrau'n, wer freundlich jede Störung ihnen
 Zu fernem weiß, und täglich Futter streut.

Mit reizendem Gesang beleben sie dafür
 Den anmuthsvollen Hain. Am frühesten Morgen
 Erfüllt ihr Jubel ihn; es lockt ihr Lied
 Am Abend holde Phantasien herbey,
 Und wenn zu dir in lauen Frühlingsnächten
 Dein Mädchen scheuen Tritts sich schleicht, singt
 Die Nachtigall im Busch ein Brautlied dir.
 Umstrickt von deinem Arm', an deine Brust
 Geschmieget, lauscht, das Auge feucht, die Schöne
 Dem seelenvollen Lied; ihr Busen hebt
 Gepresster sich; von nie empfund'ner Gluth
 Durchströmet und von deinem Fleh'n gerührt,
 Gibt sie dem süßen Drang des Herzens nach.
 Gern weilet — wie sie selbst die schönste Blume
 Des Lebens ist — die Liebe unter Blumen,
 Und unter Blumen setze du der Liebe,
 Wenn sie dich je beglückte, den Altar.
 Ein zweyter aber sey der Freundschaft heilig,
 Und einen säume nicht den holden Töchtern
 Mnemosynens zu weih'n, die leichten Schrittes
 Des Pindus Höh'n und Schattenhain durchwandeln,
 Und an Kastaliens Born die Saiten rühren.
 O drey mahl Glücklicher, der, hohe Musen,
 Sich eures Lächelns freut! Sein Leben gleitet,
 Ein heller Bach, sanft unter Blumen hin;
 Sein Ohr vernimmt des niedern Erdenlebens
 Verwornes Brausen nicht; es trinkt
 Der Sphären Harmonie. Die wilde Woge
 Der Leidenschaft empört nicht seine Brust,
 Wo Ruhe heiliger Begeist'ring wohnt;
 Mit weichem Arm' umfängt die Liebe,
 Geleitest, heitre Weisheit! du den Jünger
 Auf seiner Bahn; den vollen Blüthenkranz
 Schuldloser Freuden drückt noch am Ziele
 Erinnerung ihm auf die freye Stirn',
 Und, sanft von ihr gefächelt, schlummert er
 Im Schooß der Hoffnung höherer Vollendung,
 Dem Säugling gleich im Schooß der Mutter, ein.
 Mit Inbrunst hab' auch ich von Jugend auf
 Mich eurem Dienst, ihr Göttinnen! geweiht;
 Und, was das Leben mir an Freuden gab,
 Nur wenig war es, euch dank' ich's allein!
 Euch dank' ich's, Göttinnen! daß harter Druck,
 Daß feige Tücke nicht zu niederm Streben
 Den freyen Geist herabzuzieh'n vermochten —
 Daß fest in meiner Brust der Glaube steht,
 Und nur mit meinem Leben soll er schwinden:

Es ist kein Traumbild, was vor unsrer Seele
 In Stunden höherer Begeist'ung schwebt —
 Es ist! Vom Himmel stammt es her, und trägt
 Auf seinem Flug zum Himmel uns empor,
 Darum, was auch ein feindlich Schicksal mir
 Versagen — ja sogar mir rauben mag, —
 Nur Eines bleibe mir, die Liebe
 Zu euch, der offne Sinn für deinen Reiz, Natur!
 Und stets ein Herz, nicht unempfänglich
 Der sanften Regungen des Mitgeföhls.
 Nicht elend ist, wer, weigert gleich das Glück
 Ihm Alles, solch' ein Herz im Busen trägt.
 Er neidet um den hohen Marmorsaal
 Den Reichen, um des Purpurmantels Schmuck
 Den König nicht; ihn reizt des Höflings Stolz
 Auf Fürstengunst so wenig, als der Lorber,
 Mit Blut begossen. Kindlich ruhet er
 Im kühlen Hain, am Busen der Natur;
 Da fühlt er sich beglückt und frey, und sinnt
 Mit heit'rer Ruh' dem ernstestn Räthsel
 Des Lebens nach. Mitfühlend trocknet er
 Die fremde Thräne; wo von Freude
 Ein Auge glänzt, glänzt auch das seinige;
 Und treu bewahrt er jede Blüthe
 Der Menschlichkeit im reinen Busen
 Vor starrer Selbstsucht kaltem Todeshauch.
 So wie des Herzens schönste Blüthen,
 Vom gift'gen Hauch der Selbstsucht angeweht,
 Berwelken, sterben rettungslos
 Die zartesten von seinen Pfleglingen
 Dem Blumenfreunde hin, wosfern er nicht,
 Sobald die Sonne sich dem Schützen naht,
 In's Winterhaus sie bringt.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 3. März 1821.

Es bleibt mir wenig hinzusehen. Das Carneval, die Opern, die Konzerte, die Ballen bey Hofe, die Assembles in der Stadt, die Winterlustbarkeiten überhaupt, haben das redende Schauspiel verdrängt, ich möchte sagen, verschlungen. Dazu kam die Abwesenheit mehrerer der vorzüglichsten Schauspielerinnen, die Unpäßlichkeit einiger Schauspieler, die Bequemlichkeit Anderer, der Mangel an guten, neuen Stücken, die Gleichgültigkeit gegen die guten Alten, welche leider immer mehr zunimmt, und wenigstens eine dramatische Revolution befürchten läßt, die sich leicht eben so weit erstrecken möchte und eben so ansteckend ist, als die der Carbonari.

Auffallend ist es — und ich fange meinen Bericht für Jänner und Februar mit dieser Bemerkung an — daß die meisten neuen Stücke, die wir seit einiger Zeit auffüh-

ren sehen, Adelige zu Verfassern haben. Vom Hrn. v. Houwald haben wir die Rückkehr, den Leuchthurm, Fluch und Segen ic. Vom Major von Decker (unter dem Namen Adalbert vom Thale) Rose die Müllerinn, das Vorleseschloß, der Theaterdichter und ein noch nicht aufgeführtes Stück der Hagelschlag. Von Hrn. A. von Arnim ist ein Lustspiel aufgeführt worden, unter dem Titel: Neues Mittel, alte Schulden zu bezahlen. Am Abend des Ordensfestes wurde auf höchsten Befehl aufgeführt: die Rückkehr des großen Churfürsten von Baron de la Motte-Fouqué. Ich bringe hier nicht einmahl die beliebtesten und beliebten Stücke unsers längst bewährten Julius v. Boff in Anschlag, welche Beyfall und Tadel finden müssen, weil sie haltvoll sind, und nur das Mittelmäßige schweigend vorübergelassen wird, und die Ehre der Kritik nicht erhält. Zwen Volksstücke (aber auch nicht einen Grad darüber im dramatischen Thermometer) sind Claren's Bogelschieszen und Adalbert's Vorleseschloß. Ich tadle die Wahl und Auführung solcher Stücke keinesweges, da wir leider nur ein Schauspielhaus bey vielen Forderungen haben, denen hinter einander Genüge geschehen muß; um so mehr, da das Volk nicht bloß in der Galerie hauset, sondern guten Theils auch in Logen und Parterre. Was von den Stücken hier gilt, läßt sich ebenfalls auf die Darstellenden anwenden. Sie buhlen nicht so sehr um den schweren Beyfall der Kenner, als um den leichteren der Menge, und machen sich dadurch zugleich das Schwere leicht. — Zu den höhern Darstellungen der letzten Zeit lassen sich z. B. rechnen: „Maria Stuart, die Albanoferinn, Donna Diana, Romeo und Julie.“ Nur die dritte befriedigt ganz. Die zweyte versteigt sich so sehr in das Unnatürliche, läßt bey allen Anstrengungen des Dichters — und auch der Darstellenden — den Zuschauer so kalt, verwechselt so sehr den Fatalismus der Alten mit dem Alten — Weiber-Uberglauben der Neuern, und fette gemahlte Liebesklammen mit dem Brande von Moskau oder von Persepolis, daß diesem poetisch-schönen, aber dramatisch-häßlichen Ungeheuer hier kein Geschmack abgewonnen werden kann. — Doch wohin versteige ich mich? Wie kann ich vergessen, was Ihr Journal zum Vortheil dieses Produktes gesagt hat, und was ich weder widerlegen kann noch darf! — In Romeo und Julie hat Mad. St. i ch schöne Momente, wie im „Kaufmann von Venedig.“ Im vierten Akte besonders leistet Mad. St. i ch alles, was ich von ihr erwarten darf, und noch mehr. Hier ist sie ganz Gefühl, ganz Ausdruck!

Ein vor mehreren Jahren vom Prof. L e v e z o w gedichtetes, dann vor einigen Jahren von ihm umgearbeitetes Schauspiel: R a t i b o r und W a n d a, wurde damals von der königl. Intendantur, zum Theil in Hinsicht dessen, daß es als ein v a t e r l ä n d i s c h e s auftrat, mit prächtigen Dekorationen und Kostumen ausgestattet. Hr. L. hat nämlich den glücklichen oder unglücklichen Gedanken gehabt, ein altes Stück: „Ulysses Rückkehr,“ mit Beybehaltung aller Züge, auch der kleinsten, in ein modernes umzuschaffen, aus Ulysses R a t i b o r, aus Penelope W a n d a, aus Ithaka R u p e n zu machen, den Telemach, den göttlichen Säthirten, die Waffenlist, das Bogenspannen, den blinden Sängler, kurz alles, was nur die Odyssee sagt, zu benutzen und zu dramatisiren. Nur was uns der alte Homer mit so lebendigem Interesse rhapsodisch vorsingt, was uns noch immer in die alten Zeiten versetzt, als hätten wir einst in ihnen gelebt und gewohnt, ist größten Theils in dem Scenenbau, im Dialog, auf der Bühne verloren gegangen — wie es denn auch nicht anders möglich war. Aus einem epischen Gedichte läßt sich kein dramatisches machen. Das verlorne Paradies und der Messias würden sich auf den Bretern nicht sonderlich ausnehmen.

Der Frau von Weiffenthurn „Leztes Mittel“ findet hier vielen Beyfall, und verdient ihn. Das Stück ist gut und wird gut gegeben. Die Charaktere sind ohne Übertreibung dargestellt, von der Art, daß sie nicht für Copien gelten dürfen. Auffallend ist, daß Fr. v. Weiffenthurn die Männer besser zu schildern versteht, als ihr eigenes Geschlecht. Die Bemerkung läßt sich auf alle ihre Leistungen anwenden.

Ich darf die neueste Neuigkeit, den Flüchtling von Ihrem B o n d i, nicht unberührt und unbelobt lassen. Wenn ich nicht irre, so ist die kleine leichte, gut verwickelte und entwickelte Intrigue aus einem französischen Stücke: Le Mariage d'une heure entlehnt. Die Rollen sind an die rechten Männer und Frauen, mit Ausnahme der Marie, gekommen.

Die Odalische wird mit außerordentlichem Schmuck gegeben. Es läßt sich auf sie anwenden, was man von jener mit Edelsteinen übersäeten Helena eines mittelmäßigen Mahlers gesagt hat: Er konnte sie nicht schön machen; darum machte er sie reich. Einen doppelten Übelstand hat die Kritik in der Odalische gefunden: 1) die Schlüpfrigkeit des Gegenstandes; 2) die Arroganz der Engländerinn und des Engländers im Serail. Viele Zuschauer waren der Meinung, der Sultan müsse das Paar hinauswerfen lassen. Ich muß gestehen, die Arroganz, der Stolz und der Übermuth wurden hier ganz nach dem Leben gegeben.

Das schöne Ballet Nina wird nun auch hier gegeben; allein *Mlle. Lemierre* ist keine *Digottini*; die Kopie schimmert zu sehr durch. Sie tanzt ihre Lektion her; aber es ist kein Wahnsinn weder aus Liebe noch nach der Natur. *Vermeuil* ist wie besser; auch ist seine Aufgabe nicht so schwer zu lösen. Beyde werden von dem übrigen Personale zu wenig unterstützt. Man hat hier von der tanzenden Pantomime noch keinen eigentlichen Begriff. Die Tänzerinnen kleiden sich vorzüglich gut, tanzen aber zum Theil ohne Beine, und — mit wenigen Ausnahmen — ohne Seele und Ausdruck. Die Tänzer sind schon besser.

Vom Gesang habe ich nichts mehr zu sagen; dafür ist schon oben gesorgt worden. Überhaupt bin ich vielleicht — da es eben trübes Wetter ist — in manchem Urtheile zu strenge verfahren, welches ich dann Ihnen und Ihren Lesern gütigst zu mildern überlasse.

Uugsburg im März.

Werden Helden und Wohlthäter der Menschheit mit Recht durch Monumente von Erz und Marmor geehret: so verdienen wahrlich die Wohlthäter der Theaterkassen von diesen eine ähnliche Rücksicht. Die unsrige hätte nun, einer solchen Billigkeit gemäß, nichts Eiligeres zu thun, als *Hrn. Adolph Bäuerle's Büste bey Canova oder Thorwaldsen* zu bestellen; denn „die falsche Catalani“ desselben, welche im Februar zum ersten Mahle gegeben wurde, äußerte auf das Publikum eine so seltene und wunderbare Anziehungskraft, und äußert sie nach mehrmahls wiederholten Vorstellungen noch immer, daß ihr unter den Erscheinungen des mineralischen oder vielleicht gar animalischen Magnetismus ein Plätzchen gebührte, und die erwähnte Auszeichnung ihr Urheber zu verdanken haben sollte. Wer sie dagegen lieber in der Naturlehre unter den verschiedenen Wärme-, Feuchtigkeits- u. s. w. Messern, z. B. als Geschmacksmesser, placirt wünschte, der mag zuerst diesen Maßstab an die eigene Nase, nämlich seine Umgebung, seine Stadt legen, ehe er sich in unsere Angetegenheiten mischt. Die Aufführung war vortrefflich. *Hr. Weyl*, als Catalani, war überaus ergezlich, und *Hr. Heigel*, als Stadtkommandant, ließ nichts zu wünschen übrig. Beyde wurden verdiente Maßen hervorgerufen. Mit Kraft und feiner Ironie bemerkte der erstere in seiner Dankesrede, daß es ihm ein eben so unerwartetes als erfreuliches Ereigniß sey, durch sein Singtalent den Beyfall eines hohen Publikums errungen zu haben. Wahrlich, derselbe (er ist unser erster Liebhaber und kein Sänger) hätte die Ehre des Hervorrufens schon oft in den Rollen seines Faches verdient, wo kein Beyfall und keine Theilnahme sich regte! Eben so *Hr. Heigel*. Eine andere, sehr gelungene Spende des Februars war: „das Rätchen von Heilbronn“, von *Holbein* (nach *Kleist*, blieb in der Feder). *Mlle. Stühler* gab die Rolle des Rätchens mit allem Reize dieses, in der Wirklichkeit seltenen, aber in jedem wahrhaft liebenden, weiblichen Gemüthe schlummernden Charakters. Ich will diese Worte eben so wenig rechtfertigen und erläutern, als Ihnen meinen Glauben aufdringen, daß das genannte Schauspiel eines Ehrenplatzes unter den besten Erzeugnissen der deutschen Muse würdig sey. „Der Schicksalsstrumpf“, eine Tragödie von den Brüdern *Fatalis*, gefiel weit über meine Erwartung. Ich erwartete nämlich nicht, daß die vorkommenden, verschiedenen Beziehungen so leicht und richtig aufgefaßt würden. *Mad. Wih* (*Kunigunde*) gebührt die Palme, wovon sie einige Blätter *Hrn. Heigel*, als Schicksal, und *Hrn. Weyl* (*Roderich*) überreichen mag. „*Wilhelm Tell*“ ging so, so. Ausgezeichnet gut wurde indessen die Rolle des *Tell* von *Hrn. Schermermanna* gegeben. *Iffland's* Herbsttag und *Kozebue's* silberne Hochzeit müssen als besonders wohl gerathene Darstellungen gerühmt werden. Im ersteren Stücke dürften

Hr. Haag (Selbert) und Dlle. Benda (Marie) die Anforderungen des leckersten Publikums befriedigen. Das unsrige blieb stumm und kalt, und hatte sich überdies nur sehr sparsam eingefunden. Was soll aus dem deutschen Theaterwesen werden, wenn dergleichen gute Kernstücke keine Wirkung mehr hervor bringen; Stücke, aus welchen viele neuere dramatische Schriftsteller manches in Rücksicht der Anlage, Charakterzeichnung, des Dialoges, Effektes u. s. w. lernen könnten und sollten? Der Monath März war nicht weniger reich an guten Gaben, von denen ich aber der nöthigen Kürze wegen nur einige der bedeutenderen auslesen will. Demetrius, Trauerspiel, nach Schiller's hinterlassnem Entwurfe, von Maltitz bearbeitet, eröffnete den Reihn. Das traurige Gefühl, daß der Meister diesen großartigen Stoff nicht mehr selbst ausführen durfte, welches Ihren Berichterstatter erst während und nach der Vorstellung anwandte, muß das Publikum schon bey dem Lesen des Zettels ergriffen und abgehalten haben, dieses hier noch nie gesehene Stück zu schauen. Die Gesellschaft gab sich darin zwar viele Mühe, aber die Aufgabe schien mir doch fast über ihre Kräfte, oder vielmehr — aufrichtig sey es gestanden — die Ergänzung dieses herrlichen Torso schien mir mißlungen. Ida, die Büßende, Oper, von Holbein, mit Musik von Gyorweh, wollte trotz der in vielen Stellen vorzüglichen Musik nicht besonders ansprechen. Dieses Buch ist Holbein's bestes Werk nicht; wenigstens scheint es mir nach dem Grundsatz, daß sich die Extreme berühren, sehr gewagt, das Gräßliche so auf die Spitze zu stellen, wie es darin geschieht. Zum Schlusse sey es mir vergönnt, nun die Backen noch recht voll Lob und Preis zu nehmen, indem ich von einigen Gastdarstellungen einer trefflichen Künstlerinn spreche, welche uns in diesen Tagen besucht hat. Ihr Name ist Frau von Busch, vom Frankfurter Theater. Obwohl die Kabale, welche sie von Frankfurt vertrieb, die Ausdehnung ihrer Wirkung bis in unsere Mauern befürchten ließ, so siegte doch das Talent dieser ausgezeichneten Frau gleich in der ersten Vorstellung über jedes vorgefaßte Urtheil, und riß die zahlreiche Versammlung zu allgemeinem Beyfalle hin. Sie trat im Camäleon als Irene; in Kabale und Liebe als Lady Milfort (beyläufig gesagt stand der werthe Gast dießmahl gleichsam auf einem Isolatorium, d. h. allein); in den drey Wahrzeichen als Elisabeth; im verbannten Amor als Bertha, und in den Quälgeistern als Isabella auf. Das Haus war stets weit besser als sonst gewöhnlich gefüllt, und jederzeit wurden die Leistungen der Künstlerinn dankbar durch die freundlichste Aufnahme anerkannt. Sie ist in ihrem Fache eine Meisterinn, wie es deren wenige gibt; das Camäleon und Elisabeth mußten daher ihre stärksten, Lady Milfort dagegen ihre schwächste Rolle seyn. Schwach übrigens durchaus nur in Beziehung auf sie selbst geheissen; denn selbst eine solche Lady ist noch immer eine seltene Erscheinung. Auf daß Sie heute mein vieler Weihrauch nicht betäube, ende ich mit dem Tadel, daß die Quälgeister (den Gast und Hrn. Wis, Dupperig, ausgenommen) nicht zum besten memorirt waren, und mitunter schlecht gingen.

L o n k u n f t.

Durch den glänzenden Beyfall und zahlreichen Zuspruch, dessen sich Reich's Harmoniequintetten in Paris erfreut hatten, aufgemuntert, haben sich die HH. Sedlitz, Krämer, Sedlak, Mittag und Hradecky vereint, um in abonnierten Konzerten das Vorzüglichste unter diesen Kompositionen das hiesige Publikum hören zu machen, und der Eifer, mit dem sie sich der Sache widmeten, so wie ihre Talente, verschafften der Unternehmung lebhafteste Theilnahme, ein gebildetes Publikum und vielen Beyfall.

Diese Privatkonzerte, welche im landständischen Saale gegeben wurden, nahmen am 4. April um die Mittagssunde ihren Anfang. Wir hörten ein Quintett von Reich in D, mit einem sehr lieblichen Adagio in A - dur, das allgemein ansprach und gut ausgeführt war. Hierauf folgte das bekannte Vokal-Quartett von Hrn. Schubert, das gut gesungen und, wie immer, beyfällig aufgenommen wurde. Zum Schlusse spielte Dlle. Sedlak das Beethoven'sche Quintett für Pianoforte mit Begleitung von vier Blasinstrumenten, welches wir lange entbehrt hatten und mit vielem Vergnügen vernahmen. Am 8. April um die fünfte Nachmittagsstunde fand das zweyte Konzert

Statt. Ein Reich'sches Quintett aus F-dur eröffnete es. Auch diesmal glückte das Andante in B-dur, wie es bey dem früher gehörten Quintette der Fall war, den andern Sätzen und sprach durch die Lieblichkeit seines Themas sehr an. Im Ganzen hatten wir dieses Quintett für gelungenere als das vorige, und das Rondo desselben zeichnet sich ganz besonders aus. Hr. Haizinger sang hierauf eine Arie von Rossini's Hermione. Dieser Kunstfreund hat sich bereits in mehreren Konzerten im Beyfall hören lassen, welchen seine helle, umfangreiche Stimme und seine ziemlich große Fertigkeit auch verdienen. Besonders eignet ihn sein ungewöhnlich hoher Ton zum Vortrage Rossini'scher Kompositionen, nur möchten wir ihm eine bessere Empfehlung. Die diesmal gewählte Arie ist bloß ein Aggregat von Läufen und Schmelzen, Rossini's gewöhnlichen Fehlern, und hat nicht das Pikante, welches die Arbeiten dieses Italieners so beliebt macht. Zum Beschlusse hörten wir die zwey ersten Sätze aus Hummel's Septett. Fräulein Lasnig, als Klavierspielerinn bereits theilhaft bekannt, trug die Hauptstimme mit Ausdruck und großer Fertigkeit vor. Hr. H. Merk, Weiß, Grams und drey der oberwähnten Konzertgeber führten die begleitenden Stimmen aus, welche Mitwirkung das Gelingen des Ganzen voraussehen ließ.

Das dritte und letzte der angekündigten Konzerte hatte am 15. April um die Mittagsstunde Statt. Nach Aufführung eines Reich'schen Quintettes in D-dur folgte Dlle. Canzi eine italienische Arie, dem Anscheine nach von Rossini, und erzielte Beyfall. Dann wurde ein neues Quintett für Pianoforte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn, komponirt vom Freyherrn von Lannoy, producirt. Fräulein Eleonore Fischer, als ausgezeichnete Klavierspielerinn längst bekannt, hatte die Ausführung der Hauptpartes übernommen und spielte mit großer Kunstfertigkeit, Schade, daß sie in dem Instrumente schlecht unterstützt wurde, da dessen hohe Corden gegen die tieferen auffallend schwach waren. Vier der oberwähnten Künstler trugen die übrigen Stimmen gelungen vor. Zum Schlusse spielten die Konzertgeber auf vieles Verlangen das Andante aus dem ersten, dann das Rondo aus dem zweyten Quintette, welche Tonstücke die Zuhörer am meisten angesprochen hatten. Man belohnte ihre Gefälligkeit durch den Beyfall.

Schauspiel.

Leopoldstädter Theater. Den 14. d. zum ersten Mal: Nur in Wien nicht heirathen. Posse in einem Akte, nach einer Erzählung bearbeitet.

Lockende Titel gehören unter die literarischen Moden. Oft sind sie, so wie hier, am meisten komische Theil des Stücks, was der Schauspieler etwa noch hinzuzumöchte, abgerechnet. Der oben genannte paßt im übrigen auf alle Fälle, wo ein rathslustiger neben einem alten Rathgeber steht, der ihm beständig das Sprichwort seiner längst verbliebenen Mutter zuruft: nur in Wien nicht heirathen! Das Andere ist so gut wie gar keine Beziehung. Ein verliebtes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber aus dem väterlichen Hause flüchtet, um dem aufgedrungenen Fremdling zu entschlüpfen und diesem, da sie nun verfolgt wird, in die Hände fällt, ist schon da gewesen, konnte aber dennoch interessant geführt werden. Statt dessen ist ein plattes, faulderwässiges Ding daraus geworden, und zum Überflusse hat auch die Sprache ganz den Ton einer linkschen Erzählungsweise. Der Liebhaber spricht im Kanzleystyl von seiner Heirath, „selbe“ nämlich, wie das Mädchen dramaturgisch sich verlauten läßt, wird die „Motiv“ ihrer Flucht.

Anfangs langweilte das possenhafte Stückchen, dann reizte es zum Lachen, dergleichen Art, die sich je zuweilen auch dem Trauerspieler zugesellt; beyde Motive bewirken ohne Zweifel, daß selbes vom Repertoire verschwinden wird.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 26. April 1821.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Reichthums) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Blumen.

Lehrgedicht in drey Gesängen.

Von M. Enf.

(Schluß.)

Ges. II. B. 190 — 295.

Wie sinnvoll um Rubinen und Saphyre
Der Künstler kleinere Brillanten reiht;
So schlinge du sofort auch einen Kranz
Bescheidener und anspruchsloser Blüthen
Um deine Beete hin. Einst kränzte man —
Die Mode wollt' es so — das Gartenbeet
Mit immergrünem Dux; doch allzudreist
Verbreitet er die zaserreichen Wurzeln,
Raubt Blumenbildungen, die edler sind,
Den Nahrungsfaß, und gibt als Diebeshehler
Den Gartenschnecken bösen Unterschleif.
Mit weifrer Liebe wähl' ich Himmelsthau,
Lavendel, Fioy, schön gesprenkelte
Marienblumen mir; am allerliebsten
Wer ist mein nicht, das holde Zeichen
Von holder Wünsche Inbegriff.
Ihr fragt wohl, was zuerst der zarten Blume
Den Nahmen gab. So hört: Vor grauen Zeiten lebte
Am Rhein ein Rittersmann, dem Feindeshaß
Sein Erb' entrisfen. Was ihm übrig blieb,
War eine Tochter, war ihr Herz voll Liebe,
Und das hielt aufrecht seinen Muth. Ein Blick
Von Hedwigs sanftem Aug', ein seh'nder Laut

Aus Hedwigs Munde scheuchte schnell die Falten
 Des Kummers von des Greises Stirn,
 Und willig konnt' er dann dem Feind verzeih'n,
 Der Alles ihm geraubt, nur seine Tochter nicht.
 Ein edler Jüngling, sanft und gut, doch arm,
 Wie Hedwigs Vater, liebte sie
 Zwey Jahre schon mit stiller Innigkeit.
 Bescheiden schloß er seine Wünsche
 Im tiefsten Busen ein; kein Laut verrieth —
 Sein Auge sagt' allein der Fühlenden:
 „An dir hängt meines Lebens Glück!“
 Auch Hedwig liebt' ihn, der in ihr nur lebte.
 Und als der Liebende am Frühlingsfest
 Den vollen Kranz von blauen Mayenperlen —
 So hieß noch damahls das Bergiſchmeinnicht —
 In's braungelockte Haar ihr schlingt,
 Und, überwältigt von der Liebe Macht,
 Zu ihren Füßen sinkt; so wird
 Der Kranz zum Band, das ihre Herzen eint.
 Ein Himmel goldner Träume wiegt
 Bereits ein volles Jahr die Liebenden
 In seliges Vergessen ein; da führt
 Ein nächtliches Gewitter auf der Reise
 Den Grafen von Balan in Guntram's Schloß.
 Der Graf erblickt die schöne Hedwig kaum,
 So fühlt er Liebe, fühlt die neuentstandne Gluth
 Mit jedem Augenblick sich mehren.
 Und eh' zum dritten Mahl die Abendsonne
 Den Strahl in's grüne Bett des Rheins getaucht,
 Bewirbt er schon mit Liebesungeduld
 Bey Guntram sich um seiner Tochter Hand.
 Der Ritter williget mit Freuden ein,
 Und kündet froh ihr Glück der Tochter an.
 Sie weint, sie fleht um Schonung, ringt
 Die Hände, wirft zulezt dem Grafen selbst
 Verzweifelnd sich zu Füßen, und gesteht
 Mit einem Thränenguß ihm ihre Liebe. —
 Umsonst! Der Graf, sonst edel, denkt
 Nicht groß genug, dem Glücke der Geliebten
 Sein eignes Glück, entsagend, aufzuopfern.
 Der Tag des Abschieds naht. Von seiner Diener Schar
 Umgeben, sitzt am Abende vorher
 Der Graf mit seiner Braut im Garten. Sieh, da führt
 Auf seinen Wink ein reichgeschmückter Knappe
 Den Jüngling in den Kreis, der Hedwigs Herz gewann.
 Wohlwollend biehet ihm der Graf die Hand.
 „Ich habe,“ spricht er sanft, „dir viel genommen,

Allein verzeih' es mir, und Klage
 Nicht mich, dein Schicksal nur klag' an.
 Gern möchte ich sein Unrecht dir vergüten:
 Frag' du ihn, Hedwig, was ihn noch beglücken kann?
 Und steht's in meiner Macht, ich geb' es ihm."
 Bey diesen Worten schweigt der Graf.
 Des Jünglings Auge wurzelt stumm
 Am Boden fest. Zehn Tage hat er schon
 Mit festem Sinn, mit liebender Entsagung
 Den unnennbaren Schmerz bekämpft.
 Jetzt hebt er seinen Blick, und sieht
 In Thränen Hedwigs Auge schwimmen.
 „Sag," stammelt sie, „was noch" — da hält er sich nicht mehr,
 Er stürzt zu ihren Füßen hin,
 Und heiße Thrämentropfen rollen
 Auf ihre Hand. Doch bald ermannt er sich
 Und preßt den Schmerz in seine Brust zurück.
 Ein Büschchen Mayenperlen rafft er schnell
 Vom Gartenbeet und reicht es der Geliebten hin.
 „Sey glücklich!" spricht er lächelnd, während noch
 Die Thräne heiß von seinen Augen rinnt;
 „Sey glücklich! und vergiß mein nicht!"
 Er spricht es, und entflieht. Im Schlachtgewühle sucht
 Er jetzt den Tod, und findet Ruhm und Ehre nur,
 Und spät erfreut erst wehmuthsvolle Ruhe
 In stiller Klausen ihn, um die sich rings
 Ein Kranz von Mayenperlen zieht.
 Des Gaues Mädchen nannten diese
 Seit jenem Tag des Abschieds stets
 Vergißm ein nicht; der holde Nahmen pflanzte
 So von Geschlechte zu Geschlecht sich fort:
 Und heut zu Tage noch erfreut sein Klang
 Ein fühlend Herz, das gern dabey des Freundes —
 Der Freundinn gern gedenkt, in deren Brust
 Sein Angedenken nicht erlöschen soll.

Gef. III. B. 253 — 354.

Weit höhern Preis gewinnt, wer seinen Fleiß
 Und treuer Pflege Müh der Rose weihet.
 Dich, Rose, Liebling zarter Frau'n!
 Begrüßt mein Lied als Königin der Blumen;
 Denn keine deiner Schwestern darf
 An Reiz und Anmuth sich mit dir vergleichen.
 Wenn deine Knospe sich, vom ersten Strahl des Morgens
 Getroffen, öffnet, reich die Fülle
 Der sanft gefärbten Blätter ihr entquillt,
 Und rings umher den süßen Duft verhaucht;

Dann beugen willig sich dir alle andern Blumen,
 Und grüßen freudig ihre Fürstinn dich.
 Dann, Herrliche! gewinnt dein Zauberreiz
 Dir jedes Herz, und unersättlich hängt
 Dann jedes Auge, still entzückt, an dir.
 Einst waren alle Rosen weiß,
 Und Cypriß Blut verdanken sie
 Ihr sanftes Roth. Verzweiflungsvoll durchfliegt
 Die Göttinn, als den holden Freund
 Ein Eber ihr getödtet, Paphos Hain.
 Sie fühlt die Dornen nicht, die grausam ihren Fuß
 Verlegen, fühlt nur ihren Schmerz,
 Und eilt mit lautem Klaggeschrey
 Zur Leiche des entseelten Lieblings hin.
 Besprengt von ihrem Blute glüht seither
 Im sanften Schimmer holder Scham
 Die Centifolie; in dunklem Purpur prangt
 Die Seidenrose; leuchtet hell
 Die Damascenerinn, und mild wie Abendgluth
 Die, welche schön vor allen ihren Schwestern
 Im moosichten Gewande glänzt.
 Sie halt' ich höher als die Königsrose,
 Und jene selbst, die Zimmtgeruch verhaucht;
 Denn ihr allein verdankt mein Florio sein Glück.
 Er liebte hoffnungslos schon lange Zeit
 Ein Mädchen, das an Reichthum und Geburt
 Weit über ihn erhoben war. Arbellia kennt
 Des Jünglings Leidenschaft, und treibt
 Im mädchenhaften Übermuth
 Damit ihr Spiel. Sie liebt ihn zwar; allein
 Noch, ohne daß sie sich's gesteht.
 Noch immer kämpft der Stolz mit ihrer Liebe;
 Obgleich ihr Vater, frey von Vorurtheil,
 Den edlen Jüngling, der mit frommer Zärtlichkeit
 An seiner Mutter hängt und ihr durch seinen Fleiß
 Ein frohes Alter schafft, zum Eidan wünscht.
 Ein Zufall führt einst Abends Arabellen
 Mit ihrem Vater in den Garten
 Des jungen Manns, in dem er sich
 Mit seltnem Glück die schönsten Blumen zog.
 Bestürzt empfängt er die Geliebte, führt
 In seinem kleinen Tempe sie
 Herum, und biethet ihr bescheiden
 Die schönsten Blumen an. Umsonst! Das stolze Mädchen
 Verschmäh't sie alle. Tief gekränkt
 Verbirgt er seinen Schmerz. Schon nah'n die theuren Gäste
 Dem Ausgang sich; da sieht an einem Fenster

Arbell a eine Rose glüh'n,
 Um deren Stängel rings ein grüner Flaum sich flücht.
 Der Blume wunderbarer Reiz
 Erregt Arbellens Wunsch. Noch zaudert sie;
 Allein die Blume ist zu schön.
 Sie wendet freundlich sich zu Florio,
 „Die,“ spricht sie, „gib mir, diese nehm' ich an.“
 Bestürzt senkt Florio den Blick, und schweigt.
 „Die,“ spricht er endlich, „kann ich dir nicht geben,
 Verzeih' es mir! Nimm alle meine Blumen,
 — O daß ich mehr als Blumen biethen könnte —
 Mit Freuden geb' ich sie. Doch diese Rose
 Ist meiner guten Mutter Freude;
 Sie stammt von jenem Stock, den einst
 Mein Vater ihr zum Brautgeschenk gegeben.
 Schwer würd' ich sie betrüben, wenn ich sie
 Verschenke; das — vermag ich nicht.
 Die Mutter, die von einer nahen Hecke,
 Verborgnen, das Gespräch mit angehört,
 Tritt jetzt hervor, und drückt mit stummen Thränen
 Den Sohn an ihre Brust. Gerührt blickt Arabelle
 Mit feuchtem Aug' den Vater an. Er winkt
 Ihr bittend zu, und, rasch entschlossen,
 Ergreift sie jetzt des jungen Mannes Hand.
 „Vergib mir,“ spricht sie, „wenn ich dich
 Durch Leichtsinn kränkte, nie hab' ich dein Herz verkannt.
 Nimm Herz und Hand jetzt zu Versöhnung an,
 Ich geb' sie beyde dir mit froher Hoffnung hin:
 Ein guter Sohn wird auch ein guter Gatte seyn.“ —
 Wer mahlt das Glück des Liebenden?
 Noch immer blüht es fort, seit Arabellen
 Die Mutter segnend jene Rose
 In ihren Brautkranz wand. Noch immer blüh'n
 Von jenem Stock in seinem Garten
 Mit jedem Jahr die schönsten Rosen ihm.
 Auf andre Rosenstöcke setzt
 Er ihre Augen; mächtig schießen sie
 In kräft'gem Wuchs empor, und tausend Blumen nickten
 Nach wenig Jahren ihm vom hohen Stamme zu;
 Auch lassen alle Rosen leicht
 Durch Wurzelsprossen sich und Stecklinge vermehren,
 Wenn locker nur und leicht das Erdreich ist,
 Und freundlich gegen kalte Winde
 Ein nachbarlich Gebüsch sie schützt.

Theorie der Schönschreibekunst der gebräuchlichsten Schriftarten, von Fr. Th. Hirsch.

(In Kommission bey C. Gerold und in der Kunsthandlung der H. Steiner und
Kompagnie.)

Der Verfasser ist öffentlicher Lehrer der Kalligraphie an der Universität in Wien. Die ihm anvertraute Lehranstalt wurde in der Absicht errichtet, um jungen Studierenden, die, während der Zeit ihrer Verwendung auf die Wissenschaften, durch nothwendiges Schnell Schreiben ihre Schrift oft dergestalt verderben, daß sie, um nachher in ein Amt zu treten, sich neuer, angestrongter Übung unterwerfen müssen, Gelegenheit zur fortgesetzten Ausbildung ihrer Kenntnisse zu verschaffen. Wie sehr der Herausgeber seiner Bestimmung entspricht, beweist das angezeigte Werk, worin die gründliche Theorie der Schönschreibekunst sowohl der im gemeinen Leben, als der für Beamte unentbehrlichen Schriftarten, auf eine höchst bündige und darum nicht minder faßliche Weise elementarisch entwickelt, wie auch durch sechs beygefügte Tabellen anschaulich gemacht wird. Ein eigener Heft enthält schön gearbeitete Übungsblätter, zwanzig an der Zahl, für die gebräuchlichsten Schriftarten, sowohl in einzelnen Charakteren als in worts- und satzmäßiger Verbindung unter dem Titel: Vergleichung, Verhältniß und Anwendungslehre sämmtlicher Alphabete der gebräuchlichsten Schriftarten. Schon aus dieser Überschrift läßt sich auf die gründliche Behandlung dieses Gegenstandes und den Nutzen eines Werkes schließen, dessen zweyte, durchaus verbesserte Auflage kaum noch einer besonderen dringenden Empfehlung für diejenigen bedarf, die in dieser nicht allein zur Zierde eines gebildeten Mannes, sondern auch im Geschäftsleben nothwendigen Kunst ihren eigenen Vortheil zu befördern wünschen.

Correspondenz-Nachricht.

Pesth, am 30. März 1821.

So lang dießmahl auch der Fasching gedauert, so wenig können wir unserer Theater Muse nachsagen, daß sie zur Kurzweil viel beygetragen habe; ja! — weil sie ihre hoffentlichen Palingenese ganz nahe ist, so haben wir's kaum von ihr begehrt und hätten ihr auch gern das läppische Fastnachtspiel „Cenerentola — mit Geschlechtsverwechselung in Besetzung der Rollen —“ am Schluß des Karnevals erlassen. Dergleichen lästliche Nummeren verunehren jedes anständige Theater und deuten vorliegendes Falls an, daß es hohe Zeit sey, dem gesunkenen Geschmacke der Truppe — und vielleicht auch des Publikums — aufzuhelfen. Der dirigirende aus dreizehn Aktionärs bestehende Ausschuß der neuen Theater-Aktiengesellschaft beschäftigt sich lebhaft mit vorbereitenden Einrichtungen und hat die mehrsten zeitherigen Mitglieder wieder engagirt, theils weil man mit Grunde zwar, jedoch ohne Noth (wie die täglichen Offerten querswärtiger Schauspieler ausweisen) zu Ostern des gehörigen Personales zu ermangeln fürchtete, theils weil es ein Zweck des ganzen gemeinnützigen Unternehmens mit seyn sollte, mehrere eingebürgerte Komödianten-Familien nicht ganz fallen zu lassen: ein Zweck, welchen jedoch durch öffentliche Mahnung (in der Pannonia Nr. 25) der Direktion an's Herz zu legen, ein Menschenfreund sich veranlaßt gefunden hat. Weislich hat man die neuen Kontraktabschlüsse benutz, die übermäßigen Benefize bis auf wenige einzuschränken, und somit einem großen Übelstande vorläufig abgeholfen; denn einer Seits wurde das Publikum zeither wirklich zur Ungebühr damit behelligt, anderer Seits zog es oft die Benefizianten beynabe zur Bettelrey und mitunter zu Kunstgriffen herab, welche die Ehre der Kunst angriffen. So z. B. hielt es unlängst Hr. Böllner für keine Herabsetzung seines mittelmäßigen Kunsttalents, mit seinem Benefize das Ausspielen einer Uhr zu verbinden, doch vielleicht um wenigstens Einen Zuschauer zu befriedigen. Eben so wenig schickt es sich für die Theaterdirektion, daß sie von Zeit zu Zeit 25 Loose der Großstädter Lotterie (unter 700 Loose à 1 fl. W. W.) ausspielen läßt, welches Späts-

den sie bereits drey Mahl versucht hat. Wo Thalia etwas auf sich hält, läßt sie solche Doppelseyen in ihrem Tempel nicht zu und verschmähet es, die profanirenden Umtriebe in ihren Hallen noch durch die Glücksjägeren zu vermehren, weshalb wir von der künftigen Direktion Abstellung dieses Unfuges hoffen. Wenn Sie mich nun aber weiter und auf's Gewissen fragen: „ob wir überhaupt eine bessere Zukunft mit Grunde hoffen können?“ — so kann und mag ich Ihnen kategorisch nicht antworten. Denn wenn auch auf der einen Seite das lebhaft und bethätigte Interesse des Publikums die gerechte Erwartung erregt, daß die Muse solcher Theilnahme und Hülfe sich würdig machen werde, so dringt sich anderer Seits die Besorgniß auf, daß, falls keine wesentlichere Restauration des Personales, namentlich kein baldiges Engagement fremder Künstler ersten Ranges erfolgen sollte, das erwachte Interesse des Publikums, wie der geweckte Genius der alten (leider mitunter veralteten) Schauspieler wieder einschlafen werde. Dann hätten freylich die Aktionärs ihr Geld und der ehrenwerthe Ausschuß noch Mühe und Zeit dazu vergeblich verwendet und durch alle diese beträchtlichen Opfer wäre — vielleicht nichts als der geheime Plan derjenigen befördert worden, welche in den Besörden die Überzeugung zu befestigen streben, daß die Theater-Unternehmung hier vor der Hand nicht rentire und daß man froh seyn müsse, wenn irgend ein großmüthiger Patriot sich entschlosse, das Theater ohne Arende zu übernehmen. Vielleicht liegt es auch in eben diesem Plane, den Aktienfond so liberal für die Kunst zu verwenden, daß, wenn die jetzigen Unternehmer am Schlusse des Rechnungsjahrs sich von der Unmöglichkeit, die Sache ohne neue Zuschüsse fortzusetzen, überzeugen und daher durch Verkauf der neu angeschafften Superinventarien-Stücke die Trümmer ihrer Aktien zu retten suchen sollten, der oder die neuen Unternehmer daran einen guten Handel machen müßten. Die Zeit wird alles lehren — doch gewiß! es wäre sehr bedauerlich, wenn man mit den Opfern des Gemeingeistes so umginge, daß die Aktionärs am Ende zum Motto ihrer Unternehmung das Virgilianum: „Sic vos non vobis“ wählen müßten, in welchem schlimmen Falle dann jedem Theilhaber frey bliebe, auf seine vergebliche Leistung eines der vier Gleichnisse der mantuanischen Muse anzuwenden oder das noch nicht gefundene fünfte passende Gleichniß, vielleicht so: „Sic vos non vobis Symbola fertis“ (hier fehlt mir das Schlusswort des Pentameters) zu suppliren. Fragen Sie mich nun etwa weiter, um aus dieser nebelichten Zukunft in die klare Gegenwart zurück zu kommen: „wie uns die von Ihnen herabgekommene Dlle. M a a f i gefalle?“ so habe ich trotz des ansprechenden Rollenfaches keine Lust zur kritischen Beleuchtung dieser Künstlerinn, sondern fasse alles in die lakonische Censur, womit der Maghare die Arkadien verlassenden Schönen zu begleiten pflegt, zusammen — ich sage — „dél után!“ und führe Ihnen lieber ein Schauspiel zum zweyten Mahle vor, woben ich die Agirenden mehrentheils mit „dél elott“ salutiren konnte. Nähmlich am 20. d. M. wurde bey Gelegenheit einer zum Besten des Fonds des hiesigen Frauenvereins im Saale zu den sieben Churfürsten gegebenen musikalischen Akademie das angenehme Schachmaskenspiel wiederholt, dessen Schilderung mein letzter Brief enthielt. Dießmahl waren nur etwa 450 Zuschauer zugegen und der sonach mäßige Ertrag für das milde Gestifte (von circa 2250 fl. W. W.) wurde noch durch die Theaterdirektion geschmälert, welche auf ihrem Rechte, einen Theil der Einnahme zu fordern, unbarmherzig bestehend, mit 900 fl. — sage 900 fl. W. W., abgefunden werden mußte. Das heißt doch wahrhaftig vom Altare nehmen, denn selbst der Billigkeitgrund eines wegen Aussetzung des Theaters zu rechnenden Lucri cessantis fiel weg, weil ohnehin nur vier Mahl die Woche gespielt wird und jezt nie eine Einnahme von 900 fl. Statt findet.

(Der Schluß folgt.)

D o n e r s t a g .

Musikalische Privat-Abendunterhaltung des dreyzehnjährigen Léon de St. Lubin, Schüler des Professor Böhm, gegeben im Gundelhofe am 18. April. Die Bestandtheile derselben waren: ein Violin-Quartett von Spohr in E-dur, was der Konzertgeber spielte, eine Arie aus Mehul's Joseph, gesungen von Hrn. Kaufher,

Konzertant-Variationen für Pianoforte und Violine, komponirt von Hrn. J. P. Piris, vorgetragen von Ute. Louise Schad und Hrn. Léon, eine Arie aus der Müllerinn, gesungen von Hrn. Spikeder, Variationen von Kode in A-dur, gespielt von dem Konzertgeber und zum Schlusse ein Chor von J. P. Piris aus der Oper Astaginde. Der junge, angehende Künstler, dessen Spiel uns schon mehrmahl erfreuete, legte auf dießmahl Beweise seines Fleißes und steten Fortschreitens an den Tag; er ist in einer guten Schule und wird es, hoffen wir, noch recht weit bringen. Das Quartett von Spohr ist meisterhaft komponirt, vereint Glanz mit innerem Gehalte, und vergnügt den Laien wie den Kenner. Hr. Kauscher sang brav; eben so spielte Ute. Schad, welche die Schwierigkeiten glänzend überwand und die gelungene Arbeit des Tonsetzers gelungen vortrug. Die Arie aus der Müllerinn mußte wiederholt werden, was dem Vortrage des Hrn. Spikeder um so mehr Ehre macht, als hier Kostume, Gebärden, Spiel und Mimik nicht wirken konnten. Man kennt Kodes Variationen, so wie den beliebten Chor von Piris; sie erfreueten sich beyde allgemeinen Beyfalles. Der Saal faßte kaum die Menge der Zuhörer.

Am 8. April hatte das dritte Konzert der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates im großen Redoutensale Statt, und wurde mit einer neuen Symphonie in D-dur vom Frenhn. v. Lannoy, Mitglied der Gesellschaft, eröffnet.

Der Verfasser hat durch frühere Werke zu günstigen Erwartungen berechtigt, da um so mehr gespannt waren, je seltner in diesem jezt verwaisten Saale noch etwas Ausgezeichnetes geleistet wird, und je schwieriger es ist, nach dem, was Haydn, Mozart und Beethoven so Meisterhaftes schon hervorgebracht haben, ihnen nachzujfern. Dennoch hörten wir ein recht vorzügliches Werk, ganz im Charakter des letztgenannten Tonsetzers gearbeitet, ohne deßhalb Nachahmung zu seyn. Die schönen, pikanten Ideen wurden durch die sowohl dem Ganzen als den einzelnen Instrumenten aufgegebenen Schwierigkeiten zwar etwas geschwächt, denn kaum wird es irgend einem Orchester gelingen, diese Symphonie in allen ihren Theilen vollkommen auszuführen, dessen ungeachtet wurde die Erwartung in Beziehung auf den Saal sehr angenehm befriedigt.

Hierauf folgte ein Duett aus Genievra in Scozia von S. Mayr, für Alt und Tenor, das nicht recht ansprechen wollte. Desto mehr wirkte ein Chor aus Cosetta Polixena, vom Abbe Stadler in Musik gesetzt. Diese gediegene Arbeit drang in's innerste Gemüth. Nun ließ sich ein als Violinspieler rühmlichst bekannter Musikfreund in einem Adagio und Rondo von Maysecker hören, und gewann durch reinen Ton, schöne Bogenführung und durch sein nettes Spiel, ganz im Sinne des Verfassers, wohlverdienten Beyfall. Das Quartett von Schubart auf Bürger's Lied: "Ich lobe mir mein Dörfchen hier" von Männerstimmen ausgeführt, mußte wiederholt werden. Vorzügliche Erwähnung verdienen der gefällige Vortrag des Tenors und der kraftvolle Ton des Bassisten.

Ein Wechselchor aus der Oper Polixena, vom Abbe Stadler, beschloß das Ganze würdevoll.

M o d e n b i l d XVII.

Überrock von Boisselin, die Verzierungen daran von Atlas; die Halskrause von Krepp. Der Hut von Krepp mit Blumen geschmückt.

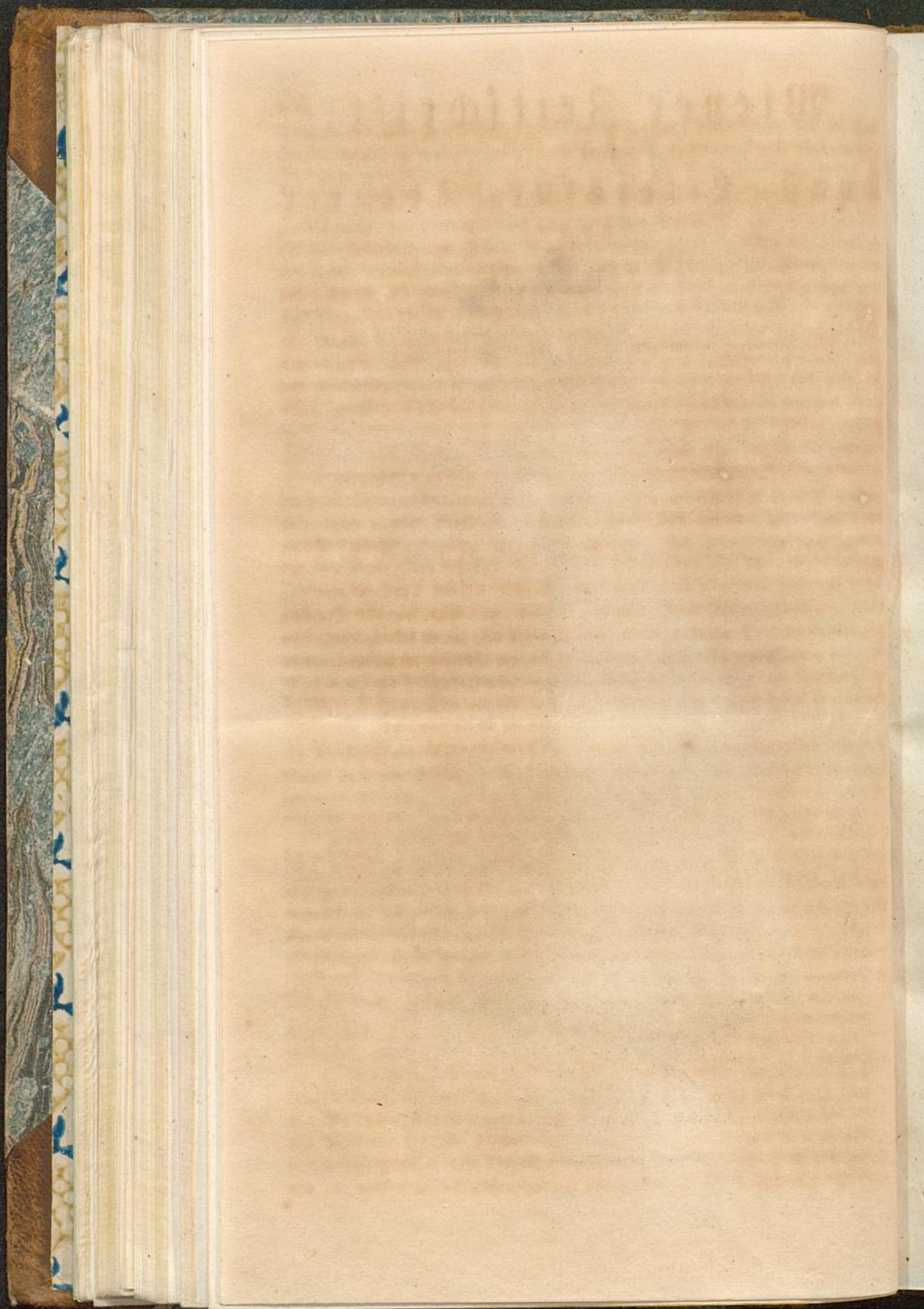
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



P. J. del.

F. J. sc.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 28. April 1821.

51

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierterl. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierterl. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1103; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatbänden mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Konversationsbilder.

Aus dem Französischen und mit Anmerkungen von Franz Gräffer *).

Nur in den Zirkeln, wo das weibliche Geschlecht zum Theil vorherrscht, kann die Konversationskunst gedeihen. Deswegen behaupten die Neuern, und besonders die Franzosen, einen so großen Vorzug vor den Alten. Bey den Griechen und Römern beschäftigten sich die Männer, welche gewohnt waren, ausschließend unter einander zu leben, in ihren Unterredungen bloß mit politischen und andern ernsthaften Interessen. Die Athenienser waren ohne Zweifel große Redner; auch wäre es vielleicht eben so schwer gewesen, einen besonnenen und verschwiegenen Mann, als in Lacedämon einen Schwärmer zu finden. Allein, man kann sagen, daß man dort überall eher die Kunst zu reden, als zu konversiren gekannt hat.

Plutarch, derjenige Schriftsteller der Vorwelt, welcher uns die meisten Details über das häusliche Leben der Alten gibt, hat nichts hinterlassen, was uns könnte glauben machen, daß die Konversationskunst zu seiner Zeit irgend einen Grad der Ausbildung erreicht habe. Zwar hat er eine Abhandlung über die Kunst „zu hören“ verfaßt; aber dieser ganze Traktat läßt sich auf Vorschriften, den jungen Leuten den Unterricht der Philosophen nützlich zu machen, beschränken. In dem ersten Kapitel dieser Abhandlung, Tischgespräch

*) Ich liefere hier eine Übersetzung der Notes des éditeurs, welche Delille's allbekanntem Gedichte: *La Conversation*, angehängt sind, und vielleicht mehr Werth haben, als das Gedicht selbst. Sie enthalten einen kleinen Schatz von Charakterzeichnungen, Scenen und Beobachtungen über Dinge aus dem gesellschaftlichen Leben, besonders der höheren Stände. Meine eigenen unten angebrachten Anmerkungen zu diesen interessanten Noten habe ich aus guten Gründen meist mit Stellen französischer Autoren versehen. Sollten einige nicht ganz wörtlich zutreffen, so möge man es einem etwas untreuen Gedächtniß nachsehen, da es ja nicht auf diplomatische Genauigkeit ankommt. Die Stellen in dem Haupttext sind aus Delille's Gedicht selbst.

che betitelt, wirft er die Frage auf, ob es anständig sey, bey einem Feste über Literatur zu reden. Alle andern Kapitel handeln von den Gebräuchen der Alten, und von Gegenständen, welche der Konversationskunst völlig fremdartig sind. Der einzige Traktat des Plutarch, welcher einigen Bezug auf sie hätte, wäre der mit dem Titel vom Zuvielreden. Der Fehler, gegen den sich der Philosoph von Cheronea erhebt, ist der erste, den die Menschen an sich haben wahrnehmen müssen. Mehrere alte Moralisten haben ihn behandelt; Theophrast unter Andern hat uns die Schilderung des Schwäzers hinterlassen.

Plato, Anfangs einiger seiner Gespräche, läßt einige Mitsprecher einen vertraulichen Ton annehmen; aber diese Dialogen haben alle einen fixen und bestimmten Gegenstand, einen fest verfolgenden Gang, der sie von der eigentlichen Konversation unterscheidet. Um zu erkennen, bis auf welchen Punkt die Alten, und vorzüglich die Griechen, die Konversationskunst besaßen, müßte man wissen, was sich in dem Salon der Aspasia zutrug, und was man daselbst verhandelte. Allein die Sache war schwierig, denn die Konversation ist ihrer Natur nach sehr verflüchtigt; sie gehört ausschließlich dem Augenblick und ihrem eigenen Zirkel an, und läßt sich nicht in Bücher übertragen, wo sie die natürliche Grazie, die sie auszeichnet, das Leben, welches sie von der Stimme, den Bewegungen, der Physiognomie, von der Stellung und dem Eindruck auf die Zuhörer, von dem Ton und den Manieren der guten Gesellschaft empfängt, verlieren würde. Die Konversationen, welche von einem Zirkel in ein Buch übergehen, gleichen jenen Blumen, die man in ein Herbarium versetzt, wo sie bald Duft und Farbe einbüßen.

„Là, brillaient sans orgueil, mais non sans dignité
Les Periclès et les Alcibiades.“

Stillingfleet, Verfasser eines englischen Gedichts über die Konversation, spricht auch von Athen; aber er erwähnt weder des Perikles noch der Aspasia, er redet nur von Sokrates. Wir führen hier an, was er von dem griechischen Philosophen sagt, weniger, um eine Idee von dem Gegenstand zu geben, als des Verfassers Manier zu charakterisiren:

„Aber,“ heißt es, „schildern wir jetzt einen eben so großen, als diesem entgegengesetzten Charakter, ihn mahlend, wie er während seines Lebens Athen erleuchtete, wie er durch seinen Tod die Schande dieser Stadt verewigt. Eine bittere Geißel der Sophisten, zieht er vom Himmel die wahre Weisheit herunter, und pflanzt sie auf den Thron der Usurpatoren. In allen Dingen, mit Ausnahme der Anmaßung, Philosoph, lehrte er sie, was sie vernachlässigten: Gemeingeist. Sie waren gemacht, das schwerfällige Lyceum zu beherrschen; er, die Welt zu unterrichten; das ganze Athen war seine Schule.“

„Der wackre Kaufmann, der leichte Stuzer, große Herren, Schöngelster, in ihren eigenen Augen wohl noch viel bedeutender, wurden zu Weisen mit ihm, ohne wahrzunehmen, daß sie es durch Unterricht wurden. Er sprach wie sie, ohne also zu denken; er weinte weder, noch lachte er über den verderbten Zustand des Menschen. Die Thränen überließ er den Weibern und das Lachen den Blödsinnigen. Seht ihn unter den berühmten Philosophen

phen im Wortwechsel über ihre Halsstarrigkeit, oder mit Rosen gekrönt bey dem fröhlichen Fest; seht ihn beschimpft von einem wunderlichen zankfüchtigen Weibe, oder zum Voraus von seinen Richtern zum Tode verdammt. Welche ergreifenden, ungekünstelten Ausdrücke haucht sein Mund aus, erhaben und leicht, beredt und vertraulich zugleich!"

„De l'art de converser, ce doux présent des cieux,
J'étais impatient de peindre les délices.“

Der Erste, welcher Regeln über die Konversationskunst in Verse gebracht, ist der P. Tarillon, Verfasser eines kleinen Gedichts in einem Gesange, mit dem Titel: *Ars confabulandi*. P. Tarillon war viel besser im Studium der Alten, als in der Weltkenntniß bewandert. Er gibt sehr wenig Schilderungen, und seine Vorschriften taugen für ein Kollegium. Ein anderer Jesuit, der P. Janvier, hat Tarillons Gedicht in französischen Versen nachgeahmt, oder vielmehr paraphrasirt.

Ein Hr. Cadot hat unter seinem Namen im vorigen Sekulum das Gedicht des P. Janvier heraus gegeben, und nichts als 20 und etliche Verse daran geändert. Dieses Plagiat blieb lange Zeit unbekannt; aber heut zu Tage, wo man es einem dramatischen Dichter als Verbrechen auslegt, 10 mittelmäßige Verse von einem Jesuiten entlehnt zu haben *), scheint es uns geziemend, den Diebstahl des Cadot anzuführen, der sich ein ganzes Gedicht zugeeignet hat.

Ein anderer Jesuit, der P. André, Verfasser des *Essai sur le beau*, hat über die Kunst zu konversiren ein kleines Gedicht herausgegeben. In der Vorrede sagt er: „Wenn mir das Versemachen unglücklicher Weise gelingen sollte, wünsch' eine Schande wäre das für meine (—) Geometrie!“ Bey der Durchsicht der nachstehenden Stelle wird man aber sehen, daß er dieß Unglück keinesweges erlitten habe: **)

„Jamais un grand parleur ne fut homme de sens;
Ses discours vagabonds, ses propos discordants,
Découvrent tôt ou tard par des lourdes méprises,
Que qui parle beaucoup dit beaucoup des sottises.“

Noch citirt man verschiedene andere Werke über denselben Gegenstand, ein kleines Gedicht des Hrn. v. Marilli, eine Epistel über die Konversation an einen jungen Mann gerichtet; einen Brief des Hrn. de la Louptiere. Alle

*) Und das ist auch ein Verbrechen, weil Entlehen hier so viel heißt, als Stehlen. Gäbe es einen literarischen Roder, so müßte auf ein Plagiat die moralische Todesstrafe verhängt seyn, und wenn es auch nur eine Interpunktion beträfe. Sind die Verse wirklich mittelmäßig, so ist das Vergehen gar nicht zu entschuldigen, weil, wenn es schon schlecht ist, Gutes in diesem Sinne zu entlehen, es dumm und schlecht zugleich seyn muß, das Mittelmäßige zu borgen.

***) Bey der Durchsicht der nachstehenden Stelle wird man aber sehen, daß er dieß Unglück allerdings erlitten habe. Uebermahl's ein Beweis von der Herrschaft gelehrter Vorurtheile. Die Verse des P. André sind eben so gut gedacht, als gestellt; und hätte der gepriesene Voltaire, des geistige Excremente wie die nicht geistigen des Lama hochverehrt und Millionenmahl wiedergekaut worden, sie gemacht, so würden sie auch eben so oft schon citirt worden seyn. Aber machen es doch in dieser Kleinmeisterey die Großmeister der Literatur, die lieben Deutschen, auch nicht besser!

diese Werke sind jetzt vergessen, und verdienen es. Das Gedicht der Madame de Banno^{*)} lassen wir unberührt, weil es Delille in seiner Vorrede mit Würdigung erwähnt.

In der deutschen Sprache kennt man nichts über die Konversation^{**)}. Die Engländer haben ein Gedichtchen in 7 bis 800 Versen, in welchem dieser Gegenstand eher bloß angedeutet, als behandelt ist. Der Verfasser, Stillingfleet, verliert sich in Betrachtungen und philosophische Deklamationen, die keinesweges zur Konversationskunst gehören; er schildert wenig, gibt ebenso wenig Regeln, und versetzt den Leser niemahls in den Kreis der Gesellschaft. Wir haben ein italienisches Gedicht von Klem. Bondi vor uns liegen, betitelt: *Le Conversazioni*. Man weiß, daß dieses Wort im Italienischen eine Gesellschaft, eine Assemblée, eine Zusammenkunft (*réunion*) bedeutet, wo man oft kein Wort spricht; folglich ist die Kunst zu konversiren nicht der hauptsächlichste Gegenstand von Bondi's Gedicht, welches nur eine Galerie episodischer Porträts und Gemälde darstellt. „Kommt mit mir,“ sagt der Dichter Anfangs, „die Schauspieler werden gewählt, ein weiter Saal wird das Theater seyn.“ Bondi's Gedicht ist nicht ohne Verdienst, und enthält mehrere lebhaft und seelenvolle Schilderungen. In den folgenden Notizen werden wir einige Passagen mittheilen.

Unlängst erhielten wir ein neues Werk über die Konversationskunst; es ist eine Epistel, betitelt, die Kunst zu schwätzen (*L'art de causer*). Der Verfasser dieses sinnreichen Produktes ist Hr. Chazet.

(Die Fortsetzung folgt.)

^{*)} Der Titel ist: *Conseils à une femme sur les moyens de plaire dans la conversation*. Wie geistvoll er sie auffasste und darstellte, davon hier eine kleine Stelle.

Orner le fond d'un entretien frivole,
Et l'embellir par la variété;
Avec aisance, avec facilité,
Prendre à son tour et céder la parole,
Sans que l'apprêt dans de légers propos
Gâte le choix et des tours et des mots:
Tel est cet art, dont le monde est l'école.

^{**)} Mit Gunst mein Herr! Wir kennen gar Allerhand; aber Sie, von der großen Nation, was kümmern Sie Sich um die Literatur der deutschen Barbaren! Wir haben allerliebste Theorien des geselligen Umgangs, und ist gleich Knigge's Werk ein Hauptbuch, so fehlt es auch nicht an speciellern Schriften.

Correspondenz-Nachrichten.

München im März.

Lassen Sie mich heute, ehe ich von der geistigen Nahrung spreche, Ihnen etwas von der seiblichen erzählen. Wir stehen in dieser Rücksicht verhältnismäßig wohl keinem andern großen Stadt nach, nicht einmahl einem gewissen Wien, an das kein Nordländer denken kann, ohne daß ihm der Mund nach gebratenen Hühnern wässere. Doch zur Sache! Wir verzehrten im Jahre 1820 12 Millionen Eier, 261,000 Hühner, Gänzen und Indianen, 176,000 Gänse und Enten, 38,000 Täubchen, 455,000 Pfund Butter und Schmalz u. s. w. Die solideren Artikel, als Ochsen u. s. w. fand ich bishe-

nirgends verzeichnet. Daß man bey einem so gefunden Appetite nicht Durst leiden mochte, wird Ihnen leicht begreiflich seyn: Von 232,920 Schäffeln Getreides, welches im vorigen Jahre auf unsere Schranne kam, und einen Erlös von 2 Millionen Gulden abwarf, verbrauchten unsere 59 Bräuer 103,636 Schäffel Gerste, und erzeugten daraus 725,542 Eimer normalmäßiges Bier. Dieses hübsche, runde Sümmlen kann von unserm Durste ein um so vortheilhafteres Zeugniß geben, wenn man bedenkt, daß es schwerlich bey diesem normalmäßigen (nach dem Aufschlagstariffe bestimmten) Quantum blieb; auch eine ansehnliche Portion noch daneben eingeschwärzten Wassers nicht darunter begriffen seyn dürfte, und daß ferners im Herbste überdies eine bedeutende Zufuhr fremden Bieres Statt findet. Wir verstehen aber nicht nur gut zu essen und zu trinken, sondern auch gut zu wohnen. Ein Beweis dessen ist, daß die Redaktion der königl. preuß. Staatszeitung zu Berlin 1600 Abdrücke von einem, unserem Monatsblatte für Verbesserung des Landbauwesens, jüngst beygelegenen Grundrisse eines Bauernhauses bestellte, um sie nebst der dazu gehörigen Beschreibung der Staatszeitung beizulegen. Wenn nur den dortigen Bauustigen nicht irgend ein böser Zufall die Bemerkungen in die Hände führet, welche Hr. Dr. Dingler in Augsburg gegen jenen Plan, wie es scheint nicht ohne Grund, erhob; dieß könnte bey ihnen unseren Ruhm sehr beeinträchtigen. So z. B. mißbilliget derselbe, daß in dem Bauernhause quaestionis der Heuboden unter der nicht gewölbten Brantweinbrennerey liege; die Schafe durch den Rindviehstall in ihr Appartement getrieben werden müssen; die schmale und finstere Dreschtemme ober den Ställen sich befinde; der Bienenstand an dem unruhigsten Orte angebracht; die Wohnstube und Küche viel zu klein, und das Ganze mit seinem Schindeldache höchst feuergefährlich und eine leicht entzündliche Arche sey u. s. w. Soll ich Ihnen unsere Musterhaftigkeit noch von mehreren Seiten darthun? — Ich kann's. Nicht nur die Lebendigen, sondern auch die Todten wissen wir auf eine nachahmungswürdige Weise zu beherbergen. Von Frankfurt aus hat man sich eine Abschrift von unserem Gottesacker erbethen, um den dortigen darnach anlegen zu können. Ist es nicht sonderbar? Während hier Elegien und Satyren und Zeter aller Art über diese neue Anlage gesungen und geschrien wurden, findet sie Beyfall in der Fremde! Abgesehen davon, daß selten ein Prophet in seinem Vaterlande viel gilt, findet sich ein genügender Aufschluß dieser Erscheinung in dem Umstande, daß in Frankfurt von einer neuen Anlage die Rede ist, wozu die unsrige allerdings als Vorbild dienen kann, indem bey uns der Tadel nur die, in mancher Hinsicht schmerzliche Umwandlung eines bereits bestehenden Begräbnißplatzes traf. Aus dem Gesilde des Todes ließe es sich zwar nun ohne Schwierigkeit in das Gebieth des Geistigen übergehen; allein da mir eben in einer neuen Erfindung zu dem Behufe geistiger Getränke ein anderes passendes Mittelglied entgegen tritt, so will ich davon Gebrauch machen. Es hat nämlich Hr. J. Müller in Würzburg einen Destillir-Apparat erfunden, welcher überaus einfach, holzersparend und nicht nur Brantwein, sondern auch Weingeist liefernd, auch mit einem Maischwärmer verbunden seyn soll. Se. königl. Majestät haben dem Erfinder eine Belohnung von 1500 fl. zu ertheilen geruhet.

An der Schwelle des Geisterreiches angelangt, fesselt zuerst leider ein böser Dämon meine Aufmerksamkeit, welcher unter der Gestalt — geräucherte Blutwürste — auch in Bayern zu spuken beginnt, nachdem er schon eine Zeitlang in Würtemberg sein Unwesen getrieben hatte. Doch Scherz bey Seite, wo es sich um Leben und Tod der Mitmenschen handelt! Sie werden wohl schon von Vergiftungen gehört haben, welche hier und da der Genuß solcher Würste zur Folge hatte. Zu Rothenburg im Rezatkreise starben neulich zwey junge Männer daran nach Verlauf von einigen Tagen. Die Regierung fand sich bewogen, das Publikum zu warnen. Es sind indessen diese Würste vermuthlich nur dann gefährlich, wenn sie übel bereitet oder zu alt sind, da deren Genuß uralt und beliebt ist, und nie ungesund befunden ward. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen des Leckerbissens, genannt: Frankfurter Schwartenmagen? Diese Schwartenmagen sind aber nichts anders als dergleichen geräucherte Blutwürste.

Eine solche captatis benevolentiae für einen bösen Dämon, könnte mir bey Ihnen den Titel eines Teufelsadvokaten verschaffen. Ihn höflichst verbittend, wende ich mich

zu einem hehren guten Geiste, welcher jüngst über unsere Bühne schritt. Es ist *M. J. Art's* Geist. Endlich sahen wir *Don Juan*, den einzigen, wieder. Des großen Meisters Sohn war eben hier anwesend, er fand an dem Abende dieser Vorstellung keinen Platz mehr in dem geräumigen Theater, und ging (er wollte unerkannt bleiben, denn hätte er seinen Namen genannt, würde ihm jedermann Platz gemacht haben), innig gerührt über diese Verehrung seines Vaters nach Hause.

Zum ersten Mahle wurde auf dem Haupttheater gegeben: *F. Luch und Segen*, von *H. u. w. a. l. d.* Das Stück gefiel in einzelnen Momenten; erregte jedoch den Wunsch, daß der Dichter des Bildes sich nicht in dergleichen alltäglich kleintlichem Stoffe vertiefen, sondern nur dem Großen und Kräftigen huldigen, und edle, idealische Wesen einer schönern Welt schaffen möge. Bey der Aufführung des *Sargines* ereignete sich wieder einmahl ein Un- oder vielmehr Glücksfall. Es fiel nämlich ein ansehnliches Stück Bret aus der Höhe zwischen den Soffiten, jedoch so geschickt herab, daß es dem Zuge der Landleute nur etwa einen halben Schuh zur Seite auf den Boden stürzte, ansonsten dieser theatralische Meteorolith wohl ein Bauernmädchen oder gar eine Sängerin für immer außer die Scene gesetzt haben würde. Ein Schicksal komischerer Art wartete über dem 25. d. An diesem Tage hätten „die drey Sultanninnen“ gegeben werden sollen. Wegen Heiserkeit der *Dlle. Friede* wurde „*Kabale und Liebe*“ anberaumt; da erkrankte *Dlle. Müller*; nun kam „*Parthenvuth*“ zum Vorschein; allein wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des *Hrn. Urban*, die nach der Ankündigung beyläufig zur Zeit des Frühstückes ausgebrochen seyn mochte, übernahm *Hr. Weitig* die Rolle des *Laud* aus Gefälligkeit.

In der italienischen Oper setzte *Mad. Maria Sessi* ihre Gastdarstellungen mit ausgezeichnetem Beyfalle fort; in dem zum ersten Mahle gegebenen: *Pigmalione* (*musica di Canadaro*) trat sie als *Pigmalion* auf. Die übrigen Spenden dieser Bühne waren: *Gli Orazi*; *la scelta dello sposo*; *l'Amor marinaro*; *la Nozze di Figaro* und *la colpa emerdada*. Das *Harthortheater* bewies im Laufe dieses Monathes eine vorzügliche Thätigkeit. Die dargebrachten Neuigkeiten sind: der *Fackeljunge* von *Cremona*; der *Bettlerball* in *Wien*; das *verlorene Kind*; noch ein *Pumpnickel*; *Pflicht und Pflicht* und *Branko* von *Wolfenbüttel*. Die Gäste *Hr. und Dlle. Müller* fanden die beste Aufnahme.

Unter den musikalischen Unterhaltungen dürfen die Konzerte der *H. H. Dal'Occa* ersten Kontrabassisten der kaiserl. russischen Hofkapelle, und *Canongia*, aus *Lissabon*, nicht mit *Stillschweigen* übergangen werden. Der erstere überraschte durch eine Lieblichkeit des Vortrages und der Töne, die jedem Hörer neu war, und auch der letztere erschien uns, was Fertigkeit und Stärke betrifft, obwohl wir einen *Bärmann* besitzen, als ein noch nie erblicktes herliches Phänomen. Es muß bey dieser Gelegenheit sowohl in Rücksicht der Konzerte als der Schauspiele gerügt werden, daß durch das unartige, geräuschvolle Davongehen von gewissen Plätzen vor dem Ende, der Genuß der Schlußstücke oft auf die unangenehmste Weise gestört wird. Sollte dies Benehmen zum guten Tone gehören, so übe man ihn auf Filzsocken und an Sammtbüchsen, um der Humanität und der Kunstfreunde, ja der Gerechtigkeit willen! — Sagen Sie mir (zum Schlusse doch, ob sich ein Widerruf für einen simplen Berichterstatter schicke? Wäre ich ein Recensent, so dürfte sich an einem entschiedenen „Nein“ als Antwort nicht zweifeln lassen; aber, wie gesagt, ein bloßer Berichterstatter. — Die Sache betrifft „*die Damenhüte im Theater*.“ Ich will es nur gesehen; dieselben taugen auch uns noch immer zur Versüßung der Parallaxen, nach Anweisung des verehrten und stets gern gelesenen *Litrow*. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, wie ich immer zu hoffen, ja durch mein antizipirtes Lob zu veranlassen wagte und dachte. Soll ich förmlich widerrufen, oder genüget diese Andeutung?

(Schluß.)

Pesth.

Zu den erfreulichen Erscheinungen des *Josephi-Markts* (welcher beyläufig bemerkt und nach dem officiellen Berichte des Handelsstandes in ordinären Luchern und Leins

wand einen guten Absatz en gros, aber in Landesprodukten außer Wachs und Mittel wollen wenig Verkehr gehabt hat) gehört die in Hartleben's hiesigem Verlag herausgekommene:

Vollständige Beschreibung der königlichen Freystadt Pesth, von Franz Scham S (in 8. 6 fl. W. W.).

Ich habe solcher schon in einem frühern Briefe nebst dem Berff: v. Habermanniſchen Almanach und zwar als eines zu erwartenden nützlichen, dieses aber als zu hoffenden schönen Musenprodukts erwähnt, aber so sehr mich bey letzterem meine Hoffnungen getäuscht haben, so befriedigend ist das nützliche Werk ausgefallen. Die typographische Ausstattung desselben (es ist mit lateinischen Lettern bey Ihrem Hrn. Anton Strauß gedruckt) ist vortrefflich und die beygefügte Kupfertafel, welche eine Ansicht der Stadt von der Donauseite, des Theaters gegen die Stadt zu und der von Brudern-Halle gegen die Herrngasse, enthält, genügt ihrem Zwecke. Was nun den Inhalt des 500 Seiten befassenden Buchs anbetrifft, so möchte man freylich wünschen, daß der Verfasser wortkarger gewesen wäre, zumahl da, wo er sich in moralisirenden und philosophirenden Phrasen und in rücksichtsvollen Digressionen über Personen und Behörden gefällt; ja! man möchte ihm auch gern den reichen Aufwand dichterischer, mit überfülltem Pinsel gemahlten Bilder und Empfindungen erlassen, welche selten eine Zusammenstellung mit der Wirklichkeit vertragen, ohne ihm den Vorwurf, wo nicht der Schmeichelen, doch eines übertriebenen Pesther-städtischen Civismus zuzuziehen. Jedoch mag man dieß alles gern den Umgebungen des Autors und noch mehr der zum endemischen Übel gewordenen Ungewohnheit fast aller ostdeutschen Schriftsteller zuschreiben, welche dem Oriente näher, auch in ihrem Style nach orientalischer Überfülle streben. Alle diese dem wesentlichen Zwecke des Buchs wenig hinderlichen Mängel treten ganz zurück gegen den Reichthum, welchen das Werk an interessanten und vollständigen Notizen und Daten hat, und welcher in guter Ordnung entfalteter ist. Wer die in merkwürdiger Schnelle emporkommene Kapitale Ungarns kennen lernen oder seine unvollkommene Kenntniß davon berichtigen will, kann ein besseres Buch nicht wählen, und selbst wer die Stadt von außen und innen kennt, wird seine Kunde durch solches regeln und befestigen. Gewiß! jeder ungarische Patriot muß es dem Autor, wie dem Verleger, Dank wissen, daß sie den Centralpunkt seines Vaterlands so in helles Licht gesetzt haben, und auf den Pesther Bürgersinn würde man wenig halten müssen, wenn nicht jeder solide Civis Pesthiensis seine Hausbibliothek mit diesem Werke vermehrte. Der Gelehrte wird gern die hie und da vorkommenden Inkorrektheiten der Sprache als „aqua calida“, Pest statt Pesth, lithographisch, wegen der Nützlichkeit des Buchs verzeihen, welches in eben der Hinsicht ein Grundpfeiler der vorrückenden ungarischen Statistik zu nennen ist, als Pesth selbst das große merkwürdige Reich abspiegelt. Der Verfasser, welcher schon früher eine Topographie von Peterwardein und Neusatz (ebensfalls bey Hartleben 1820) geliefert hat, verspricht in der Vorrede dergleichen auch von Ofen und redet da so bescheiden von seinen Leistungen, daß wohl zu hoffen steht, er werde dabey die Fehler vermeiden, zu welchen ihn Umstände und, wo nicht Nationalität, doch offenerer Civismus bey diesem Werke verleitet haben.

Um nun vom Nützlichen auf's Elegante zu kommen, zeige ich Ihnen an, daß Hr. Sapphir, der Ihnen durch seine Arbeiten in und an der Pannonia und zunächst hier durch die Fohde bekannt ist, in welche ihn während vorigen Sommers sein und der hiesigen Bühne Unstern mit deren plumpen Koryphäen verwickelte, eine Sammlung seiner Gedichte herausgeben will und desfalls Subskribenten sammelt. So wenig man dagegen etwas haben kann, weil diesem israelitischen Musensohne weder Talent, noch Abraham Segen mangelt, so sehr müssen Freunde des guten Geschmacks wünschen, daß er, um bey dieser ersten Feuerprobe seiner Produkte zu bestehen (denn Lieferungen für die Pannonia und andre im Strome unserer Zeit schwimmende Tagblätter können, wie das Vorlesen vor guten Freunden und ästhetischen Damen, nur als Wasserprobe gelten) weder echter freundlicher Kritik, noch eigner scharfen und fleißigen Feile entzathen möge. Um seines Autor-Himmels willen aber mag er sich ja nicht durch das zweydeutige Lob, welches ihm unlängst im Hesperus gespendet worden, verführen lassen, mehr von seinen

Poesien zu halten, als rücksichtlich der bisher gelieferten Proben die Kritik zugeben kann. Überhaupt weder der *Berff's v. Habermann'sche Almanach*, noch *Köster's Reimeren* in den „gemeinnützigen Blättern“, noch die *Verselen* in der *Pannonia*, noch irgend eine im Reiche der *Magnaren* vernommene deutsche Stimme, haben mich zur Zeit davon überzeugen können, daß diese östlichste Region des deutschen *Parnasses* den Anforderungen entspreche, wozu der Segen der Natur und des Klimas berechtigen; ja überhaupt ist mir neuerer Zeit nicht der Glaube gedruckt in die Hände gekommen, daß die herrlichen Gauen der *Donau* mit den *Frier-* und *Nebel-Ländern* an der *Elbe*, *Spreer*, *Saale*, *Ilm* u. c. wetteifern könnten.

Frensch! was gute Verse anbelangt, so läßt sich nichts zwingen, die guten Dichter wie alle Kunstgenien werden geboren, und der geniale *Thümmel* hat Recht, wenn er meint: „den geschicktesten Literaten gehe es mit schönen Versen, wie den ägyptischen Zauberern, welche dem *Moses* alles, außer das, was über die menschliche Weisheit geht, nachmachen konnten und zur Entschuldigung zum König *Pharao* sagten: Das ist Gottes Finger!“

Übrigens, bitte ich, verrathen Sie mich nicht! — sonst steinigen mich alle Verskünstler, deren Zahl Legion ist; ja Steine gegen mich würden selbst jene fertigen *Stegreif'sreimer* aufheben, welche ich hier, wie in *Wien* (wir machen ja Ihnen alles nach!) gefunden habe und welche durch eine in esenden *Knittelversen* geführte Konversation eine Probe ihrer Bildung abzulegen wähen. Dieses *Improvisiren* kommt mir vor, als wenn lustige Brüder *Instrumente* hernehmen, die sie nicht zu spielen verstehen und nun ein *Konzert* beginnen. Anfangs lacht man über die komischen grellen *Mißtöne* und hört ein *Weilschen* geduldig zu; aber der *Scherz* ist bald zu Tode gehest und bald hält man die zerrissenen *Ohren* zu und wünscht solche *Improvisatoren* dahin, wohin sie gehören. Gewiß! die *Musen* haben bey solchen *Kazen-Musiken* nicht den mindesten echten Gewinn, und höchstens kann man es einer genialen *Tafelrunde* gestatten, die *Leber* eines ansehnlichen *Hechls* unterm *Läuten* der *Vokale* mit solchem *Versgeklingel* auf dem Wege alles *Fleisches* zu begleiten. Doch, ich fange an zu *moralisiren*, und will daher schließen! —

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in *Schönbrunn* blühen jetzt folgende Gewächse:

Amaryllis longifolia. Langblättrige *Amaryllis*. Vom *Kap*.

Cestrum vespertinum. Hängender *Hammerstrauch*. Von den *Antillen*.

Epidendrum ciliare. Gefranzter *Baumwurzler*. In *Wäldern* zu *Martinique*.

Ficus bengalensis. *Benaat'sche Feige*. Aus *Ostindien*.

Moringa zeylanica. *Bentons'sche Bechnuß*. Aus *Benton*.

Ornithogalum arabicum. *Arabische Vogelmilch*. Bey *Alexandrien*. In *Ägypten*.

Solanum amazonicum. Aus *Süd-Amerika*.

Varronia bullata. *Aufgeblasene Varronie*. Aus *Jamaica*.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schick*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Dinstag, den 1. May 1821.

52

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Tage und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey W. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Feubler und v. Manslein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Konversationsbilder.

Aus dem Französischen und mit Anmerkungen von Franz Gräffer.

(Fortsetzung.)

Idee der Konversation.

„Les conversations sont l'état populaire.“

Delille hat hier die Konversationen und Manieren der guten Gesellschaft zur Schau gestellt, als einziges Mittel, sie wohl kennen zu lernen. Es ist schwer, sie zu definiren, und es steht zu befürchten, daß hier ein Räthsel, ein schwer auflösbares, proponirt wird.

Es ist ein Land, ein Volk, oder vielmehr eine bloße Gesellschaft, von welcher überall gesprochen wird, ohne daß man genau wisse, wo sie und welche es sey. Jeder pikirt sich ihr anzugehören; und die empfindlichste Beleidigung, die man einem Mann oder einer Frau zufügen könnte, wäre, zu sagen, daß sie noch nicht dabey gewesen seyen. Diese Gesellschaft hat ihre Gesetze, ohne daß sie gehalten wäre, die Gesetzgeber zu bezahlen; sie hat ihre Gebräuche, die man in Allem blindlings zu befolgen sich rühmt. Alle Welt befehlt, alle Welt gehorcht daselbst; man zollt da nichts der Gunst, das Glück läßt man nichts thun. Wehe den Fremden, die sich da nähern; sie sind der schükenden Gottheit des Ortes geopfert. Diese Gesellschaft hält sich stets in der vollkommensten Ordnung, und Niemand hat mit einem polizeylichen Geschäft zu thun. Man spricht los und verurtheilt in letzter Instanz, ohne dabey einen Richter zu erkennen. Seit Perikles und Scipio ist sie immer dieselbe, obgleich sie den Wechsel liebt, und die Mode ihr, wie die Vorsehung gilt. Jahrhunderte verrinnen, Reiche stürzen zusammen, ihre Gründer zerrieben; allein, obschon zerstreut, bewahren sich ihre Gesetze, und, wie die Hebräer nach Jerusalems Zerstörung, bildet sie, mitten unter den Andern, noch eine Nation. Diese seltsame Vereinigung ist es, die man die gute Gesellschaft nennt.

Die ganze Gesetzgebung dieser Gattung von Republik liegt in den

Worten: Es ist der Gebrauch. Die andern Worte: Das ist ein übler Ton, das ist nie geschehen, sind hinreichend, die kühnsten Neuerer zurückzuhalten. Der größte Dienst, den man diesem republikanischen Staat leisten kann, besteht darin, diejenigen zu vergnügen, aus denen er zusammen gesetzt ist. Als größtes Verbrechen wird erkannt, ihn mit langer Weile zu behelligen. Sobald es Jemand wagt, sich über die Statuten hinaus zu setzen, überträgt sie es dem Lächerlichen, sie zu vertheidigen und zu rächen. Das Lächerliche, stets bereit, diejenigen, welche es verdammt, zu verfolgen, wacht unaufhörlich über sie; es gleicht dem Alten vom Berge, der nie ein Heer zu seinem Befehle hat, aber überall seine unsichtbaren Agenten ausschickt, und den Schrecken bis zu den Großen der Erde hinträgt *).

Der Neuigkeitskrämer.

„D'abord dans le cercle banal
Arrive un couple nouvelliste.“ **)

Theophrast und La Bruyere haben das Bild des Neuigkeitskrämers entworfen; von denen seiner Zeit spricht Montesquieu in den persischen Brie-

*) Diese Schilderung ist gewiß eine Art Meisterstück; sie ist einfach und geistreich, leicht und erschöpfend zugleich. Eben so glücklich charakterisirt der Graf Segür (Galerie mor. et polit.) den Geist und die Herrschaft eines Hauptaggagats der Konversation, nämlich der Mode. „Es gibt eine Herrscherin,“ heißt es, „deren drückendste Befehle niemahls Widerstand erfahren. Ihre Einfälle sind hochverehrte Gesetze; ihre Launen Orakel; nach ihrem Belieben ändert sie die Gebräuche; sie spottet der Übereinkünfte, und beugt die strenge Vernunft unter die Kappe der Thorheit. Sie bestimmt das Gute und Üble; erschafft und vernichtet den guten Namen, verleiht dem Häßlichen Schönheit, dem Einfältigen Geist, Wissenschaft dem Charlatan, und widersteht sich ungestraft den Vorstellungen der Billigkeit, den Rathschlägen der Weisheit, und selbst den Vorschriften der Religion. Ihr einziger Zweck geht dahin, zu gefallen etc.“

**) Was gibt es Neues? ist die erste Frage beym Wiedersehen. Meist leere Neugier, selten Wißbegierde, immer Egoismus veranlasset sie. Das Schlimmste dabey ist nur, daß, wie Lessing sagt, Neues nicht immer gut, und das Gute nicht immer neu ist. Aber Alles ist gut, sagt der Nouvellist, ist es nur neu; nichts ist gut, was nicht neu ist, erklärt der Pfastertreter. Car:

Il vous faut du nouveau, n'en fat - il plus au monde

sagt Lafontaine sehr treffend; und ein anderer französischer Poet, ich glaube Voltaire:

La nouvelle du jour occupe l'entretien

Elle est tout aujourd'hui, demain ce n'est plus rien.

So in ernsterem Sinne bey unserm Schiller: das Neue kommt, das Alte ist verschwunden. Also hat, wie Segür (Galerie mor. et polit. p. 149) dem Archidamus in den Mund legt, das Gegenwärtige keine reelle Existenz; der jetzige Augenblick ist, wie Alles in der Natur in zwey Theile zerlegbar, wovon der Eine der Vergangenheit, der Andre der Zukunft angehört. Man kann also sagen: das Vergangene ist nicht mehr, das Gegenwärtige ist nicht, und die Zukunft ist noch nicht, daher die Zeit gar nicht für uns da ist. Scharfsinniger setzt der geistreiche Nech in seinen vermischten Schriften (II. B. S. 3) aus einander, daß es eigentlich gar kein „Seyn“ gebe, da Alles nur ein „Werden“ sey.

Ich schrieb in's Denkbuch der verfallenen Weste Rauenstein:

„Seyn?“ Es ist nicht. Nur nach „Werden“

Ringet Alles hier auf Erden:

fen. Von diesen Autoren wollen wir nichts anführen; wir wollen lieber den Diskurs mittheilen, welchen Livius dem Paulus Amilius in den Mund legt, als dieser im Begriff steht, in den macedonischen Krieg zu ziehen. Von den Neuigkeitskrämern, von welchen Rom damahls angefüllt war, redet der Konsul an das römische Volk in nachstehenden Worten:

„In allen Zirkeln, und selbst, so Gott will, bey allen Tafeln, gibt es Leute, welche den Zug deiner Heere in Macedonien bestimmen. Vernimm sie, sie werden dir die zu wählenden Lagerplätze angeben, die vortheilhaften Stellungen, den Zeitpunkt und die Desileen ins feindliche Land zu dringen, wo Magazine anzulegen; ob es besser sey, die Zufuhr zu Land oder zu Wasser zu machen; den Augenblick der Aktion oder des Ruhigverhaltens. Und nicht nur den zu befolgenden Plan werden sie vorschreiben, sondern, sie machen, wie man sich von ihren Ideen entfernt, dem Konsul in aller Form den Prozeß, und rufen ihn vor ihr Tribunal. Zweifelt nicht, Römer! Dieser Eigendünkel ist ein großes Hinderniß für den Erfolg eurer Waffen, denn nicht alle Heerführer setzen dem Volksgeschrey wie Fabius ihre Festigkeit entgegen, welcher lieber sein Ansehen durch die Voreiligkeit der Menge beschränkt sehn, als den Vortheil des Staats auf Kosten seines Rufes in Verlegenheit bringen wollte. Ich behaupte nicht, daß die Heerführer nicht der Vorschläge bedürften; und Alles nach seinem Kopf machen wollen, beweist mehr Eigendünkel als Klugheit. Was kann man also begehren? Daß diese Vorschläge nur von Leuten des Standes selbst ertheilt werden, die Einsicht und Erfahrung haben; ferner von Personen von der Gegend selbst, wo sie das Terrain, den Feind, die Gelegenheiten übersehen können; welche, so zu sagen, auf demselben Schiffe, dieselben Gefahren theilen. Wenn sich demnach Jemand schmeichelt, mir in diesem Krieg mit Rathschlägen an die Hand gehen zu können, so bitte ich ihn, seine Dienste der Republik nicht vorzuenthalten, und mich nach Macedonien zu begleiten; Galeeren, Pferde, Zelte, Mundvorrath, mit diesen und Allem will ich ihn frey halten. Aber wenn man die Mühe scheut, und die Ruhe der Stadt den Beschwerlichkeiten des Krieges vorzieht, so bleibe man am Ufer, und lasse den Steuermann das Ruder führen. Die Hauptstadt liefert Stoff genug zu Unterredungen; der Plauderkügel halte die Gegenstände, welche nicht vor seine Gerichtsbarkeit gehören, in Ehren. Was uns anbetrifft, so werden wir unser Ohr nur den Meinungen im Felde selbst leihen.“

Der gelehrte Pedant.

„De la maison voisine arrive un érudit,
Qui dans les murs de Sparte et de Rome et d'Athènes,
Sait tout ce qu'on a fait et tout ce qu'on a dit.“

La Bruyere hat an dem gelehrten Pedanten ein sehr treffendes Bild aufgestellt; er hat mehr Stoff in diesen Charakter gelegt, als Deslille, weil der

Drum in's Blau der Zukunft sende
Deinen Blick durch diese Wände;
Aufwärts nach den heitern Höhen,
Wo die reinern Lüfte wehen;
Und der Tag des Lebens lacht
Nach durchirrter Todesnacht &c.

Dichter, die Lächerlichkeiten der Gesellschaft schildernd, sich auf das, was sie mit der Konversation gemein haben, hat beschränken müssen; sein Feld ist hier also minder groß als das des Moralisten, ein Umstand, den der Leser des Gedichts nicht aus den Augen verlieren soll. Hier einige Züge aus La Bruyere:

„Hermagones weiß nicht, wer König von Ungarn ist; er wundert sich, keine Meldung von dem König von Böhmen zu hören; spricht nicht über den flandrischen und holländischen Krieg mit ihm; erlaßt ihm wenigstens die Antworten; er verwechselt die Zeit, vergißt ihren Anfang wie ihr Ende; Gefechte, Belagerungen, Alles ist ihm neu. Aber in der Riesenschlacht ist er bewandert, er erzählt die Fortschritte und geringsten Details, nichts entgeht ihm. Eben so setzt er das schreckliche Chaos des babilonischen und assyrischen Reichs aus einander; er kennt die Ägypter und ihre Dynastien aus dem Grunde. Versailles hat er nie gesehen, wird es nie sehen, aber bey dem babilonischen Thurmbau war er zugegen. Man erzählt ihm, daß der König einer vollkommenen Gesundheit genießt, und er erinnert sich, daß Thetmosis, ein ägyptischer König, kränklich gewesen, und diese Komplexion von seinem Großvater Alipharmutosis sich herschrieb. Was wäre es, das er nicht wüßte? Welches Ding aus dem ehrwürdigen Alterthum wäre ihm verborgen? Er wird euch sagen, daß Semiramis, oder nach Andern Serimaris, wie ihr Sohn Ninvas gesprochen, daß man ihre Sprachorgane gar nicht unterscheiden konnte. Ob das nun daher kam, weil die Mutter eine so üble Stimme wie ihr Sohn, oder weil dieser eine so weibliche, wie jene gehabt habe, kann er eben nicht entscheiden. Er wird euch entdecken, daß Nimrod links und Sesostris links und rechts zugleich verschoben war; daß es ein Irrthum sey, sich einzubilden, Artaxerxes wäre Langarm genannt worden, weil der Arm ihm bis aufs Knie reichte, und nicht deswegen, weil ihm eine Hand länger war, als die andere; dann setzt er hinzu, es habe glaubwürdige Autoren gegeben, die versicherten, das sey die rechte Hand gewesen, daß er aber nichts desto weniger behaupten kann, es sey die linke gewesen. *)

*) Diese Zeichnung erinnert lebhaft an *Rochefoucault's* Vielwiffer. Was nicht für's praktische Leben taugt, nicht Gemeinnützigkeit in sich trägt, unfruchtbares scholastisches Wissen allein, ist eitle Gedächtnissache, verdient statt Würdigung nur Bedauern oder bessernden Spott. Es ist die verblendete Ausschweifung eines, wenn auch negativen Egoismus. Man weiß, um zu können; man kann, um zu handeln; man handelt, um zu nutzen, und nußt, um seine Schuldigkeit zu thun, Anderen für sich, sich für Andere. Alles übrige Wissen ist Quark und Sünde, Pasquill auf den gesunden Verstand, von den Franzosen so richtig *bon-sens* genannt. Les pedants, sagt Lafontaine, ont le privilège de gêner la raison. —

Zwey Züge aus dem Leben: Der gelehrte Philolog Bentley besuchte auf einer Reise durch Frankreich die Gräfinn Ferrers. Er findet glänzende Gesellschaft bey ihr, wird aus Mangel an Ton verlegen; springt vom Stuhl auf und ergreift die Flucht. Jedermann war über dies Benehmen eines Mannes verwundert, der als ein so großer Gelehrter war angekündigt worden. „Erstaunen Sie nicht,“ sagte die Gräfinn, „wenn er Ihnen auf griechisch, hebräisch und in zwanzig andern Sprachen sagen wird, was ein Stuhl heißt, aber es nicht versteht, darauf zu sitzen.“ — Bekannt ist die Anekdote jenes Gelehrten, der in Verlegenheit kam, wie er eine glühende Kohle aus dem Ofen herausnehmen sollte. Da tritt seine Magd herein, nimmt, ohne sich nur einen Augenblick zu bedenken, ein Häufchen Asche auf die flache Hand, schiebt die Kohle darauf und präsentirt sie ihrem verwunderten Herrn. „Nun

Lord Chesterfield ertheilt über diese Wissfucht seinem Sohn einen sehr guten Rath. „Scheine niemahls,“ sagt er, „weder klüger noch weiser als diejenigen, mit denen du zusammen bist. Halte dein Wissen in einer besondern Tasche wie deine Uhr, die du herausziehst, und nie bloß deßwegen repetiren lässest, um zu zeigen, daß du eine besitzest.“ *)

Endlich haben wir jetzt weniger als je Preservative gegen gelehrte Pedanterey nöthig. Die mit dem Alterthum Vertrauten sind verschwunden; die Gelehrten werden seltener als jemahls, und bald werden wir die Schulpedanten bedauern. **)

Heut zu Tage sind viele Gesellschaften eine Bude von Pedanten andrer Gattung. Die ersten sind die tiefen Denker, schwerfällige Dissertationsmenschen, kaltblütig erörternd, auf Kosten der Tugend vernünftelnd, solche, die Alles analysiren, Alles erklären, über Alles aburtheilen wollen. Diese Pedanten sind villeicht noch langweiliger, als jene, welche wissen, daß Nimrod links verschoben, Sesostris es auf beyden Seiten war, und Artaxerxes Langarm genannt wurde, weil die Arme ihm bis an die Knie gingen.

Es gibt eine andere Gattung Pedanten die nicht weniger Ansprüche macht. Das sind die Halbgelehrten. „Ich zweifle, es ist mir unbekannt, ich weiß nicht,“ sind Redensarten, die man von ihnen niemahls hört.

Die Welt sieht zuweilen Wunder, doch gibt es eines, das ihr niemahls vorkommen wird. Die Natur braucht mehrere Jahrhunderte, um Genies wie Lafontaine, Moliere und Bossuet hervorzubringen; ***) allein es ist ein noch selteneres Phänomen denkbar, nämlich ein Halbgelehrter, welcher offenherzig

bey Gott,“ rief dieser aus, „darauf wäre ich bey all meiner Gelehrsamkeit nicht verfallen!“

*) Die Überlegenheit in Wissen und Können ist in der Gesellschaft schon an sich ein großer Fehler, aber er ist verzeihlich, weil man einsieht, daß es in der Welt der Intelligenz nicht, wie in der materiellen, ein Gleichgewicht geben könne. Allein nicht verzeihlich ist er, wenn man zeigt, daß man ihn hat, weil es immer ein Fehler ist, den Abgang eines Fehlers merken zu lassen. — Minder witzig, aber eben so treffend als Chesterfield, sagt ein französischer Poet:

Plus on a de talens, plus on fait de jaloux;
Ce grand secret est moins de les posséder
Que de faire, qu' on les pardonne: tous,
A plus d'un érudit telle leçon est honne.

**) Leider Gott! Das kommt daher, weil die ernsthaften Studien, die reelle Gelehrsamkeit sich nicht mehr verlohnen, und von den sogenannten schönen Wissenschaften überbothen, endlich auch, in arger Zeit, von Geist, Stimmung und Musse verschlingenden Berufsgeschäften verkümmert werden. Die Künste, so der Sinnlichkeit schmeicheln, triumphiren in entarteten Epochen über die Wissenschaften, so den Verstand bereichern; daher der Schöngeist sich ohne Scheu einen Gelehrten nennt, wenn er das nicht etwa gar für eine Entweichung seines Apollonimbus hält.

***) Eine französische Phrase! Man erinnert sich an ihre vielleicht mißbrauchende Anwendung bey dem großen Einsiedler. Um ein Genie hervorzubringen braucht die liebe Natur nicht mehrere Jahrhunderte, sonst müßte sie selbst ein sehr schlechtes Genie seyn, sondern anderthalb bis 2 Minuten; das ist genug, und das Genie ist fertig. Geseht aber, sie brauchte wirklich mehrere Säkula, so wäre ja die Anzahl der Genies nicht $\frac{1}{100}$ so groß, als sich nun die französische Nation selbst beylegt, und unter die sich der Herr Verfasser vermuthlich auch rechnet.

gesteht, daß er sich geirret habe, und daß es Dinge gebe, die er nicht wisse oder nicht begreife.

Die Unwissenheit selbst hat ihre Pedanten, die da nicht wissen, was auf dem Forum geredet ward, und was auf dem großen Platz von Memphis vorgegangen, welche aber deswegen nicht minder mit Stolz und Hochmuth erfüllt sind. Eben so hat die Liebe, wie die Galanterie ihre Pedanten. Der Ausdruck der einfachsten Empfindungen erhält bey ihnen eine gewisse Feyerlichkeit; sie scheinen auf das Katheder steigen zu wollen, um zu sagen: Ich liebe Sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Fr. Grillparzer.

Du Herrlicher! du darfst dem Gott vertrauen,
Der dich hinauf zu Herrlichen gestellt,
In's Zauberland der Mythen kannst du schauen,
Vom Himmelsstrahl den Seherblick erhellet;
Auf deiner Höhe luft'gen Sternennauen
Erschließt sich weit der Formen reiche Welt,
Und eines Namens Schall, der uns gegeben,
Gewinnt durch dich Gestalt und Ton und Leben.

Aus alter Vorzeit grauem Nebellande
Winkst du die todten Bilder neu hervor,
Und Menschen steigen, in der Zeit Gewande,
Doch menschlich waltend, aus dem Schutt empor.
So aus Korinthos, wie vom Kolcher-Strande
Dringt nahverwandtes Wort an unser Ohr:
Des Wollens Klarheit und der Kräfte Ringen,
Des Frevels Lohn und der Verführung Schlingen.

D leuchte fort, im rothigen Erglühen,
In karger Zeit ein heller Hoffnungsstern!
Viel nied're Blumen an dem Boden blühen,
Und lichte Sterne schienen sie so gern,
Doch nur, wo solche Strahlen uns umziehen,
Da ist des Lichtes Urbild selbst nicht fern,
Da reicht Apoll von seinem Flammenthron
Das goldne Gut dem liebgeword'nen Sohne.

Philipp Mayer.

Totalgrundmathematisches, oder allgemein-moralisches Maßstabs-System,

von

Joseph Mitley, Doktor der Arzneykunde u. s. w.

Unter diesem Titel und auf dem hiermit angebothenen Wege der Subskription erscheint der zweyte Theil des bedeutenden, und die größte Aufmerksamkeit erregenden Werkes: Grundriß einer Totalgrundma-

thesis, oder Anwendung der Mathematik auf reingeistige Gegenstände. Dieses zuerst erwähnte allgemein-moralische Maßstabs-System dient, seinem vollständigen Titel zufolge, zur generellen Ausmessung des totalen Inbegriffes aller im Weltall möglichen Entwicklungsstufen der ursprünglich moralischen Einigkeit, als des einzig möglichen Totalgrundes alles Wahren und Guten. Der Band enthält etwa 24 Druckbogen Text sammt einer Realbogen-Kupfertafel, und beträgt mittelst Subskription 2 fl. R. M. Als Einleitung steht Folgendes:

Gleichwie ein Thermometron kein bloßes Symbol der Wärme, sondern ein Maßstab derselben ist, so enthält auch das angekündigte Werk keine Sinnbilder, sondern wirkliche, in einem unabänderlichen Systeme von geraden und krummen Linien dargestellte Maßstäbe zur Ausmessung der Größenverhältnisse jener Entwicklungsstufen, die der ursprüngliche Keim aller moralischen Einigkeit einer jeden Gattung von Lebewesen im ganzen Weltall, und zwar in gewissen Hauptperioden der endlosen Zeit, unausweichlich erreichen muß, soll anders nicht das Weltall selbst ein bloßes Chaos seyn. Dieses Maßstabssystem gehört weder zur Philosophie, noch zur Mathematik, sondern zu einer eignen, höher als beyde liegenden Grundwissenschaft, welche die Centrale genannt werden kann, weil sie aus der Centralkraft ihres gemeinschaftlichen Einigkeitskeimes entspringt, und die Entwicklungsstufen dieses Keimes, nebst der in ihm thätigen Wechselwirkung aller Vernunftkräfte, systematisch auszumessen und anschaulich darzustellen sich bestrebt. Die Philosophie, so wie die Mathematik, entspringt jede für sich, aus Seitenthätigkeiten des genannten Einigkeitskeimes, und beyde können daher zwar ebenfalls unmittelbare, doch keinesweges totale Grundwissenschaften genannt werden, das heißt solche, die sich damit beschäftigen, jene Wechselwirkung aller Vernunftkräfte zu entwickeln. Daher eine Wissenschaft, die sich mit dieser Entwicklung befaßt und ihr Geschäft mathematisch ausübt, wohl mit Recht eine totale Grundmathesis betitelt wird. In dem oben angeführten Grundriß (erster Theil dieses Systemes) hat der Verfasser den obersten Grundsatz, oder den Total-Grundes-Satz seiner neuen Wissenschaft, deutlich aufgestellt. Er lautet in der Kürze so:

Das Weltall und die Vernunft hätten keine Würdigkeit, keinen absoluten Werth, wenn nicht jede Gattung der Lebewesen schon in ihrem ursprünglichen Keime die Fähigkeit besäße, eine ihrem Rangegrade im Weltall mathematisch angemessene Größe von aktiv- und passiv-moralischer Einigkeit, und zwar in jeder Hauptperiode der endlosen Zeit, stufenweise zu entwickeln, und diese Entwicklungen ohne Ende zu immer höheren Stufen empor zu heben; dagegen aber den aus ihrer Beschränktheit entspringenden Mangel (Uneinigkeits-Antheil) in gleichem Maße, ohne Ende zu vermindern und zu entkräften.

Eine schätzbare Beurtheilung dieses Grundrisses findet sich im *Hesperus*, nur scheint der so eben erklärte Sinn jener dort aufgestellten drey ersten Grundsätze nicht ganz aufgefaßt, daher die späterhin erklärte *Zuleihnung*, die nur als *Beleuchtung*, nicht aber als *Begründung* anzusehen ist, für den Hauptgrund dieses Systems genommen wurde.

Aus diesem Maßstabssysteme gehen unzählige Vortheile für Theorie und

Praxis aller Theile der Literatur nothwendig hervor. Sie sind als eben so viele Tendenzen dieses Werkes zu betrachten. Um von dem allgemeinsten nur zu reden, so sind die drey ersteren theoretisch, die drey letzteren praktisch.

1. Verschafft es der gesammten Philosophie eine mathematische Evidenz, Bestimmtheit, anschauliche Klarheit, und ihren Entscheidungen unauflöslliche Einigkeit. Denn ein System, welches aus mathematischen Maßstabs-Berechnungen besteht, kann unmöglich durch irgend einen logischen oder sophistischen Diskurs wegräsonirt, noch im geringsten gedreht und verdreht werden, wie die bloß diskursiven Systeme der Philosophie, die man bis auf den heutigen Tag, selbst die tiefsinnigsten nicht ausgenommen, eben wegen Leerheit an mathematischer Anschaulichkeit, gleich schönen Meteoren entstehen und verschwinden sah.

2. Erhält die *Mathematik* dadurch einen höchsten, das ist ursprünglich = moralischen Anwendungszweig, und die Anschauungsformen der Zeit und des Raumes, als die beyden ersten Gründe dieser Wissenschaft, sammt der Endlosigkeit beyder im Weltall, gewinnen eine ursprünglich wahrhafte, nämlich moralische, Würde, Nothwendigkeit und allgemeine Gültigkeit. Insbesondere erhält die empirisch angewandte Mathematik einen neuen Reichthum von krummen Linien und unzählige Anwendungen derselben auf Mechanik, Nautik, Astronomie u. s. w., indem man diese neuentdeckte Berechnungs-Methode der krummen Linien anwendet, bloß mittelst der gemeinen Arithmetik, und ohne sich erst der mühsam erlernten Buchstabenrechnung (Algebra) bedienen zu müssen. Aus der Vereinigung beyder hier genannten Haupttendenzen ergibt sich eine nicht minder wichtige, nämlich: daß man

3. durch diese centrale Grundwissenschaft eine totalgründliche Vernunft-einigkeit zwischen Philosophie und Mathematik, auf immerdar zu Stande bringen möge. — Diese drey theoretisch erscheinenden Tendenzen erzeugen eben so viele wahrhaft praktische Hauptvorthelle, die in fortschreitender Ordnung folgen. Nämlich:

4. Wird durch das Maßstabsystem dem praktischen Verstande die Vollstreckbarkeit der moralischen Vernunftgesetze so deutlich und anschaulich gemacht, ihm das höchste Moralgesetz so hell leuchtend vor Augen gestellt, daß auch Ungläubige, oder solche, die nichts als das mathematisch Erwiesene für wahr anerkennen, von der Nothwendigkeit dieses höchsten Gesetzes überzeugt werden müssen. Woraus dann ein zweyter praktischer Hauptvorthell sich ergibt.

5. In Bezug auf das praktische Gemüth oder Herz, nämlich in der Bestimmung des Willens zur Befestigung seiner Thatkraft für die standhafte Befolgung der guten und Vertilgung der bösen Maximen, weil der anschaulich messende Verstand selbst den reinen Vernunftgesetzen mehr Eingang und Erfolg in der Wirksamkeit zu verschaffen im Stande ist, als die ledig reine oder bloß diskurirende Vernunft für sich allein zu thun vermag, da für uns Erdbewohner immer fort das radikale Böse die Oberhand über die Einsicht des Guten behalten würde, wenn nicht eine gewisse moralisch gestimmte Saite unsers Verstandes mit der Vernunft zugleich bey jeder Beförderung auf das Herz wesentlich mitzuwirken fähig wäre. Eben aus diesem quantitativ-neutralen Verhältnisse des radikalen Bösen und Guten in uns,

gegen das Quantum des absolut Guten, oder Urmusterhaften außer uns, entdeckte der Verfasser seinen Grundmaßstab, aus welchem er dieses ganze System der moralischen Maßstäbe mit architektonischer Vollständigkeit allmählich entwickelte. Wie? dieß ist eben der Inhalt des angebotenen Werkes, das eine dritte praktische Haupttendenz gewiß erreichen wird, nämlich:

6. Die jetzt lebenden Philosophen und Mathematiker zur Vereinigung ihrer Kräfte für eine weitere Bearbeitung thätig aufzufordern, und durch das Beyspiel des Verfassers, der seit 40 Jahren unverdrossen aus der von ihm zuerst analysirten Idee sein Maßstabssystem entwickelte, zu ähnlicher Unverdrossenheit in Bervollkommnung desselben und Ausbreitung der unzähligen Anwendungen zu vermögen. Auch haben jene oben erwähnten Beurtheiler des Grundrisses schon den Wunsch einer öffentlichen Lehranstalt für die Anwendungen dieser Wissenschaft geäußert, und dadurch die Überzeugung angedeutet, daß philosophische Systeme, worin nichts gezählt, nichts gemessen, nichts gerechnet wird, in sich selbst zerfallen müssen, daß folglich ohne ein totalgründliches Ganze, durch bloße philosophische Diskurse, kurz, ohne eine *Totagrund-Mathesis* keine absolute Einigkeit der Philosophie jemahls möglich sey.

Dieses Maßstabs-System ist endlich nicht bloß subjektiv, sondern auch eben so objektiv - allgemeingültig und streng nothwendig, weil die architektonische Einigkeit der moralisch-philosophischen und mathematischen Vernunft, und hiermit die Vernunft selbst, das nicht wären, was sie sind, wenn nicht alle im Weltall möglichen Einigkeits-Entwicklungsstufen einer jeden Gattung der Lebenswesen in ihren quantitativen Verhältnissen wirklich nach einem einzigen unzertrennbaren, philosophisch und mathematisch kontrollirten Maßstabs-System, durch alle endlosen Zeiten und Räume allgemeingültig geordnet, berechnet und ausgemessen wären. Der Verfasser kann zu dem Bestreben aller jetzt lebenden Vernunftforscher um so mehr volles Vertrauen hegen, je gewisser es ist, daß ein moralisch-mathematisches Einigkeits-System für Staat und Menschheit, in der ganzen Literatur, noch wichtiger seyn müsse, als die Moralphilosophie selbst, indem diese durch dasselbe erst eine eigentlich-objektive, das ist mathematisch-anschauliche Bestimmtheit, Klarheit und unverdrehbare Festigkeit, mit einem Worte: eine anschaulich-architektonische Grundeinigkeit nothwendig erreichen muß.

Die Subskriptionen ersucht man in frankirten Briefen entweder an den Verfasser selbst, in seiner Wohnung Nr. 609 am Petersplaz, im dritten Stock, oder an die Gerold'sche Buchhandlung, oder auch an das Komtoir der k. k. privil. Wiener-Zeitung zu adressiren. Nahmen und Charakter der Subskribenten werden dem Werke vorgedruckt. Wer von dem besonders gedruckt, hier nur in der Kürze mitgetheilten Einladungsblatte, ein eigenes Exemplar zu haben wünscht, kann dieses unentgeltlich in der angezeigten Wohnung, zu jeder Stunde des Tages in Empfang nehmen. Auch ist der Verfasser erböthig, Einzelnen, oder einem Verein von Mehreren, letzteren um dasselbe Honorar, was jeder für gewöhnliche Sprachanweisungen zu geben pflegt, mündlichen Unterricht in dieser Wissenschaft, nach Erforderniß in deutsch oder lateinisch gehaltenem Vortrage, zu ertheilen.

Correspondenz-Nachricht.

Besuch einiger Kunstwerkstätten.

Dresden, Februar 1821.

Mit Vergnügen erfülle ich mein Versprechen, Ihnen etwas Näheres über das Werk zu schreiben, welches Thorwaldsen's Schüler, der junge Pettrich, aus Rom hieher schickte. Es ist in der Kunstwerkstatt seines Vaters, des wackern Bildhauers, Professor Pettrich, allhier aufgestellt, welcher den hoffnungsvollen Jüngling von früher Kindheit an leitete und einsichtsvoll seine Künstlerbildung gründete. Nur erst seit zwey Jahren ist er in Rom, um so erfreulicher ist es, schon etwas so Gelungnes von ihm zu sehen. Dieß Gebild, aus schönem karrarischen Marmor, stellt ein Christuskind vor, welches auf dem liegenden Kreuz schläft. Es ist im edelsten Styl gedacht und mit inrigem Gefühl ausgeführt. Der liebliche Jesusknabe ist der allerfrühesten Kindheit, wo die zu rundlichen Formen und der unbestimmte Ausdruck weniger für die ernste Hoheit der Plastik passen, schon entwachsen. Einsichtsvoll ist das Alter gewählt, wo die holdselige Grazie der Kindheit sich zuerst mit klarem Selbstbewußtseyn und erblühender Kraft vereinet, wo alle Formen schlanker und edler werden, indem sie doch noch weich verschmolzen sind. Auf die rechte Seite ein wenig gewendet, ruht das himmlisch schöne Köpfchen, das Haar scheidet sich über der Stirn und wallt in weichen Ringeln zu beyden Seiten herab; die hohe, edle Stirn ist wahrhaft ideal, gleich entfernt von der rundgewölbten, nach äußerer Erkenntniß strebenden Kinderstirn, wie von der straff gespannten des Mannes, die so leicht den Ausdruck des durch irdische Kenntnisse befreidigten Geistes bekommt. Diese zartgewölbte Stirn, in welcher die Linien des reinen Ebenmaßes und eines hohen Schwunges sich verbinden, gibt dem ganzen Köpfchen einen wundersam geistigen Ausdruck von stillem Frieden und liebevoller Sehnsucht zugleich, es ist eine wahre Heilandsstirne. Sanft geschlossen sind die weichen Augenlieder, doch ihre Form ist so schön ausgeführt, daß sie uns den ganzen Ausdruck des seelenvollen Auges ahnen lassen. Unausprechlich schön sind alle übrigen Züge, das sich leis erschließende Mündchen athmet, die lieblichen Rundungen der Wangen und des Kinnes sind echt kindlich, der Marmor ist hier so zart behandelt, daß er mit dem Hauch des Lebens übergossen scheint. Der rechte Arm liegt sanft ausgestreckt, wie im Schlummer herab gesunken, so, daß das weiche Muskelspiel unter dem Arm nach der Brust zu sichtbar wird. Nur das geübte Auge kann hier die tastende Hand ergehen und ganz bemerken, wie richtig die Anatomie verstanden und wie weich verschleiert sie wieder ist. Das linke Händchen ruht auf der Brust, dieß bildet zwischen beyden Armen einen schönen Gegensatz von Biegung und Ausdehnung. Vollendet wird dieser durch die Lage der Füße, das linke Beinchen ist ausgestreckt, das rechte kreuzt sich sanftgebogen damit. Die Knie sind besonders schön ausgeführt. Vortrefflich erfunden ist der Faltenwurf eines Gewandes, welches zum Theil über das Kreuz sich breitet und sich um die linke Hüfte schlingt. Es ist einfach und großartig, und jede Linie steht im wohlberechneten Gegensatz zu den Kontouren des Kindes. Leicht angedeutet windet sich eine Schlange um das Kreuz, lästern nach einer zarten Frucht hinblickend. Alles ist bedeutsam an diesem lieblichen Kunstwerk, ohne daß irgendwo die reine ideale Schönheit einer mystischen Bedeutung hingewopfert wäre. Die technische Behandlung erfreut besonders durch die Vereinigung des Zarten und Großartigen; keine wachsartige Politur trübt den Reiz des reinen Marmors. Von jeder Seite darf man es betrachten, auch im Profil gesehen, ist das Köpfchen von feltner Schönheit. Nur kurze Zeit wird es noch hier bleiben, es kommt in eine Kirche in Böhmen, nach dem Brtchen Schönlinde in der Rannher Herrschaft, welche dem Fürsten Kinisky gehört. Fromme Freundschaft widmet es dort dem Andenken eines frühverstorbenen edlen Priesters. Höhere Summen wurden jezt schon dem wackern Vater des Künstlers dafür gebothen, doch er bleibt dem frühern Versprechen und der frommen Bestimmung treu. Jezt arbeitet der junge Künstler an einem Basrelief, welches Jesum darstellt, wie er die Kinder segnet; eine Zeichnung davon, die er hieher schickte, verspricht viel. Mit wahrer Freude sieht man jezt einen genialen Jüngling sich gerade

dieser Kunst widmen, welche in unserer Zeit eine reinere Blüthe wieder erreicht hat, als in keinem Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, und deren große Männer ihre herrliche Bahn still und ruhig fortwandeln, ohne irgend einem Zeitgeschmack zu huldigen!

Wie ganz anders steht es dagegen jetzt mit der Malerey! Ich besuchte neulich mit mehreren Kunstfreunden das Atelier des Professor Vogel, der erst kürzlich von Rom hier angekommen ist, und durch dessen Werke wir zuerst einen anschaulichen Begriff von dem Styl der neudeutschen Schule in Rom erhalten. Mit tiefer Trauer erfüllt es wohl den, der es treu mit der Kunst meint, so viel Genialität und Fleiß in den Fesseln dieser Manier gefangen zu sehen, und ernstes Nachdenken muß es erwecken, wie seit anderthalb Decennien das Kunststreben plötzlich eine solche Richtung nehmen konnte! Einige Worte über die Werke selbst, die wir sahen, werden unser Gefühl rechtfertigen. Das bedeutendste ist: eine Taufe Christi; die Figuren sind kaum halbe Lebensgröße, Christus steht ganz in der Mitte, sein Haupt ist gesenkt, bethend kreuzen sich seine Arme, die Taufe ist eben vorüber, es ist der Moment, wo die Stimme von oben ertönt, recht sinnig ist diese durch einen Lichtstrahl angedeutet, welcher sich von oben über Christi Haupt herabsenkt und die Gestalten zu beyden Seiten beleuchtet; Christus zur Linken beugt Johannes sein Knie, er hält noch die ausgegoffne Schale in der Hand; zur Rechten knien zwey Engel, der vordere faßt das weiße Gewand, welches dem Heiland um die Lenden gegürtet ist; im Hintergrund sieht man an dem Ufer noch ein Paar Gestalten, welche eben getauft wurden. Die Hauptgestalt des Erlösers ist unstreitig ausdrucksvoll und rührend, doch weit entfernt von jeder Schönheit; kann es denn zur Frömmigkeit beitragen, daß alle Formen dieser Glieder (besonders der Beine) so sehr gemein und plump sind? daß die beyden Arme in Ansehung ihrer Stärke, im Mißverhältniß zu einander stehen? daß an dem, der das höchste Ideal des Göttlichen in der menschlichen Gestalt ist, gar nichts Ideales gefunden werden kann?

Gern erkenne ich es an, daß der Johannes in seiner Art weit vorzüglicher ist, überhaupt gefällt mir diese Gestalt auch in dem kräftigen Kolorit besser als alle andern; es ist Haltung, Originalität und Hell Dunkel darin, drey seltene Vorzüge bey der neuen Schule! Bey den so überaus bunt und schwerfällig gekleideten Engeln vermisse ich alle drey. Die Köpfe sind dem Leonardo da Vinci nachgeahmt, so wie der Christuskopf dem Francesco Francia, das brennend rothe Gewand aber des vordern Engels sieht den Arbeiten des Lukas Kranach am ähnlichsten. Die Landschaft ist schön gedacht, aber durch übertrieben kleinliche Ausführung und Mangel der Luftperspektive verliert sie Reiz und Wahrheit. Doch noch ungleich weniger befriedigend ist das andere Gemälde in ähnlicher Größe, eine Verkündigung vorstellend. Die Hauptidee: Maria vor der Thür ihrer Hütte sitzend, darzustellen, unter einem ländlichen Vordach, wo sich Laub und Reben um hölzernes Gegitter winden, und wo vorn ein breiter Pfosten dieß stützt, der das Bild in zwey Hälften theilt und einen offenen Eingang bildet, auf dessen Stufen der Engel kniet, während man im Hintergrund eine Landschaft im Schimmer eines Frühlingmorgen sieht, — wäre gefällig und passend, auch ist dieß mit Laub umzogene Vordach, auf welchem zwey Täubchen sitzen, am hübschesten gemahlt im ganzen Bild, da aber die Luftperspektive wieder mangelt, so scheint der Engel gerade auf den Pfosten zu stehen, ohne Marien erblicken zu können. Wie flach und unangenehm ist der Kopf dieses Engels mit seinen röthlichen Flachshaaren! wie reizlos sind seine Hände! Alle Buntheit ist über ihn ergossen, seine Flügel spielen in brennendes Gelb und Roth und Violet. Ein frühlinggrünes Gewand in den beliebten eckigen steifen Falten, ohne irgend eine mildernde Brechung der Farbe, schien dem Künstler wohl noch zu einfach, der Engel mußte sich putzen, darum legte er noch über jenes weg ein altväterisches Messgewand von weißem Stoff mit ganz bunten tapetenartigen Blumen durchwirkt, auch bunte Steinchen mußten noch in dessen Rand gesetzt werden, damit des Glitters Fülle da sey! — Demüthig und einfach sollte die Maria seyn, durch einen kleinen Fehlgrieff erscheint sie aber hier gemein und einfältig! die steifen roth und blauen Gewänder sind wie über eine formlose hölzerne Gliederpuppe gelegt. Im Hintergrunde wandeln kleine Bauerleutchen, die ganz wie heut zu Tage aussehen; da nur ihre Kleinheit ihre

Entfernung andeutet, aber kein duftiger Hauch sie zurückweichen macht, so kann man es eben so gut für ein Puppenspiel halten. Anstatt des weißen Liliensängels, der in des Engels Hand nicht fehlen dürfte, stehen eine ganze Menge Lilien hinter Mariens Bank! Gewisse Dichter werden entzückt seyn von diesem Bild, vielleicht wurde es bey Karfuns Felschein gemahlt, das klare Sonnenlicht des reinen Kunstsinnes waltet nicht darin.

(D e r S c h l u ß f o l g t.)

T o n k u n s t.

Zum Vortheile der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten wurde am Ostersonntage im Hofopertheater eine Abendunterhaltung gegeben, deren Bestandtheile folgende waren: 1. Die präzis gegebene Ouverture zur Medea von Cherubini. 2. Die Laune des Verliebten, Schäferspiel in einem Akte von Goethe. Dieser Erstling unseres größten Meisters weist auf die Epoche seiner Entstehung hin und wir haben leider! alle so entzücklich viel gelesen und gesehen, uns so verschiedenartig zusammen gesetzt und kompliziert, ohne jedoch zur Einheit zu gelangen, daß uns die Einfachheit der Situationen und Personen jetzt weniger anspricht, daß wir im klassischen Dialoge die Pointen und Witzspiele vermissen. Goethe's Nahe ist indessen eine Agide, die selbst dem Troste Ehrerbietung einflößt, und das Schäferspiel wurde, trotz dem Zischen einiger Schlangen, sehr beklatscht. Mad. Löwegab die Rolle der Egle mit vieler Feinheit und Gewandtheit, nur vielleicht etwas zu zierlich, wogegen Amine fast zu natürlich war; Eridon fand sich in dieser Ideal-Welt nicht ganz zurechte, wie denn überhaupt das innerste Wesen der Idylle von den Darstellenden nicht gehörig aufgefaßt und anschaulich gemacht wurde. Es ist aber auch eine schwere Aufgabe von den stark gefärbten Leidenschaften der Tragödie, von dem pikanten, epigrammatischen Dialoge des Lustspieles zu dieser anscheinend so kunstlosen, unschuldigen Unterredung zu gelangen, in welcher hohe Meisterschaft Freude und Schmerz gleichsam entkörperert und in eine dichterische, zephyrleichte Welt verlegt hat. 3. Eine etwas lange Scene und Arie mit Chor von Generali, in welcher Ule. Canzi durch guten Vortrag Beyfall erhielt. 4. Ein Andante und Rondo für die Violine, von Lafond komponirt, von Hrn. Helmesberger vorgetragen, dessen Spiel weit verdienstlicher als das absichtlich bizarre Tonstück war. 5. Terzett mit Chor aus Rossini's Ricciardo und Zoraide, der Glanzpunkt dieser Oper, welches von den Damen Grünbaum, Waldmüller und Hrn. Fortigut gesungen wurde und, seiner Länge ungeachtet, beynähe die Ehre des Bis erhalten hätte.

In der zweyten Abtheilung hörten und sahen wir: 1. Die Ouverture aus Boieldieu's Oper: les voitures versées; sie ist brillant, sonst aber keinesweges ausgezeichnet. 2. Arie von Paer, recht brav gesungen von Mad. Grünbaum und auch von der Klarinette im Orchester sehr gut begleitet. 3. Variationen für den Esakan, von ihrem Verfasser Hrn. Krähmer mit vieler Fertigkeit vorgetragen. 4. Die Nachtigall, Gedicht von C. Unger, Musik von Hrn. Franz Schubert, eine niedliche, melodische Komposition, die der Verfasser ganz nach dem Zuschnitte seines Dörfchens gehalten hat; sie wurde von den Hh. Barth, Götz, Umlauf und Nejeße recht gut gesungen und mußte wiederholt werden. Den Beschluß machte ein bewegliches Tableau nach Feniers, ein glücklicher Gedanke, der auch glücklich durchgeführt wurde. Die Ules. Millidre und Heberle, so wie der Balletmeister der Hoftheater, Hr. Tagliani, zeichneten sich in einem von letzterem komponirten Pas-de-trois sehr aus, eben so Hr. und Mad. Kozier in einem Pas-de-deux. Das Publikum zeigte sich gerecht, indem es die Künstler mehrmahls hervorrief und mit lautem Beyfalle belohnte. Die Einnahme war reichlich.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 3. May 1821.

53

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey W. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1103; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Konversationsbilder.

Aus dem Französischen und mit Anmerkungen von Franz Gräffer.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Der Bonmotist.

„De son savoir d'emprunt il prodigue l'ennui :

Dans ces jours de combat ne craignez rien pour lui,

La veille il aiguïsa tous les traits qu'il décoche,

Et tout son esprit d'aujourd'hui

Était, en brouillon, dans sa poche.”

Diese Sucht, schon am Morgen seine Konversation für den Abend vorzubereiten*), gehört nicht unserm Jahrhundert allein an. Montesquieu, in seinen persischen Briefen, zieht sie auf eine eben so sinnreiche als pikante Weise ins Lächerliche:

„Ein Mann, der mit schnellen Schritten ging, sagte zu einem andern: Ich weiß nicht, was das ist, aber Alles ist gegen mich. Es ist schon länger, als drey Tage, daß ich nichts gesagt habe, das mir Ehre gebracht hätte; und ich habe mich verwirrt in allen Konversationen befunden, ohne daß man im

*) Dies war auch eine von den vielen pedantischen Eigenheiten des Schauspielers und dramatischen Dichters Macklin, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit seinem „eingelernten“ Witz und Wissen die Abendzirkel Londons erregte. Einst hatte er sich für die Konversation einer gelehrten Gesellschaft des Morgens mit dem Studium über das Schießpulver vorbereitet. Aber unglücklicher Weise wurden durchaus fremdartige Gegenstände verhandelt, so daß Macklin, gewohnt, zu dissertiren, zu glänzen, in die grausamste Verlegenheit gerieth. Allein er half sich bald heraus. Plötzlich stürzt er vom Stuhl, und schreyt aus Leibesträften: Ein Flintenschuß, ein Flintenschuß! — Alles kommt in Bewegung, man springt dem Schreyer bey, man untersucht das ganze Haus; es zeigt sich keine Spur. Nun gab Macklin das Ganze für eine Täuschung seiner Ohren aus, und ging nach einer Exposition über die Theorie des Schalls zu seiner einstudierten Abhandlung über das Pulver über.

Geringsten auf mich Achtung gehabt, oder zweymahl das Gespräch an mich gerichtet hätte. Ich hatte einige gute Gedanken in Bereitschaft, um mein Gespräch wieder herzustellen, und nie hat man es dulden wollen, sie anzubringen. Ich hatte eine sehr artige Erzählung vor, aber kaum wollte ich daran, so wich man, wie absichtlich, aus. Ich habe einige Bonmots *), die seit vier Tagen in meinem Kopf liegen, ohne daß ich nur die mindeste Anwendung hätte machen können. Wenn das so fortgeht, so glaube ich am Ende noch ein Narr zu werden; es scheint, daß das mein Schicksal sey, und daß ich mich davon nicht werde befreien können. Gestern hatte ich gehofft, bey drey oder vier alten Frauen glänzen zu können, die mir wahrlich nicht imponiren, und ich sollte die artigsten Sachen von der Welt sagen. Ich verwendete länger als eine Viertelstunde, meine Konversation einzurichten, aber sie hielten nie Stich, und schnitten, wie die fatalen Parzen, die Enden aller meiner Gespräche entzwey. Soll ich es dir sagen? Es braucht viel, den Ruf des Schöngestes zu erhalten. Ich weiß nicht, wie du es angefangen hast, dazu zu gelangen. Es steigt mir ein Gedanke auf, entgegnet der Andere, wir wollen gemeinschaftlich daran arbeiten, uns Geist zu verschaffen; dazu wollen wir uns verbinden. Jeden Tag wollen wir einander sagen, von was wir reden sollen, und wir werden uns so gut helfen, daß, wenn uns Jemand im Zug unsrer Gedanken unterbrechen will, wir ihn selbst mit hinein ziehen wollen; und zwar mit Gewalt, wenn er es nicht gutwillig thut. Wir werden über die Stelle überein kommen, bey der Beyfall Statt finden, oder gelächelt, oder aber ganz aus vollem Halse aufgelacht werden soll. Du wirst sehen, daß wir in allen Konversationen den Ton angeben werden, und daß man die Lebhaftigkeit unsres Geistes und das Glück unsrer Erwiederungen bewundern würde. Wir wollen uns durch wechselseitige Zeichen mit dem Kopf unterstützen. Heute wirst du glänzen; morgen unterstützest du mich. Ich trete mit dir in ein Haus und rufe, indem ich dich vorstelle: Ich muß Ihnen eine sehr scherzhafte Antwort mittheilen, die dieser Herr so eben einem Manne gegeben, den wir auf der Gasse angetroffen haben. Und ich wende mich dann gegen dich: Er wartete nicht ab, er war sehr erstaunt. — Ich rezitire einige von meinen Versen, und du sagst: Ich war dabey, wie er sie machte; es war bey einem Souper, er brauchte kaum einen Augenblick dazu. Oft zanken wir uns, du und ich, und man wird sagen: Seht, wie sie sich anfallen, wie sie sich vertheidigen; sie schonen sich nicht; wir wollen sehen, wie das ausgeht. Wie erstaunlich! welche Geistesgegenwart, seht! eine wahrhafte Schlacht! Aber man wird nicht sagen, daß wir Tags vorher scharmuzirt hätten. Wir müssen gewisse

*) Die Bonsmots muß man nicht haben, sondern gehabt haben. Sie müssen gemacht, ausgesprochen seyn, ohne daß man es wahrgenommen, wie sie entstanden. Sie müssen dem Blitz gleichen: plötzlich zischt ein Baum in Flammen auf; woher, wodurch? Es war der Blitz, so es gethan; sie müssen seyn, wie der Schuß: die Kugel hat schon getroffen, wenn das Feuer am Rohr blinkt. „Es muß Alles,“ sagt Hippel, „wie von ungefähr kommen, Alles ex tempore und pro tempore aus dem Ermel. Es blitzt, ohne daß man vorher Wolken sieht.“ Ein Mann von Geist hat zwen Worte gesagt; die Gesellschaft ist überrascht, lächelt durchdrungenen, aufrichtigen Beyfall: es war ein Bonmot comme il faut, ohne daß es der Mann darauf anlegte, oder merkte. Darauf muß man sehen, und ob solch eine Exclamation hinten drein hinkt, oder wohl gar geschrieben ist.

Bücher kaufen, Sammlungen von Bonmots, für diejenigen eingerichtet, die keinen Geist haben und doch welchen zeigen wollen; Alles hängt von Vorbildern ab. Ich will, daß wir noch vor Ablauf von sechs Monathen im Stande seyn, eine Stunde lang mit lauter Bonmots zu konversiren. Allein es muß gut Acht gegeben werden, um ihren glücklichen Eindruck zu unterhalten. Es ist nicht genug, ein Bonmot zu sagen; man muß es ausbreiten, überall gleichsam ausführen; ohne dem ist es so gut, wie verloren; und ich gestehe dir, daß es nichts so Trostloses gibt, als ein artiges Ding, das man gesagt hat, in den Ohren eines Tropfs, der es gehört hat, verloren gehen zu sehen. Es ist wahr, daß es oft Ausgleichungen dabey gibt, und daß wir eben so viel Sottisen sagen, die incognito passiren; das ist denn auch das Einzige, was uns bey solchen Gelegenheiten trösten kann. Das ist der Ausweg, mein Theurer, den wir wählen müssen*). Thue, was ich dir sagen werde, und ich verspreche dir noch vor sechs Monathen einen Platz in der Akademie. Damit will ich sagen, daß die Arbeit nicht lange dauern werde; denn für jetzt kannst du auf deine Kunst Verzicht thun; du wirst ein Mann von Geist seyn, und wider deinen Willen seyn müssen. In Frankreich bemerkt man, daß ein Mann, wie er in eine Gesellschaft eintritt, sogleich das annimmt, was man esprit de corps nennt. Du wirst es eben so machen, und ich besorge für dich nichts als die Verlegenheit der Beyfallsbezeugungen."

D e r S c h w ä g e r.

„Le babillard n'en a les yeux ni les oreilles,
Mais il en a les langues et les voix. A son approche menaçante
Tout suit: malheur à ceux, qui tombent sous sa main!"

Plutarch, in seinem Traktat vom Zuviel-Sprechen, macht eine wahre Diatribe gegen diejenigen, die sich darüber zu beklagen scheinen, daß die Natur ihnen nur Eine Zunge verliehen, während sie ihnen zwey Ohren gegeben hat. Diese Diatribe ist aber so lang, als daß der gute Plutarch nicht sollte beschuldigt werden können, selbst in einen Fehler verfallen zu seyn, den er andern vorwirft. Es scheint uns, daß man vor allen Dingen selbst lakonisch seyn müsse, wenn man der Plauderey den Prozeß macht. Er bedient sich gegen die Plauderer Deklamationen, die heut zu Tage wohl für Gemeinplätze gelten könnten. Es ist eine leidige Kur, sagt er, und sehr beschwerlich für die Philosophie, die Vergehen derjenigen heilen zu wollen, welche nicht schweigen können. Er vergleicht sie mit durchlöchernten Gefäßen, mit leeren Tonnen; ihr Mund ist wie ein Haus ohne Thor, wie ein Thor ohne Schloß. Theophrast spricht von den Schwägern mit mehr Mäßigung. Man macht ihnen, sagt er, treuherzig gestehen, daß sie nicht im Stande sind, zu schweigen, daß

*) Es ist doch kaum zu glauben, daß es solche Tröpfe geben könne; die Karrikatur ist allzuscharf für einen chercheur d'esprit; und wäre er auch ein Matador in seinem Fach, so ist seine kopistische Erbärmlichkeit doch bald entlarvt, und er bekommt seinen schmählischen Wurf. Knigge's Regel, daß man in der Welt nur für das gelte, als wozu man sich selbst macht, applicirt sich nur auf Leute von Stoff; diese muß man freylich geltend machen, aber die stofflosen Afficheurs werden es trotz ihrer Tournüren nie vermögen, weil man da nur durch Originalität haltbares Interesse einflößen kann.

ihre Zunge sich immerfort bewege, wie der Fisch im Wasser, und daß sie, selbst wenn man sie der Geschwähigkeit der Schwalbe beschuldigte, gleichwohl unaufhörlich reden müßten.

Die Neuern haben über die Plauderer mit mehr Mäßigung geurtheilt.

J. J. Rousseau begnügt sich, zu sagen: „Die Leute, die wenig wissen, reden viel, und die, so viel wissen, reden wenig. Es ist natürlich, zu glauben, daß ein Ignorant Alles wichtig finde, was er weiß, und es aller Welt sage: aber ein unterrichteter Mensch öffnet nicht gern sein Repertorium; er hätte zu viel zu sagen, und da er hernach noch mehr reden müßte, schweigt er lieber.“ *)

„Sprich oft,“ sagt Lord Chesterfield zu seinem Sohn, „aber sprich nicht lange. Dann wirst du, wenn du nicht gefällst, wenigstens keine Langeweile machen. Zahle, wie man sagt, deine Zeche, aber zahle nie für die ganze Gesellschaft, denn in diesem Punkt gibt es Wenige, die nicht überzeugt wären, im Stande zu seyn, sie selbst zu zahlen.“

Mad. Groffrin sagt von den Plauderern: „Ich bescheide mich gern, wenn es die Schwäzer nur ganz kurz machen, wenn sie nur reden wollen, und nicht verlangen, daß man ihnen antworte. Mein Freund Fontenelle, der ihnen zuweilen verzieh, sagte, daß sie seine Brust in Ruhe setzten. Sie thun mir auch sonst noch Gutes. Ihr unbedeutendes Gemurmel ist für mich der Ton der Glocke, der am Denken nicht hindert, und oft dazu einladet. Die anspruchsvollen Schwäzer, sagt d'Alembert, „die glauben, nur da zu seyn, um angehört zu werden, und bey denen das Bedürfniß zu reden ein Bedürfniß der Eitelkeit ist, waren die Einzigen, die Mad. Groffrin nur mit Mühe leiden konnte; sie sorgte dafür, nicht bemerkt zu werden. „Ich wollte,“ sagte sie von Einem, „daß, sobald er redet, Gott mir die Gnade der Taubheit verleihe, ohne daß der Plauderer es wisse; er würde schwagen, glauben, daß ich ihn anhöre, und wir wären Beyde mit einander zufrieden.“ **)

Auf eine geschwähige Frau machte Sterne folgende Grabschrift: Hier ruht Madame . . ., welche den 10. August 1764 schwieg.

*) Das ist ein sehr ungründlicher, vulgo sehr leichter Grund; er ist gar zu generell, und eben darum leicht. Ich halte es mit einem andern Franzosen, dem Verfasser des Dictionnaire des gens du monde. Hören wir ihn: „Viel und gut reden, ist das Talent des schönen Geistes; wenig und gut sprechen ist der Charakter des Weisen; viel und schlecht reden ist die Eigenschaft des Laffen; wenig und schlecht reden ist der Fehler des Dummkopfs.“ Über diese Definition ist selbst weiter nichts zu reden.

**) Das würde eine gewaltige Ostentation in dem Munde einer Frau seyn, wenn diese Frau nicht die celebre und celebrierte Mad. Groffrin wäre. Eine Frau, die gegen die Redseligkeit deklamirt, gleicht einem Knaben, der über Kants Kritik der reinen Vernunft räsonnirt. Wundert man sich über einen Mann, der Stunden lang über eine Kleinigkeit plaudert, so ist das noch viel verzeihlicher, als sich aufzuhalten, wenn eine Frau einen halben Tag lang über gar nichts diskurirt. Die Gesprächigkeit gehört, wie das Weinen, die Vapeurs und die löbliche Roquetterie, zur Diät des schönen Geschlechts.

C h a r a d e.

Ein Spiegel ist es, rein und klar,
 Was dir die beyden Ersten deuten,
 Er ist so schön und wunderbar,
 Und doch nicht gleich zu allen Zeiten.
 Und eine Waffe blank und hell,
 Wie keine schöner je zu sehen,
 Und so gefährlich, und so schnell,
 Daß plötzlich wir verwundet stehen.
 Ja Manchen schafft es solche Leiden,
 Daß sie sogar vom Leben scheiden.

Einsylbig steht das Zweyte da,
 Als eine schöne Himmelsgabe;
 Oft tritt es unserm Herzen nah
 Mit seinem holden Wunderstabe;
 Und was man hofft, und sehnt und liebt,
 Es spricht es aus in süßern Tönen,
 Ob das Geschick uns auch betrübt.
 Und Menschen uns're Träume höhnen,
 Auf gold'nen Flügeln selbst entschweben
 Mit ihm wir über dieses Leben.

Das Ganze deckt die Ersten zu:
 O schöne Sterne geht zur Ruh.

Aus einem Briefe des G. H. Smith an * *.

Am Bord des englischen Schiffes Aid den 21. August 1820.

Bei unserer letzten Zusammenkunft sprachen wir öfters über den berüchtigten Tyrannen Ali Pascha von Janina, der seit einiger Zeit der Gegenstand einer beynahe allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist. Ich habe seitdem oft Gelegenheit gehabt, mich mit ihm selbst zu unterhalten, und ihn ganz in der Nähe zu beobachten. Sie fragen mich, wie er sich aus dem Handel ziehen wird, den er mit der Pforte angefangen hat. Ich verließ nur kürzlich jene Gegenden, und kann Sie versichern, daß man dort nicht nur von dem ganzen Kriege kaum spricht, sondern daß man sich auch beynahe nichts darum bekümmert. Während alle unsere öffentlichen Blätter und besonders unsere englischen Journale voll von diesem Manne, den man übrigens sehr wenig kennt, und seinen Unternehmungen sind, herrscht in jenen Gegenden die größte und vollkommenste Gleichgültigkeit über alle diese Sachen. Unsere Zeitungsschreiber kennen jene Länder und die Manier ihrer Vorsteher sehr wenig. Die Intriguen, die Verhältnisse, in welchen diese Paschas und diese Beziere mit der Pforte stehen, sind ihnen beynahe gänzlich fremd. Sie beurtheilen diese Dinge auf ihre bey ihnen hergebrachte occidentalische Weise, allein man muß sie mit orientalischen Augen betrachten, um zu ganz andern Resultaten zu kommen. Mir scheint, Ali Pascha wird sehr gut aus diesem, vielleicht bloß erkünstelten Streite herauskommen. — Unterdessen will ich Ihnen hier eine kleine Zeichnung von diesem in der That sehr seltenen Menschen geben, von diesem berüchtigten Tyrannen Albaniens, der wegen seiner außerordentlichen Talente nicht minder, als wegen seiner unerhörten Grausamkeiten merkwürdig ist.

Die meisten, welche von diesem reisenden Thiere reden hören, stellen sich ihn unter den härtesten Jüngen des fürchterlichsten Tyrannen vor, und leihen ihm ein Auseres, das nichts als höllische Grausamkeit, Blutdurst und jene immer thätige und unbändige Wuth ausdrückt, die wohl Leute dieser Art sonst auszuzeichnen pflegt. Aber man irrt

sich sehr hierin. Nichts von dem allen ist wahr. — Alle, die den Bezir das erste Mal sehen, werden von Verwunderung und von einem ihnen selbst unerklärbaren Erstaunen ergriffen, wenn sie, statt dem erwarteten Bilde des Satans, eine kleine, kurze schwächliche Figur erblicken, dessen Haltung in allen Zügen Ruhe und Frieden verräth, der mit seinen blauen, sehr zarten Augen wie eine Taube um sich sieht, dem ein ehrwürdiger weißer Bart bis zum Gürtel herabwallt, und dessen Gesichtszüge alle anhänglich Zuneigung und Sanftmuth athmen, in einem solchen Grade, daß Lavater, wenn er ihn gesehen hätte, ausgerufen haben würde: Seht hier das wahre Bild der Menschenfreundlichkeit und des personifizirten Wohlwollens.

Als ich ihn das erste Mal erblickte, war ich, ich gestehe es, von einem wunderbaren Erstaunen ergriffen. Ich betrachtete ihn lange Zeit mit der größten Aufmerksamkeit. Er war eben beschäftigt, eine sehr große Summe den Parginotten auszugeben, um sie für den Verlust ihrer Olivenbäume und ihrer Gärten, ganz gegen seinen Willen, zu entschädigen. Was für eine Beschäftigung für einen Türken, für einen Türken seiner Art! Aber ich versichere Sie, so viel Kampf es ihm auch gekostet haben mag, nicht das geringste Zeichen konnte man in seinem ruhigen und heitern Gesichte lesen, von allem was in der Tiefe seiner Seele vorgehen mußte. Ich konnte mich nicht enthalten, zu denken, daß der größte und vollendetste Heuchler, den die Erde je getragen hat, vor mir sitze, und daß die Natur auf diesem ehrwürdigen Gesichte die äußersten Extreme, und die widersprechendsten Illusionen vereinigen wollte, um die Träume, die schwärmerische Theorie unserer Physiognomen, zu verwirren. Denn derselbe Mensch, dessen Äußeres so freundlich anzieht, dessen Manieren so zart, so höflich, so liebevoll zugethan sind, der voll von den gesuchtesten Freundschaftsbezeugungen ist, der die Fremden mit einer in jenen Gegenden seltenen Zartheit zu behandeln weiß — derselbe Mensch ist der Bürgengel seines Landes, derselbe hat die ganze Bevölkerung von Gardiki auf das grausamste vertilgt, derselbe ist das blutdürstigste Raubthier Albaniens, und derselbe übt alle Tage Gräueltthaten aus, deren bloße Erzählung selbst die wildesten Despoten der Römer schauern machen würde. In ihm ist ein Nero, ein Domitian, ein Tiberius, ein Attila, in einer Person sind in ihm alle diese Scheusale vereinigt, die die Geißel der Erde und die Schande des Menschengeschlechtes gewesen sind.

Als er vor mehreren Jahren in Ungnade gefallen war, und das Unglück über ihn zusammenschlug, wurde seine Mutter (deren Mörder er später war), ein stolzes, hochmüthiges und grausames Weib, die es würdig war, ein solches Ungeheuer geboren zu haben, mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt, welche sie damals bewohnte. Als sie fortging, liefen ihr die Einwohner der Stadt, deren Haß sie längst auf sich gezogen hatte, mit Schmähungen aller Art nach, zischten, piffen hinter ihr her und spien ihr, der löblichen orientalischen Sitte bey solchen Gelegenheiten gemäß, in die Augen.

Zwey und dreysig Jahre verbarg Ali Pascha den Groll über diese Behandlung in seinem Innern, ohne daß er, selbst wenn das Gespräch zuweilen auf diese Stadt fiel, das Geringste davon merken ließ. Aber schon die ersten Tage seines wieder erhaltenen Glückes benützte er, seine Rache an den unglücklichen Einwohnern jener Stadt auszuführen. Plötzlich, als Niemand daran dachte, erschien der blutdürstige Tiger vor den Mauern mit einem zahlreichen Kriegsheere. Wüthend drang er ein, und alle, alle Bewohner derselben, ohne Ausnahme, starben unter dem Schwerte, oder wurden verbrannt, oder endlich in Säcke gesteckt und den Wellen übergeben. Alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechtes wurden ein Opfer seiner langverhaltenen Rache. Und als die Meheley vorüber war, so verbot Ali, die Leichen zu begraben, sie wurden den Hunden, Wölfen und den Raubvögeln überlassen, und er zog, Friede und Sanftmuth im ruhigen Gesichte, seinen Weg weiter.

Ali's Bruder verliebte sich in ein griechisches Mädchen aus einer reichen und angesehenen Familie des Landes. Eine solche Verbindung mißfiel dem Wütherich, aber er hatte damals gute Gründe, sein Mißfallen noch einige Zeit geheim zu halten. Bald darauf, als diese Gründe aufhörten, ihn weiter zu bestimmen, verwickelte er, um die Sache kurz und gut zu machen, den Bruder und die ganze Familie der Gelieb-

ten in eine gänzlich ungegründete Anklage von Hochverrath, und alle, ohne Ausnahme, wurden zum Tod verurtheilt, schnell hingerichtet und ihre großen Reichthümer in die Schatzkammer Uti's getragen, die von Zeit zu Zeit durch solche und ähnliche Zufüsse beynahe bis zum Unglaublichen angewachsen ist.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Besuch einiger Kunstwerkstätten.

(Schluß.)

Dresden.

Originell wird niemand diese Köpfe und diese Anordnung nennen, der Giotto's und Maſaccio's Werke kennt, was in diesen ehrwürdigen Meistern aber den Zauber holder Kindlichkeit ausmacht, erscheint jetzt kindisch und gesucht. Ein großer Karton, der die Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese vorstellt, befriedigt weit mehr; mit wahren Schmerz fühlt man hier, was dieser Künstler leisten könnte, wenn er nicht dieser neuen Sekte angehörte! Die Zeichnung ist bey diesen lebensgroßen Figuren viel richtiger, und spricht wohlthuender an, da sie noch unverbunden von dem großen, harten und bunten Styl von Malerey ist. Der Gedanke ist gut ausgedrückt; halb zürnend, halb wehmüthig blickt der am Eingang des Paradieses schwebende Engel auf Adam, der schon die Stufen herunterstieg aus dem blühenden Garten in die distelreiche Wildniß, er hält, sich schmerzlich damit verhüllend, den rechten Arm über den Kopf, dieß bewirkt einen dunklen Schlagschatten über die Gesichtszüge der mit einem schmalen von hinten darauffallenden Streiflicht trefflich kontrastirt und sehr charakteristisch ist. Die ganze kräftige Gestalt, so wie die zartere der tiefer gebeugten, vor ihm wandelnden Eva, ist vortrefflich gezeichnet, nur der über dem Kopf liegende Arm erscheint offenbar zu kurz und zu dürrig, bey der übrigen Stellung könnte er sich wohl etwas, aber nicht so sehr, verkürzen.

Diese kurzen Arme scheinen uns ein Lieblingsfehler des Künstlers. Recht schön ist die Idee, als Zeichen des beginnenden Krieges, in der Luft zwey streitende Adler darzustellen. Von zwey kleine Skizzen müssen hier noch erwähnt werden, da der Künstler sie wahrscheinlich noch größer ausführt. Die eine, die heilige Anna vorstellend, wie sie der Kleinen, auf ihrem Schooß sitzenden Maria lesen lehrt, hat recht viel Lieblichkeit, nur sieht man jetzt schon, wie grell die Farben der Gewänder werden sollen, ohne alle Abstufung und Brechung der Lichtstrahlen. Dieß gehört freylich zur modernen Malerey so gut, wie zur chinesischen!

Die andere Skizze ist Zeichnung; die Religion führt den jungen Künstler vor eine Madonna, das Jesuskind neigt sich ihm entgegen. Die Hauptidee: daß nur das Christenthum die höchste Kunstweihung geben kann, ist schön; warum muß aber der Künstlerjüngling wie ein müder, gemeiner Pilger aussehen? warum die Religion nicht schöner und erhabener? Eine überaus schön und sinnig gedachte und gezeichnete Arabeske umgibt das Bild; unten in der Mitte umschlingen sich zwey Engel der Liebe, in den nächsten gewundenen Ranken sitzen Pelikane als schönes Symbol der Selbstaufopferung; in beyden Ecken ruhen die testamentarischen Bücher, aus dem alten Bund rechts sproßt eine Blume, aus deren Kelch der Engel der Hoffnung steigt, aus dem neuen Bund links eine andere mit dem Engel des Glaubens, höher hinauf sind in kindlichen Genien die Künste angedeutet, und ganz oben streuen Cherubine Blumen herab auf den neuen Bund der Kirche mit der Kunst. Hier ist das eigentliche Wesen der Arabeske richtig verstanden, welche, um bedeutend zu werden, immer einen Kern haben muß, dem sie zum deutungsvollen Rahmen dient. Mit Freuden erkennen wir hierin den Tieffinn und das Talent des Künstlers an.

Wir gehen nun zur Betrachtung des Porträtfaches, worin er besonders sich ausgezeichneten Ruhm erwarb. Eine Wiederholung des lebensgroßen Porträts des Papstes, welches unser König von der Hand dieses Künstlers besitzt und welches schon vor ein

Paar Jahren hier ausgestellt war, und ein Kniestück in Lebensgröße, den Domherren von Ampach vorstellend, haben unstreitig große Wahrheit und ungemein viel technisches Verdienst. Hier hielt die Natur selbst den Künstler zurück von den Irrwegen seines verleiteten Geschmacks, darum geht es besser in diesem Fach, wo man keine Idealschöpfung, sondern Wirklichkeit fodert. Die Wahrheit und Vollendung in der technischen Behandlung der Stoffe ist sehr groß, nur waltet dieselbe Regel der neuen Schule: nichts unterzuordnen, nichts aufzuopfern. Musikalisch betrachtet bildet jede solche Kunstschöpfung die Dissonanz einer zugleich angeschlagenen Skala, nie vereinet es sich zur Harmonie eines Akkords. Natürlich ist dieß bey Porträts, wo nur eine Person darge stellt ist, auch minder störend als bey Gruppierungen. Das vernachlässigte Studium einer schönen, saftigen Behandlung der Farben zeigt sich besonders in den Haaren; so fiel uns bey dem schönen Kopf einer Engländerinn, die Hr. Vogel noch in Rom mahlte, das schwerfällige schwarze Haar, welches sich zu einer undurchsichtigen Masse verdichtete, um so mehr auf, da eine ganz weiße Mayblume darauf ruht! — Ein Kinderporträt war sehr lieblich, aber selbst diesem fehlte doch der Schmelz und Duft, der gerade die Kinderporträts des verstorbenen Professor Vogel so berühmt machte. Mit welcher Leichtigkeit, Treue und Wahrheit unser Künstler Porträtähnlichkeiten in flüchtig skizzirten Zeichnungen aufzufassen versteht, beweisen seine höchst interessanten Sammlungen dieser Art. Sehr merkwürdig in jeder Hinsicht ist hierunter besonders ein großes Buch, welches die Porträts aller Künstler enthält, die zugleich mit Vogel in Rom waren. Es ist unmöglich mehr Charakter und sprechendere Ähnlichkeit in so leichte Skizzen zu legen. Die Mannigfaltigkeit der Stellungen selbst ist hier einsichtsvoll benützt. Für den Psychologen ist es hierbey auffallend, wie in den Köpfen aller der Künstler, die dieser neuen Schule angehören, jeder Jugendreiz abgestreift erscheint, und wie edig und schroff ihre eigenen Züge gleich denen ihrer Bilder sind. Müssen sie so mahlen und sehen sie die ewig jugendliche Natur so reizlos, weil sie gerade so geschaffen sind? oder wirkte ihr geflissentliches Verschmähen alles echt Schönen und ihr einseitige Streben so zurück auf ihr eignes Äußere? Daß sie es kräftig und redlich meinen, sieht man fast allen an, um so trauriger ist für den Menschen wie für den Kunstfreund der Irrweg, den sie nicht etwa demüthig, wie ihre alten Vorbilder, sondern stolz verfolgen, alle verachtend, die nicht ihrer Meinung sind! Neuerungsucht beherrscht die Welt, ironisch sucht die Mode ihr Recht selbst über dasjenige auszuüben, was geheiligt und gesichert vor ihrem Angriff seyn sollte. Ist es da noch zu verwundern, daß schon viele unserer hier studierenden jungen Künstler, welche von den würdigen Professoren unserer Akademie sorgsam auf dem wahren Weg geleitet wurden, jetzt, seit sie diese modernen Werke sahen, all ihre Zeit bisher verloren zu haben glauben! Jedes gutgemeinte Wort dagegen verhallt und wird ausgelacht, doch wer es treu mit wahren Kunst- und Schönheitssinn meint, ist um so verpflichteter zu sprechen. Wäre der Irrweg rein naturalistisch, so könnte er endlich wieder zu etwas Gutem führen, da er aber der Natur gar nicht treu bleibt und nur aus mißverständlicher Nachahmung uralter Meister in einigen durch mythische Schwärmereyen überspannten Köpfen entstand, so kann er nur zum völligen Untergang der Kunst führen, wenn er immer allgemeiner wird. Dagegen wirke und spreche, wer es nur vermag.

Modenbild XVIII.

Ein Kleid von Parrege, daran die Verzierungen von Dünntuch und Atlas. Der Hut von Gaze mit Rosen geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

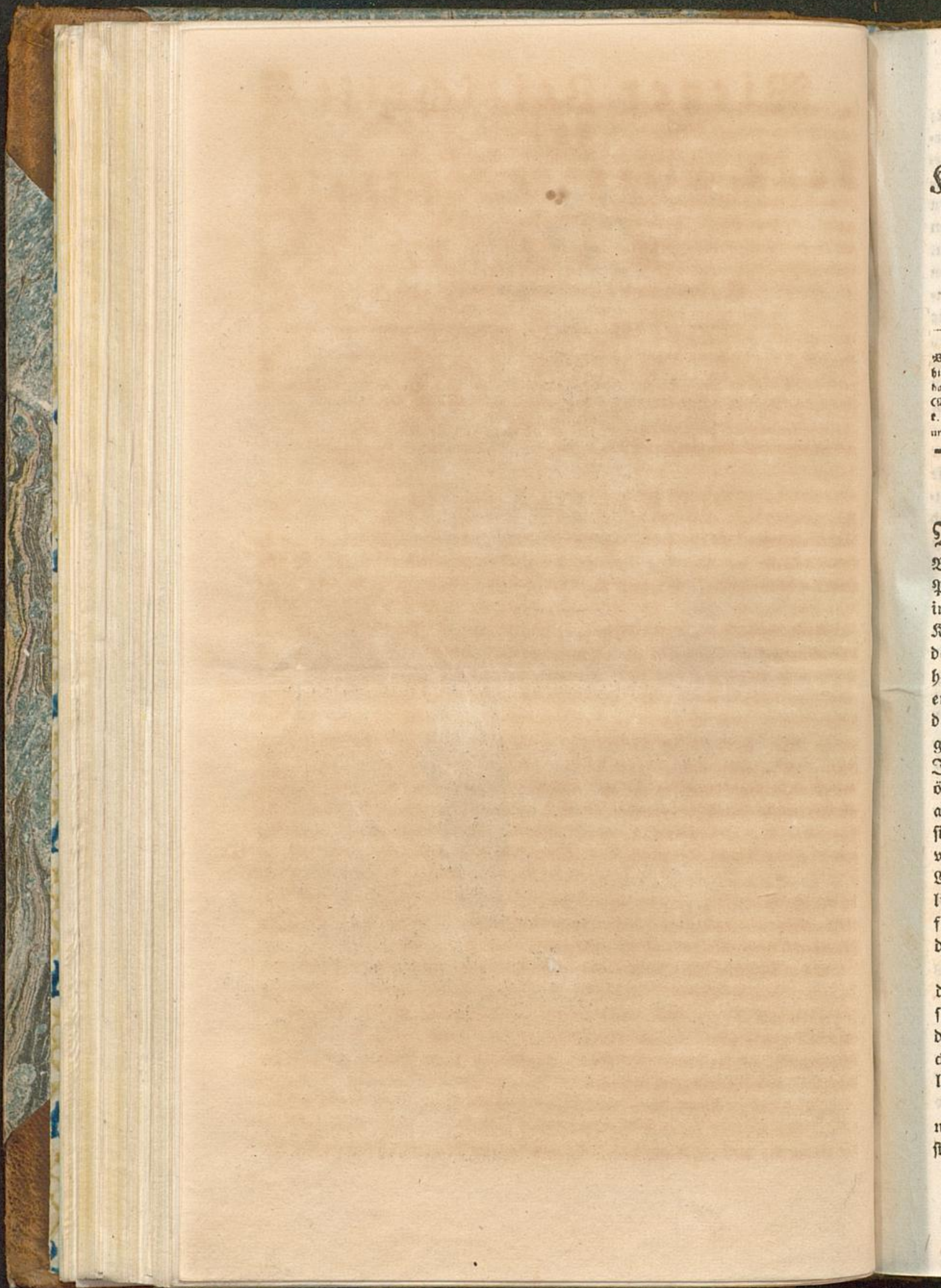
Gedruckt bey Anton Strauß.

herv
isches
ver
schä
sch
bul
unf
zur
arge
n ei
; so
Rom
Nasse
Kine
, der
Mit
chtig
mm
ofes
Rom
ichte
I. be
ünf
wie
maß
affen
tign
fielt
D. ih
riol
Del
und
viele
unf
den
finte
und
na
atur
dini
nur
egen



L. v. J. v. 2. v.

Im Josten 1821.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 5. May 1821.

54

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der k. k. Park zu Lachsenburg.

Während von Gärten, in englischem Geschmacke angelegt, die weder in Beziehung auf den Umfang noch auf die Vortreflichkeit der Anlage mit dem Park zu Lachsenburg verglichen werden können, ausführliche Schilderungen in Versen und in Prosa, und zahlreiche Abbildungen in großen und kleinen Kupferplatten bestehen, ist die Existenz des genannten Parkes beynahe nur denjenigen bekannt, die das Vergnügen genossen haben, ihn zu sehen. Es gehört mit in den Charakter des Oesterreichers, und vorzüglich in jenen seines erlauchten Hofes, Großes und Schönes im Stillen zu schaffen, und nichts dafür zu thun, daß es weit und breit bekannt werde, weil es nicht deshalb gethan ward, sondern um des Großen und Schönen willen. So wurde seit Jahren und Jahren mit großen Kosten und nicht minderer Mühe aus einem öden Walde ein Garten geschaffen, welcher der Gegenstand der Bewunderung aller Fremden und Einheimischen ist, von welchem unterrichtete Engländer versichert haben, daß gegenwärtig selbst in ihrem Vaterlande, woher diese Art von Gartenanlagen zu uns kam, dermahl kein Park bestehe, welcher dem zu Lachsenburg an die Seite gesetzt werden könnte; und doch ist von dieser herrlichen Schöpfung, worin die auserlesenste Kunst unter der Gestalt der einfachsten Natur entzückt, weder eine ausführliche Beschreibung, noch ein Kreis der reizenden Bilder vorhanden, an welchen sie so reich ist.

Es kann nicht die Absicht dieses Aufsatzes seyn, dem erstern dieser Bedürfnisse genügend abzuhelpen; der Raum dieser Blätter gestattet es nicht: doch soll ein Umriss hier versucht werden, welcher hinreichen dürfte, diejenigen, die diesen Park besuchen, auf das Merkwürdigste darin aufmerksam zu machen, und sie solche Pfade zu führen, auf welchen ihnen keine seiner vorzüglichsten Schönheiten entgehen soll.

Der Park zu Lachsenburg, in ältester Zeit ein Eichenwald und die sogenannte Mönchs-Au (dem Stifte heil. Kreuz gehörig), umfaßt, nach der neuesten Ausmaß, einen Flächenraum von 600 — 700 österreichischen Tagwerken,

und war von Maximilian I. bis Kaiser Karl VI. in zwey Theile getheilt, wovon der eine der Zucht von Damhirschen, der andere der sogenannten Reigerpeize gewidmet war. Niemand als die Reigermeister durften diesen Theil betreten, worin das aufgehäuſte Laub, das faulende Holz die Luft verunreinigten, und die häufigen Überschwemmungen des damahls noch unregelmäßigen Aubaches und der Triesting jenes Übel noch um vieles vermehrten, indem sie Pfützen bildeten, welche eine ungesunde Feuchtigkeit weit umher verbreiteten. Die hieraus erfolgte Schädlichkeit des dortigen Aufenthalts war so allgemein erkannt, und ist noch jetzt so lebhaft im Gedächtnisse, daß die Besorgniß dafür noch immer nicht gänzlich verschwunden ist, obgleich seit langer Zeit die beyden genannten Flüſſe theils zu Kanälen, die den Park rasch durchziehen, theils zur Bildung des großen Teiches verwendet worden sind, der ebenfalls einen schnellen Ausfluß hat, folglich nirgends mehr ein stehendes Wasser zu finden, der Boden allenthalben trocken, und die Luft nicht nur rein, sondern selbst sehr gesund ist.

Es war im Jahre 1798, daß auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers der Anfang zu den dermahligen Gartenanlagen gemacht wurde, deren Entwürfe theils von dem in das Innerste der Botanik, Garten- und Forstkunde eingeweihten Monarchen Allerhöchst-Selbst, theils von dem k. k. Rathe und Schloßhauptmanne, Hrn. Michael Riedl, herrühren, unter dessen Leitung alle Arbeiten unternommen wurden, so wie fortan Garten und Schloß unter seiner Obhut stehen, und die gänzliche Vollendung des ersteren von seinen erprobten Einsichten zu erwarten ist.

Derjenige Theil des Schloßes, welcher, von seinen einstmaligen Besitzern, den Herren von Plabenstein, oder Plauenstein, das blaue Haus genannt wird, und worin die Wohnzimmer Ihrer Majestäten sich befinden, bildet den Punkt, von welchem aus der Park sich nach allen Seiten hin ausbreitet.

Zur Linken dieses Gebäudes ergeht eine große, mit den schönsten und mannigfaltigsten Blumen reich gezierte Blumenstelle das Auge, dem sich gerade hin ein weiter, an den Rändern mit unsymmetrischen Blumenbeeten gezielter Wiesenplan, von dichten Parthien meistens nordamerikanischer Baumpflanzungen bekränzt, und zwischen diesen die Aussicht, links auf die im sogenannten Rittergau befindliche, zur Franzensburg gehörige Meierey, in der Mitte das Schloß und Dorf Achau, und rechts der Gipfel des Lusthauses im Sichenhain darstellen.

Der Haupteingang für das Publikum ist an der rechten Seite des so eben erwähnten Schloß-Theiles durch den Speisesaal, wo dann jener große Wiesenplan mit der Ansicht von Achau, hinter welcher (in dieser Richtung) links die Kirche von Lanzendorf, rechts der landesfürstliche Markt Himberg sich zeigt, das erste schöne Gartenbild gestaltet.

Von diesem Eingange rechts zieht sich eine breite Kastanien-Allee, zwischen dem reizenden, mit einem von Rosenbäumchen und anderen Blüthen-Gesträuchen umschlossenen Pavillon versehenen Gärtchen Ihrer Majestät der Kaiserinn, und dem Schloßtheater nebst anderen Wohngebäuden auf einer, auf der anderen Seite, nach einem mit Pyramiden-Pappeln besetzten Plage hin, wo die Wege sich theilen.

Längs den Ufern des durch den Park geleiteten Aubaches gelangt man

zur Löwenbrücke, welche ihren Rahmen von zwey auf derselben angebrachten, von dem verst. Hof-Statuarius B a y e r aus Stein meisterlich gefertigten kolossalen Löwen trägt, und auf der man eine herrliche Aussicht auf die Leita-Gebirge genießt; von dieser Brücke aber kommt man in den sogenannten Prater, welcher eine ausgedehnte Garten-Parthie am äußersten rechten Ende des Parks ist, worin das Publikum an Sonn- und Feyer Tagen mit Schaukeln, Scheibenschießen, Kegelspiel u. dgl. sich unterhalten kann, und einem Gastwirth erlaubt ist, dasselbe mit Erfrischungen zu bedienen. Von hier aus tritt man in einen Hain von Silberpappeln, anziehend durch eine wahrhaft zauberische Aussicht auf die westliche Gebirgskette, wovon sich, zunächst der Brücke bey dem dort befindlichen Obstgarten Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Kronprinzen, Mödling, die Brühl mit den fürstl. Lichtensteinischen Gartenanlagen, im Hintergrunde das hohe Gebirge, der Aninger genannt, und vor diesem die von dem Fürsten v. Lichtenstein auf zweyen Bergspitzen erbauten Denkmähler zeigen; einige Schritte weiter tritt dem Auge der majestätische Schneeberg entgegen, vor welchem das Dorf Tribeswinkel liegt, und noch weiter hin erhebt sich der Geißberg, von den Ortschaften Rodam, Neudorf, Brunn, Enzersdorf und Petersdorf umgeben, während der Schneeberg fortan den Dörfern Guntramsdorf, Gumpoldskirchen, Leestorf und Pfaffstetten zum effektvollen Hintergrunde dient.

Von diesen ergehenden Bildern, welche sich mit Abwechslungen wiederholen und durch prachtvolle Gruppen von Silberpappeln geschieden werden, kann man sich nur mit Mühe losreißen, um an der entgegengesetzten Seite, gegen das Innere des Parks zu, auf einem mit vierzig der auserlesensten Tulpenbäume gezierten Wege, bey dem, in gothischem Style erbauten, vielgeräumigen Turnierplatze vorüber, durch eine reiche Anpflanzung aller Gattungen von Nadelhölzern zu den von Trauer-Eschen (*Fraxinus pseudola*) beschatteten Fischerhütten zu wandeln.

Nahe bey demselben rauscht ein Wasserfall über Felsentrümmer; auf dem darüber gewölbten Felsenstege sieht man den weit hinziehenden Wasserspiegel des großen Garten-Kanals, durch die Aussicht auf Himberg beschlossen; zwischen den Fischerhütten und dem Turnier-Platze aber die zu letzterem führende, hoch gespannte gothische Brücke und, durch einen schattigen Laubengang, aus beträchtlicher Ferne den Tempel der Eintracht.

Bey fortgesetztem Wege gelangt man an den großen Wasserfall des Garten-Kanals, nächst welchem zu beyden Seiten steinerne Treppen angebracht sind, um, nach vollendeter Schiffahrt auf dem Teiche und Kanale, ans Land steigen zu können. Jenseits dieses Hafens befindet sich eine ungeheure Baumschule, welche zahllose edle Bäume aller Gattungen, sowohl einheimische als hier im Freyen gedeihende exotische, enthält.

Am dießseitigen Ufer weiter wandelnd kömmt man zu der schon früher erblickten gothischen Brücke, einem herrlichen Bau mit schön gehauenen steinernen Geländern, von dessen Mitte sich zwey liebliche Gartenbilder darstellen; das eine gegen einen kleinern als den schon angezeigten Felsen-Wasserfall, das andere gegen die Franzens-Burg, und weiterhin nach Lanzendorf.

Ungern verläßt man diese Augenweide, um den Stapelplatz zu besuchen, so geheißen, weil an dessen Ufern eine Menge zierlicher Schiffe zur Luftfahrt

auf dem Teiche bereit stehen. Zahlreiche, für mehrere hundert Personen genügende bequeme Sigbänke laden hier ein, unter dem Schatten von Platane, Gleditschien und Trauer-Eschen, von der Wanderung auszuruhen und sich an dem überraschenden Anblick des großen Teiches zu ergehen, in dessen Mitte auf einer Insel die Franzens-Burg liegt, von deren inneren, aus lauter Original-Arbeiten des Mittelalters bestehenden höchst merkwürdigen Einrichtung, wir eine genaue und historische Beschreibung von dem K. K. Rath und Schloßhauptmann Hrn. Riedl erwarten dürfen, welcher den Bau dieser Burg nach dem ersten, allerhöchst eigenhändigen Entwurfe Sr. Majestät des Kaisers geleitet und vollführt hat.

Der Teich hat gegenwärtig einen Flächeninhalt von 45 Jochen oder 72,000 □ Klaftern; ist jedoch noch nicht ganz vollendet. Das Angenehme der Schifffahrt auf demselben wird noch durch eine Mannigfaltigkeit von Bildern erhöht, welche das Auge beynahe ermüdet. Durch die gothische Brücke zeigt sich eine wechselnde Menge der schönsten, mit einheimischen und fremden Laubgattungen bekränzten Rasenplätze, noch reizender durch geschmackvoll angebrachte Baumgruppen. Durch eine Grotte, welche man durchschiffet, tritt die Franzensburg, und hinter dieser Achau, zwischen herrlich bewachsenen, neu angepflanzten Inseln hervor. Eine derselben, deren Bepflanzung noch unvollendet ist, hat einen hinreichend beträchtlichen Umfang, um auf ihr einen ansehnlichen englischen Garten anlegen zu können; eine andere ist bereits mit dreyhundert fünfzig Pyramiden-Pappeln bewachsen; die übrigen ziehen den Blick durch die lieblichsten Baumgruppen an.

Auf der erwähnten Grotte würde sich, nach dem ursprünglichen Plane, eine Nachbildung der Ruinen der Habsburg über einer unterirdischen Felsenhalle erhoben haben, welche mit den Standbildern der erlauchten Habsburgischen Ahnen unserer angebetheten Herrscher-Familie geschmückt gewesen wäre.

Nah bey iener großen Insel fährt man mitten durch dichte Trauerweiden, bey deren Wiedereröffnung sich die fernern Leitha-Gebirge und das freundliche Minkendorf darstellen.

Dem großen Wasserfalle gegenüber zwischen glücklich angebrachten Parthien von Nadelholz und Pappeln, erheben sich der Kahlenberg und der Leopoldsberg in bläulicher Ferne; von ihnen aus zieht sich die lange Gebirgskette her, deren Anfang sie sind, und die daran liegenden zahlreichen Ortschaften erhöhen die Schönheit der Landschaft.

Von so reichen Genüssen erfreut, kehrt man an die Ufer des Stapelplatzes zurück, und findet auf dem Wege zu dem mit mehreren, sieben bis achthundert Jahre alten Bäumen prangenden Eichenhain, nahe an dem Lusthause, das von ihm seinen Namen trägt, Ersatz für das eben Verlassene, in einer überaus reizenden Aussicht gegen das Schloß Laxenburg.

Das Lusthaus im Eichenhain kann in Rücksicht seiner inneren Einrichtung ein Triumph des guten Geschmacks genannt werden: Tapeten, Drapperien, Meubeln und Fußböden biethen einzeln die vollendetste Arbeit und in gegenseitiger Beziehung die angenehmste Harmonie in Farben und Formen dar.

Von diesem durch sich selbst und durch seine mahlerischen Umgebungen reizenden Lusthause an beginnt der sogenannte Rittergau. Zuerst zeigt sich links die ritterliche Gruft, über welcher eine Kapelle im gothischen Styl erbaut ist,

deren Seitenwände mit altdeutschen Gemälden geziert sind. Das Altarblatt, ein treffliches Glasgemälde, stellt die Geburt Christi vor. Links von dieser ersten Stätte winkt die freundliche Meierey. Der Meierhof, ein nach alt-schweizerischer Art aufgeführtes Gebäude, ist mit allen Erfordernissen einer kleinen Landwirthschaft eingerichtet, und mit Scheuern und Ställen versehen. Über der Wohnung der Meierleute befinden sich drey zierliche Gemächer, mit guten Gemälden ausgeschmückt; die Zimmerdecken sind von Tischlerarbeit aus dem Mittelalter; rings um diese Zimmer läuft eine Galerie, welche die Aussicht in den dunkeln Nadelwald gewähret. Zur Rechten der angezeigten Grabstätte steigt die prächtige Ritter- oder Jurisdiktions-Säule von grauem Marmor auf Quadern empor. Die Säule selbst ist aus der ehemahls zu Klosterneuburg gestandenen, von Leopoldus gloriosus erbauten Kapelle (die den Nahmen *capella speciosa* führte) genommen; an jeder Seite der Säule steht ein Löwe, von dem schon früher erwähnten Hofstatuarius Bayer aus Stein gehauen; in den Nischen des Piedestalls aber erblickt man die Büsten einiger österreichischer Regenten aus Karara-Marmor.

Von dieser Säule gelangt man an jenes Ufer des Teiches, an dem eine bequeme Überfahrt zur Insel besteht, welche die Franzensburg trägt. Man tritt am jenseitigen Ufer in den Vorhof dieses in vielfacher Beziehung interessanten Baues, der, wie schon erwähnt worden, eine der größten Merkwürdigkeiten nicht nur dieses Gartens, sondern überhaupt, sowohl in Rücksicht auf die alterthümlichen Schätze und Kunstarbeiten, die er in sich schließt (worunter Vieles aus der angeführten *capella speciosa*) als der geschmackvollen und sinnigen Art, wie sie zusammengestellt und verwendet sind, genannt werden kann.

Von dem dießseitigen Ufer des Überfahrtsplatzes zur Linken führt ein Weg längs des Teiches bis zu dessen Ausfluß, der noch nicht völlig geregelt ist, und eben so eine fernere Ausdehnung des ohnehin sehr großen Teiches erwarten läßt, wo ein, außerhalb der Meierey liegender, ungeheurer Wiesenplatz noch reiche Gelegenheit zu weiteren Gartenanlagen darbietet.

Ein angenehmer Pfad führt von dieser noch ungebauten Ebene über einen dichtbewachsenen Hügel unvermerkt auf das Schloß zurück.

So hätten wir dann die Leser ringsherum auf alle vorzüglichen Stellen dieses in seiner Art einzigen Lustgartens geführt, ohne daß wir jedoch im Stande gewesen wären, ihnen alle die reizenden Gartenbilder aufzuzählen, die sich ihnen fast bey jedem Schritte darstellen, und für geschickte Landschaftsmahler eine beynah unererschöpfliche Quelle der anziehendsten Gemälde, zumahl bey Beleuchtung durch die Abendsonne, werden könnten.

Wir schließen diesen gedrängten Umriss, mit dem Wunsche, daß die K. K. Direktion von Lachsenburg einen Plan dieses weitausgedehnten, herrlichen Parks heraus geben möchte, damit er den Spazierengehenden als Wegweiser diene. Viel besser würde er ihnen nützen, als die lebenden Führer, die gewöhnlich mehr ihre Bequemlichkeit und ihren Vortheil, als den Genuß des Gartenfreundes im Auge haben.

(Schluß.)

Ein Mord wurde begangen. Man weiß den Thäter nicht. Ein leiser, ganz unbewiesener Verdacht fällt auf den Sohn des Ermordeten. Ali ließ ihn lebendig zwischen zwey Dretern zersägen (die Todesstrafe, die dieser Khabamant vorzugsweise, und am liebsten zu verhängen pflegt). Sein Urtheilsspruch war: „Ein Sohn, auf den nur der geringste Verdacht eines Vatemordes fällt, muß sterben, der Verdacht sey gegründet oder nicht.“ Solche Dinge wird man bey den Kannibalen, bey den Menschenfressern vergebens suchen.

Neben allen diesen herrlichen Eigenschaften besitzt der Mensch, wenn er diesen Nahmen noch verdient, einen Scharfblick, eine Umsicht, und eine Menschenkenntniß sowohl, als eine genaue Bekanntschaft aller seiner weilläufigen Geschäfte, die Erstaunen erregt. Er allein, durch Mittel, die nur ihm zu Gebote standen, wußte eine Menge kleiner, halb unabhängigen Gebiethen, die seit Jahrhunderten immer im Kriege unter einander lagen, zu vereinigen, und sich als eine einzige Masse zu unterjochen, die er mit einem seltenen Talente, mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Kraft und Geschicklichkeit zu behandeln weiß. Diese Gegenden, die sonst der regellosesten Anarchie Preis gegeben waren, werden jetzt mit der größten Ordnung geleitet, und selbst die Polizey derselben ist trefflich eingerichtet. Wenn man früher in jenen Ländern nicht reisen konnte, ohne täglich mehrmals zu befürchten, beraubt oder todtgeschlagen zu werden, so kann man jetzt dort so ruhig und so sicher reisen, als dies nur in irgend einem der civilisirten europäischen Staaten der Fall ist.

Was seine religiösen Gesinnungen betrifft, so glaubt er steif und fest an die Prädestination, und ist für die gewöhnlichen Vorurtheile des gemeinsten Mannes z. B. für triefende Augen u. dgl. außerordentlich abergläubisch. Mit einem Worte: dieser unerschrockene Krieger, dieser blutdürstige Tiger, dieser weise Gesetzgeber, dieser Verächter aller göttlichen und menschlichen Gesetze, dieses abergläubische alte Weib, dieser gastfreundliche Mann, dieser gleißende Heuchler — vereinigt in sich alle Vollkommenheiten des Geistes mit allen Nichtwürdigkeiten eines verderbten Herzens, ein Amalgama, dessen wohl nur der Mensch unter allen erschaffenen Wesen in diesem Grade fähig ist.

Vielleicht ist es Ihnen interessant, die kurze Biographie dieses moralischen Chamäleons, von ihm selbst geschrieben, zu sehen. Er ließ sich lezthin mahlen, und da er mit dem Porträt sehr zufrieden war, so will er es dem König von England schicken. Er wird in diesem Bilde mit einem Blatte Papier in der Hand vorgestellt, auf welchem die erwähnte Biographie geschrieben ist, die er im Neugriechischen einem seiner Sekretäre diktiert hat, denn er selbst kann weder lesen noch schreiben.

„Ich bin in einem Lande Albanien, Tepeleni genannt, von vornehmen Ältern geboren, der Sohn eines Pascha. Mein Vater und seine Ältern haben jenen Gegenden viel Dienste gethan, und die Bewohner thätig unterstützt. Als mein Vater starb, blieb ich, sechs Jahre alt, allein zurück. Damahls vereinigten sich Freunde und Feinde, und alle, die von meinem Vater Wohlthaten erhalten hatten, gegen mich, wie wüthende Löwen, um mich zu erwürgen. Aber der Allmächtige, der schon bestimmt hatte, daß ich lange leben, und daß ich die höchsten Stufen des Ruhmes besteigen sollte, riß mich aus ihren Zähnen, und behütete mich von allem Unglück. Er reichte mir nicht nur seinen mächtigen Arm, sondern er setzte mich auch in den Stand, durch tapfere Kriegsthaten meine Feinde in die Flucht zu schlagen und viele von ihnen zu vertilgen, obschon mir damahls gar manches fehlte. So habe ich, durch den Willen Gottes, mich zu so viel Ruhm erhoben, daß ich von meinem König sehr große Gnaden erhielt, mit viel Reichthümern und unerschöpflichen Schätzen. Die Franken, meine Nachbarn, glaubten, daß ich meinem Könige nicht gehorsam bin, aber sie irren sich, denn ich war seiner großen Macht immer gehorsam und unterwürfig. Als ich auf den Gipfel der Ehre und des Reichthums kam, bekämpfte ich alle meine Feinde und stürzte sie hin, indem

ich sie mit Schwert und Feuer verfolgte, und die andern auf andere Weise krachte. Ich habe ganz Albanien unterjocht, habe in mehreren andern Ländern geherrscht, unter einigen derselben sind auch Franken. Ich habe die Lasterhaften und die Mörder vertilgt und ausgerottet; die Ehre der Gerechten habe ich erhöht; die Kleinen groß, die Armen reich gemacht, und die Reichen niedergehalten. Obschon ich ungemein reich wurde, und mit Ruhm bedeckt war, so war ich doch nie zufrieden, nie gesättiget, ich hatte dessen nie genug. Ich bin gekommen, ich habe gelebt, ich bin wieder fortgegangen. Ich habe Reichthum und Ehre gekostet und verloren. Ich habe klar erkannt, daß alles in dieser Welt nichts als Eitelkeit ist, und daß alle Dinge hier unten nichts sind: Eitelkeit der Eitelkeit, sonst nichts."

Correspondenz-Nachricht.

(Durch einen Zufall etwas verspätet.)

Berlin 1821.

Noch habe ich nachträglich die Berichte über das recitirende Schauspiel auszufüllen, und das wenige, was sich in den letzten Zeiten auf unserer Bühne neues gefügt hat, anzuzeigen. Zwen Theaterdichter haben zwar nicht Epoche gemacht, aber doch Aufsehen erregt. Die H. von Houwald und von Decker. Beyde sind erst seit kurzem ihren dramatischen Beruf inne geworden. Der erste (ein Mann in den Fünzigern) trat zuerst mit einem Trauerspiel in einem Akt auf (die Heimkehr), welches, bey Mangel an Anordnung und Fügung, viel Talent verrieth, und sich durch eine Originalität und Selbstständigkeit auszeichnet, die nicht ohne Anerkennung und Theilnahme blieb. Das Stück konnte sich nicht halten, sprach aber durch Styl und einzelne Fragmente die Hoffnung aus, der Verfasser sey im Stande, besseres und regelmäßigeres zu liefern. Dann folgte der Leuchtturm, und dieser schlug die erste Hoffnung nieder. Das Stück gleicht der fixen Idee einer der darin auftretenden Personen; es verdient durchaus nur Tadel, und ließ das Publikum — bey allen Schaudern, die es erregen sollte — kalt. Ein drittes hingegen (zwar auch kein Drama, das seinen Platz auf der Bühne und im Theater-Repertoire suchen und finden sollte, wohl aber eine lebendige Darstellung und sehr gute Ausführung eines Auftritts im Leben), Fluch und Segen, wurde hier von der Familie Wolf (Vater, Mutter und Tochter) ganz vorzüglich gegeben, überraschte, rührte, überwältigte, und wird mit immer steigendem Beyfall, oder vielmehr mit unwiderstehlicher Theilnahme, wiederholt. Ich möchte es eine verbesserte Gattung der Schreckstücke: Der 24. und 29. Februar, nennen. Es tritt, so zu sagen, als christliche Handlung, an die Stelle der Schicksals-Handlungen; ist aber, schon deswegen allein, nicht für die Bühne geeignet, wenn diese nicht zu Allem sich hergeben soll, sondern ihre ästhetischen Grenzen hat. Wenn wir z. B. die Mutter das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten &c., zwar nicht anstimmen, doch hersagen hören, so müssen wir uns einen Augenblick besinnen, wo? wir sind, und haben Mühe zu vergessen, daß noch die Töne: Wer niemals einen Kausch gehabt &c., kaum verhallt sind. Notandi sunt tibi mores.

Von dem schätzbaren, talentreichen, und besonders im Bildlichen, im Beschreiben und Erzählen glücklichen und neuen, verehrungswürdigen Houwald komme ich auf einen zweyten, seit kurzem entstandenen und sich unter dem Namen Adalbert vom Thale aufstellenden dramatischen Dichter. So wie es auf gesellschaftlichen Theatern leidliche Subjekte gibt, denen man aus Rücksichten oder Höflichkeit Weibrauch streut, der ihnen zu Kopfe steigt, und sie in ihrem Dünkel zu vollendeten Künstlern macht; so geht es hier mit einer Menge von Dichterlingen und Schriftstellerlingen, besonders im dramatischen Fache. Sie machen sich an die Ausarbeitung, Umarbeitung, Übersetzung eines Stückes, das ihnen aufgestoßen ist und ihnen gefallen hat; lesen dann ihre Arbeit im kleinen Kreise ihrer sogenannten Freunde vor, erhalten von allen Seiten den Beyfall, um welchen sie buhlen; glauben nun, ihr Stück sey ein Meisterstück; biethen es, gewöhnlich durch Umwege, und mit dem Gewicht eines Gönners begleitet, der Direct-

tion an. Diese will nicht abweisen, um nicht den Vorwurf der Parthenlichkeit auf sich zu laden, oder auch des empfehlenden Gönners wegen; sie denkt: das Stück ist klein, unbedeutend, es wird sich vielleicht durch gutes Spiel, durch Glück und durch die Freunde und Anhänger des Verfassers halten: desto besser! oder es fällt, und dann hat es auch nicht viel zu bedeuten und die Schuld ist nicht unser. Also: auf die Bühne mit der Kleinigkeit! So ist es mit drey Stücken eines geschickten, verdienstvollen Militärs gegangen, der das Unglück hat, sich für einen schönen Geist in Prosa und Versen zu halten, und von Schmeichlern gehalten zu werden; dem es nicht an Wit, Laune und Wendung fehlt, der aber nicht wissen zu wollen scheint, daß — selbst zu einer Posse — mehr gehört, als einzelne Scenen ausführen zu können. Seine Rose die Mütterinn, obschon durch Dekorationen und Musik gehoben, hat sich nicht gehalten. Sein Vorlesgeschloß, ein Intriguen-Stück, welches auf einer Flasche Rosoli, einer Geige und einem Geldbeutel beruht, verdankt seine vegetirende Fortdauer dem Spiele Devrients, und sein Theaterdichter (nach Foote, und zum Theil nach Piron) hat, trotz der Anstrengungen Devrients, und eines meisterhaften Auftritts, den einstimmigen Beyfall des Auspochens eingeerntet. Schon Voltaire hat gesagt:

Il faut de l'action,
De l'intérêt, du comique, une fable,
Pour consommer cette oeuvre du démon.

Und *Rozebue* hat seine Nachfolger gelehrt, wie eine Posse behandelt werden muß, um kein Possenspiel zu werden. Wer sich zu leicht macht, dem machts das Publikum schwer, durch Urtheil und Recht.

(Der Schluß folgt.)

T o n k u n s t.

Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates hat am 30. April mit dem vierten Konzerte die Reihe ihrer Kunstleistungen für dieses Jahr beschlossen; sie beendigte sie auf eine ehrenvolle Weise. Wir hörten zwey Instrumentalsätze, die wenigstens die Tonart mit einander gemein haben, denn sie sind beyde aus B-dur; eine herrliche Symphonie des genialen *Beethoven* war der erste, der zweyte eine *Polonaise* für die Klarinette von *Hrn. J. Böhm*, welche von einem Kunstfreunde vorgesungen wurde. An Gesangstücken hörten wir eine Arie mit Chor aus *Sporh's Faust*, eine sehr schöne Komposition, die auch gut vorgetragen wurde, das Abendlied zu Gott, ein Chor von *J. Haydn*, mit Begleitung einiger Blasinstrumente, einem Chor von *Hrn. von Mosel*, der melodisch und wirkungsvoll ist, von den Schülern des Konservatoriums sehr brav gesungen und wiederholt werden mußte, endlich einen schönen Chor aus *Polyxena* von *Abbe Stadler* in Musik gesetzt. Die Ausführung war fleißig.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Arctotis rosea*. Rosenfarbiges Bärenohr. Vom Kap.
- Acalypha macrostachya*. Langähriges Brennkraut. Von Caracas.
- Bistropogon punctatum*. Punktirter Kelchbart. Von Madera.
- Cyrtanthus ventricosus*. Bauchige Vogensilie. Vom Kap.
- Dianella nemorosa*. Hain-Dianelle. Von Ostindien.
- Melaleuca nodosa*. Knotige Melaleuca. Vom Kap.
- Pogonia glabra*. Glatte Pogonie. Aus Neuholland.
- Scabiosa cretica*. Candische Scabiose. Von Candien.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Augenlied.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater

und
Mode.

Dinstag, den 8. May 1821.

55

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Mannchen Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl., und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl., und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey G. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und W. Manzlein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Becher der Unsterblichkeit.

Von Georg von Gaal.

Einst herrscht an Indiens Strände
Ein König groß und hehr;
Im ganzen Morgenlande
War keiner reich wie er.
Was auch sein Herz verlangte,
Es stand ihm zu Geboth;
Doch nur von Einem hingte
Ihm stets, dieß war der Tod.

Und müßt' ich gleich entsagen
Dem festgestellten Thron,
Den köstlichsten Gelagen,
Der Herrschersorgen Lohn;
Hin wollt' ich alles geben
Mit heiterm Angesicht,
Doch nur das liebe Leben,
Das süße Leben nicht.

Er sprach's mit ernstem Munde,
Geboth der Sklaven Schar:
Zur frühesten Morgenstunde,
Von nun an Jahr für Jahr,
Mit blanken Silbertöpfen
Den hellsten, reinsten Thau
Gar emsig aufzuschöpfen
Von Wies' und Blumenau.

Und Perlen sonder Gleichen
An Größe, Glanz und Gluth
Ließ er im Thau erweichen,
Bis sie gelöst die Fluth;
Woraus er Leben tränke
Dem Tode selbst zum Spott,
Daß nie zu Grab' er sänke,
Unsterblich wie ein Gott.

Und treu ihm zu genügen
Geschah, was er befahl,
Er trank mit gier'gen Zügen
Des Thaus bey jedem Mahl:
Doch ach! im Lauf der Jahre,
Je mehr er trank, je mehr
Ergrauten seine Haare
Trog aller Sorg' und Wehr.

Da klagt er bang und bänger
Mit düsterm Wehmuthsblick:
Ach, nimmer, nimmer länger
Lacht mir der Jugend Glück!
Und Stund und Tag enteilen
Mit raschbeschwingtem Lauf;
Es kann sie nichts verweilen,
Nichts hält die Flieh'nden auf!

Da tritt zum hehren Becher
Ein Arzt mit greisem Haar,
Der reicht einen Becher
Ihm auf den Knien dar:
Unsterblich Leben fristet
Der Becher nach Begehr,
Trinkst du, so sehr dich lüftet,
Aus keinem Andern mehr."

Mit hochvergnügten Sinnen
Nimmt jener das Geschenk,
Erfüllt's zum Übrinnen
Mit perlendem Getränk,
Und führt es gleich zum Munde
Und leert und leert es aus,
Und leert's zur Mittagstunde
Und leert's heym Abendschmaus.

Das merkte nicht vergebens
 Sein treuer Tafelschenk,
 Des eignen süßen Lebens
 Gar sorglich eingedenk.
 Entschlief der hohe Becher
 Zu kurzer weicher Rast,
 So füllte auch er den Becher
 Und leert ihn aus mit Hast.

Und keinen Tag im Jahre
 Vergaß des Trankes er,
 Obgleich wohl beyder Haare
 Sich bleichten mehr und mehr.
 Im Wahn unsterblich hausend
 Trotz allem Todespuck
 Schöpft er sich ein Jahrtausend
 Vergnügt mit jedem Schluck.

Doch einst, als ohne Kummer
 Der Schenke so sich leht,
 Erwacht nach kurzem Schlummer
 Der König hochentsetzt,
 Und sonder Wank und Zagen
 Winkt er den Schergen gleich,
 Das Haupt ihm abzuschlagen,
 Vor Zorn und Rache bleich.

Doch steh! ein Wunder waltet
 Ob seinem Mißgeschick;
 Wie auch der Herrscher schaltet,
 Nicht schreckt es ihn zurück.
 Beherzt und muthig schreitet
 Zum König er hinan,
 Und auf den Becher deutet
 Sein hochbeglückter Wahn.

„Nicht wird es dir gelingen,
 O Herr!“ — so ruft er kühn:
 „Um's Leben mich zu bringen,
 Da ich unsterblich bin.
 Kann dir der Becher frommen,
 Wehret er nicht meiner Noth?
 Und bin ich umgekommen,
 Greift auch dich der Tod.“

Der König hört's befangen;
 Er wägt der Worte Sinn. —
 Bald röthen sich die Wangen,
 Und heitrer blickt er hin.
 Und rasch mit Freudebeben
 Tritt er den Schenken an:
 „Wohlan! so magst du leben,
 Da nichts uns tödten kann.“

Gar traulich nippten Beyde,
 Die Stirne frisch umlaubt,
 Vom Kelch der Lebensfreude
 Auch noch mit kahlm Haupt.
 Doch endlich kam's zum Scheiden,
 Da blieb der Becher leer;
 Und keiner trank von Beyden
 Wohl je ein Tröpflein mehr.

Schauspiel.

Im K. K. Hoftheater nächst der Burg den 27. April zum ersten Male: *Clytämnestra*, ein Trauerspiel in vier Aufzügen von Michael Beer, zum Vortheile des Hofschauspielers und Seniors Hrn. Lange, am Schlusse seiner funfzigjährigen künstlerischen Laufbahn.

Der bekannte Stoff dieser Dichtung läßt sich in unsern Tagen nicht mehr tragisch wirksam darstellen. Nur in der Weise der Alten ist hier noch ein Sieg zu erringen. Mit ihnen auf demselben Wege nach demselben Ziele wetteifern zu wollen, setzt freylich einen Muth voraus, zu dem die Kraft meistens im umgekehrten Verhältniß steht. Wenn aber auch ein so ausnehmendes Wagstück des Genius einem Zeitgenossen gelingen könnte, so würde es mit der öffentlichen Aufnahme, die zwar für das Verdienst jetzt weniger als je bedeutet, immer noch sehr mißlich aussehen, wie die Kälte des größern Publikums gegen Goethe's *Iphigenia* hier und anderwärts hinlänglich darthut. Und dennoch ist Goethe in seiner *Iphigenia* der *Antigone* des Sophokles vielleicht so nahe gekommen, als es einem Neuern möglich ist, wenigstens wird der praktische Gegenbeweis wohl noch einige Zeit ausbleiben; zugleich entspricht auch Sophokles selbst in keinem seiner Werke unserer Denk- und Empfindungsweise vollkommener. Daher der Schluß: Ein antikes Werk muß um so mehr auf dem bloßen Marke der Bühne mißfallen, je mehr es ein rechtes ist; und was mithin unter dem Aushängeschild des Antiken allgemein anspricht, um eine Modewendung zu gebrauchen, das trägt auch nothwendig einen Wurm in sich, wie die Zeit, die der krankhaften Erscheinung huldigt. Das Vortreffliche können wir dem Alterthume nicht nachschaffen, wie die neuesten Beispiele lehren; selbst wenn man es uns darbiethet, sind wir nicht einmahl im Stande, die Größe desselben zu ertragen: warum quälen wir uns denn noch länger mit Dingen auf unserer Bühne, unter deren Last sie seufzt? Der Recensent wird daher diesmal die Sache so leicht nehmen als — sie selbst ist.

Das Pestübel, womit der zürnende Apoll dieses Trauerspiel wegen unmäßiger Verehrung seiner Gottheit eben so hart gestraft hat, als einst das griechische Heer vor Troja wegen des entgegengesetzten Fehlers, liegt in der unglücklichen Einbildung des Verfassers, *Clytämnestra* müsse, wenn sie auf die Zeitgenossen wirken solle, modernisirt werden, und er sey dazu der rechte Mann. Das Modernisiren des Stoffes rückt ihn

aber völlig aus der tragischen Sphäre, das Ganze wird dadurch nicht milder, vielmehr schieflich, denn gräßlich wäre ein zu schwacher Ausdruck. Es ist hier nicht der Ort, die Grenzen für die Darstellbarkeit des Moralschlechten anzugeben; auch kann das Allgemeine, was gewöhnlich darüber gesagt wird, schon deshalb selten den rechten Punkt treffen, weil die Entscheidung in jedem besondern Falle von der Gesamtkraft der verschiedenen Bestimmungen abhängt, die sogar noch unter dem Scheine der Einseitigkeit der mannigfaltigsten Modifikation fähig sind.

Alle Abweichungen, zu welchen der Hang des Modernisirens den Verfasser verführt hat, bilden von der ersten bis zur letzten eine ununterbrochene Kette der größten Fehler. Orest rüftet sich mehr auf seine eigene Faust als auf den Willen der Götter zur Rache, wodurch er an tragischer Haltung und religiöser Weihe, folglich auch an nothwendigem Interesse verliert. Clytämnestra zeigt bereits im ersten Akt große Lust, Agisth aus der Welt zu schaffen, weil er sie verschmäht. Eine solche willkürliche Annahme liegt nicht in der Natur eines verbrecherischen Weibes, wie Clytämnestra; diese muß vielmehr mit aller Gewalt den widerstrebenden Geliebten zu umklammern suchen, in der läuzenden Überzeugung, die Gleichheit der Schuld sey ein unauflöslisches Band für die Gleichheit der Neigung. Die ungeschickte Erfindung soll im Verfolge der blutigierigen Clytämnestra, wie die Anlage des Ganzen zeigt zu einem Vereinigungspunkte mit dem unerkannten Orestes für die Ermordung des Agisthus dienen. Welche unnöthige Aufhäufung des Gräßlichen, der oben drein alle tragische Kraft abgeht! Denn die Peinlichkeit des Orestes wirkt sich in den Scenen der widrigen Verhandlung mit erdrückendem Gewichte auch auf die theilnehmenden Zuschauer, welche dadurch für das Folgende bis zur Unempfindlichkeit abgestumpft werden. Der klopfende Finger des Schicksals, wie man ihn mit grauenhafter Lust im Agamemnon des Aeschylus hört, ohne den rächenden Arm selbst zu sehen, ist ein ganz andres, echt tragisches Reizmittel. Die Überlieferung der Urne mit der angebliehen Asche des Orestes in die Hände Agisths mußte diesem unter den obwaltenden Verhältnissen eher Zweifel als Zutrauen einflößen. Pylades, der, wie es früher heißt, in den Racheplan des Orestes eingeweiht ist, scheint später aus überschwenglicher Freundschaft das beschlossene Unternehmen ganz vergessen zu haben. Aeschylus läßt erst Agisth und dann die Mutter durch Orestes fallen, bey Sophokles ist es umgekehrt. Einige haben das Erstere, Andere das Zweyte vorgezogen. Vielleicht ist Jedes an seiner Stelle das Beste. Der Verfasser hat dagegen den übelsten Weg eingeschlagen. Er wußte aus Shakespears Hamlet, wie sehr die Geistererscheinung des abgetödteten Vaters auf den tiefbewegten Sohn wirkte, daher löste er das poetische Wunder in ein kleines Hausmittel auf, um seinen tragischen Patienten, der sonst ungeschaffen wäre, unter dem Arm bis an das bestimmte Ziel zu führen. Das angenommene Schonungssystem bereitet hauptsächlich am Ende dem Trauerspiele den Untergang. Orestes stößt die Mutter, wenn wir nicht irren, nach einem zweyten Geisterbesuche des mahnenden Vaters in dem Tempel nieder, wo sie der Verabredung gemäß die glücklich auszuführende Ermordung des Agisth von den Göttern ersuchen wollte. Kein Ort eignete sich weniger zum Schauplatze dieses Gräuels, als ein Tempel. Es kommt indessen noch ärger. Orestes taumelt nach Vollziehung des Muttermordes, von dem er früher ziemlich unverfänglich gesprochen hat, wieder aus dem Tempel hervor, und geberdet sich völlig so, als habe er die Mutter mehr im Traume als im Wachen getödtet. Das soll den schwarzen Orestes offenbar etwas weiß waschen. Indessen schlägt auch dieser gut gemeinte Versuch zum Gegentheile um, denn das zweydeutige Benehmen des Orestes kann einen unaufmerksamen Zuschauer — und die Aufmerksamkeit wird schwer — auf die Vermuthung bringen, es sey Clytämnestra von dem Mörder mit Agisthus verwechselt worden; zumahl da Agisthus nur in einer Erzählung aus dem Wege geräumt wird. Der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen unabsichtlichen Verwechslung wirkt freylich anders, als der vorgebliche Irrthum Hamlets, der in der sogenannten Maus Polonius ersticht. Das Sterben der Clytämnestra, die sich nach empfangenem Todesstreich aus dem Tempel an das Grab Agamemnons hingeschleppt hat, und hier noch eine geraume Zeit flucht und winselt, macht einen unbeschreiblich widrigen Eindruck; wenn nicht Jemand das Herz hat, über diese grobe Seltsamkeit zu lachen. Auch der Abgang des Orestes, mit

Augen, denen die Fursien ungefähr eben so erscheinen, wie einem Gaukler die hervorgerufenen Geister, läßt unbefriedigt.

Zu den Hauptentstellungen der alterthümlichen Dichtung' gehört auch die Erzählung, zufolge welcher Clytämnestra ihren Gemahl im Schlafe ermordet hat. Aeschylus hat das Verbrechen des Weibes in dem kühnsten Geiste dargestellt, wodurch sie zu einer Vorgängerinn der Lady Macbeth und wie diese tragisch interessant wird. Selbst das scheinbar Geringfügige athmet eine große Bedeutung, wie wenn Clytämnestra den angekommenen Agamemnon durch ihre Schmeichelreden dahin bringt, seinen Fuß, der Ilion niedertrat, nicht aus dem Wagen auf die bloße Erde, sondern auf den untergelegten Purpurteppich zu setzen.

Weshalb wich denn der Verfasser von der Überlieferung ab? Warum muß Agamemnon im Schlafe umkommen? Der dabei vergeudeteten süßen Redensarten wegen? Dem Verfasser zu Liebe sollten die Künstler künftig Melpomenen statt der Maske und des Dolchs einen Honigkaden und eine Mohnstaude in die Hände geben. Auch was von der Ermordung des heiligen Schlafes vorkommt, ist eine entwendete Frucht, die auf dem Boden, wo sie gewachsen, ganz anders schmeckt. Der Dolch, der Beschreibung nach immer derselbe und das herkömmliche Todeswerkzeug im Hause des Pelops, ist dem Verfasser viel wahrscheinlicher durch Grillparzer's Ahnfrau, als durch die Überlieferung des Alterthums zugestellt worden.

Durchführung der Charaktere fällt natürlich bey einem solchen Produkte ganz weg. Unter der schlechten Gesellschaft ist Agisth immer noch der beste. Die Erklärung eines hiesigen Theaterrecensenten, der in Agisth kräftige Konsequenz finden will, und die entgegengesetzte Meinung für unmöglich hält, beruht auf einem handgreiflichen Irrthume. Agisth tritt von der Ermordung Agamemnons, laut einer Erzählung des Trauerspiels, mit den Worten zurück: „Ich vermags nicht!“ Wenn kräftige Konsequenz so erbärmlich ausseht, dann müssen wir dem Nachbar allerdings zu dem Widerspruche seiner Behauptung Glück wünschen. Selbst die ganz gewöhnliche Menschenkenntniß fehlt.

Die Sprache kann nur Freunde der Alternatur in sympathetische Bewunderung setzen. Nirgends verräth ein neues Bild das Daseyn, ja auch nur das Schlummern einer schöpferischen Einbildungskraft. Dagegen hört man überall Anklänge aus Goethe, Schiller, Müllner, die sogar einem ganz gewöhnlichen Theaterbesucher nicht entgehen. Daß der griechische Ton ganz fehlt, versteht sich ohnehin. Der Ausdruck ist pleonastisch, unnatürlich, besonders widerwärtig foquett, kurz ohne Kraft, Wahrheit und Einfach. Man müßte ziemlich Alles citiren, sollten die Belege vollständig seyn. „Wie werd ich's tragen,“ wiederholt Orest zwey Mahl im matten Pathos. Wenn der Dichter einen Helden auf die Leiter stellen will, müssen die Sprossen gut seyn, sonst fallen beyde durch. Orest sagt zu Pylades in Beziehung auf seine Mutter:

„O nenn ihn nicht den schaudervollen Nahmen,
Es mag das Kind im Arm der niedern Hirtinn
Mit Wollust diesen süßen Nahmen stammeln,
Er mag den Söhnen allen dieser Erde
In seiner freundlichen Bedeutung tönen,
Nur von Orestes tön' er nie.“

Darauf der Toast: Nichts ist trockner, als ein Wassersüchtiger. Die häufigen Apostrophen an Himmel, Erde, Sturm, Fels, Donner, Blitz, Fluth, die gewöhnlich drey auch vier Mann hoch aufmarschiren, sind ein bleyernes Spielwerk, dessen sich nach und nach auch manche alte Kinder schämen, weil sie den Klingklang schon so oft gehört haben, daß sie im Stande sind, ihn selbst zu verfertigen.

„O diesen Haß —
Laß ihn der Welten Daseyn überstiegen.“

Auch die höhern Welten müssen für das kleine Griechenland in Parade treten, das sich allzuwenig um die jenseitigen Regionen kümmerte.

„Wie ein Gebild aus höhern Welten schwebte
Der Vater ihm (Orest) ein ew'ges Muster vor.“

Fröhliche Zusammenkunft in der Ewigkeit mit Schiller bey der Stelle!

„Wie ein Gebild' aus Himmels Höhen —
Sieht er die Jungfrau vor sich stehen.“

Welche heillose Tautologie in dem platten Gedanken:

„Die Freude misst sich nicht nach Ewigkeiten,

Sie ist der Augenblicke flücht'ges Kind,

Und rasch, wie sie entstand, entflieht die Lust.

Sie ist ein seltner Gast des düstern Lebens, ic.“

Die traurigste Rhetorik liegt in den Gegensätzen, mit welchen sich die Person selbst in die Rede fallen. S. B. Clytämnestra:

Ich lebe noch, allmächtiger Zeus, ich lebe? —

Noch kann ich glücklich seyn — wie, Thörinn, glücklich?“

Dann denkt sie an Agisth: „Ha! mich umdräuen schon des Orkus Schrecken. —

Nein! ich will leben!“

Vorher hat sie wieder im nachgestümperten Anfluge der weissagenden Rassandra die Tippstaff des Sisyphus, Tantalus, Tison und der Eumeniden gesehen, darauf:

„Stähle dich mein Herz — sey wie ein Fels dem Mitleid undurchdringlich.“

Dieses Zucken mit zerbrochenen Fittigen, ist das griechisch? Schmeckt es nicht nach dem einathmigen oui und non der französischen Tragödie, die sich als gleiche entgegengesetzte Größen zur Null aufheben? Der „re sige Spiegel seiner inneren Angst“ prächt dagegen sehr bestimmt die neudeutsche Ufternatur zurück.

Clytam. „Daß heut, wenn Helios die Kasse senket

Und Hesper stammend aus den Wellen steigt ic.“

Wie poetisch! wird mancher Dichterling bey den Worten gedacht haben; und denn noch ist es nur der Überfluß der sich selbst folternden Armuth. Weil Helios die Kasse senkt, muß Hesper wohl stammend aus den Wellen steigen. Die poetische Anschauung bleibt dieselbe, ob sie den Kopf gegen das Meer neigt, oder ihn aus demselben hervorhebt. Zwen Gesichter passen aber nicht gut zu einem Kopfe, wenn sich nicht eins über das andere lustig machen soll.

Die Erfüllung, welche rosig lächelt, grinst den reinen Gesmack an. Es ist ja am Lächeln schon genug. Eher noch hätte sich statt der Rosen ein Grübchen in den Backen andringen lassen, sollte die Erfüllung recht mädchenhaft aussehen.

Eine sogenannte schöne Stelle dürfte für manchen Gaumen auch folgende seyn:

Phlades: „Denn wie Natur um edler Frauen Busen

Die zarte Hülle leicht beweglich wob,

Die jeder Hauch und jeder Athemzug

In wellenartiger Bewegung hebt,

So zittert auch in eines Weibes Herz

Ein jeder Anlag der Gefühle nach.“

Die unnatürlichsten Schilderungen verschlingen besonders den größten Theil des Trauerspiels. Darunter gehört z. B. auch die Erzählung, in welcher Orest seinen vorgeliebten Tod mit origineller Erfindsamkeit erzählt. Diese Umgestaltung des antiken Stoffes ist wie jede früher angezeigte schlechthin verwerflich. Er hat nämlich, wie es heißt, im Wahne Agisth verfolgt, dann gibt ihm ein Gott die Besinnung, als er aber die frühere Täuschung und darin seine Ohnmacht erkennt, kößt er sich unter gräßlichen Flüchen den Dotsch in die Brust. Das soll ja wohl so etwas seyn, wie der Tod des rasenden Ujar bey dem Sophokles? Raserey ist freylich auch hier zu Hause, aber auf wessen Seite und aus welchem Grunde?

Eine künstlerische Organisation fehlt vom ersten bis zum letzten Akt. Der Verfasser scheint nicht einmahl die Theorie des Trauerspiels hinlänglich zu kennen, sonst hätte er wohl der Handlung nicht überall so starke Hemmketten angelegt.

Zum Kosten stehe von den seynsollenden Sentenzen bloß die eine hier:

„Des Menschen Freyheit ist sein inn'rer Werth,

Und seine Schuld allein kann sie ihm rüben.“

Das heißt doch Denken und Dichten! Das Trauerspiel hat nicht gefallen, es sich gleich bey der ersten Vorstellung mehrere muntere Klatscher hören lassen. Bey der dritten Vorstellung war das Haus ungewöhnlich leer. Die Darstellung kann, wie viel man auch daran aussetzen muß, immer noch glänzend gegen das Dargestellte heißen. Hr. Lange dankte in einem von Hrn. Weidmann verfaßten Epiloge.

X.

Leopoldstädter Theater. Den 27. April zum ersten Mal: Der Pächter und der Tod. Gespenster-Karikatur mit Gesang und Tänzen, in zwey Aufzügen, nach einer Erzählung von Langbein frey bearbeitet von J. Alois Gleich. Die Musik vom Kapellmeister Wenzel Müller (zu dessen Vortheil).

Es handelt sich hier wieder um drey Wünsche, die zu verschiedenen Metamorphosen Anlaß geben, das ist die neueste Manier dieser Wunderkomödien, die auch durch neu erfundene Gattungsbenennungen neuen Reiz erhalten müssen, und kaum ist heut zu Tage irgend etwas mehr dem Modenwechsel unterworfen, als die Komödie. Man kann bald von ihnen sagen, wie man sonst in Ansehung der Planeten pflegte; in diesem Monath herrscht die Posse, in diesem regieren die Schwänke, jezt ist der Geisterspuk am Brete, nun kommen die Gespenster-Karikaturen daran. Wer in einem dieser Zeichen geboren ist, der wird auf eine eigne Weise lustig seyn, und glücklich, wen in voller Lust des Sensenmannes Sichel mäht! Hier wird dieser von einem Pächter verirt, der eben keine Lust zum Sterben hat, und ihm einen Kausch anhängt, in welcher Stimmung er die Gewährung dreier Wünsche von ihm zu erschleichen weiß. Wie sich das mit dem Knochenmann zusammenreimt, mag der Dichter uns erklären, der den Stoff zu dieser Karikatur geliefert hat. Erstens gewinnt der Pächter die zwen deutige Gabe, jeden Gedanken der ihn zunächst Umgebenden zu errathen. Dieser Theil ist glücklich ausgeführt und sehr erheiternd. Der zweyte gleicht einer aufgewärmten Schüssel mit einer sogenannten langen Brühe, die aber Kaimund gut zu würzen wußte. Hier erscheint er dem als Einsiedler (mit einer bekannten Physiognomie) verkappten, flüchtigen Pächter zum zweyten Mal, um ihn zu hohlen, er aber klettert auf einen Baum, der sich so schnell mit ihm im Kreise dreht, daß Freund Hain ihn nicht erreichen kann. Das bezieht sich auf den zweyten Wunsch. Endlich kommt der Verfolger zu ihm in's Haus, als er eben Hochzeit halten will, das ist nun freylich ein ungelegener Besuch. Der Bräutigam ladet ihn zum Sitzen ein, und alsobald schlägt der Stuhl zwey Arme um den überlästigen Gast, so daß er nicht mehr von der Stelle kann. Dies hat seinen Grund im dritten Wunsch des Pächters. Diese Lage nöthigt den Tod einen Revers auf hundertjährige Frist auszustellen, worauf das Hochzeitfest erfolgt, das mit dem Todentanz eröffnet wird. Auch dieser Theil ist etwas länger ausgeführt, als nöthig wäre, jedoch mit Komik ausgestattet; nur verliert das Ganze durch die gar zu karrikirte Figur des Todes, wozu der Repräsentant (Hr. Sartori) sehr Vieles beynrug, der ihn übermäßig in's Burleske zog, ungedenk der Warnung, daß man mit dem Tod nicht spaßen müsse, alle Bedeutung und jene humoristische Mischung von Scherz und Grauen, die sonst von einer solchen Darstellung unzertrennlich ist. Ubrigens enthält dieses neueste Produkt des wirklich unerschöpflichen A. Gleich des Gelungenen im größeren Maße, und wurde durch Kaimunds vielseitig komisches Talent ein neuer Gewinn für das Volkstheater, wofür die Ausländer gar keinen, und selbst die Inländer nur selten einen richtigen Maßstab haben, am wenigsten wenn sie dessen Leistungen nach den drey aristotelischen Einheiten beurtheilen wollen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Bon dief
hier gege
dann o b
Bureau
t. r. Post
und v. M

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 10. May 1821.

56

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern. Jede und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei W. Strauß (Bureau des ökonomischen Reiches) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb um 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wie die Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Schloß der sieben Schilde.

Aus Walter Scott's Harold the Dauntless

übersetzt von Joseph von Hammer.

Der Druiden Urien hatt' Töchter sieben,
Die konnten den Mond vom Himmel schieben.
So schön von Gestalt, so hoch von Namen,
Daß sieben König' als Werber kamen.

König Mador und Rhys von Powis, vom Lande der Wallen,
Mit struppichem Haar und Nägeln wie Krallen,
Von Struthelwyde kam Ewain und Ewain war lahm,
Und der rothbärtige Donald von Galloway kam.

Lot, König von Lodon, trägt schwer auf dem Rücken,
Der cambrische Dumail statt Zähnen hat Lücken,
Doch Adolph von Sambro, Northumberlands Erbe,
War lustig und tapfer, jung, schön und biederbe.

Da stritten die Schwestern sich einander zu raffen
Zum Mann König Adolph den Tapfern, den Braven;
Vom Neid kam's zum Hass, zum Waffengeröse,
Es klappte die Erd' und emporstieg der Böse.

Er schwor es den Mädchen, ihren Wunsch zu erfüllen,
Sie schworen dem Feinde zu thun seinen Willen.
Er gab einer jeden so Spindel als Rocken,
„Nun höret den Spruch,“ sagt der Feind mit Frohlocken.

„Ihr spinnet die Spindel zur Mitternachtsstunde
Und jeglich' erhebt sich als Thurm vom Grunde,
Wo schwach soll das Recht seyn, das Unrecht soll thronen,
Dort sollet mit euerem Buhlen ihr wohnen.“

Sie saßen im Mondlicht auf schaurigen Gründen,
Das Lied, so sie sangen, ist nie zu verkünden,
Und wie sie die Wolle der Spindel entsandten
Die Wolle zu feuchten, ihr Blut sie verwandten.

Es tanzten die Spindeln als Licht durch die Räume,
Emporstieg die Festung wie Bildniß der Träume,
Wie Nebel sich sieben der Thürm' erheben
Mit sieben Portalen und siebenley Gräben.

Es wurden darinnen sieben Fürsten vermählet,
Doch sechs vor dem Morgen als Todte gezählet.
Mit feurigen Augen und blutigem Eisen
Sieben Mädchen Northumberlands Lager umkreisen.

„Sechs fürstliche Werber sind blutig gestorben,
Sechs Reiche hat König Adolphus erworben.
Er nennet sechs Bräute hinsüro die seine,
Sonst schläft auch die siebente künftig alleine.“

Zum Glück hatte Adolph die Nacht vor der Trauung
Die Sünden gebeichtet mit Buß und Erbauung;
Er sprang aus dem Bette, mit blutigen Hieben
Erschlug er des Urien Töchter die sieben.

Er sperrete die Festung mit Schloß und mit Siegel,
Hing Kronen und Schild' über jeglichen Riegel;
Er ging dann zu Dunstan's geheiligter Stäte
Und starb in dem Kloster ein Anachorete.

Die bräutlichen Schätze von Königen sieben
Sind dort unter Raben und Kröten geblieben.
Wer's wagt, sich als Gast in das Schloß zu begeben
Von Vesper zur Mette, die Schätze soll heben.

Die Mannheit wird schwächlich, es altert die Welt,
Es lebet in England kein Kämpfe, kein Held,
So furchtlosen Muthes, so Flug und bey Sinnen,
Der wagen es könnte, den Schatz zu gewinnen.

Getreid wird eh' Chevots Herden umziehen,
Vor Schotten wird eher Northumberland fliehen;
Eh' schmelzen die Kiesel von Sambre durch Sonnen,
Eh' dieß Abenteuer wird vollbracht und gewonnen.

Der Schaß.

Von August Ph. Lowatsch.

„Mit Gunst, edler Herr,“ sprach Gotthold zu seinem Ritter, dem ehrenwerthen Kämpen Kunz von Felsenlaub, „werft ab einmahl des Unmuths Falten, und blickt wieder, wie's dem redlichen Manne ziemt, frey in das herrliche Blau des Himmels und das erfreuliche Grün des Waldes. Laßt uns dieses Nest verlassen, was nur noch Überbleibsel einer Stammburg genannt zu werden verdient. Wir sind nun lange genug wieder seit unserm letzten Strauße unthätig daheim geblieben, unsre beyden Rappen müssen am Ende ganz steif werden, und wir mit ihnen.“ — „Hast Recht,“ murmelte Kunz halb für sich, „wollen einmahl einen Abentheuerritt auf gut Glück in die Welt hineinmachen, denn anders wird's mit mir und bey mir auf solche Art wohl nie mehr werden.“ „In die Welt?“ versetzte Gotthold schmunzelnd, „wäre mir wohl recht, und folg' ich euch willig, wär's auch bis an's Ende derselben; aber ich weiß wohl, wo eure Welt liegt, in die ihr hinaus wollt, nach Ilmen? nicht wahr? Ja, ja, habe mich bereits herzlich gewundert, daß ihr es immer euch versagtet, euer Liebchen einmahl wieder zu besuchen, dacht' oft bey mir, muß doch ein besonderes Bewandniß damit haben.“ — „Schweig,“ entgegnete Kunz, und wandte sich, abermahl in den Hart murmelnd, von ihm; ja, ich muß meinem gepreßten Herzen Luft verschaffen, Bertha und Klaren sprechen, und sey's auch abermahl eine Übelbothschaft, vernehmen, was man mir zu künden hat. Gotthold! führe die Pferde vor, wir reiten!“ —

Flugs sprang Gotthold nach den Rappen, und ehe noch zwey Minuten verfloßen waren, ging's schon im Galopp nach Ilmen. So lange die Ilmgau, und besonders der gewisse liebe Meierhof noch Kunzens Blicken durch den Wald entzogen ward, schien er so ziemlich ruhig, als aber das nächtliche Dunkel der schattigen Bäume sich zur freundlichen Helle, zur freyen lieblichen Aussicht umwandelte, und die Wohnung, die seine Geliebte in sich schloß, von herrlichem Sonnenglanze bestrahlt, sich ihm darstellte, wollte es in seinem Busen gewaltig zu stürmen beginnen, und Unruhe mahlte sich immer deutlicher in seinem Gesichte.

Im Ilmgau am Fuße der Burg Waldeck, befand sich ein reizend gelegener Meierhof. Hier lebte bey ihrer Tante, Klara von Waldeck, eine gar holde und sittige Maid, Bertha, der Ilmgau-Engel allenthalben genannt; denn es gab wohl mehr holde und sittige Dirnen rings umher, aber alle wurden doch von Berthen überstrahlt. Einsam, in friedlicher Eingezogenheit, lebten Tante und Nichte, und nur wenn eine bestimmte Anzahl zartgesponnenen Flachses ihren Händen entschlüpft war, lustwandelten sie des Abends eine Weile außer den Ringmauern, die die Burg und den Meierhof umschlossen. Auf solch einer Wanderung in der schönen Natur sah Kunz die holde Bertha einmahl allein. Der Anblick der schönen Jungfrau goß Liebe in das Herz des jungen Ritters. Kaum aber hatte ihn dieß Gefühl ergriffen, so wünschte er auch, dem Mädchen zu sagen, was ihn durchglühe. Aber so tapfer er auch im Streite mit dem Schwerte war, hier konnte er dazü doch den Muth nicht finden. Indeß dachte er, ohne mit ihr zu sprechen, wird sie meine Liebe weder erfahren, noch erwidern. Ich muß also suchen, mich

ihr zu verständigen. Er nahte sich nun Berthen, die nichts weniger als einen Mann sich so nahe dachte, und über dessen Annäherung höchlich erschrocken war, Kunz, der nur immer in Bertha's seelenvolles Auge schauete, stammelte Entschuldigungen, die von Berthen ebenfalls mit Stammeln und Verwirrung aufgenommen und erwiedert wurden.

Wenn zwey junge Leutchen zusammen kommen, und sich gegenseitig mit so blickenden Augen begrüßen, so ist's kein Wunder, wenn sie auf das Reden zu vergessen scheinen. Kunz und Bertha gingen stumm neben einander; endlich fand der Ritter Worte, um von der Macht der Reize zu sprechen, die Berthen schmückten, und von deren Wirkungen auf sein Herz. Er pries das Angefähr, das ihn einen so holden Engel finden ließ, aber vergebens hoffte er auch nur leise Erwiederungen auf seine Ergießungen zu hören. Bertha ging still, bloß vor sich hinblickend, dem Meierhose zu, und ehe noch Kunz geendet hatte, stand sie schon unter der Hausflur, und jetzt erst öffnete sie ihre Rosenlippen: „Herr Ritter,“ sprach sie, und zwar anfangs mit bebender Stimme, „ob ich es schon für möglich halte, daß ein augenblickliches Sehen Liebe erregen kann, so scheint es mir doch nicht rätlich und sittig, diesen Augenblick gleich zu Erklärungen zu benützen. Ich wenigstens wünsche mir nicht, die Erregerinn einer Flamme zu seyn, die in nächster Stunde abkühlt.“ Hiermit wollte sie ent schlüpfen, aber Kunz hielt ihre Hand und sprach: „Nein, Herzensdirne, zähle mich nicht zum Troß schändlicher Wichte, die vermögend sind anders zu reden, als sie denken und fühlen; das Herz ist auf meiner Zunge, es ist vielleicht eine meiner besten Eigenschaften. Soll ich die Sonne, die Sterne nicht loben, die mein Herz erheben? und darf ich dieß, warum soll ich dir, du holdes Mädchen, nicht auch die Gefühle gestehn, die mich bey deinem Anblicke belebten, und ich fühle es, immerdar durchglühen werden?“ — Er hätte wohl noch länger in diesem Tone fortgefahren, denn Bertha war ganz verwirrt, daß sie gar nicht vermochte, ihre Hand der des Ritters zu entziehen, und in's Haus zu laufen, was sie anfangs im Sinne hatte; doch die Tante kam dazu. Klara wunderte sich, ihre Nichte in der Gesellschaft und an der Hand eines Ritters zu finden. Kunz gab nun in gedrängten Worten Klaren von seinem Hierseyn Kunde, aber so wenig Rosen ihm bey der Nichte blühten, so wenige wollten ihm auch bey der Tante sprossen. — „Ritter,“ sprach Klara, „eure Bekanntschaft, so werth sie uns auch ist, kann uns doch schädlich werden, denn eine Dirne muß sorgsam ihres Rufes wahren; und wollet Ihr sagen, Ihr wünschet, zur Vermeidung üblen Rufes, meine Nichte zur Hausfrau, so kann ich zu solch schnellem Entschluß meinen Beyfall nicht geben. Mein eigen Schicksal gibt Beweise, daß so schneller Liebesfiebergluth nicht wohl zu trauen sey, und daß in solcher Ehe, statt gehoffter Freuden, oft bittere Leiden erwachsen. Am Morgen meines Lebens hatte ich mit meinem nachmahligen Gatten ein ähnliches Begegniß, wie jetzt Bertha mit euch. Ach! ich hatte Niemand, der mich warnte, glaubte willig und gerne des Geliebten Worten, und ward sein Weib. Aber nur zwey Monden genos ich die Freuden einer glücklichen Gattinn. Die schnelle Feuergluth erlosch für mich in meines Gatten Herz immer mehr; er wandte einer Buhserinn seine Neigung zu; wenn ich liebevoll stehend ihn zu mir zurückzuführen dachte, waren Vorwürfe, harte Ausdrücke meiner Bemühungen Lohn. Ich schwieg

und duldeten einsam auf einer Burg meines Gatten. Zwölf Monden flossen die Thränen des Kammers auf jener Beste, und ich verließ diese nur, als mein Gatte mich zu sich fordern ließ. Er war aus einer Fehde heimgekehrt, und lag hart verwundet darnieder. Ich eilte an sein Krankenlager, und hier erzählte er mir nun, daß er, indem er zum Schutze seines Bruders nach dessen Beste gezogen sey, diese Wunden erhalten habe. Er bath mich, da sein Bruder im Kampfe gefallen sey, und dessen Weib der Schreck getödtet, Mutter der zurückgelassenen Waise, der kleinen Bertha zu werden. Gerne versprach ich dieß. Ich hatte selbst kein Kind, und so war mir in meiner Einsamkeit dieß Geschäft doppelt willkommen. — „Gutes Weib,“ sprach mein Gatte noch, „ich habe dich erkannt, deine heiße Liebe mit Undank belohnt. Ach, so schnell meine Liebe zu dir entstanden war, eben so schnell war sie wieder aus meinem Herzen entschwunden; andere Dirnen gefielen meinen trunkenen, geblendeten Augen besser. Liebe Klara, wir folgten zu voreilig augenblicklichen Eindrücken, und die schnelle Erfüllung unsrer Wünsche und Genüsse löschte meine Gluth. Wahre das Herz deiner Pflgetochter vor früher Liebe, aber suche auch, wenn es einmahl dieser Empfindung sich hingeben sollte, daß es weder allzu schnell, noch im ersten Liebestaumel geschehe. Ich weinte und versprach würdige Mutterstelle bey Bertha zu vertreten; ach des Gatten Wiederkehren zur treuen Pflicht sollte mich nicht lange erfreuen, er starb in meinen Armen, denn seiner Wunden waren viele. — Nachdem ich seine Beerdigung besorgt hatte, übergab ich dem treuen Bogte die Verwaltung der Stammburg meines Gatten und zog mich nach dieser kleinen Beste, an dessen Fuß der reizend gelegene Meierhof sich befindet, den wir mehr als die Burg bewohnen. Hier lebte ich ganz der Erziehung meiner Nichte. Das Mädchen wuchs mir zur Freude heran; aber Ritter, ich habe Mutterpflicht übernommen, ich werde sie auch erfüllen.“

„Und wenn ich mich jeder Probe unterwerfe,“ entgegnete Kunz, „werdet Ihr beyde dann glauben, daß ich es redlich meine, und wirkliche treue Liebe mich erfüllt?“ — „Mit Proben,“ versetzte Klara, „ist es eine eigene Sache; die beste Überzeugung, daß Ihr ein edler Mann seyd, ist, daß Ihr versprecht, meinen und dieses Mädchens Frieden nicht zu stören, und eine Liebe, die unmöglich so fest und tief schon jetzt in eurem Herzen wohnt, daraus zu verdrängen.“

„Nimmermehr!“ rief Kunz entflammt, „verlangt Alles, nur dieß nicht. Wohl-an, ein Jahr will ich schweigen und mich prüfen, ob Ihr Recht habt, oder ich; aber dann, vergebt, daß ich selbst mir Bedingnisse setze, dann komme ich wieder, und werbe ernstlicher um Bertha's Hand, wenn (und hier trübte sich sein Blick) ihr Herz bis dahin noch frey ist. Ich werde sie wohl dann und wann noch zu sehen, zu sprechen suchen, doch soll entweder das erste nur ihr selbst unbemerkt, oder das letztere in Eurer Gegenwart geschehen. Lebt wohl, die Ihr mein Herz so sehr quält und martert, vielleicht bald, vielleicht aber auch erst nach vollendeter Prüfungszeit sehen wir uns wieder.“ Rasch warf er sich auf sein Pferd, mit dem sein Knappe unfern stand, und fort ging's in lausendem Galopp, auf daß er seinen Herzenssturm übertäube.

(Der Schluß folgt.)

D e r e r s t e M a y .

Zu Nerabella's Geburtstag.

Der May, er schreitet aus des Himmels Pforte,
Den Regenbogen nimmt er zum Gewand,
Gesang und Lieder trägt er in der Hand,
Und Blumen sind des Zauberjünglings Worte.

Es wandelt ihm ein Frau'ngesicht entgegen,
Ihn grüßet ihrer Lippen erster Laut.
Und ihn durchbebt es: das ist meine Braut!
Sie prangt geschmückt mit seinem reichsten Segen.

Die dunklen Augen leuchtend wie die Sonnen,
Die Locken magisch wie die Sternennacht,
Die Stimme rieselnd wie die Welle lacht,
Die Lippen flammend wie der Naphtabronnen.

Die Stirne trägt des Geistes klares Siegel,
Die Anmuth ist, der Liebreiz ihr Gefähr',
Ihr Eigen hat die Hoheit sich bewährt,
Der Scherz umgaukelt sie mit zartem Flügel.

So schwebt sie liebeathmend durch das Leben,
Ein zaubervoll, ein wandelndes Gedicht, —
Selbst dieser Kranz, den ihr die Dichtung flieht,
Ist nur der Wahrheit nicht vollendet Streben.

Johann Graf Miltach.

C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t .

(S c h l u ß .)

Berlin.

Ich schäme und gräme mich, Ihnen bis jetzt so wenig gutes von unserer Bühne sagen zu können. Gebe uns Apoll und geben uns die Musen eine bessere Ausbeute künftig. Das neue Schauspielhaus ist immer noch nicht eröffnet, und der Konzertsaal wäre, durch einen Fehler in Anlegung der Heizröhren, beynahe in Feuer aufgegangen; wenigstens hat der entstandene Rauch bedeutenden Schaden angerichtet. Es wird an Prologen zum ersten Konzert und zur ersten Aufführung gearbeitet, aber aus dem ersten Stücke noch immer ein Geheimniß gemacht. Mit Hülfe eines der hier anwesenden Prinzen (aber nicht des königlichen Hauses) hat sich Hr. Spontini gefallen lassen, eine Stufe herabzusteigen und sich der höhern Behörde zu nähern, worüber sich jedermann freut; denn Disharmonie in der Harmonie führt zu nichts gutem. Seine Olympia wird fleißig einstudiert, und erhält eine fürstliche Ausstattung; ob es eine glückliche Ehe seyn wird, lassen wir dahin gestellt seyn. Das Publikum ist ein strenger Chemann, besonders wenn die Dame seinem musikalischen Ohre nicht zu schmeicheln weiß. Poltern und lärmern wird (wie es heißt) Olympia genug; sie ist ja die Tochter eines in französischen Journalen längst unter dem Nahmen des Polyphono bekannten Komponisten.

Die Rückkehr und das Wiederauftreten unserer Düring-Stich gleich einem Triumphe. Sie ist uns theurer als je geworden — in jedem Sinne des Worts — was bliebe uns im hohen und tragischen Fache, hätten wir sie nicht. Mad. Wolff steht in der Kunst höher, aber nicht in den Mitteln. Sie ist Muster, aber nicht Besserspiel; Künstlerin, Lehrerin, aber nicht Schauspielerin; sie hat das volle Wissen, aber nicht das volle Vollbringen. Ich sehe sie, was Theorie, Geschmack, Zartheit und Kunstausbildung betrifft, nicht bloß über die Stich, sondern weit höher noch. In gewissen Rollen verbindet sie auch alle praktische Mittel mit jenen, und dann

ist sie vorzüglich und vollkommen. Aber in andern (und sie scheint zum Glück diese andern kennen zu lernen und abgeben zu wollen) verdirbt sie ihr eigen Werk, und wird zur Feindin an sich selbst. Auch ihr Gatte (Hr. Wolff), mit andern physischen Kräften und Mitteln ausgerüstet, würde hier keinen Zwenten in den Schranken finden. Beide sind ein wahres Künstlerpaar; beyde bilden ihre Tochter mit vielem Fleiß und Erfolg aus.

Ich lasse nicht gern ein weißes Blatt leer, und dennoch weiß ich nicht, wie ich dieses ausfüllen soll. Wollen Sie von einigem Einzelnen Gebrauch machen, so will ich es kurz an einander reihen. Der Hofrath Hirt, Mitglied der beyden Akademien der Wissenschaften und der schönen Künste, derselbe, der vor einigen Jahren den unglücklichen Streit mit Böttiger wegen der Hierodulen hatte, ist zum Oberaufseher oder Intendanten des hiesigen Museums ernannt worden, welches alle Denkmäler der Kunst zu enthalten bestimmt ist. Er war lange in Italien, und hat sich in diesem Fache und bey seinem dortigen Beruf viel Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. — Mehrere unserer verdienten Professoren und Lehrer hielten Wintervorlesungen über ästhetische, philosophische, historische, auch politische Gegenstände. Die öffentlichen und Privatkollegien der Universität werden stark besucht; die Studirenden sind in der Allgemeinheit still, bescheiden, fleißig und gestiftet. Seit Jahr und Tag weiß man es kaum, daß hier 800 — 1000 Jünglinge auf der Hohen-Schule sind. (Ich schreibe nicht Hochschule, weil es mich immer an Hochgericht erinnert.) — Die Mode verdient auch einige Zeilen. Sie schüttelt mehr als je ihren Schellenzepter über Berlin, prunkt in allen Gesellschaftskäten, spuckt in allen Köpfen, wühlt in allen Geldbeuteln, füllt alle Erdgeschosse der Straßen an und aus, zeigt uns eine so lachende Außenseite, daß wir darüber alles innern Bauchgrimmens, Fastens und Darbens vergessen, und im eigentlichsten Sinne das Hemde verkaufen und versehen, um nur ein neues Band anzuschaffen.

Schauspiel.

Im Theater an der Wien hat der Tenorist, Hr. Jäger, am 30. April seine Benefizvorstellung gehabt; er trachtete dem Publikum das erste Werk Rossini's: La pietra di Paragone, in der Übersetzung: Weiberproben, eine Oper in zwey Aufzügen, auf, und man war mit Recht auf diesen Erstling des Lieblingskomponisten begierig. Gewöhnlich entwickelt sich in der ersten Arbeit eines Tonsetzers viel Kraft aber ohne Klarheit, eine bedeutende Menge frischer Gedanken, eine hervorstechende Individualität, ein noch unbestimmtes Haschen nach Effekten. Von allem diesen fanden wir nichts. Vergleicht man diesen Prüffstein, der es auch für den Komponisten war, mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen, den Werken eines Generali, Mayr, Pavesi u. a. so erblickt man die vollkommenste Familienähnlichkeit und vermag am Ganzen nur das Talent zu loben, welches gemeine Effekte frühe erkannte, hervorbrachte und potenzirte. Neues sucht man vergebens, und wie sich Rossini ganz nach andern gebildet, so ist er auch in seinen spätern Werken dem Schlandrian treu geblieben und hat fortgefahren sich selbst und andern abzuschreiben. Im gegenwärtigen Werke sind alle seine spätern enthalten, welcher Satz auch umgekehrt gilt. Den Unterschied zwischen tragischen und komischen Situationen hat er beynahe nie gemacht. Und so ist denn die Geduld des Publikums am meisten zu bewundern, das an denselben Gedanken, auf dieselbe Art jedes Mahl aufgetischt, immer noch Wohlgefallen findet. Indessen nimmt der Beyfall sichtbar ab, selbst die Laien sind es müde, stets mit gleichen Motiven gelangweilt zu werden und man verlangt nach frischer Speise. Wir wollen nun das Einzelne durchgehen. Die Ouverture ist korrekt, im leichten Style zwar, aber gut gearbeitet; dafür ist sie aber auch — nicht von Rossini, sondern von Stung und schon längst in Leipzig mit allen Stimmen gestochen. Die Introduction (g-dur) sprach nicht an. Die eingelegte Arie des Hrn. Jäger (Es-dur) welche aus einer andern Oper von Rossini ist, gefiel durch seinen Vortrag, dagegen ließ uns das Duett desselben mit Hrn. Spigeder (B-dur) kalt. Die Sortita der prima Donna ist eine Parodie der Cavatina: di tanti palpiti, welche nur darum beyfällig aufgenommen wurde, weil

das Publikum Mad. Schüh nach ihrer Krankheit zum ersten Mahle wieder sah und wie billig erfreut war. Ein Quartett (C-dur) gefiel und mußte wiederholt werden, wir haben es aber schon im Barbier von Sevilla gehört. Das übrige des sehr langen ersten Actes hat gar nichts Ausgezeichnetes mehr. Im zweyten sprach uns ein Chor mit plötzlich abbrechendem Schlusse besonders an, so auch eine Cavatine der Klarisse in G-dur, welche aber eingelegt und eigentlich von Karaffa ist. Dagegen gefielen dem Publikum eine ebenfalls aus einer andern Rossinischen Oper eingelegte Arie des Hrn. Jäger aus a dur, ein Vokalquartett, dann ein komisches Terzett am besten; letzteres mußte wiederholt werden, was die possierlichen Geberden des Hrn. Spitzeder bewirkten. Das Ganze gefiel indessen nicht sehr, es ist mit Musikstücken überladen und uninteressant. Um nun auch in diese Beurtheilung ein beliebtes Crescendo zu bringen, gehen wir von der höchst mittelmäßigen Musik zum ganz und gar erbärmlichen Terze über. Ein Graf Usdrubal (er könnte besser Annibal, wie der andere Karthaginenser benamset seyn) will seine Geliebte prüfen, gibt vor, er sey einem Japaneser (!) sechs Millionen schuldig, daher zu Grunde gerichtet, erscheint selbst im Kostüme seines Gläubigers, dann wieder im eigenen, prüft seine Freunde; nur Klarisse und Giokondo bestehen siegreich und erstere trägt ihm ihre Hand an. Hier schließt der erste Akt. Im zweyten begehrt der Graf die Unhöflichkeit und läßt die Geliebte im Forste allein, zweyte Prüfung; das verdriest sie sehr, sie erscheint in der Kleidung ihres Bruders, des Offiziers, singt eine Scene, man weiß eigentlich nicht für wen, der Graf ergibt sich, die Heirath folgt. Diesem herrlich geschürzten Knoten sind beigegeben: Giokondo, ein schwer zu enträthselnder Freund des Grafen, ein Journalist, eine erbarmenswürdige, keinesweges aber lächerliche Karrikatur, ein sehr esend gezeichneter Komponist und ein Paar närrische Weiber, mit denen allen wirklich, vielleicht aus Rücksicht für Hrn. Jäger, das Publikum zu viel Nachsicht hatte. Gesang und zum Theile auch das Spiel waren das Beste an der Sache. Hr. Jäger, den man rauschend bewillkommte, war sehr gut bey Stimme und erfreute sich großen Beyfalles, den er auch verdiente. Mad. Schüh hatte viele gute Momente, sah als Offizier recht gut aus und betrug sich anständig. Sie wurden beyde am Schlusse gerufen und dankten, die eine in Prosa etwas sonderbar, der andere mit vier kurzen Versen ab. Hr. Schwarzböck gab den Komponisten, konnte aber unser Zwerchfell nicht erschüttern. Hr. Seipelt war der Graf, er befriedigte in keiner Hinsicht. Hr. Spitzeder spielte den Journalisten; dieser junge Mann hat Talent, doch ist er in der Wahl seiner Mittel nicht streng genug und liefert den Anblick eines immerwährenden Gefechtes zwischen zwey nicht sympatisirenden Elementen, der ausländischen und österreichischen Mundart. Er wurde ebenfalls am Schlusse gerufen. Das Orchester hielt sich tapfer.

Theater-Anzeige.

Die geschätzte und auszeichnungswerthe Darstellerin, Dlle. Ennöckl, gibt Freytags den 11. d. M. auf dem Leopoldstädter Theater zu ihrer freyen Einnahme ein neues Lustspiel mit Gesang, betitelt: Die natürliche Zauberrey, Fresko, Gemälde in drey Acten von Adolph Bäuerle. Musik von Ignaz Schuster. Ein zahlreicher Zuspruch wird die Schauspielerinn ohne Zweifel auch dießmahl von der Theilnahme aller Freunde dieser Bühne überzeugen.

Nachricht für Blumenfreunde.

Im k. k. Hofgarten zu Schönbrunn ist die schöne Tulpenflor zu sehen.

Modenbild XIX.

Kleid von Marzellan mit Sammet-Bändern und Kreppinen besetzt. Waschhut mit Blumen geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Bedruckt bey Anton Strauß.



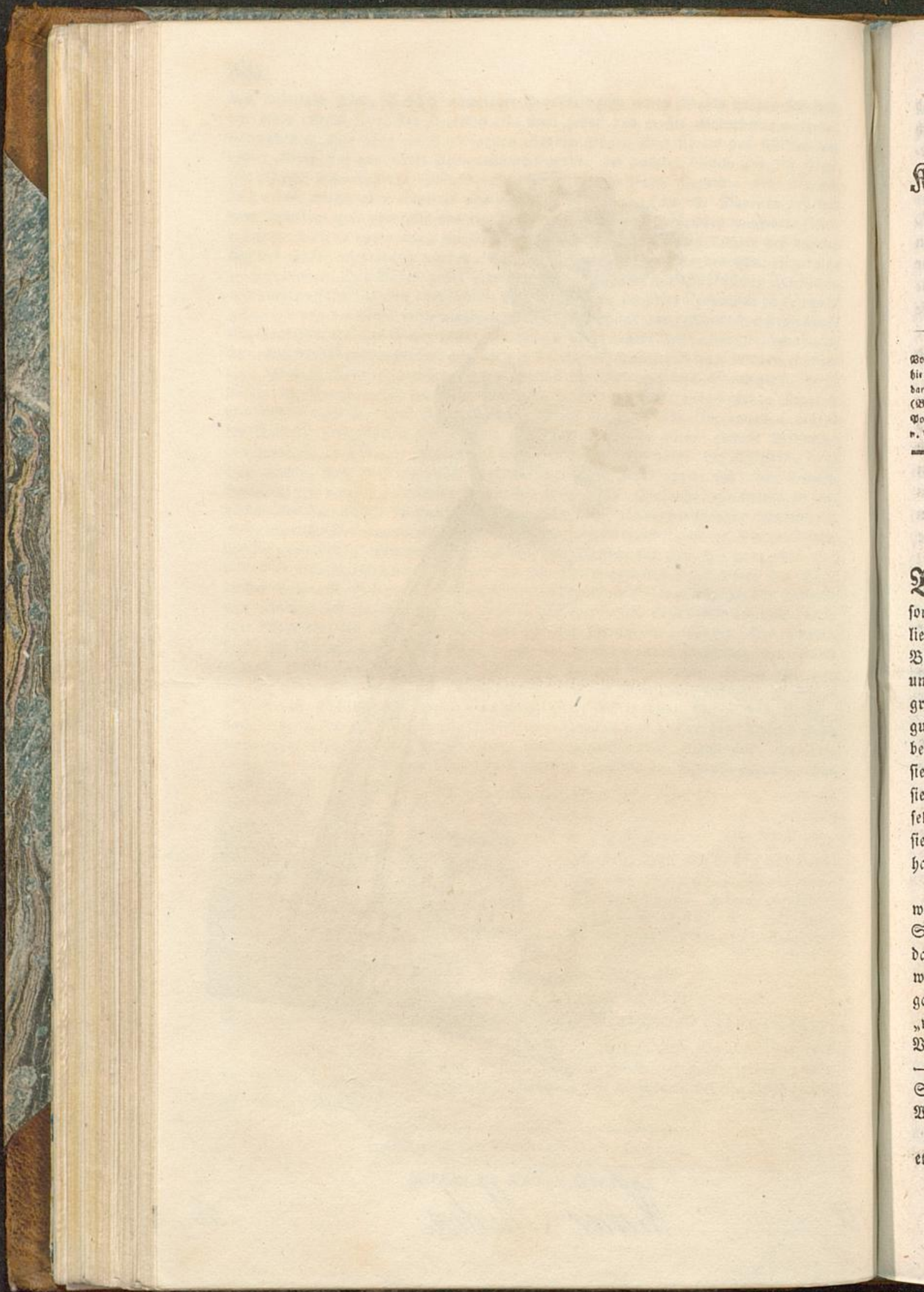
P. v. St. del.

J. v. St. sc.

XIX.

Wiener Moden.

*56.
1821.*



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 12. May 1821.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorzahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey W. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1109; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Schatz.

Von August Ph. Lowatsch.

(Schluß.)

Bertha und Klara gingen stumm nach ihrem Kämmerlein, jede mit besondern Empfindungen erfüllt, die indeß doch am Ende auf Eins hinausliefen. Beyden gefiel der Ritter, aber die Eine hatte zu viel Erfahrung in Betreff solch schnell entstandener Leidenschaft, und die Andere zu wenig; darum dünkte Berthen das Betragen der Tante gegen den Ritter ein wenig zu grausam, aber auch nur einen Augenblick konnte sie den Gedanken: daß ihre gute Tante grausam gegen sie seyn könne, in ihrem Herzen hegen. Klara beobachtete ihre Nichte mit scharfen Augen, da aber diese schwieg, so hielt sie es für räthlich, ebenfalls zu schweigen. Freylich sah sich Berthchen, wenn sie mit der Tante lustwandelte, oft um, ob sich denn der feurige Ritter nicht sehen ließe, aber sie gewahrte nichts, und senkte stets das Köpfchen, wenn sie auf dem Heimwege begriffen waren, und er sich abermahl nicht gezeigt hatte. —

Dem Ritter wollte auch nichts recht von Statten gehen. Ganz unwirsch war er auf seiner Veste angelangt, und wußte nicht, was er beginnen sollte. Seine heiße Liebe für Bertha raubte ihm den Schlaf, und es reute ihn jezt, daß er so voreilig gewesen, und sich selbst ein Probejahr gesetzt habe, unter welchem der Gegenstand seiner Flammen ihn vielleicht vergessen, und wohl gar in seiner Abwesenheit einen andern freyen könnte. „Morgen," sagte er, „will ich hinaus zu ihr und Klaren, ich muß sie sprechen, ich muß die feste Versicherung haben, daß auch sie gewiß nach Verlauf des Jahres mein wird." — Noch lange sprach er so mit sich selbst, aber endlich überwand ihn der Schlaf, und gaukelte ihm süße Traumbilder vor, die ihn für die schmerzvolle Wirklichkeit zu entschädigen suchten.

Als er des andern Morgens erwachte, dachte er über Klarens Reden etwas kälter nach, und beschloß für's Erste sich selbst zu prüfen, ob seine

Liebe auch Bestand haben werde. — „Gottthold,“ rief er, „rüste dich und mich, wir wollen an Herzog Heinrich des Erlauchten Hoflager ziehen, ich muß mich in der Welt herumtummeln, um meines Herzens Aufruhr zu beschwichtigen.“ — Und wirklich führte er diesen Entschluß, wie sehr auch die Leidenschaft der Liebe sich dagegen sträubte, alsogleich aus.

Drey Monathe waren verflossen, und er konnte noch immer nicht zurück, denn er war in eine Fehde verwickelt, die ihn in der Nähe des herzoglichen Hoflagers hielt. Trotz Sturm und Drang und oftmahliger Lebensgefahr dachte er doch fast immer nur an die holde Bertha. Eine quälende Unruhe besiel ihn ihretwegen, und er beschloß, seinen Knappen nach dem Edelhofe Waldeck zu senden, um sowohl die Frauen von seinem Aufenthalte und der Ursache seiner Abwesenheit zu unterrichten, als auch von ihrem Leben und Wohlsfeyn Kunde zu erhalten.

Da Gottthold seinen Knappen weidlich spornte, langte er in kurzer Zeit auf Waldeck an. Die Frauen waren hoch erfreut, Kunde von des Ritters Wohlsfeyn zu vernehmen, aber Bertha hatte sich in Gedanken denselben doch lieber an des Bothen Stelle gewünscht. Klara und ihre Nichte gaben dem Knappen den herzlichsten Gruß und Glückwunsch zu Besiegung aller Gefahren mit, und Gottthold ritt, nachdem er sich durch einen herrlichen Imbiß, den ihm Bertha gereicht, erquickt hatte, alsogleich wieder fort, daß er in eine Staubwolke gehüllt zu seyn schien, welche der Wind in Sturmesflug fort jage, um seinem Herrn bald die Labfalsbothschaft und den holden Gruß zu überbringen.

Mit Entzücken vernahm sie Kunz, und sehnte sich nach dem Ende der Fehde, daß er heimkehren könne, um wenigstens aus Liebchens Blicken Hoffnung künftigen Glückes und Labfal für Ungemach zu saugen. Aber Welch ein Schlag harte seyn! — Nachdem er fünf Monathe unter des Herzogs Heer gefochten hatte, und mit frohem Muthe endlich, nach geendetem Strauße, heim nach seiner Besten zog, erblickte er dieselbe größten Theils zerstört. Seine Leute kamen ihm trauernd entgegen, und verkündeten: daß der Brennburger-Buschklepper, den Kunz einmahl sammt seiner Horde tüchtig geklopft hatte, sich des Ritters Abwesenheit zu Nuze gemacht, die Besten zur Nachtzeit plötzlich überfallen, alles Vieh weggetrieben, das bare Habe geraubt, und Pechkränze in die Burg geworfen habe, damit die Flamme das Übriggebliebene vollends verheere. „Ich ritt,“ fuhr der Vogt fort, „freylich mit dem Überrest eurer Knechte, die ihr mir gelassen hattet, nachdem wir vergebens versucht, den Verwüstungen Einhalt zu thun, zu euren Freunden und Nachbarn, um sie zur Hülfe aufzufordern; sie zogen auch sogleich mit ihren Reissigen den Räubern nach, ihnen die Beute wieder zu entreißen, und sie für den verübten Frevel zu züchtigen, aber die Rotte war für uns verschwunden; erst nach drey Tagen erfuhren wir, daß sie nicht mehr in Deutschlands Gauen hause, und der Strauchdieb, nach diesem seinem letzten Streiche, nach Wälschland gezogen sey.“

Kunz stand erstarrt, und ballte ergrimmt beyde Fäuste. Es that ihm nicht das verlorne Habe leid, aber sollte er Berthen in einen Steinhaufen einführen? — „Ha, grausames Schicksal,“ rief er, „du willst nicht, daß ich glücklich werde, du willst, daß ich meine Liebe aus dem Herzen rotte; aber nichts wird mich beugen, und sollte ich dieß Schwert mit dem Pfluge ver-

tauschen, so will ich nicht nachlassen, bis sich diese Burg wieder aufgebaut habe, und Bertha als meine Hausfrau einführen kann.

Gern wäre er jetzt zu Bertha nach Waldeck geritten, aber, das Gefühl der Scham, als Bettler ihr zu nahen, hielt ihn davon ab. Die beyden Frauen auf Waldeck hatten von dem Unglücksstreich gehört, der in Kunzens Abwesenheit desselben Burg betroffen, und vergossen herzliche Thränen des Mitgeföhls; und als er nun heimgekehrt war, und doch unterließ, nach Waldeck zu kommen, da flossen Bertha's Thränen noch häufiger.

„Wir müssen doch erfahren, was eigentlich den Ritter abhält, zu uns zu kommen. Ich will also unsern Vogt nach Felsenlaub senden, damit er die Ursache seines Wegbleibens zu erlauschen suche.“ Dieß tröstete Bertha in etwas. Der Vogt kam, Klara ertheilte ihm die nöthigen Befehle, und eiligst ritt der schlaue Diener fort, versprechend, seine Aufträge wohl zu verrichten. Die Frauen harrten sehnlich seiner Wiederkehr.

Der Vogt schlich sich nach Felsenlaub, und fragte bey einigen Knappen an, ob er, als ein herrenloser Knecht, nicht Dienste finden könnte. Aber diese entgegneten, daß Kunz sich in so trauriger Lage befände, selbst sie zu verabschieden, welches sie jedoch, aus Treue und Anhänglichkeit, ablehnen würden, indem sie beschworen hätten, mit ihm zu leben und zu sterben, sey's auch in Noth. — „Nun,“ sprach der Vogt, „so gönnt mir wenigstens ein Nachtlager in eurer Burg, will dann morgen weiter ziehen.“ „Nachtlager und Imbiß sollst du haben,“ erwiederten die Knechte. „Und,“ versetzte der Vogt, „laßt mich in der Burg doch ein Bißchen herumklettern, möchte doch sehen, wie die Gauche, die euch jüngst so schändlich überfielen, gewirthschaftet haben.“ „Immerhin!“ riefen die Knechte; und der Vogt schickte sich sogleich dazu an. Als er so unter Ruinen und zerstörtem Mauerwerk eine ziemliche Weile herumgestöbert hatte, traf er zufällig auf Kunz. „Edler Herr,“ sprach er: „ich bin ein herumziehender Knecht, der Dienste sucht; mein Weg führte mich bey Waldeck vorbei, wo ich einer sittigen Frau und einem gar holden Mägdelein begegnete, die mich frugen, wohin des Wegs ich ziehe. Ich antwortete, daß, da ich dienstlos wäre, ich nach eurer Burg, edler Ritter, zöge, meinen Arm und mich selbst euch anzubiethen. Wenn dieß dein Weg ist, sagte die ältere Dame, so grüße den Ritter von Frau Klaren auf Waldeck, und ihrer Nichte Bertha, und sage ihm, daß es uns höchlich wundere, daß er uns so eifrig fliehe, und freundlichem Trost sich entzöge. Sage ihm, fuhr sie fort, daß wir Theil an seinem widrigen Schicksal nehmen, und so seine Geschäfte es zuließen, möge er zu mir kommen, da ich ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Sie gab mir ein Goldstück, und ich glaube, ich habe meine Bottschaft verrichtet, und meinen Lohn redlich verdient.“

Mit flammendem Auge vernahm Kunz diese Worte, gab dem Vogt, den auch er für einen herrenlosen Knecht ansah, ebenfalls ein Geschenk, und entließ ihn eilig, um seinen Thränen, die wider Willen seinen Augen entquollen, freyen Ausbruch zu gönnen. „O Himmel,“ rief er, „wie sehnlich erwünscht wäre mir diese Bottschaft sonst gewesen, aber jetzt — nein, ich ziehe nicht hinaus, bis ich es ohne Scheu kann, bis ich meinem Weibe einen angenehmen, sichern Aufenthalt anzubiethen vermag.“ — Aber so fest er auch beschloffen hatte, nicht nach Waldeck zu reiten, so war er doch auch neugierig,

zu wissen, was Klara ihm wohl möge zu sagen haben, das für ihn wichtig wäre. Eine neue quälende Unruhe besiel ihn abermahls, denn er fürchtete: üble Bottschaft zu vernehmen, und als Gotthold die zu Anfang dieser Erzählung an ihn gerichteten Worte sprach, beschloß er, die Burg zu verlassen, die ihm nur stets sein grenzenloses Glend vorspiegle, und hinauszuweichen nach Waldeck, was er denn auch, wie bereits gemeldet, augenblicklich that.

Er sah die Burg und den geliebten Meierhof, von dem er bereits 6 Monden abwesend war, und er wurde immer unruhiger.

„Nur wacker vorwärts, edler Herr!“ rief Gotthold ermutigend, „zwey Damen sind ja keine Rotte Lanzknechte, und da ihr diese nicht fürchtet, so werdet ihr doch auch jene nicht scheuen?“

Endlich hatten sie den Meierhof erreicht, mit klopfendem Herzen betrat Kunz denselben. Gotthold blieb mit den Pferden im Vorhofe. Kunz, der die Frauen im Gärtchen sah, begab sich, mit Angst erfüllt, dahin.

Ein Augenblick, und er lag zu den Füßen der Frauen; beyde waren überrascht, aber innig erfreut über sein Kommen.

Nachdem sie ihm Vorwürfe über sein Ausbleiben gemacht hatten, suchten sie mit sanften Trostesworten ihn über seine Unglücksfälle zu beruhigen. „Und nun, Herr Ritter,“ sprach Klara, „muß ich euch auch künden, warum ich euch zu mir fordern ließ; ihr müßt mir aber versprechen, nicht zu lachen. Es betrifft euch und einen Traum. Als ihr nähmlich noch an des Herzogs Hoflager wart, und während dem das Unglück hattet, eurer Habe beraubt zu werden und euch eure Burg zerstört wurde, betrübten wir uns gar sehr ob dieses Unfalls, und fühlten euren Schmerz, als ihr zurückkehrtet, gewiß eben so lebhaft, als ihr selbst. Ganz erfüllt davon, legten wir uns zur Ruhe und jedes träumte von euch. Aber als wir am andern Morgen uns unsre Träume gegenseitig erzählten, stellt euch einmahl das seltene Ereigniß vor: beyde hatte dasselbe geträumt, und dieser Umstand ist es noch ganz besonders, der mir das Wunderbare desselben glaubwürdig macht. Es kam nähmlich ein Engel aus dem lichten Gewölke geflogen, der uns zu wecken schien, und zu uns sagte: „Einem edlen Manne ist Unbild zugesügt worden, wie aber der Herr der Erde und des Himmels dem Rechtschaffnen nichts nimmt, wofür er nicht, oft schon hier, glänzenderen Ersatz wiedergibt, so auch nun. Der Mann, den ich meine, ist Kunz von Felsenlaub, er hat seine Habe verloren, seine Burg ist zerstört, aber in einem seiner Keller liegt ein Schatz vergraben, und ich will euch die Stätte beschreiben, daß ihr sie ihm wieder bezeichnen könnt. Er soll nicht säumen, ihn zu heben, er wird dadurch vielleicht seines Herzens Wünsche zu befriedigen vermögen.“ Der Engel beschrieb uns nun die Stätte und verschwand. Wir erwachten, und ich erzählte Bertha, und Bertha erzählte mir, Wort für Wort das Nähmliche.“

Kunz. Es ist freylich wunderbar, aber vergebt, wenn ich auf Träume nichts halte. O, ich habe auch oft und süß geträumt, und dennoch erfüllten sich weder Wünsche noch Träume.

Bertha. Ey, Herr Ritter, man muß nicht so ungläubig seyn und verzweifeln. Versucht immerhin euer Glück. Der verheißene Schatz soll in eurer Burg, im langen Steingange, im dritten Gewölbe seyn, und ein alter Helm soll an der Erde liegen. Wo ihr nun diesen Eisenhelm findet, da grabt

nach, und euch soll werden, was ihr wünscht, also sprach der Himmelsbewohner.

Kunz. Wohlan, weil auch euer holder Engelsmund es mir verkündet, will ich den Versuch machen. O Bertha, die Verwirklichung dieses Traums würde mich zu noch schönerem Glücke führen, denn nie würde ich diese Hand euch anzubieten wagen, wenn kein freundlicher Geschick mich mehr erfreute.

Klara. Nun, versucht immerhin euer Glück in der Schatzgräberey. Eine innere Ahnung sagt mir, es wird sich alles zum Besten fügen. Ihr habt wacker gekämpft, stets redlich gehandelt, besitzt ein edles Herz, es wäre ungerecht, wenn euch nicht Lohn würde.

„O Klara!“ versetzte Kunz, „mein schönster Lohn ist Bertha's Liebe, Bertha's Besitz, den möge mir der Himmel schenken, und ich tausche nicht mit dem Herzoge. Wohlan, ich kehre nach meiner Burg zurück, und kann ich auch den Schatz nicht finden, in Bertha's Liebe, in eurer Freundschaft, fand ich ebenfalls ein Kleinod. Mit glühenden Küssen bedeckte er Bertha's und Klara's Hände, schwang sich auf seinen Rappen, und mit wonnigen Empfindungen erfüllt, die Bertha's liebevolle Blicke in sein Herz gezaubert hatten, langte er auf Felsenlaub an. Augenblicklich begab er sich nach dem Steingange, in den dritten Keller, er fand den alten Helm, wie ihm gesagt wurde, und fing sogleich die Nachgrabung an. Obgleich er wenig Frucht von seinen Bemühungen hoffte, so that er es doch im Vertrauen auf den Glauben seiner Geliebten. Aber man denke sich sein Erstaunen, als er auf etwas Hartes stieß, darnach griff, und ein Kästlein aus der Erde zog, bey dessen Eröffnung ihm blanke Goldgulden entgegen schimmerten. Eilig begab er sich nach seinem Gemache, dankte Gott, daß er so wunderbar ihm geholfen, und schwamm in froher Lust, daß er nun seine Stammburg wieder aufbauen, und dann seine liebe Bertha als Hausfrau heimführen könne.

Er ordnete nun alles zum neuen Baue Nöthige, ließ Baumeister und Werkleute kommen, denen er dringende Eile empfahl, und slog nun auf seinem Rappen nach Waldeck, zu Bertha und Klaren.

„O ihr Holden,“ rief er bey seinem Eintritt, und die seligste Freude leuchtete aus seinen Blicken: „o ihr Holden, die die Engel grüßen, und durch euch dem bekümmerten Sterblichen Trost und Hülfe spenden! es war alles, wie ihr mir sagtet, ich fand den Schatz, der mir nun den bey weitem noch größern, Bertha's Hand, erwerben soll. Ich kann nun meine Burg wieder aus ihrem Schutte erheben. O Bertha, sprich nun, soll nach geendigtem Baue deine Liebe mit deiner Hand mich beglücken?“ Bertha sah ihm mit dem innigen Blick der Liebe ins seelenvolle Auge, reichte ihm ihre Hand, und sank mit einem Ja an seine Brust.

„Ritter,“ sprach Klara, „ihr liebt edel, treu und wahr, seyd werth Berthens, aber auch sie ist eurer werth, auch sie liebt euch mit der redlichsten Empfindung. Gerne füge ich eure Hände zusammen. Zwar ist sie eine Waise, aber ich habe mir durch eine sorgfältige Pflege Mutterrecht erworben, und reichlich vergalt ihr zarter, kindlich frommer Sinn, mir jede Mühe; sie ist meine Erbin. — Mit der Vollendung des Baues eurer Burg sey auch eure glückliche Vereinigung.“

Im wonnigen Vorgefühl künftiger Freuden trennten sich die Liebenden.

Bald stand die neue Weste herrlich da, und nach anderhalb Monathen führte Kunz seine Bertha und ihre würdige Mutter Klara hinein. Alles jubelte, ein frohes Fest vereinigte die Liebenden, und nach einem Jahre froher Ehe gestanden ihm erst die Frauen, welche Bewandniß es mit dem Traume, der Engelsbothschaft und dem Schaze habe. Klara besaß zwey Burgen. Die eine entlegene verkaufte sie für 300 Goldgulden. Diese beschloß sie dem unglücklichen edlen Kunz zuzuwenden. Daß er die Summe aus ihren Händen nicht einmahl als Darlehen nehmen würde, ließ sich vermuthen, daher fiel Bertha auf den Plan: den Bogt verkappt nach der zerstörten Weste zu senden und die Summe dort vergraben zu lassen, welches denn auch glücklich in's Werk gesetzt wurde. Zärtliche Vorwürfe machte zwar Kunz seiner Bertha über diesen Trug, aber es war ja ein Zeugniß ihrer innigen Liebe, und der Gegenstand, der ihn zur freudigen Vereinigung, zum seligsten Glück in die Arme der Freundschaft, der wonnevollen Liebe geführt hatte.

I m M a y.

Aus zarter Knospe winden sich hervor
Die jungen Blüthen mit bescheid'nem Prangen;
Es spendet süßen Duft ihr Kelch empor,
Und alles strebt zur Reife zu gelangen:
Im Wahn, zu finden was er längst verlor,
Strebt auch der Mensch mit steigendem Verlangen;
Doch sind es Träume nur, die schnell verschwinden,
Denn was dahin, kann er nicht wieder finden! —

Im Frühling kleidet neu sich die Natur,
Durchweht von regen, freudigen Geberden,
Und wieder blüht die hingewelte Stur —
Wann wird, o Mensch, bey dir es Frühling werden?
Vergebens suchst du deiner Jugend Spur,
Du findest, ach — nie wieder sie auf Erden!
Dein Loos ist hart; dir blüht kein Heil hienieden,
Und weißt du selbst, was jenseits dir beschieden?!
Craigier.

N a c h t p h a n t a s i e.

I m K r a n k e n b e t t e.

Goldne Sternenscharen ziehen
Durch den blauen Himmelsraum,
Perlen und Rubinen blühen
Um der Blumen zarten Saum;
Und den Busen erschließet die Rose,
Freundlich geborgen im dunklen Schooße.

Süße Phantasien: Bilder
Gleiten sanft durch meine Brust,
Meine Schmerzen werden milder,
Hoffnung bringt mir Trost und Lust;
Und den Leiden und Sorgen enthoben
Flüchtet das sehnnende Herz nach oben.

Friederike Susan, geb. Salzer.

Kleinigkeiten um Kleinigkeiten.

Hr. E. Th. H. Recensent des goldenen Bließes im *Sammeler*, nennt in Nr. 55 des gedachten Blattes die Meinung schief, welche bey Gelegenheit desselben Gegenstandes in der *Wiener Zeitschrift* Nr. 45 den Dichter gegen eine ungerechte Deutung des ausgesprochenen Fluches in Schutz nehmen sollte. Kein Auge kann Krümmes gerade sehen, so wenig als das Hökrige eben. Auf wessen Seite die Schiefheit liegt, werden die Leser sogleich aus der Zusammenhaltung des Gesagten wissen. Möchte die Schiefheit des Irrthums nur nicht größer seyn als die Schiefe der Ekliptik, und dabey der Kritik dieselbe heitere Abwechslung geben, wie diese der Erde in der Verschiedenheit der Jahreszeiten! Außer einigen Buchstaben zum Besten der Berichtigung wollen wir dem Recensenten das Seinige lassen. Er sagt Nr. 43 Seite 172. „Das zu erwartende Schicksal wird zwar durch den Fluch des Phrixus angedeutet; aber was den Wirkungen dieses Fluches den Stempel der Nothwendigkeit aufdrückt und ihn dadurch furchtbar macht, das sehen wir nicht klar in dem Stücke hervorleuchten. Dazu kommt, daß diese Art des Fluchs der antiken Tragödie ganz fremd ist. Diese kennt nur Orakel, durch den Mund der Priester verkündigt und in Erfüllung gehend, um die Macht der Gottheit zu verherrlichen. Erst das romantische Trauerspiel hat den Fluch aus den religiösen Ideen des alten Bundes entnommen.“

Der Recensent gesteht in der Antwort auf unsere Einrede, daß auch die Alten geflucht haben, will ihnen aber die Flüche nur als Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit, als rhetorische oder poetische Sprachfiguren gelten lassen. Der Streitpunkt kommt in dieser nicht schiefe n, sondern verkehrten Stellung mit der Frage auf eins hinaus, ob die ungarischen Husaren das Fluchen von den englischen Matrosen oder umgekehrt gelernt haben. God dam! und Mehercule! — Magyaren mögen der Unwissenheit den matten Nothruf verzeihen — welche Spürnase muß der Kritikus haben, der durch den Geruch bestimmen will, diese Ladung sey mit antikem, und jene mit romantischem Pulver losgebrannt worden!

Wahrscheinlich soll jedoch das eigentliche Gewicht in der Erklärung liegen, daß ein Fluch, wie Phrixus über Jason ausgesprochen hat, keine tragische Nothwendigkeit oder einen Schicksalsknoten begründe. Die Sache scheint einfach genug, und läßt sich auf freyem Boden bequemer ausmachen, als hinter den Tapeten einer archäologischen Untersuchung, hinter welche wir uns beyde nicht verstecken dürfen, wären wir auch derselben vollkommen gewachsen. Der tragische Fluch oder die Unwünschung eines Übels setzt nothwendig zweyerley voraus, einmahl die Überzeugung von einer zu bestrafenden Schuld, und dann den Glauben an eine höhere Macht als vollziehende Gerechtigkeit. Ohne diese beyden Bedingungen läßt sich der Begriff des Fluches zum Behufe der Tragödie gar nicht denken. Diese Behauptung muß der Recensent umstoßen, wenn er gründlich widerlegen will, denn von ihr gehen wir aus. Das bestimmte, förmliche Aussprechen des Fluches ist für die tragische Katastrophe nur zufällig, da er eigentlich nur als Erklärungsformel der Schuld dient, keinesweges für sich willkürlich herrscht, oder mit andern Worten, nur den Zusammenhang in den Wegen des Schicksals hervorhebt, ohne denselben aus eigener Kraftfülle hervorzubringen. Die tragische Nothwendigkeit des Fluches als eines Schicksalsknotens kann daher in dem Sinne des Recensenten gar nicht Statt finden, auch wird er umsonst nach einem Beispiele bey den Alten und den Neuern suchen.

Das kürzlich beurtheilte Trauerspiel: *Clytämnestra*, das die obige Gegenerinnerung veranlaßt hat, spricht in seiner antiken Grundidee sehr nachdrücklich für unsere Behauptung. Die Kette der Frevelthaten, die sich durch das Haus des Tantalus wand, hängt bekanntlich mit ihrem ersten Gliede, wenn man nicht noch weiter zurückgehen will, an dem Unrecht des Pelops bey seiner Brautwerbung um Hippodamien. Goethe's *Iphigenia* sagt in dieser Beziehung:

„Schon Pelops der Gewaltigwollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb

Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib,
Des Onomaus Tochter, Hippodamien."

Und später:

„Weh dir, unseliges Mycen,
So haben Tantal's Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesät!"

Noch weiterhin steht sie zu Dianen für Orestes:

„Und ist dein Wille, da du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben;
So löß ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung schwinde."

Goethe's glücklicher Ausdruck, der eben sowohl die Anwünschung des Übels, als dieses selbst in seiner Fortwirkung umfaßt, sey der Aufmerksamkeit des Kollegen freundschaftlich empfohlen. Aus diesem Gesichtspunkte können wir auch die angeführten Beispiele nicht zurücknehmen, unter denen der Fluch des Thyestes dem jetzt Mitgetheilten besonders angehört. Oder will der Recensent behaupten, auch Goethe, der sich nicht einmahl als Dichter viel ums neue Testament zu kümmern scheint, habe dem alten Bunde den Fluch heimlich entwandt?

Friedrich Wäbner.

K u n s t = A n z e i g e .

Jedem zu liefern ist jetzt die Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben bey F. W. Gubig, Professor der Holzschneidekunst an der königl. preuß. Akademie der Künste. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Bignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht; sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen und bey mir (Berlin, Wilhelmstraße Nr. 70 B.) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrey.

F. W. Gubig.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Cactus speciosus. Schöne Fackeldieffel.
- Hibiscus heterophyllus. Neuholländischer Hibiscus. Aus Neuholland.
- Ludia sessiliflora. Stiellosblüthiger Änderling. Von der St. Moritzinsel.
- Moringa zeylanica. Zeylonische Behennuß. Aus Zeylon.
- Magnolia fuscata. Braune Magnolie. Aus China.
- - anonaefolia. Annonablättrige Magnolie. Aus China.
- - pumila. Niedrige Magnolie. Aus China.
- Panacratium caribaeum. Carabische Gilgen. Aus Jamaica.
- Pavonia spinifex. Vielstachlige Pavonie. Aus Süd-Amerika.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Dinstag, den 15. May 1821.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Tage und ein kolorirtes Modenkild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei G. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse, Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zenker und v. Manslein wird diese Zeitschrift in Mohachbüchsen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Giulietta Astallia.

Von Georg von Saal.

Junge Rosen, frisch erblühend,
Duftig schwellend, sanft erglühend,
Schöne Rosen mögt ihr seh'n,
Mögt, in Lust dahin zu sinken,
Ihres Odems Süße trinken,
Sie mit Sylphenflug umweh'n;

Aber nimmer seht ihr Eine,
Die an Schöne, wie an Keine
Giulietten sich vergleicht;
Nicht auf Beeten, nicht auf Auen,
Nirgends werdet ihr sie schauen,
Traun, so weit die Erde reicht.

Fern in Gazuolos Gauen,
Wo der Himmel seine blauen
Gluthen mahlt im Oglio,
Blühte einst in stiller Hütte,
In geliebter Ältern Mitte
Giulietta sanft und froh.

Kränze frommer Lieb' und Freude
Schlang sie kindlich treu um Beyde,
Und um's liebe Schwesterlein;
Und ihr Faden lief behende,
Früh und spät, und ohne Ende
Um die Spindel blank und fein.

Sechzehn Lenze sah sie blühen,
 Sechzehnmal die Traube glühen,
 Und sie selbst erblühte schön;
 Schön in Fülle heitrer Jugend;
 Schön umstrahlt von jeder Tugend,
 Eine Blum' aus Himmelshöhn.

Ha, wie schnell, wie hoch entbrannten
 Alle Männer, die sie kannten,
 Alle, Alle, die sie sah'n!
 Doch der Gunst des zücht'gen Blickes
 Rühmte Keiner sich, des Glückes
 Keiner, ihr geliebt zu nah.

Himmelsruh im reinen Herzen
 Fühlte sie der Liebe Schmerzen,
 Ihre Gluth und Wonne nicht.
 Emsig waltend, still bescheiden,
 Fand sie ihrer Tage Freuden
 Nur in frommer Kindespflicht.

Sonntags nur bey Laut' und Flöte,
 Wenn umglüht von Abendröthe
 Munt're Reihn die Jugend wand,
 Sah man sie mit Zucht und Sitte
 Froh in froher Mädchen Mitte,
 An bescheidner Tänzer Hand.

Gott und Ältern treu ergeben,
 Floss ihr reines süßes Leben
 Wie ein Bach durch Blumen hin;
 Nie nach glänzenderm Gesichte
 Hob sie lüstern ihre Blicke;
 Denn genügsam war ihr Sinn.

Wehe! daß die schöne Blüthe
 In dem Licht des Tags entglühte,
 Reiz ihm selbst und Wonne gab!
 Gluth und Flammen wilder Jugend
 Weckte arglos ihre Tugend;
 Ihre Tugend war ihr Grab. —

Heiß entbrannt in frevler Liebe
 Raht ein Jüngling kühner Triebe
 Giulietten einst bey'm Tanz;
 Klagt mit schlau verhülltem Herzen
 Seines Busens tiefe Schmerzen,
 Und gelobt ihr Hand und Kranz.

Und er wagt zugleich vermessen
 Sie an seine Brust zu pressen,
 Waget Händedruck und Kuß;
 Ach und alle Tänzerinnen
 Sehn es mit empörten Sinnen;
 Doch dem Frevler ist's Genuß.

Aber Scham auf Lipp' und Wangen
 Weicht sie züchtig dem Verlangen,
 Ernstlich seinen Gaben aus.
 Und noch eh' der Tanz verklungen,
 War dem Kreise sie entsprungen
 Und begab sich still nach Haus.

Nimmer fand die Abendröthe
 Beym Getön der Laut' und Flöte
 Sie an munt'rer Tänzer Hand.
 Still daheim im kleinen Garten
 Sah man sie der Blümchen warten,
 Bis der Mond am Himmel stand.

Aber wie des Feuers Fülle
 Nimmer rastend, nimmer stille
 Tief in Ätna's Schooß sich mehrt;
 Also in des Jünglings Herzen,
 Hestig durch der Liebe Schmerzen
 Wird der Liebe Durst genährt.

Scheu von seinem Augenliede
 Flicht der Schlaf, vom Herzen Friede,
 Gluthbegierde hält ihn wach;
 Und auf nah'n und fernen Fluren
 Forscht er Giuliettens Spuren,
 Ihrem Thun und Wandel nach.

Sieh! da biethet für Geschenke
 Eine Meist'rinn schlauer Ränke,
 Ein ergrautes Weib, ihm Rath;
 Bald bestimmt sie Tag und Stunde,
 Wo sein Herz vom Gram gesunde,
 Auf des nächsten Dörschens Pfad. —

Und auf reger Sehnsucht Flügel
 Eilt er über Thal und Hügel,
 Eh' der junge Tag sich regt,
 Einen rüstigen Gefellen
 Treuer Hand sich zu bestellen,
 Wenn des Glückes Stunde schlägt.

Und verborgen im Getreide
 Harren bis zum Mittag Beyde,
 Gierig lauschend, ob sie naht?
 Ha! sie naht! sie naht zur Stunde,
 Wo kein Mensch in weiter Runde
 Sich ergeht auf Feld und Pfad.

Denn es glühen Tief' und Höh'n,
 Flirrend dampfen Fern' und Näh'n
 Von des Tages reger Gluth.
 Während daß der Pfeil der Hitze
 Ihres Wandels Frieden schütze,
 Naht die Holde wohlgemuth.

Nach des nächsten Dörfchens Gründen
 Wallt mit blanken Flachsgewinden
 Sie zur trauten Weberinn,
 Munter durch des Feldes Mitte
 Fördernd die behenden Schritte —
 Aber Eil' ist kein Gewinn.

Raum ein Stündchen dort verweilend,
 Sinn't sie umzukehren, eilend
 Kommt sie auch den Weg zurück.
 Und es nah'n sich ihr die Beyden
 Schlan, die Bahn ihr abzuschneiden,
 Wilde Lust in Sinn und Blick.

Ha, und Jener tritt mit süßen
 Schmeicheleyen, holden Grüßen,
 Die Verschämte listig an;
 Und wie ernst sie auch sich wehre,
 Weder Bitte frommt noch Zähre,
 Ach! es ist um sie gethan.

Frevler Hände ziehen Beyde
 Schnell sie nieder ins Getreide,
 Nirgends, ach, ist Hülf' und Rath,
 Nirgends eines Menschen Nähe;
 Ob sie ringe, ob sie flehe,
 Und vollführet wird die That.

Aber eh' die Stunde endet,
 Sind die Frevler schon gewendet,
 Beyde eilen rasch davon.
 Weit von Gazuolos Gauen
 Scheuchet sie Gewissensgrauen,
 Ihres innern Richters Droh'n.

Giulietta! Weh dir Armen!
 Lebt kein Mitleid, kein Erbarmen?
 Naht kein Tröster sanft und mild?
 Der den Flammenschmerz dir stille,
 Deine Schmach in Nacht verhülle,
 Ach, und deines Jammers Bild!

Weh! in bittere Klag' ergossen,
 Halb in Thränenfluth zerflossen,
 Gilt des Unglücks Tochter fort;
 Keinem Frager gibt sie Kunde,
 Weh! nur hallt von ihrem Munde,
 Und Geseufz' erstickt das Wort.

Und mit hastbeschwingtem Schritte
 Kommt sie in der Ältern Hütte
 Zu dem zarten Schwesterlein,
 Das, da jene ausgegangen,
 Ihrer schon geharrt mit Bangen,
 Stille waltend, und allein.

Doch noch kaum begrüßt vom Mädchen
 Zieht sie schleunig alle Lädchen
 Ihres Kleiderschranks heraus,
 Und das Schönste und das Beste,
 Wie wenn sie zum frohen Feste
 Sonst sich schmückte, wählt sie aus.

Zierlich rauscht vom weißen Nieder
 Bald die blanke Schürze nieder;
 Schön gewunden wird das Haar,
 Und die Strümpfchen weich und seiden
 Und gefärbte Schuhe kleiden
 Ihrer zarten Füßchen Paar.

Ach! mit Thränen sich verneigend
 Drückt sie innig, aber schweigend
 Nun das Mägdlein an ihr Herz.
 Doch nicht länger mag sie weilen,
 Hin zur Pathinn muß sie eilen,
 Ihr enthüllen ihren Schmerz.

Mächtig drängt sie's von der Stelle,
 Und sie schreitet von der Schwelle
 Mit dem zarten Schwesterlein,
 Und so treten rascher Schritte
 In der alten Freundin Hütte
 Unerwartet beyde ein.

Weh mir Armen! Klagt in Thränen
 Giulietta, all mein Sehnen
 Treibt mich hin in Todesgraun.
 Meine Blume ist gebrochen,
 Meine Schande ungerochen,
 Nimmer kann den Tag ich schaun!

Nimmer folgt der Ältern Segen
 Auf des Lebens dunkeln Wegen!
 Nimmer Gottes Gnadenblick!
 Meine Blume ist gebrochen,
 Meine Schande ungerochen,
 Ach! dahin ist all mein Glück!

Zieht hinaus durch Feld und Heide
 Zu des nächsten Dorfs Getreide,
 Dort verließ mich Gottes Huld;
 Weh! der Frevler, der beyhm Tanze
 Mich geäfft mit Kufz und Kranze!
 Er allein nur trägt die Schuld!

Mag dem Sünder Gott vergeben!
 Nimmer, nimmer will ich leben,
 Nimmer tragen meine Noth.
 Meine Blume ist gebrochen,
 Meine Schande ungerochen,
 Heil gewährt mir nur der Tod.

Also hallt der Armen Klage;
 Doch was jen' auch weiter frage,
 Rasch entschwindet sie dem Blick,
 Und wie wenig sie auch weilen
 Die Verstörte zu ereilen,
 Nimmer kehret sie zurück.

Wie von Sturmeseacht beflügelt,
 Unaufhaltsam, ungezügelt
 Fliehet sie fort mit Todesmuth,
 Ach, und wo die höchsten Wellen
 Oglio's blaue Fülle schwellen —
 Stürzt sie nieder in die Fluth.

Laut am Ufer schallt die Klage,
 Doch was Schiffers Arm auch wage,
 Nie erwacht sie mehr dem Tag.
 Ach, die guten Ältern! beyde,
 Tief gebeugt vom Schmerz und Leide,
 Wandern bald dem Kinde nach.

Correspondenz-Nachrichten.

Grätz, Anfangs May 1821.

Endpunkt und Anfang eines Theater-Jahres bemerkt man in der Hauptstadt bey nahe gar nicht; in den Provinzen ist da ein Gehen und Kommen; Aufmerksamkeit und Erwartung wird lebhaft angeregt.

Wir hoffen Besseres, denn es kann bey uns nicht wohl übler kommen. Glauben Sie nicht, daß ich dieß unbesonnen sage! Wenn man Tadel öffentlich niederschreibt, muß man mehr als bloß Recht haben. Ich bedenke stets das geistreiche Wort des Franzosen: Il faut avoir raison et demi quand on attaque.

In dem letzten Monate vor Ostern häuften sich die Nachlässigkeiten. Schiller's Zell wurde so verunziert, daß die Zuschauer dieß Meisterwerk wie eine Burleske ansahen. In einem andern ernsten Stücke versäumte eine Hauptperson im entscheidenden Augenblicke zu kommen; die Gegenwärtigen wußten sich nicht zu helfen, sungen an zu lachen, gingen auf und davon, und man mußte den Vorhang fallen lassen vor dieser — Unart. Solche und ärgere Thatfachen hat der Schreiber des Wochenblatts im Aufmerkamen gerügt. Vergebens!

Wir verlieren Herrn und Frau D e n y ; sie gehen nach Pesth. Hr. D e n y hat sehr glückliche Anlagen für die sanfteren Helden der Tragödie, und für die zarteren Liebhaber der Komödie; es fehlt ihm nicht an Sinn und Taft, aber er überließ sich bisweilen einem Hange, welcher ihn sichtbar des Aufgebots seiner Kräfte beraubte. Frau D e n y hat Adel und Tiefe in ihrer Darstellung von Heroinen und Damen; ihre sehr reine sächsische Mundart ist auf allen Theatern Österreichs eine höchst wünschenswerthe Sache; man tadelt an ihr Nichts als jene Kälte und Eintönigkeit, wodurch sich Norddeutsche erkennbar machen.

Wir verlieren Hrn. und Frau W ä c h t e r ; sie gehen nach Prag. Hr. W ä c h t e r ist für zweyte Parte in der scherzhaften und ernsten Oper sehr brauchbar; an seinen rechten Ort, das ist, nicht gar zu hoch gestellt, wird er alle Zuschauer befriedigen. Frau W ä c h t e r besitzt die glückliche Anlage, sowohl in der Haltung ihres Wesens als in dem Vortrage ihres Gesangs die Natürlichkeit vorherrschen zu lassen; auch sie bedenke und übe den Grundsatz: Oft glänzt am zweyten Plage, wer sich am ersten verdunkelt.

Wir verlieren Hrn. M e i s t e r ; er geht nach Pesth. Seine Gestalt und seine Stimme machen ihn in der Oper als Buffo vorzüglich. Er hat das Verdienst nicht zu übertreiben, nichts zuzufügen, niemahls auszuarten in der Burleske. Aber in dem eigentlichen, das ist, feineren Lustspiel, wirkt er nicht. Dahin sich durch Kunst aufzuschwingen, sey dieses Mannes Aufgabe! Er hätte Kopf genug, den komischen Diener und Herren edlerer Art zu geben; aber er läßt sich gehen.

Wir verlieren noch neun Mitglieder, um deren Besitz wir Niemand beneiden. Ich vertraue ihre Nahmen diesen Blättern nicht. Was hier genannt wird, sollte nennenswerth seyn. Was wir an ihrer Stelle erhalten, wird mein nächster Bericht anzeigen.

Wie die Besetzung einer deutschen Schaubühne beschaffen sey, läßt sich ermessen; wenn man berechnet, ob und wie sie die drey Meisterwerke Lessing's: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan den Weisen, besetzen und vorstellen könnte. Möchte man die charaktervollen Dramen unseres größten Kritikers überall zum Maßstab nehmen!

Der Musik-Verein arbeitet mit Geist und Kraft für echte Kunst. Er hat sich mit Recht zum Gesetze gemacht, in jedem seiner Konzerte wenigstens zwey ältere Meisterwerke zu geben, um ihr Andenken frisch zu erhalten, und sie den sechs neuen Gesällstücken als Gegensatz oder Prüfstein zur Seite zu stellen. Jüngst erschienen in einem Konzerte vier Meisterstücke. Beethoven's Phantasie Generale mit Chor ging vorzüglich durch Hrn. J e n g e r's Spiel auf dem Pianoforte. Das erste Finale aus Don Juan wurde kraftvoll von dreysig Sängern ausgeführt. Vorher Cherubini's Ouverture zum Bernhardsberg rasch und klar, und mit Beyfall Spontini's Duett zwischen Pontifer und Triumphator.

Der Musik-Verein, dessen inneres Wirken und Wallen die musikalische Zeitung

in Wien nächstens entwickeln wird, bringt seine Gaben stets für Wohlthätigkeits-Anstalten, an Weihnachten für die Armen der Stadt, an Ostern für die frommen Insitute. Bey der Ankündigung bemerkte Professor Schnell er: „Die Vorzeit sorgte einst durch Stiftungen auf dem Sterbebette in der Nähe der Todeschrecknisse für die Nothleidenden. Ich glaube, Unsern Tagen ist der Vorzug gegeben für Hülfsbedürftige zu sorgen mitten in den Festen der Freude, und aufgefordert von der seelenerheiternden Kunst.“

Es hat hier eine lithographische Unternehmung begonnen. Was ich von ihr sah, machte mich als Zeichnung erschrecken. Und noch mehr erschreckte mich eine wirklich tragische Geschichte derselben. Ein junger Mensch von 21 Jahren hatte sich verleiten lassen, wider seinen Kontrakt die Anstalt des Hrn. Kunzke in Wien zu verlassen. Der Dünkel verleitete ihn, zu glauben, für sich allein bestehen zu können, und er wollte dem hiesigen Buchbinder Kaiser zwölf Blättchen liefern für einen neuen Nachdruck von „Schartshausen, Gott ist die reinste Liebe.“ Da ein Stein nach dem andern nur ganz Erbärmliches ihm zurückgab, ergriff ihn die Verzweiflung. Vorwürfe des Gewissens, seinen alten Lehrer verlassen zu haben, und volle Überzeugung, seinem neuen Meister nichts von den erwarteten Goldbergen biethen zu können, trieb ihn auf die Ruinen des nahen Bergschlösses Gösting, wo er sich den Tod gab. Auf dem verunglückten letzten Steine steht diese Geschichte eingekritzelt.

Unsere Lese-Anstalt besitzt mehr als hundert Zeitschriften und Tagblätter. Am meisten gelesen ist das Morgenblatt. Ihm zunächst kommt diese Wiener Zeitschrift. Das Morgenblatt hatte im vorigen Jahre an Ausleihnummern 392, diese Wiener Zeitschrift aber 346. Beyde wurden jetzt in drey Exemplaren angeschafft. Ihnen zunächst an Verkauf kam die Abendzeitung aus Dresden, dann der Gesellschaftler aus Berlin. Von diesen sind zwey Exemplare verschrieben. Quarterly Review und Revue encyclopédique, Monthly Advertiser und Journal des Sçavans, Biblioteca italiana und Bibliothèque universelle haben natürlich ein kleineres Publikum, doch sind sie benützt.

Pesth im April.

Erlauben Sie, daß ich, bevor ich meine Berichte über unser neues Bühnenwesen beginne, einen Rückblick auf die letzten Momente der vorigen Direktion werfe, nicht um nachher Parallelen zu ziehen, denn nach einem alten Sprichwort soll man von Todten nur gut reden, sondern weil einiges nachzuhohlen ist. Also: Mlle. Maas ist als Elvira in der Schuld, als Albaneserin u. s. w. ohne besondere Wirkung über die Bühne geschritten. Hr. Schobertschner hat zwey Konzerte gegeben, in denen wir Gelegenheit hatten, seine Talente als Klavierspieler zu bewundern. Hr. Reineing hat ein Konzert veranstaltet, in welchem er das Publikum geistig vergnügte, das heißt, mehrere seiner Kompositionen vortragen ließ. Die H. H. Urbain (Violinspieler) und Pfeifer (Fidrist) gaben auch eine musikalische Akademie, sie bewährten neuerdings ihre Kunstfertigkeit. Am Palmsonntag, den ersten Tag der neuen Direktion, wurden Hand's sieben Worte zum Besten des Ofner Frauenvereins im großen Landhausaal meist von Dilettanten gegeben. Die Aufführung ist gelungen zu nennen. Am Oster-sonntag gab Hr. Winfler in Ofen ein Konzert zum Abschied, er gedenkt eine Kunst-reise zu unternehmen. Wir wünschen ihm von Herzen Glück dazu, und hoffen auch, daß er es finden werde, denn er ist ein ausgezeichnete Klavierspieler und ein lieblicher Tonsetzer.

*) Zur Vermeidung aller Irrungen werden die aus mehreren Federn fließenden Correspondenz-Nachrichten aus Pesth künftig unterscheidende Bezeichnungen haben.

Die Red.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 17. May 1821.

59

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertheil. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1102; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Aus Italien.

(Von der Hand einer Dame.)

Rom 1820.

Du hast Recht mich zu schelten meine theure Sophie, daß ich so schweigsamer Natur geworden bin und gegen — mein dir gegebenes Versprechen — Monathe bleibe, ohne ein Lebens- oder Liebeszeichen von mir zu geben. Und doch, wie Unrecht würdest du meinem Herzen thun, wenn du es lieblos oder gar kalt nenntest. In Rom bleibt kein Herz kalt — erkaltet keines, Alles regt hier die heiligsten Gefühle der Liebe an, veredelt sie, und eine stumme Umarmung würde dir mehr sagen, als tausend Worte vermögen. Was ich erlebt, habe ich in meinem Tagebuche aufbewahrt, was ich empfunden — ist in mein Wesen übergegangen — und hat sich meinem innersten Ich mitgetheilt; will ich es aber aussprechen, so fehlen mir die Worte, ich möchte sagen, die deutlichen Begriffe, und unzufrieden mit mir selber lege ich die Feder immer wieder nieder. Dein heutiger Brief riß mich aus diesem Taumel der Gefühle und erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach meinen Freunden. — Ich gab meine verabredete Wallfahrt nach den Katakomben auf — und der ganze Vormittag sey dir, theure Sophie, gewidmet. Ich sitze bey offenem Fenster, die ganze Natur prangt in üppigem Frühlingschmucke, aus meinem Standpunkte sehe ich die mahlerischen Trümmer des Palatins, welche der großen Rennbahn, dem Circus maximus gegenüber liegen, große, herrliche, Kühne Bogen, die edelstolzeste Architektur und drüber weg geht eine Terrasse, die durch Aussicht, Erinnerung und eigenthümliche Anmuth, wundervoll elegisch ist. Die blüthenreiche, italienische Frühlingspracht, die mit Blumen, Moos und Gebüsch diese Ruinen bedeckt, der schlanke Ephen, der sich um diese dunkelrothen Mauern und Gewölbe zieht, alles dieses lieblich, schuldlos Unbewußte, welches über das Kühne, Verwegne, Gebietende Sieger geworden ist, gibt dem Auge und dem Gefühl die reizendsten und rührendsten Kontraste. Die schönsten Anemonen entblühen dem Schutte der kostbarsten Mosaik; und wo der ausschweifende, menschliche

Ehrgeiz einst thronte, entfaltet die ewig junge Natur ihr freudigstes, wärmstes Leben und beglückt da, wo jener einst furchtbar eine ganze Welt erschreckte. Es ist heute der heiterste Frühlingstag, der alle Blüten, und alles was da freucht und fleucht in dieser Wonnwelt, ins Leben ruft. Gott! Gott! wie herrlich ist Rom, man schwimmt hier gleichsam in einem Meere des Entzückens und möchte lieber darin untergehn, als es entbehren. Natur und Kunst wandeln hier in unverstegbarer Jugendschöne und spielen wetteifernd das süße Leben an. Was die Vergangenheit Großes hinterließ, was die Gegenwart Schönes biethet, findet man nur in Rom so schön vereint, verklärt möchte ich sagen, durch das Licht und die Wärme der Religion, welche läuternd, alles bis in die tiefsten Tiefen durchdringt, und dem Leblosen eine Seele einhaucht. Hier ist der Mittelpunkt alles Religiösen wirkend, hier lebt der Statthalter Jesu Christi, auf Erden der Würdigste, zu dessen Füßen die Seele im Staube gerne ihre Unwürdigkeit erkennt, nach einem Strahle lechzend, der sie reinige und heilige. Rom ist das Vaterhaus der Christen, wo ist ein unverdorbenes Kind seliger, als unter dem unmittelbaren Schutze des Vaters?

Man liebt immer die Menschen, die auf unsere Bildung wohlthwendig wirken, warum sollte sich dieses Gefühl nicht auch auf leblose Gegenstände erstrecken? was in der Welt kann aber mehr auf das Innere wirken, dasselbe läutern und veredeln, als das göttliche, in jeder Beziehung bedeutungsvolle Rom? Wie sollte man es denn nicht, nach der unsäglichen Nahrung, die man aus ihm für Herz und Geist geschöpft, lieber mit jeder Kraft seines Herzens, ihm in Wonne und Wehmuth anhängen wie einer fernen geliebten Freundin. Der ganz innere Mensch gestaltet sich neu in Rom und durch Rom. Alle Ansichten über Vor- und Mittelwelt, über Gegenwart und Zukunft, werden größer, menschlicher, demuthsvoller, das innere wie das äußere Auge fliegt über Nebendinge weg, die es bisher zu einer kleinlichen Theilnahme bestachen, und ruht und begeistert sich in großen Gegenständen, und inniger erwärmt sich durch sie alles Gefühl des Herzens; wo denkt man sehnfüchtiger an seine fernen Lieben und Liebevollen, man möchte sie theilhaftig machen jedes schönen Genußes, und wenn die Freude keine Worte fände, ihnen stumm in die Arme sinken, an ihrem Herzen doppelte Seligkeit empfinden.

Lasse dich, meine Liebe, nur nie irre machen, durch so manches seuchte Geschwäh über Rom, hergelallt oft von Solchen, die kaum die Oberfläche kennen, und denen der Kern auch ewig verborgen bleiben wird. Auf dem Corso und in größern Zirkeln lernt man von Menschen, Sitten und Einrichtungen nur wenig; dort mag, ich geb' es zu, häufige Sittenlosigkeit, Irreligiosität und Schein statt der Sache zu finden seyn. Gibt man sich aber Mühe, ins Innere der Familien des Mittelstandes zu dringen, und forscht man nach religiösen Werken und Einrichtungen, die in geräuschloser Zurückgezogenheit vollzogen werden, zu denen kein äußerer Pomp fremde Zuschauer locket; dann erschließt sich eine neue herrliche Welt, und man bekennet nur mit ihr das freudige Bekenntniß freudig, daß man Rom nur erst in Rom aufgefunden hat. Eindrücke, die nur der Geist empfängt, seyen sie von welcher Art sie wollen, schwinden früher oder später; was sich aber durch religiösen Glauben in die Seele prägt, faßt Wurzeln in dem Herzen des Herzens.

Durch einen glücklichen Zufall, wurde ich mit einigen sehr achtungswer-

then Familien aus dem Mittelstande bekannt; durch sie sah ich mehrere bedeutende Privatlehranstalten, und wurde Zeuge mancher religiösen Handlung, an welcher Fremde sonst nicht Theil nehmen. Noch ist mein ganzes Herz erfüllt von Einer, der ich gestern früh, in der Kirche hahin Gesù, mit meiner Freundin D. beywohnte, nämlich dem ersten Abendmahl junger Mädchen. Diese heilige Handlung, die mit großer Feyerlichkeit begangen wurde, ergriff mein ganzes Herz, und ich wußte mich vor Freude und Wehmuth nicht zu fassen. Zwanzig Mädchen zwischen 12 und 14 Jahren, die sich schon seit 8 Tagen im Kloster dazu vorbereitet hatten, verrichteten diese feyerliche, heilige Handlung, deren Eindruck der Seele ein ewiges, unauslöschliches Zeichen eindrückt. Sie trugen alle weite, weißwollne Kleider, einen langen himmelblauen Schleyer, auf welchen oben auf dem Kopfe eine kleine goldne Krone befestiget war: so zogen sie zu zwey und zwey, aus der Sakristey, in die Kirche, brennende Wachskerzen in der Hand, mit andächtig zum Boden gesenktem Blick. Zwey Kinder als Engel mit Flügeln bekleidet, mit Rosenquirlanden im gelockten Haare, führten den Zug an und beschloßen ihn.

Es ist ein schöner, poetischer Gedanke, den frommen Kindern diese Engel beyzugesehen. Gewiß, die Engel des Himmels umschweben sie in diesem Augenblicke, wo die junge Seele, reiner als in dem Momente ihrer Geburt, vor dem Heiland steht, den zu empfangen, sie ihr Herz gereinigt und jeden kindischen Fehler reuig abgebußt hat. Die Mädchen, welche sich seit 8 Tagen zu diesem Feste in zurückgezogener Einsamkeit vorbereitet hatten, bewiesen viel Andacht. Der Kardinal de Gregorio las die heilige Messe und hielt vor der Kommunion eine kurze, einfache, eindringliche Rede, der man sogleich anmerkte, daß sie dem würdigen Manne aus dem Herzen auf die Lippen floß. Die guten Kinder schluchzeten laut, sie ahneten, daß der höchste Augenblick ihres irdischen Daseyns genahet sey. Ältern, Freunde und Fremde weineten, manche Erinnerung drängte sich in dieser feyerlichen Gegenwart auf, in mir regte es sich gewaltig, und doch war mir bey allem Herzensdrange wieder unbeschreiblich wohl in diesen geweihten Mauern, und die Kämpfe und Stürme des Lebens gegen klösterliche Einsamkeit zu vertauschen, schien mir auf einmahl so wünschenswerth, als es sonst meiner lebenslustigen Natur fern liegt! Nach der Rede des Kardinals empfingen die Kinder das heilige Abendmahl. Der Kardinal selbst war sehr ergriffen und seine Stimme zitterte. Nachher sprach er noch eine kleine, sehr erbauliche Rede an die Ältern der Kinder, die er in starken, kraftvollen Ausdrücken aufforderte, durch gutes Beyspiel den Kindern voranzugehn, und ihre Seelen, die Gott einst von ihnen fordern würde, vor dem Bösen zu bewahren. Nach einem kurzen Gebethe war dann die Ceremonie beendet.

Und hiermit sey es auch für heute der Brief, der unter meinen Händen mehr als billig angewachsen ist. Könntest du lieber alles das selbst sehen, was ich gewagt habe dir anzudeuten. Die Worte thun oft der Sache Schaden. Sie stehen so kalt und regungslos auf dem Papiere. Doch deine reiche Phantasie, deine offene Empfänglichkeit, wird sie beleben, und ihnen nachhelfen, wo Darstellung unmöglich ist.

Grabschrift auf einen Schmetterling.

Ein buntes Kleid gab ihm Natur,
 Und heiter war sein ganzes Leben,
 Auf jeder reichen Blumenstur
 Sah man im Sonnenglanz ihn schweben.
 Er koste mit dem Frühlingswind
 In seinem leichten Flügelkleide,
 Er küßte jedes Blumenkind,
 Das blühend stand auf grüner Weide.
 Zur Nahrung ward ihm jeder Kuß,
 Er tränkte sich mit Rosendüften,
 Und mit Aurorens erstem Gruß
 Schwamm er dahin auf Morgenlüften.
 Und heiter wie die Lebenswonne
 War auch sein frühes Todesloos;
 Denn mit dem ersten Strahl der Sonne
 Starb er in einer Blume Schoos.

Nikolay Gurf.

Correspondenz-Nachricht.

Venedig, im März 1821.

Den 26. December verfloffenen Jahres wurden dem seit Jahrhunderten in Europa mit italienischen Crescendos ausposaunten Seligkeiten des venetianischen Carnevals mit dem großen Theater La Fenice die Thore geöffnet.

La conquista di Granata (Melodramma serio in zwey Akten von Luigi Romanelli, Musik von Nicolini) und L'ingresso d'Alessandro in Babilonia (Ballo serio in fünf Akten von Domenico Rossini, Musik von Vaccari) waren die Weihnachtsgeschenke, welche der Impresario Bologhini, nach einer von der Regierung und den Logenhabern für sechs und dreißig Darstellungen erhaltenen Vorausbezahlung von 80 Lire oder beyläufig 30 fl. Konv. Münze und für den Eintrittspreis von 48 kr. R. M. dem Publikum großmüthig machte.

Im auffallendsten Kontraste mit jenem an Wuth grenzenden Eifer, mit welchem durch die zwey vorhergegangenen Monate das hiesige Publikum von der Eröffnung dieses Theaters, wie der Pariser vom neuen Wahlgesetze und der Londner vom unbesonnenen Schnee-Prozeß, frühe und spät sprach, saß es nun in gedrängter Masse in diesem schönen Tempel Italiens, gespannt und in unruhiger Ruhe, wie Kinder am Christabende da, und lauschte der kommenden Freuden, die nach seiner festen Überzeugung kein fremdes Ohr gehört, kein fremdes Auge gesehen!

Das beynah aus 100 Individuen bestehende Orchester führte endlich die unkräftige echt wälsche Introdution der Oper (seit der Rossinischen Olympiade dürfte es überflüssig seyn, für Deutschland diesen Ausdruck zu erläutern) mit aller Kraft durch, und aufrollte der Vorhang und siehe, was man schon tausendmahl sah, mit feyerlichem Ernste und lächerlichen Physiognomien trat auf die Bühne der gewöhnliche Einleitungschor, welchem der Einzug des Helden auf einem Triumphwagen stehend, in des Kunstreiters de Bach's Manier erfolgte, mit welchem dann auch aus allen Rehlen und Instrumenten, die italienisch musikalisch süßlaunen Gewässer zu springen, zu murmeln, zu summen, zu brausen und zu sausen anfangen, über welchen Gewässern dann zwar kein Geist, wohl aber mehr oder weniger vernehmlich die Worte schwebten: O Dio, a Dio, a Dio, cara patria, idolo mio, tesoro, orgoglio, speranza, traditore, tomba, ribomba. (Siehe den Text, beynah aller italienischen Opern.)

Sechs Stunden dauerte, mit Einschluß des Ballets, dieses monotone Geschwirre, ähnlich demjenigen, welches an einem heißen Sommerabend auf einem neuen Stoppelfelde die Ohren des einsamen Wandlers martert, und nur ein Duett im ersten Akte

und die sogenannte große Scene des Musico (wie gewöhnlich mit obligaten Ketten an seinen Händen) im zweyten Akte, retteten die Nerven eines musikalischen deutschen Ohres vor dem gänzlichen Ersterben.

Obschon Nicolini, ein bisher vortheilhaft bekannter bürgerlicher italienischer Urieinmacher, in dieser Oper bewies, daß er noch immer seinem Handwerke junfts- und sadgemäß vorstehen könne, so konnte er doch die Wünsche des verehrungswürdigsten Publikums mit diesem Fabrikate nicht befriedigen, welches Patente waare in der Manier des Dekreters Rossini foderte, und nur der Ruf und die Talente der ersten Sänger und die von Wagnera wirklich schön gemahlten Dekorationen konnten die Oper vor einem solennen Fiasco retten.

Die rettenden Sänger waren; Mad. Ferroni (soprano), eine Sängerin ganz eigener Art. Ein großer Umfang der Stimme, eine in der ungezwungenen Stimmlage ganz reine Intonation, eine imposante Sicherheit in Besiegung der größten Schwierigkeiten, und ein bewunderungswürdiges Staccato sind die Eigenschaften, welche den Ruf dieser Sängerin in London, Wien und Mailand begründeten. Allein ungeachtet dieser Eigenschaften gelang es ihr nicht, das hiesige Publikum besonders anzusprechen, da sie als Ausländerin schon ein Vorurtheil gegen sich hatte, welches dießmahl durch den Umstand gerechtfertigt wurde, daß ihre Stimme sich mehr in dem Munde, als in der Kehle bildet, wodurch dieselbe dem Tone eines Blasinstrumentes ähnlich wird, und daß sie die wenigen Worte, die man bey ihrem Gesange deutlich unterschied, mit fremdem Akzente aussprach. Volle Gerechtigkeit ließ man ihr jedoch widerfahren, als sie beym Schlusse der Oper die für ihre eigene Manier geschriebenen Variationen zum Besten gab. Mit mehr Festigkeit, Sicherheit und Kühnheit hat Referent bisher noch keinen Takan-Spieler seine Künste machen gehört, und von diesem Augenblicke an hält er sich von der Möglichkeit überzeugt, daß es dem berühmten Mechaniker Mälzl gelingen könne, das Problem: einen die Menschenstimme vollkommen nachahmenden Automaten zu verfertigen, ganz genügend für Jene zu lösen, die folgenden Syllogismus nicht bestreiten: (Major) Mad. Ferron ist Mensch; (Minor) die Mälzlsche Flötenmaschine singt wie Mad. Ferron; (Conclusio) also singt die Maschine wie ein Mensch; quod erat demonstrandum! —

Mad. Pasta (contra alt). Mit halber Meisterschaft der Mad. Ferron gelang es dieser Sängerin (perche see bella), besonders das große unmusikalische männliche Publikum zu interessiren. Comme chez nous.

Abgesehen von ihrem Äußern, abgesehen, daß ihre Stimme mehr Sopran als Altstimme ist, und daß ihr Vortrag noch keinen eigenen Charakter hat, so gehört Mad. Pasta doch immer bey dem gegenwärtigen Mangel großer Sänginnen unter die schätzbaren Subjekte für große Opern; da sie mit ihrer deutlichen Aussprache, mit ihrer hellen durchdringenden Stimme, der zwar der feinere Schmelz fehlt, besonders in Ensemble-Stücken sehr viel leistet, und auch den delikateren Kenner in Soloparthien mehr befriedigen könnte, wenn sie durch minderes Anstrengen ihrer Stimme, das, obschon nicht sehr merkliche, zu hohe Intoniren vermeiden, und die Passion ablegen wollte, alla Veluti zu singen, da bey ihrer noch nicht vollendeten Kunstbildung, die in jenem Geiste angebrachten Verzierungen des Gesanges nur das zweydeutige Vergnügen gewähren können, welches man fühlt, wenn man von einem Trampolinspringer bey einem Sage über Bajonnete statt seiner auf denselben nur seinen Schuh hängen bleiben sieht.

Sig. Crivelli (Tenor). Ein Heros unter den italienischen Sängern, steht er noch groß bey dem Sinken seiner Sonne da. Zum Anstaunen ist noch bey seinem Alter von etwelchen 50 Jahren die Kraft und der Schmelz seiner Stimme. Einfach, edel und groß ist seine Manier und zu Verzierungen nimmt er nur da seine Zuflucht, wo er das: Homo sum fühlt. Aber auch dann verachtet er alle außer seiner natürlichen Stimmlage befindlichen Hülfsmittel ganz gegen den hiesigen (ob auch den dortigen?) Geschmack, welcher nur dann bis zum Entzücken befriedigt wird, wenn Tenoristen ihre Parte im soprano sfogato (Handwerker Discant) singen.

Sig. Bianchi. Ein braver, brauchbarer, etwas steifer Bassist, mit einer sonoren

abgleich hohlen Stimme, dessen Vortrag jedoch immer mit dem vor und während der Oper getrunkenen Weine im umgekehrten Verhältnisse steht.

Als Zugabe kann von einer Mad. Lachouque noch bemerkt werden, daß sie ihren Part in einem leidlichen Kontraalt ziemlich erträglich herabseufzte.

Der Chor, welcher in Italien wie bey den Kapuzinern nur aus Männerstimmen besteht, griff deutlich und kräftig durch, nicht allenfalls durch die Instrumentirung, nein, sondern durch den lauten Diskurs des verehrungswürdigsten Publikums, welches hier nur während der beliebtesten Arien, und, um mit dem Munde zu sehen, während der Ballette schweigt.

L'ingresso d'Alessandro in Babilonia hieß, wie oben gemeldet, der Ballet, welcher dieses Stillschweigen bewirkte. Märsche und Kontramärsche von Alexander's siegreichen und Darius gefangenen Kriegern, das Verlieben des Helden in eine der Töchter des Darius — Statira mit Rahmen — unterbrochen durch den Aufzug der Amazonen-Königin mit ihren leichten Truppen, deren neuen Reizen der Eroberer nicht widerstehen kann, die Eifersucht der Statira, die ihr statt des Dolches ein schweres Fleischaugermesser so locker in die Hände zwingt, daß es ihr in dem Moment, als sie das Herz ihres Ungetreuen durchbohren will, entfällt. Die durch diesen ausgestandenen Schrecken herbeygeführte Bekehrung des Helden, der Amazonen-Königin mitleidig-großmüthiges Aufgeben desselben, und die endliche Hochzeit mit Schmaus und Tanz, dieses waren die Ingredienzien des Faranteltraufes, welcher in diesem sogenannten Ballo grande ein zwar glänzend, aber meistens unrichtig kostumirtes Personal von beynabe 250 Köpfen durch zwey volle Stunden, bey einer ziemlich asthenischen Musik, marschiren, grimassiren, hüpfen, springen, drehen und Hände und Füße klappern machte.

Ein einziger Zug wird hinlänglich seyn von dem Geiste, welcher in diesem tanzenden Chaos herrscht, so wie von dem Geschmacke des Publikums, welches durchaus befriedigt war, einen kleinen Begriff zu geben.

Nach dem Einzuge in Babilon empfängt Alexander, umgeben von seinen Großen und der gefangenen Königl. Familie, die feyerliche Huldigung der Abgesandten der Stadt. Bey dieser Gelegenheit versucht es die gefangene Statira, das Herz Alexanders in einem Tanze durch ihre Füßfertigkeit zu bestreichen, welches ihr auch in so vollem Maße gelingt, daß der Held auf dem Throne alle seriöse Haltung zu verlieren anfängt und sich so lange nach dem Takte hin und her beweget, bis er seinem Fußdrange nicht mehr widerstehen kann, und wie Prinz Schnudi „mir altem Kragen, kömmt's in die Haren," von seinem Sitze aufspringt, einem nebenstehenden General den Purpur hinwirft und in Gesellschaft der tanzenden Herzensbezwingerinn seine sieben Sprünge macht! Bravo!!

Mad. Leon, Mlle. Brugnoli, Mr. Lachouque und Mr. Sabottiere sind die Rahmen der ersten Tänzer, wovon außer der Italienerinn Brugnoli alle Franzosen sind.

Mad. Leon gehört in Hinsicht der Fertigkeit, Präzision, Leichtigkeit und Delikatesse unter die ausgezeichneteren Tänzerinnen, so wie Mr. Lachouque in Hinsicht seines à Plomb auch höhere Ansprüche befriedigt.

Mr. Sabottiere gehört mehr in die Reihe der Grotteschi als der serio Tänzer, und Mlle. Brugnoli ist eine artige Figur, die mit vieler Fertigkeit und ziemlicher Mimik den Forderungen des männlichen Publikums, welches es mit der Präzision und Grazie nicht so genau nimmt, Genüge leistet.

Schauspiel.

Am 8. May fand im Hofopertheater eine Vorstellung von Winter's Meisterswerke: das unterbrochene Opferfest, Statt. Hr. Gerstäcker gab in derselben den Murney zu seiner ersten Gastrolle. Wir haben diesen Sänger schon vor einigen Jahren gesehen und damahls seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren lassen. Indessen hat sich an ihm das Sprichwort bewährt, daß Reisen oft mehr Schaden als bessern.

Allerdings ist er ein routinirter Sänger, der sich anständig beträgt; aber bey einem Operisten ist das Organ die Hauptsache, und dieses hat offenbar verloren. Vielleicht bessert es sich damit in den folgenden Vorstellungen, doch wünschen wir dies mehr, als wir es hoffen und erwarten. Die übrige Besetzung ist bekannt. Hr. Vogl (Oberprie-ster) zeigte sich seines Rufes würdig in dieser für ihn geschriebenen Rolle; Dlle. Bio (Myrrha) war brav und erhielt Beyfall; Mad. Lemberk (Elvira) befriedigte nur im deklamatorischen Theile, sie schien uns nicht gut bey Stimme. Hr. Siebert (Saka) gefiel uns nicht.

Am 10. May gab Hr. Gerstäcker den Tamino in Mozart's Zauberflöte zu seiner zweyten Gastrolle. Die erste Arie gelang ihm gut, weit weniger das Recitativ, was wir erst vor kurzem durch Hrn. Wild so herrlich vortragen hör-ten. In den Ensemblestucken konnte seine schwache Stimme nicht durchgreifen; der Beyfall war nichts weniger als enthusiastisch. Die treffliche Darstellung der Pamina durch Dlle. Wilhelmine Schröder ist bekannt, sie wurde nach dem Duette: bey Männern u. s. w. mit Hrn. Forti, der mit besonderer Laune diesen Abend spielte, gerufen und überhaupt sehr beklatscht. Das Ganze ging gut.

Am 7. May wurden im Theater an der Wien zum ersten Male gegeben: Der Baron Martin, Posse in einem Aufzuge, frey nach dem Französischen von Freyherrn von Biedenfeld, hierauf die Feuer-Nelke, große romantische Feen-Pantomime in zwey Hauptabtheilungen von der Erfindung des Hrn. Balletmeisters Horschelt, Musik vom Grafen von Gallenberg und Kapellmeister Riotta, neue Decorationen von Hrn. Neefe. Die Vorstellung fand zum Vortheile des Hrn. Horschelt Statt, der durch das ubervolle Haus für seine Anstrengung belohnt wurde. Gehen wir das Einzelne durch, so stoßen wir zuerst auf die Posse, die wirklich ein Stein des Anstoßes ist. Ein Hauptmann will seine Braut prüfen und in ihrem Hause als Bedienter unter dem Nahmen Martin sich einschleichen; sein Plan wird verrathen und man beschließt, ihn zum Besten zu haben, wenn er erscheint. — Man sieht, daß der Anfang eben nicht neu ist. — Nun aber kommt ein wirklicher Bedienter, der in der That Martin heißt, ein überaus platter Schurke, durch Zufall eben in das Haus, wird für den Hauptmann angesehen, zu Tische gezogen u. s. w. geräth mit dem wahren Hauptmann in Streit, wird entlarvt und das Stück schließt mit einer Heirath, wie man eben leicht errathen kann. Dies der Stoff. Die Bearbeitung ist mit derben Scherzen gewürzt, sonst aber ganz ohne Verdienst. Der wahre Martin (Hr. Neubruck) vermehrte die vorhandenen Unschicklichkeiten durch manche improvisirt seyn sollende Witz und wurde fade und langweilig. Wir hör-ten die Benennungen Ochse, Esel u. s. w., sahen pobelhaft Ohrfeigen austheilen, und müssen zur Ehre unseres Publikums bemerken, daß es nicht der bessere Theil der Zuschauer war, der diese Plattheiten beklatschte und Hrn. Neubruck am Schlusse hervorrief.

Die Pantomime ist verdienstvoll und zeigt von den Talenten des Hrn. Horschelt, der seine Stoffe geschickt wählt und uns die Feenwelt im glänzenden Spiegel vorführt. Hymetto, der Blumengenius, hat der Fee Rodomante eine Nelke geschenkt, die sie verjüngt, sobald sie die Blüthe derselben pflückt, nur soll sie diese Zauberkraft nie dazu verwenden, ein liebend Paar zu trennen. Noch bleibt eine Blüthe und die Fee liebt den Prinzen Astolfo, der eben auf dem Punkte steht, die Prinzessin Sidonia zu heirathen. Die Leidenschaft siegt, sie lockt den Prinzen in ihren Zauberpallast, schon wankt seine Treue, da entreißt ihr der Genius die Nelke, sie bricht ihren Stab, stirbt, die Liebenden werden vereint. Man sieht, daß der Stoff auf wahrhaft poetischen Elementen begründet ist und den Reichthum der theatralischen Ausschmückung zu entfalten gestattet, auch wirklich entfaltet. Dennoch fehlt die Klarheit, und mit derselben auch das lebhafteste Interesse, besonders in der ersten Abtheilung; die Exposition ist durchaus nicht vollständig, was wir sehr bedauern, weil es dem Werke schadet. Hierzu gesellen sich hie und da Längen, was den Enthusiasmus besonders am Schlusse minderte. Indessen ist die Ausstattung reich, für die Schaulust so verschwenderisch gesorgt, einige Gedanken

so überraschend, daß dieses Ballet gewiß die Menge anziehen und ein Kassestück werden wird. Wir heben folgende Momente vorzüglich heraus: Das Turnier, welches einen imponirenden Anfang macht; die Tarantella, die sich frisch und lebendig bewegt; der Augenblick der Verjüngung, der über die Massen überraschend und anziehend ist; das Verschwinden der Rodomante unter ihren Nymphen, in deren Mitte sie dann recht kunstreich gruppiert wieder erscheint, und das liebliche Spiel Hymetto's, der uns jedoch nur zu sehr an den Cupido erinnert und dadurch etwas heterogen wird. Die Dekorationen sind sehr hübsch, besonders fielen uns eine Landschaft, die zwey Palläste der See und die Schlußveränderung auf, deren Pracht aber für die stets nach nie Gesehenem strebende Menge weniger ansprechend wird. Die Darstellenden zeichneten sich aus. Angioletta Mayer (Sidonia) in der pantomimischen Scene des zween Aufzuges, Therese Heberle (Rodomante) in verschiedenen Tanzstücken, Katharina Wirdisch (Astolfo) in Haltung und Geberdenspiel und besonders die kleine Walloph als Hymetto. Hr. Horschelt wurde mehrmahl gerufen, so auch Hr. Neefe, der einmahl mit Hrn. Koller, dem sehr kunstreichen Maschinisten, erscheinen mußte. Auch macht das richtige, elegante Kostume den Talenten des Hrn. Lucca Piazza Ehre und wirkt trefflich zum Ganzen; besonders darf in Hinsicht dieses Zusammenwirkens dessen zweckmäßige, vollkommen gelingende Anordnung, durch welche die Kleiderverwandlung an sieben Personen zugleich mit der allgemeinen des Theaters bewirkt wird, nicht ungerühmt bleiben. Was die Musik anbelangt, die bey einem Ballete nur immer Nebensache ist, haben die beyden Tonsetzer das Ihrige gethan. Die erste Abtheilung, welche, wie die beyden ersten Tanzstücke der zweyten Abtheilung, vom Grafen Gallenberg ist, biethet viele schöne Melodien dar und spricht an, obgleich hie und da die Charakteristik nicht genug beachtet zu seyn scheint. Kunstgerechter ist die Arbeit des Kapellmeisters Riote, die mehr interessirt und den Situationen vollkommen entspricht.

Am 9. May machte Hr. Hajzinger, dessen wir in diesen Blättern schon erwähnt haben, seinen ersten theatralischen Versuch daselbst. Er trat als Gianetto in der Diebischen Eister von Rossini auf und stellte sich mit glänzendem Erfolge in die Reihe der Tenoristen. Seine Stimme ist wohlklingend, lieblich, von bedeutendem Umfange, denn er vermag das hohe D anzuschlagen, sein Vortrag schon gebildet und geschmackvoll, seine Fertigkeit groß, seine Intonation immer richtig, seine Aussprache sehr verständlich, alle Vorzüge, die seine Erscheinung angenehm und ihn besonders zum Vortrage Rossinischer Kompositionen sehr geeignet machen. Wir wollen hier keine Vergleichung zwischen ihm und Hrn. Jäger anstellen; sonderbar ist es aber, daß beyde Schullehrer waren, beyde Tenoristen sind, beyde fast auf dieselbe Art begonnen haben. Hr. Hajzinger hat noch in Hinsicht auf Haltung und Stellung viel zu bestiegen, vom Spiele wollen wir hier nicht sprechen, wir hoffen, daß er sich in jeder Hinsicht thätig verwenden und die erhaltene Aufmunterung ganz zu verdienen suchen wird. Das Publikum lohnte seine Bemühungen mit vielem Beyfalle, ließ ihn mehrere Stücke wiederhohlen, rief ihn nach jedem Akte hervor und beklatschte jede gelungene Stelle. Ull. Canzi gab die Ninette zu ihrer letzten Gastrolle; sie sang mehrere Sachen recht artig, z. B. die erste Kavatine, Schade, daß sie nicht immer ganz richtig intonirte. Sie erschien am Schlusse und dankte mit kurzen Worten.

Modenbild XX.

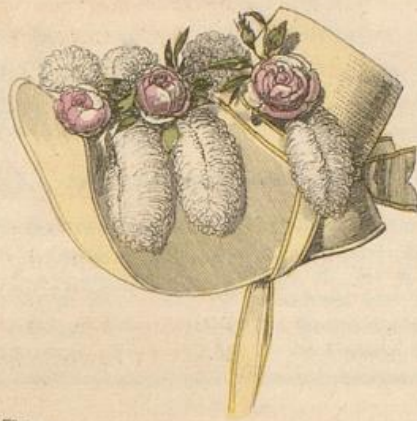
1. Gaze-Hut mit Blonden und Blumen verziert.
2. Strohhut mit Rosen und Marabout.
3. Krepp-Hut mit Blumen.
4. Hut von Gros-de-Naples.
5. Basshut mit Gaze und Blumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

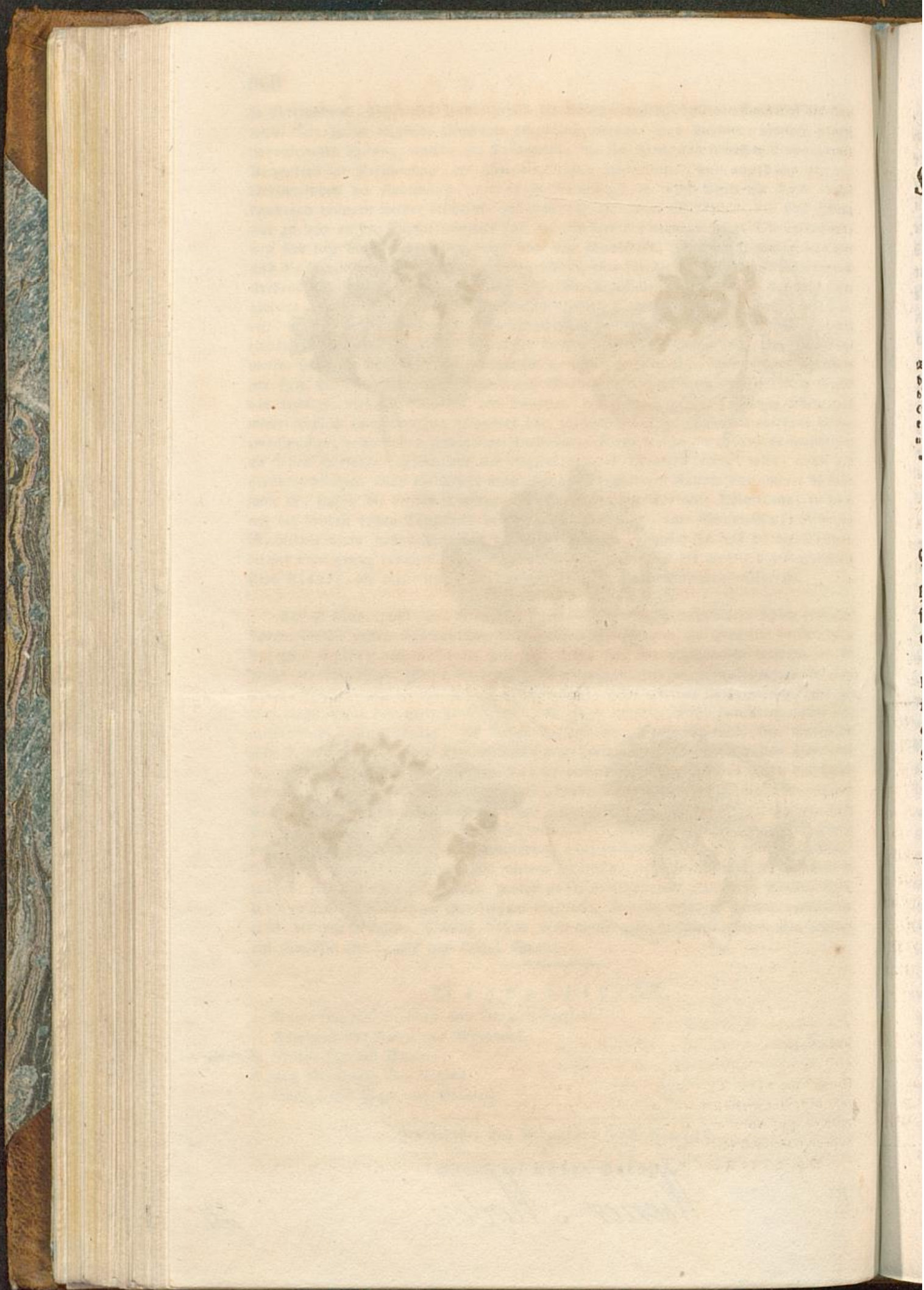
en
en
der
das
cht
och
io:
See
em
In:
he:
f ch
dy:
abl
cht
ind
Ten
ing
un:
ens:
he,
r g
ak:
ici:

hnt
ie:
die
Im:
ges
ehr
ers
ine
pde
en.
om
itig
bli:
ver:
lle.
tig,
ten



In Stahl.

En Stahl, cc.



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 19. May 1821.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modentib, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertheil. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Graub (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 2108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Selenographische Beobachtungen.

Von J. J. Littrow.

Nachdem wir uns in dem Vorhergehenden mit den mannigfaltigen Verhältnissen des Mondes zu unserer Erde und zu den andern Planeten beschäftigt haben, wollen wir jetzt diesen uns so nahen Himmelskörper selbst etwas näher zu kennen suchen.

Die Oberfläche des Mondes ist, wie jeder weiß, der ihn auch nur mit bloßen Augen etwas näher betrachtet hat, mit Flecken aller Art gleichsam übersät, deren die einen durch ein helleres Licht, als die übrige Fläche, sich auszeichnen, während die andern in ein mehr oder weniger tiefes Dunkel, gleichsam in einen Schatten, gehüllt sind. Da wir, mit oder ohne Grund, einmal gewöhnt sind, alles auf uns selbst zu beziehen, und überall Ähnlichkeiten aufzusuchen, und sie selbst dort zu finden, wo sie nicht sind, so kam man sehr bald auf den Einfall, jene Flecken mit unsern Bergen, Thälern, Meeren und Flüssen zu vergleichen. Diese Idee führte zuerst Hevel, oder Hevelke, der berühmte astronomische Bürgermeister von Danzig, aus, der den Mond viele Jahre durch zum besondern Gegenstande seiner Beobachtungen gemacht, und endlich im Jahre 1647 eine große Mondskarte mit einem ganzen großen Folioband von Erklärungen derselben herausgab. Bey dem Anblick dieser Karte glaubt man die Abbildung eines Theiles unserer Erde vor sich zu haben. Da gibt es unter den Ländern des Mondes ein Aegypten, Arabien, Mauritanien, Persien, Sychien u. s. w., unter den Inseln ein Maltha, Kreta, Sardinien, Rhodus, unter den Bergen einen Atna, Sinai, Libanus, Tabor, Olymp u. s. w.

Allein, wie es den Dingen hier unten zu gehen pflegt, so ging es auch bald mit jenen im Monde. Anfangs suchte man nichts, als Ähnlichkeiten des Mondes mit der Erde, und fand sie auch in einem solchen Grade, daß es am Ende schwer geworden seyn würde, den einen dieser Körper von dem andern zu unterscheiden. Und bald darauf, als man sich von seinem Enthusias-

mus etwas erhohlt hatte, und die Sache etwas näher zu betrachten anfing, fand man beynahe gar nichts von alle dem, was man früher doch so deutlich gesehen hatte. Der Mond war nun plötzlich ganz verschieden von unserer Erde, und alle jene Berge, Inseln, Meere, und was noch dergleichen früher dort gelegen hatte, verschwand nun, selbst bis auf ihre Rahmen. Man ging offenbar, wie dieß nur zu oft geschieht, auch auf dieser Seite wieder zu weit, indem man von einem Äußersten zu dem andern übersprang, und erst später wieder auf die goldne Mittelstraße, auf die Bahn der Wahrheit zurückkam. Da nun weder Länder, noch Meere, noch Berge auf dem Monde seyn sollten, und doch die Flecken, die er jedem, auch dem unbewaffneten Auge, nur zu deutlich zeigte, einmahl nicht weggebracht werden konnten, so mußten sie doch auch einen Rahmen erhalten, wenn man von ihnen sprechen wollte. Die Benennungen unserer alten und neuen Geographie sollten nun einmahl nicht mehr passen, und man war lange um andere angemessenere verlegen, ohne sie zu finden. Der Vorschläge dazu gab es genug, unter denen sich besonders der eines spanischen Astronomen auszeichnete, der jene Flecken des Mondes mit den Rahmen unserer Heiligen belegte, und um keinem derselben zu wenig zu thun, beynahe den ganzen Kalender erschöpfte. Dieser Einfall mag endlich dem berühmten Riccioli Gelegenheit gegeben haben, für die bisherigen Berge, Meere, Inseln und Länder des Mondes die Rahmen der bekanntesten Astronomen und Philosophen zu substituiren, ein Vorschlag, der, man weiß nicht recht warum, den Beyfall aller übrigen erhielt, und bis auf unsere Tage beygehalten wurde. Seitdem wimmelt es im Monde von denselben Weltweisen und Naturforschern, von denen man hier unten längst keine Spur mehr sieht, und man bemerkt da einen Newton, Kepler, Kopernikus, Leibniz, Tycho, Galilei, Halley, neben den alten Pythagoras, Eratosthenes, Anacharsis, Plato, Aristoteles in liebevoller, vertrauter Eintracht neben einander stehen, bis herab auf den Rabbi Levi, und den Herrn Riccioli selbst, der sich auf seiner neuen Karte sehr bescheiden mit Nr. 1 bezeichnete, und mit jenen alten und neuen Philosophen Arm in Arm auf der Asphodeloswiese spazieren geht.

Wenn also der erste Gebrauch der Fernröhre, kurz nach der Erfindung dieser herrlichen Werkzeuge, uns den Mond als einen unserer Erde ganz ähnlichen Körper zeigte; wenn unsere Vorgänger auf der Oberfläche desselben Berge, Meere, Inseln, Felder, Wälder und Sümpfe, wenn sie gleichsam unsere Erde selbst wie in einem Spiegel zu sehen glaubten, so zeigten die später vervollkommneten Fernröhre, daß jener Körper mit dem, welchen wir bewohnen, beynahe ganz und gar keine Ähnlichkeit habe, daß es ihm an Wasser und an Luft fehle, daß er ein nacktes, unfruchtbares, trockenes Felsengerippe sey, auf welchem weder Leben, noch Vegetation, noch Bewegung, sondern nichts als ewige Ruhe und tiefe Grabesstille herrsche, kurz als einen Weltkörper, der sich entweder selbst schon überlebt hat, und jetzt als unbrauchbarer Schlacken herausgeworfen ist aus der Reihe bewohnter und bewohnbarer Welten, oder daß er in einer Art von Verpuppung einem neuen, besseren Leben, einer künftigen Auferstehung entgegen schlummert.

Bey dieser letzten Meinung blieb man lange stehen, bis endlich, erst in unsern Tagen, eine neue Verbesserung der Fernröhre uns zeigte, daß auch

hier, wie beynahе überall, die Wahrheit in der Mitte liege, und daß der Mond zwar im Ganzen der Erde ähnlich sey, aber dem ungeachtet wieder in vielen Dingen sich wesentlich von ihr unterscheide.

Ehe wir es aber versuchen, mit unsern Fernröhren die Oberfläche des Mondes etwas genauer zu betrachten, wollen wir, alle Täuschungen der Imagination zu vermeiden, zuerst sehen, was wir von diesen Fernröhren mit Recht erwarten können.

Einer der schönsten Flecken des Mondes ist der, welchem Riccioli den Nahmen Plato gegeben hat. Er ist beynahе kreisförmig abgerundet, und sein Durchmesser ist, nach Schröters genauen Messungen, nahe zehn deutsche Meilen groß. Diesen Flecken kann man mit einem Fernrohre, welches nur zehnmal vergrößert, schon sehr deutlich erkennen, da er uns unter einem Winkel von nahe 40 Sekunden im Durchmesser erscheint, woraus folgt, daß man mit einer zweyhundertmaligen Vergrößerung, Gegenstände des Mondes, welche nur eine deutsche Meile im Durchmesser haben, ebenfalls deutlich sehen müsse. Solche Gegenstände sind aber die meisten unserer großen Städte, daher wir diese, wenn wir sie aus dem Monde betrachten könnten, mit einem Fernrohre das zweyhundertmal vergrößert, auf der Erde deutlich bemerken müßten.

Allein unsere neuesten Fernröhre ertragen eine noch viel stärkere Vergrößerung, und haben überdieß eine Lichtstärke, welche man in demselben Grade bey den früheren Werkzeugen dieser Art vergebens sucht. So las Schröter mit seinem siebenfüßigen Teleskop schon mit einer fünf und neunzigmaligen Vergrößerung in der Entfernung von 1500 Fuß eine ihm unbekante Schrift, deren Buchstaben nur eine Linie groß waren. So erzählt Herschel von einem seiner früheren Teleskope von 18 Fuß Fokallänge, daß er damit in der tiefen Dämmerung die Uhrziffern eines entfernten Thurmes völlig deutlich lesen konnte, während er mit bloßen Augen den Thurm selbst nicht mehr zu unterscheiden im Stande war, was nicht sowohl von der starken Vergrößerung, als von der großen Lichtstärke des Fernrohres kam, welches die Gegenstände ein tausend fünfshundertmal heller zeigte, als mit bloßen Augen. Die später von Herschel verfertigten Teleskope leisteten noch viel mehr; so hatte sein zwanzigfüßiges Fernrohr, mit welchem er seine meisten Entdeckungen gemacht hat, bey einem achtzehnzölligen Spiegel im Durchmesser die Lichtstärke 5600; sein fünf und zwanzigfüßiges bey einem vier und zwanzigzölligen Spiegel die Lichtstärke 9000, und endlich sein Riesenteleskop von 40 Fuß, bey einem acht und vierzigzölligen Spiegel die Lichtstärke von 37000, daher er, wenn in dem letzten einer der größeren Fixsterne eintreten sollte, lange vor dem unmittelbaren Eintritte einen der Morgendämmerung ähnlichen Schimmer im Felde des Fernrohres erblickte, der immer an Helligkeit zunahm, bis endlich der Stern selbst in einem Feuermeere schwimmend, im Glanze der aufgehenden Sonne erschien und den Beobachter nöthigte, sein geblendetes Auge von dem herrlichen Schauspiel plötzlich wegzuwenden, oder, wie wir es bey der Sonne zu thun pflegen, zu gefärbten Gläsern seine Zuflucht zu nehmen.

Mit solchen Teleskopen muß man im Monde selbst die Gegenstände noch deutlich erkennen, die an Größe unsern Kirchen und Pallästen gleich kommen. Es ist daher auch kein Zweifel, daß die Bewohner des Mondes, wenn

es solche gibt, mit den unsern ähnlichen Augen, wenn sie solche haben, und mit jenen Fernröhren, wenn sie solche zu machen verstehen, nicht nur unsere Berge und Städte, sondern auch den schwarzen Faden unserer Ströme erblicken würden, oder die Änderungen, die durch Natur und Menschenhände auf unserer Erde hervorgebracht werden, die Überschwemmungen der Flüsse, den Brand der Städte, die Märsche unserer Armeen, das Vorrücken ihrer Lager, und selbst die Rauchwolken und das Feuer einer Schlacht, die blühende Gegenden in Leichenfelder verwandelt, Dinge, die auch wir wieder im Monde sehen würden, wenn die Geschöpfe, die sich auf ihm befinden, so wie die sublunaren, ihrer übrigen großen Verschiedenheiten ungeachtet, wenigstens darin übereinkämen, daß sie sich einander den Weg vertreten, das Leben verbittern, und sich, auch wo es zu ihrem Unterhalte nicht nothwendig ist, unter einander verfolgen und aufreiben.

Zum Beweise dessen, was man bereits im Monde gesehen hat, sey es mir erlaubt, ein Schreiben Gruithusens im Auszuge mitzutheilen, der ein treffliches Fernrohr von Frauenhofer, und eine seltene Virtuosität des Auges besitzt. „Schon Schröter fand nahe bey dem Flecken Hyginus ein (ausgetrocknetes) Flußbette: ich habe aber drey Arme desselben entdeckt; den einen zunächst dem Flecken Agrippus; der zweyte ist die von Schröter entdeckte Rille, die sich bald hinter einem länglichten Hügelchen zu verbergen scheint, aber durch ein Querthal desselben streicht, und dann mit einem feinen Zuge fast in gerader Richtung der Rille am Hyginus zueilt; der dritte Flußarm endlich liegt zwischen jenen beyden, und ist zuweilen ausnehmend deutlich. Das Ganze ist also ein deutliches Flußbette, das sich mit drey Armen anfängt, und mit einem förmlichen Schuttkegel im Mare Vaporum endiget. Sein Ausfluß in dieses ehemahlige Meer scheint ein Delta zu haben. — Mehr als die Hälfte der Randgebirge haben ganz deutlich gewölbte innere Flächen. — Vor einigen Tagen sah ich in den Apenninen (einem Mondsgebirge) genau eine solche Gestalt, wie sie unsere gut gemachten Alpenreliefs zeigen, und darin viele, Flußbetten ähnliche Rinntäler, die alle südwestlich in den verschiedensten Krümmungen darüber hinab laufen. — Eine neue Entdeckung im Monde scheint mir nicht weniger interessant: nämlich ein ganzes System von sehr kleinen Rundgrübchen um den Kopernikus, die ich vielmahl mit Vergnügen betrachtete. Ein einzelnes derselben möchte etwa 4 bis 500 Fuß haben, und viele liegen in einzelnen kleinen Reihen so dicht an einander, daß sie an mehreren Stellen Hohlwege zu bilden scheinen. Diese systematisch gereihten Grübchen sind sehr vollkommen gebaut, und von einigen gehen gegen Osten hin kleine Wege, andere scheinen ärmlicher gebildet. Besonders fruchtbar scheint hier der Boden, weil er so sehr dunkel bis zum Kopernikus hin aussieht, und wenn sie nicht Vulkane sind, so sind sie Aufenthalt lebender Wesen.“

Das Vorhergehende wird den Lesern vielleicht einiges Vertrauen für das Folgende einflößen, in welchem ich aus den zerstreuten Beobachtungen verschiedener Astronomen, besonders des trefflichen Schröters, eine Art von Topographie des Mondes zu sammeln suchen werde.

(Der Schluß folgt.)

C h a r a d e.

Es sind zwey Sylben, werth
 Dem Herzen, das die Dichtkunst ehrt.
 Wer eine spricht,
 Der weiß wohl etwas nicht;
 Zu oft gesprochen zeigt sie Narren,
 Die sich die Perle selbst verscharren.
 Wenn die Natur vom Schlaf erwacht,
 So zeigt in mannigfacher Pracht
 Die andere der Schöpfung Macht:
 Denn wär' sie nicht, so wäre die Natur
 Nicht schön, der Erdball eine Öde nur.
 Das Ganze sind zwey Sylben, werth
 Dem Herzen, das die Dichtkunst ehrt.

B. . ger.

S k i z z e n a u s P a r i s.

Von G. L. P. Sievers.

Bekanntlich sind die Franzosen, ganz inebesondere die Pariser, große Hundesiebhaber; wer schöne Pudel sehen will, muß nach Paris kommen. Daher ist auch der Hundediebstahl ein Geschäft, welches hier nicht sowohl von einzelnen Individuen, sondern vielmehr von ganzen Innungen getrieben wird. Ist ein Hund gestohlen, so wird er nur dann, wenn (welches freylich in der Regel der Fall ist) der Dieb schon im voraus einen Käufer dazu aufgefunden hat, lebendig verkauft; denn es würde zu gefährlich seyn, sich, wie die hiesigen Hundehändler zu thun pflegen, mit einem gestohlenen Individuum von großer Schönheit (und nur bey einem solchen würde etwa der Gewinn für die Gefahr, entdeckt zu werden, zu entschädigen vermögen) auf einen öffentlichen Platz zu stellen. Gewöhnlich werden die gestohlenen Hunde geschlachtet, das Fleisch an die Schmuddelköße und die Haut an die Gerber oder Kürschner verkauft. Vor jedem Assisenengerichte werden Hundediebstähle gerichtet. Während der letzten Sitzung, wo einer der geschicktesten Hundesehler in Untersuchung gerathen war, gebrauchte ein Weib, welches als Zeuginn gegen denselben auftrat, um die Menge der von ihm gestohlenen und geschlachteten Hunde zu beschreiben, den Vergleich, „die Hunde-Felle hätten bey dem Diebe so hoch gelegen, wie das Schreibbureau des Präsidenten.“

Nicht wahr, meine lieben Leser, euch alle dünkt, den Schneider Beck zu kennen? Er wohnt, meint ihr, im Nachbarhause, oder um die Ecke herum? In der That, wo wäre, von Wien an bis zu Schilda herab, eine Stadt oder ein Dorf vorhanden, wo es nicht einen Schneider Beck gäbe! Aber dennoch irrt ihr: euer Beck ist nicht der meine; ja, alle eure Schneider Becke machen meinen einzigen Schneider Beck nicht aus. Vermöchte ich es nur, euch den Mann in wenigen Zügen so recht treffend zu schildern, wie er noch vor wenigen Minuten leibhaft vor mir gefessen hat, und wie sein Prospektus, der noch jetzt vor mir liegt, ihn selbst schildert! So hört denn. Von Person ist der Schneider Beck ein kleiner Mann; das thut aber nichts zur Sache, denn viele große Männer sind klein gewesen, wie z. B. Cäsar, Camerlan u. s. w. Mit der Sprache will es auch nicht recht heraus bey ihm, wie es gewöhnlich den Leuten zu gehen pflegt, die mehrere Sprachen reden (unser Beck redet, wie sein Prospektus sagt, Deutsch, Französisch und Englisch), ohne eine einzige zu verstehen; das thut abermahls nichts, denn der Mann schneidet nicht mit der Zunge zu (ob nicht auf, das ist eine andere Frage?), sondern mit dem Costumomètre. Da steht er, ohne daß ich es mich versehen habe, auf dem Papiere, der große Nahme der großen Erfindung, von der der Schneider Beck der Urheber ist! Was aber ist dieser Kleidermesser? Ja, wenn ihr das aus dem Grunde wissen wollt, meine neugierigen Leser, so müßt ihr nach Paris kommen und euch an den Hrn. Beck (rue de Richelieu Nr. 35) selbst wend-

den, aber nicht vergessen, hundert funfzig Franken in die Tasche zu stecken, denn diesen Preis hat der auteur auf sein ouvrage (dies sind seine eigenen Ausdrücke) gesetzt. Der erwähnte Prospektus sagt, schlaue genug, mit vielen Worten sehr wenig, das Motto desselben abgerechnet, welches an sich selbst schon ein Prospektus ist, nämlich von der Höhe, von welcher der Erfinder auf seine übrigen Kunstgenossen herabsieht: *Tracer les habits sans le Costumomètre, c'est naviguer sans boussole* („ohne Kleidermesser Kleider zuschneiden, heißt ohne Kompaß schiffen“): so steht an der Spitze der Ankündigung des Hrn. Beck zu lesen! Wer sieht nicht, daß unser Schneiderkünstler eben so gut ein Motto zuzuschneiden weiß, als ein Kleid? Weiter unten heißt es: *Cette invention a aussi pour but d'inspirer aux élèves* (das sind, mit Erlaubniß zu reden, die Schneiderburschen) *le goût de la théorie, si nécessaire en général à la pratique des arts.* Bravo, spekulativer Meister Beck! Ich wette, der ehrliche Mann wird nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern auch noch am Ende einen kategorischen Imperativ, oder eine Wissenschaftslehre der Schneiderkunst erfinden! Im Verfolge des Prospektus kommt es immer besser; sogar die Geometrie muß herhalten. Man höre: *Tracer pour un individu de dimension donnée un habit élégant et commode, M. Christian Beck* (es ist ein Zug im Charakter unsers Schneiderkünstlers, daß er den Namen eines Franzosen, der hier Chrétien seyn würde, verschmäh't, ob er gleich, wie der ganze Prospektus beweist, die Natur eines solchen im vollkommensten Grade angezogen hat) *Pa trouvé à l'aide de la géométrie, science inséparable de l'art du Tailleur* (Hr. Christian Beck hat sie erfunden, die Kunst, einem Individuum ein geschmackvolles und bequemes Kleid zu machen, und zwar vermittelst der Geometrie, einer Wissenschaft, welche unzertrennlich von dem Schneiderhandwerke ist). Wie wird euch dabey zu Muth, ihr übrigen Herren von der Nadel, ihr, die ihr, um zwanzig zu zählen, die Strümpfe ausziehen müßt? Der Prospektus schließt mit folgenden Worten, welche ich zu Gunsten der Schneiderkünstler, welche diese Zeitschrift lesen, und denen außer der Geometrie auch noch die französische Sprache fremd seyn möchte, gleich verdeutschen will: „Da die Lösung des Problems (man sieht, der geometrische Schneidermeister weiß im Tone zu bleiben) einmahl gefunden ist, wer wollte sich noch länger durch ein unförmiges, auf's Gerathewohl und nach dem alten Schlandrian zugeschnittenes Kleidungsstück verunstalten lassen? Jedermann sollte daher (gewahrt ihr hier den Streich, welchen Hr. Beck seinen Kollegen zu verstehen sucht?), ehe er irgend einem Schneider sein Vertrauen schenkte, gehörig nachfragen, ob dieser auch den Kleidermesser besitzt, aber sich wohl in Acht nehmen, damit ein gewisses limitirtes, gänzlich zweckloses, papiernes Maß, dessen sich hin und wieder die Schneider bedienen, zu verwechseln.“ So viel ich endlich aus dem Prospektus klug zu werden vermag, besteht der Kleidermesser aus drey und dreyßig starken pappenen Zollstäben, auf welchen jede mögliche Länge und Dicke einer Person, von der magersten und kleinsten an, bis zur körpulentesten und größten hinauf, angegeben ist. Hat man unter den drey und dreyßig Pappstreifen, welche, nach des Erfinders Versicherung, für jede Länge und Dicke zureichen sollen, diejenigen ausgefunden, welche das Maß der zu bekleidenden Person angibt, so steht auf dieser Streife (wenigstens scheint mir dies aus dem Prospektus zu erhellen) ein im verjüngten Maßstabe entworfenes Modell verzeichnet, nach welchem der Schneider der Person ein vollkommen passendes Kleid zuschneiden kann, ohne ihr selbst das Maß zu nehmen zu brauchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r.

Bey Tendler und v. Manstein ist eine Sammlung kleiner Erzählungen und Novellen unter dem Titel: *Feder-Proben* erschienen, von J. W. Lembergt.

Die anspruchlose Hauptüberschrift und die eigene Erklärung des Verfassers machen strengere Beurtheilung überflüssig. Als flüchtige Geburten müßiger Stunden entsprechen diese Erzählungen ihrem Zweck völlig, denjenigen Lesern und Leserinnen nämlich, welche letztere; sie überdies ohne Bedenken in die Hand nehmen können, und Jes-

dem, der mehr auf historische Form, als innere Verhältnisse und Entwicklungen sieht, angenehme Unterhaltung in müßigen Stunden zu verschaffen. Der Vortrag ist leicht und klar, der Ausdruck mit dem Ton anständiger Konversationsprache übereinstimmend. Am interessantesten mag wohl die achte seyn, die den Titel führt: Der Liebe Kampf mit der Gefahr, auch durch den Charakter des Emissärs hervorstechend. Hiernächst die letzte: Das Erdbeben von Lima überschrieben, wo den Liebhabern des Abenteuerlichen Stoff genug dargebothen wird, die durch Erinnerung an eine große Naturbegebenheit, hier mit einfachen Zügen leicht berührt, noch größeren Reiz gewinnt. Das Neujahrsgeschenk ist etwas kärglich ausgefallen, entspricht aber als Fragment ebenfalls seiner Bestimmung, und trägt außerdem einen Anstrich von Laune, während die Farbe der anderen so ziemlich gleich gehalten ist.

Von demselbigen Verfasser bringt uns zu gleicher Zeit die genannte Verlags- handlung folgendes Lustspiel: Die Brautwahl, in drey Aufzügen, nach Picard. Das Original hat in Paris Glück gemacht, und die Bearbeitung, vor einigen Jahren zum ersten Mal auf dem königl. Theater in Berlin aufgeführt, erhielt dort günstige Aufnahme, die ihr auf andern Bühnen um so weniger entgehen kann, als man die äden Strecken der deutschen dramatischen Literatur noch immer häufig, oft aber auch leichtfertig genug, mit exotischen Gewächsen anzubauen trachtet.

Schauspiel.

Im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore hatte am 11. May die erste Vorstellung von: König Waldemar, oder: die dänischen Schiffer, Singspiel in einem Aufzuge von Hrn. J. B. Caselli, Musik von Hrn. Joseph Weigl, Hofoperndirektor, Statt, worauf ein schottisches Divertissement, eine Auswahl von Tanzstücken aus dem Ballette Emma mit einem neuen, von Hrn. Taglioni komponirten Quartette folgte. Das Singspiel ist durch Stoff und Behandlung sowohl als durch Musik anziehend und gefiel allgemein, was es auch verdiente. Das Sujet gründet sich auf eine geschichtlich wahre Begebenheit, aus welcher schon früher Theaulon ein kurzes Bühnenspiel verfasste, was vielleicht hier als Leitfaden diente. Auf jeden Fall hat der deutsche Bearbeiter das Ganze verständig angelegt, die Musikstücke gehörig vertheilt und durch Kenntniß des Effektes das Publikum zu gewinnen gewußt. Dieses Singspiel wird gewiß überall anspreschen und auch überall willkommen seyn, da die Aufführung keine Schwierigkeiten darbiethet. Der Inhalt ist folgender. Durch eine unvorsichtige Theilung seines Reiches hat Waldemar, König von Dänemark (Hr. Vogl), den Thron verloren und auch sein Leben ist in Gefahr, denn der Usurpator läßt ihn überall aufsuchen. So wandert der Verfolgte, als Harfner verkleidet, am Ufer des Meeres und sucht ein Mittel, nach Jütland zu entkommen, wo er vor Nachstellungen sicher wäre. Harald, sein Freund (Hr. Zeltner), begleitet ihn und eilt auf sein Geheiß in die nächste Stadt, um Nachrichten einzuziehen. Eben feiert Esbern, ein Fischer (Hr. Weinmüller), die Verbindung seiner Tochter Marie (Ule. Bio) mit dem jungen Erich (Hr. Rosner). Unerkannt gelangt der König in die Mitte des freudigen Zuges, dem er als Harfner singen und spielen muß. Den Tanzenden nähern sich Krieger, des Usurpators Befehl: bey Todesstrafe Niemand nach Jütland überzuschiffen, verkündend. Waldemar setzt sich mit ihnen an einen Tisch, doch verrathen ihn seine Züge nicht. Nach ihrem Abzuge begehrt er eine Unterredung mit Esbern, welche Viktor, Erich's jüngerer Bruder (Ule. Thekla Demmer) belauscht. Kaum hat der König sich genannt, so eilt der unbefonnene Junge das Erlauschte überall zu verkünden und die Krieger kehren zurük, den Fürsten, der eben in Erich's Hütte schläft, zu fangen. Schnell überdacht und beschloßen, eilt Erich dahin, nimmt das Barett und den Mantel des Königs, um sich damit zu verummnen und die Soldaten zu täuschen, und wird statt Waldemar wirklich abgeführt. Esbern, seine Aufopferung verkennend, hält ihn für einen Verräther des Landesfürsten und will von der Heirath nichts mehr wissen; da erscheint aber der wach gewordene König an der Thüre der Hütte, die Großmuth Erich's liegt jetzt am

Tage, der Belauscher Viktor, seine Unvorsichtigkeit bereuend, will den Herrscher mit eigener Gefahr nach Jütland führen, da kehren indeß die Krieger wieder zurück, mit ihnen Erich und Harald, England hatte sich gegen den Usurpator und das Volk für den rechtmäßigen, allgeliebten König erklärt, welcher den Thron wieder besteigt und den todteten Erich zur Belohnung zum Ritter schlägt; dieser heirathet dann Marien. Reichhaltig ist der Inhalt, wie das Vorhergehende beweiset, die Situationen bieten Interesse dar und sind der Zeit angemessen. Die Musik verdient alles Lob, sie ist lieblich und deklamatorisch zugleich, die Anlage und der Zuschnitt der Stücke ausgezeichnet gut, vieles wahrhaft originell und die Instrumentirung trefflich. Weniger wollte uns die aus mehreren Thematn der Operette zusammengesetzte Ouvertüre und die Introduction (A-dur) gefallen. Dagegen ist der Chor (C-dur), unter welchem die Hütten der Liebenden geschmückt werden, und der stets im Pianissimo gehalten ist, vorzüglich, was auch das Publikum erkannte und ihn wiederholt lieh. Das Duett zwischen Marien und Erich (B-dur) ist sehr melodisch und durch die Führung der Stimmen ausgezeichnet. Nach dem Volksliede mit Chor (B-dur) kommt ein herrliches Duett zwischen Waldemar und Esbern, was allgemein entzückte. Die darauf folgende Arie Erich's (G-dur) ist sehr schön und wurde von Hrn. Kosner so gut vorgetragen, daß sie wiederholt werden mußte. Energisch ist der Chor in D-dur, der zunächst kommt, und gut gehalten Mariens Arie in B-dur, auch glänzt das Finale von vielen Schönheiten. Hr. Weigl, den vielfacher, rauschender Beyfall während der Vorstellung, belohnte, wurde am Schlusse einstimmig gerufen. Nebst dem Werthe des Werkes trug allerdings die klassische Darstellung sehr viel zum Gesingen desselben bey. Hr. Vogl war ganz an seinem Plage, herrlich schimmerte der König durch die Gewänder des Harfners und eben so eindringend klangen die lieblichen Töne seiner Stimme. Herr Weinmüller unterstützte ihn würdig und war besonders im Spiele bewundernsworth. Der Moment, wo er sagt, daß er wieder jung wird, erwarb ihm rauschenden Beyfall. Hr. Kosner zeichnete sich in Gesang und Spiel vortheilhaft aus, er hat recht erfreuliche Fortschritte gemacht. Ule. Bio that sich als Sängerin eben so sehr, wie Ule. Thekla Demmer als Schauspielerinn hervor, und so entstand, da Chor und Orchester sehr lobwürdig mitwirkten, eine die Hofbühne zierende Darstellung. Das Publikum war ungemein befriedigt.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des K. K. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Bignonia longissima*. Langfrüchtige Trompetenblume. Aus Westindien.
- Capparis mariana*. Marianische Kapper. Von den marianischen Inseln.
- - *tenuisiliqua*. Dünnsrüchtige Kapper. Von Amerika.
- Houstonia coccinea*. Scharlachrothe Houstonie. Von Mexico.
- Malpighia urens*. Brennende Malpighie. Vom wärmeren Amerika.
- Myrtus Pimenta*. Pfefferartige Myrthe. Aus Westindien.
- Mahernia incisa*. Eingeschnittene Mahernie. Vom Kap.
- Psoralea odoratissima*. Wohlriechende Psoralea. Vom Kap.
- Rhododendron ponticum*. Pontischer Alp Balsam. Vom Orient.
- Sisyrinchium Bermudianum*. Bermudischer Schweinsrüffel. Von den Bermudischen Inseln.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 22. May 1821.

61

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey W. Graub (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und n. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Selenographische Beobachtungen.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

Schon der erste Anblick des Mondes zeigt, daß dieser Körper mit Bergen und Thälern aller Art, wie mit Thautropfen ein Blumenfeld, dicht übersät ist. Daß sie wirkliche Berge sind, lehrt schon der bloße Anblick, auch zeigen bereits mittelmäßige Fernröhre den Schatten derselben, der immer auf der der Sonne entgegengesetzten Seite steht, und desto länger ist, je niedriger die Sonne für diese Berge steht, und endlich ganz verschwindet, wenn die Sonne sich beynähe senkrecht über ihre Gipfel erhebt.

Das auffallendste bey diesen Mondgebirgen ist ihre erstaunliche Höhe. Einige derselben übertreffen selbst die höchsten Berge unserer Erde, obgleich die ganze Masse des Mondes gegen die der Erde so gering ist. Man hat Berge im Monde entdeckt, die eine Höhe von fünf und zwanzigtausend Fuß haben, während der Chimborazo, der höchste Berg unserer Erde, etwa den noch wenig bekannten Himilaja ausgenommen, noch nicht zwanzigtausend Fuß hat, so daß also die Mondberge, im Verhältniß zu dem Durchmesser beyder Weltkörper, wenigstens fünfmal so hoch sind, als die der Erde.

Diese Mondgebirge sind nicht alle von gleicher Art. Man kann sie am einfachsten in zwey Gattungen theilen, deren die erste eigentliche Bergaderen, und die zweyte abgesonderte Ringgebirge enthält. Von beyden Gattungen findet man auf unserer Erde nur wenig Ähnliches.

Die größten Bergaderen sieht man bey Tycho, Kepler und Kopernikus. Ein Punkt, ein großer Bergrücken, erhebt sich weit über die Oberfläche des Mondes, und von ihm stürzen nach allen Seiten Ströme von Bergen herab, wie die Lichtstrahlen aus der Sonne.

Die Ringgebirge im Gegentheile stehen meistens nahe zusammenhängend in einem oft sehr vollkommenen Kreise, dessen innere Fläche, die oft viele deutsche Quadratmeilen enthält, meistens eben ist, und im Mit-

telpunkte einen einzelnen spiz zulaufenden Berg trägt. Diese Bergwalle sieht man überall auf der Oberfläche des Mondes zerstreut. Zwey der merkwürdigsten sind bey Plato und Eudorus.

Der Kern, der Brennpunkt der Bergadern, gehört zu den höchsten Gebirgen des Mondes; niedriger sind gewöhnlich die Ringgebirge, die selten über sieben bis achttausend Fuß betragen; noch niedriger sind die in der Mitte der Ringgebirge sich befindenden Centralberge. Die niedrigsten von allen endlich sind jene Berge, welche gewöhnlich in mehreren Gruppen in den Ebenen mannigfaltig unter einander verästet fortziehen, und deren Höhe selten vierhundert Fuß erreicht.

Am besten wird man die Berge des Mondes kennen lernen, wenn man ihn zur Zeit seiner sogenannten Viertel mit einem Fernrohre betrachtet. Im Vollmond steht die Sonne fast gerade über der Mitte der Scheibe des Mondes, und man kann keinen Schatten der Berge sehen, weil keiner da ist. Am Rande des Mondes ist zwar zur Zeit des Vollmonds der Schatten der Berge sehr groß, aber er liegt auf der uns abgewendeten Seite des Berges, ist also ebenfalls für uns unsichtbar. Im Neumonde endlich erscheinen uns die Schatten in einer zu sehr verkürzten Projektion auf der krummen Oberfläche des Mondes, um gut bemerkt zu werden, da im Gegentheile bey den beyden Vierteln die Sonne für die Mitte der Scheibe eben auf- oder untergeht, und dadurch die Schatten der Berge am größten und deutlichsten zeigt.

Vorzüglich merkwürdig scheinen die oben angeführten Ringgebirge des Mondes zu seyn. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie alle vulkanischen Ursprungs sind, und daß überhaupt in jener Vorzeit, an welche unsere Menschengeschichte nicht reicht, Revolutionen und Katastrophen auf dem Monde Statt gehabt haben, gegen die unsere heftigsten Erdbeben nur sehr schwache Bilder sind. Der innere Raum, welchen diese Ringgebirge einschließen, ist gewöhnlich nicht eben, sondern sehr vertieft und kugelförmig ausgehöhlt. Dieß erkennt man deutlich aus den starken und langen Schatten, welchen diese Ringgebirge werfen, und die an der innern Seite derselben viel beträchtlicher sind, als an der äußern. Einige dieser ringsum von einem Gebirgswalle eingeschlossenen Höfe sind sehr groß, man bemerkt unter ihnen mehrere, deren Durchmesser fünfzehn bis zwanzig Meilen haben. Diese Vertiefungen sind den Kratern unserer Vulkane sehr ähnlich, nur viel größer. So hat der Krater unsers Ätna 4000 Fuß zum Durchmesser seiner größten Öffnung, oder nahe den sechsten Theil einer deutschen Meile, während der Krater des Ringgebirges im Monde, welches unter dem Nahmen des Kopernikus bekannt ist, volle sieben deutsche Meilen im Durchmesser hat, also in seiner Oberfläche über eintausend siebenhundertmahl größer ist, als jener. Da übrigens der größte Theil dieser sonderbaren Ringgebirge eine durchaus regelmäßige Form hat, so scheinen sie alle eines gemeinschaftlichen Ursprungs, und die Folge einer Revolution zu seyn, die sich zu derselben Zeit über die ganze Oberfläche des Mondes erstreckte, nach welcher allgemeinen Katastrophe vielleicht Jahrhunderte durch die zerstörenden Kräfte nicht ganz zur Ruhe kamen, und da und dort noch ihr Daseyn durch kleinere Verwüstungen äußerten, daher man die im allgemeinen sehr regelmäßig gebildeten Bergwalle wieder durch spätere Ausbrüche häufig gespalten und zerrissen sieht. Die einzelnen, in der Mitte

dieser Höfe sich erhebenden spitzigen, Kegelförmigen Berge, deren ich oben erwähnt habe, scheinen ein charakteristisches Kennzeichen dieser Ringberge zu seyn, da sie in keinem derselben fehlen, obschon sie in mehreren viel kleiner sind, und mehr durch innere chemische Kräfte aufgeblähten Blasen, als wirklichen Bergen gleichen, weil dort wahrscheinlich die Eruption zu schwach war, und bloß die Oberfläche des Mondes erhob, ohne sie zu durchbrechen.

Eine andere Merkwürdigkeit, wodurch sich die einzeln stehenden Vulkane des Mondes, deren Zahl sehr groß ist, vor denen unserer Erde auszeichnen, ist die, daß die meisten derselben nicht völlig isolirt, sondern unter einander durch meistens gerade Linien oder Streifen verbunden sind, welche, nach Schröter, die unterirdischen Kanäle bezeichnen, durch welche die innere Gährung ihren Weg nahm, um an verschiedenen Stellen, wo sie sich am meisten anhäuften, auszubrechen, und förmliche Vulkane zu bilden.

Daß auch in den spätern Zeiten noch durch gewaltsame chemische Prozesse Veränderungen auf der Oberfläche des Mondes bewirkt werden, beweist der einfache Anblick der Mondskarten von Hevelius und Schröter. Die letztern enthalten viele Flecken, kleinere Gebirge und Einsenkungen, welche in den ersten nicht vorkommen, und im Gegentheile, manche andere, die Hevelke aufgenommen hat, und die in seinen Karten zu groß und zu deutlich gezeichnet sind, um selbst einem minder geübten und sorgfältigen Beobachter, als Schröter, zu entgehen, fehlen doch gänzlich in den Karten des letztern. So sah Hevelke von den beyden großen Höhlen, welche sich im Helikon befinden, nur die eine, obschon die andere, die Schröters Karte enthält, hart an der ersten liegt, und an Größe und Deutlichkeit jener nicht nachsteht.

Nach Schröters Messungen soll die von den Mondsvulkanen rings um ihre hohlen Krater herausgeworfene Erde genau so viel betragen, als nöthig ist, jene Höhle wieder auszufüllen, woraus folgen würde, daß diese Wälle, welche jene Krater umgeben, durch nichts anders, als eine gewaltsame Eruption entstanden seyn können; daß ferner diese Ringgebirge größten Theils auf einmahl entstanden sind, weil mehrere in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten Statt habende Ausbrüche nie so regelmäßige Wallgebirge gebildet haben würden, und endlich, daß die durch die innere Gährung auf die Oberfläche des Mondes geschleuderte Masse sich in keinem flüssigen Zustande befunden hat, weil sie nicht, wie die Lava unserer Vulkane, sich auf viele Meilen herab stromweise ergossen, sondern nur in der Nähe der Öffnung ringsum sich wallförmig angelegt hat.

Für diese Trockenheit der Mondsmasse sprechen überhaupt, außer dem bloßen Anblicke derselben, der sich uns wie ein trockner Gyps- oder Schwefelguß mit unzähligen Blasen besät, darstellt, noch viele andere Erfahrungen. So konnte Schröter, seiner starken Fernröhre ungeachtet, nirgends die kleinste Fläche am Monde finden, die vollkommen eben ist, ein Beweis, daß es dort keine Meere, und überhaupt keine Wasserbehältnisse geben kann, da uns diese durchaus nur als eine Ebene erscheinen müßten. Diejenigen Stellen, welche mit schwächeren Fernröhren noch als eben erscheinen, zeigen, sobald man stärkere Vergrößerungen anlegt, in allen ihren Punkten die mannigfaltigsten Abwechselungen von Streifen, Thälern, Farben u. dgl. Eben so wenig können die häufigen Verbindungslinien, welche man zwischen den

isolirten Bergen bemerkt, für eigentliche Flüsse gelten, wofür man sie wohl früher gehalten hat, denn man bemerkt an keinem derselben Seitenadern, wodurch dem Hauptflusse sein Wasser zugeführt werden sollte, und sie stehen oft mit tiefen Abgründen in Verbindung, in welchen wir wieder nichts, als Unebenheiten, und keinesweges etwas unserem Wasser ähnliches entdecken. Diese Thäler, diese Kanäle, diese vielleicht seit Jahrtausenden ausgetrockneten Flußbeete, oder wie man sie nennen will, gehen nicht nur durch jene ungeheuren Schluchten, sondern oft selbst mitten durch die Krater der Vulkane durch, ja sie durchbrechen ganze Systeme von Gebirgen, und setzen auf der andern Seite derselben ihren Lauf ungestört in der alten Richtung fort.

Wenn es daher, wie es sehr wahrscheinlich ist, auf dem Monde an Wasser gänzlich fehlt, so scheint er auch keine ihn umgebende Luft, keine Atmosphäre zu haben, eine Meinung, die in unsern Tagen beynähe allgemein angenommen ist. Wenigstens kann man den Satz umkehren und behaupten, daß der Mond, wenn er keine Atmosphäre hat, auch kein Wasser habe könne, weil z. B. die Meere der Erde, wenn denselben die sie umgebende Atmosphäre entzogen würde, schon längst verdunstet seyn würden. Es wäre also noch zu untersuchen, ob dem Monde die Atmosphäre in der That fehle, um daraus zu schließen, daß er nichts, als ein öder, trockener, unbewohnter Felsen ist, der zu aller Vegetation und zu allem Leben völlig untauglich seyn muß.

Allein so sehr sich auch die Meinungen der Astronomen dahin zu vereinigen scheinen, diesem unsern Begleiter das nothwendigste von allen Bedürfnissen, die ihn umgebende Luft, abzusprechen, so glaube ich doch, etwas weniger hart mit ihm verfahren zu müssen, weil die Gründe, welche man gewöhnlich für die Nichtexistenz der Monds-Atmosphäre anführt, doch noch mancher Beschränkung fähig sind.

Denn wenn wir erstens keine Meere und Flüsse auf ihm sehen, so folgt daraus noch nicht, daß auch keine dort sind, sie könnten ja nur so klein seyn, daß wir sie in der Entfernung von 50000 deutschen Meilen nicht mehr gut erkennen.

Ferner setzen die Revolutionen, die der Mond in der Vorzeit erlitten hat, und noch leidet, das große Ugens, durch welches die Natur solche gewaltsame Eruptionen hervorbringt, nämlich das Feuer voraus, und wo Feuer seyn soll, muß auch Luft seyn, wenigstens eine feine Luft.

Die Abwesenheit der Atmosphäre wollte man aus dem Mangel aller Dämmerung ableiten, die man auf dem Monde nicht bemerkt hat. Wenn bey der viel entferneren Venus z. B. der beleuchtete Theil derselben nur nach und nach, durch allmähliche Abstufungen in die eigentliche Nachtseite übergeht, was offenbar eine Folge der die Venus umgebenden Luft seyn muß, so tritt im Gegentheile bey dem Monde der beleuchtete Theil plötzlich und ohne alle Abstufung in den völlig unbeleuchteten über, und Tag und Nacht wechseln dort schnell und unmittelbar, während dieser Wechsel bey uns nur allmählig durch die Morgen- oder Abenddämmerung geschieht, wo die über uns schwebende Atmosphäre noch von der Sonne beleuchtet wird, und die Strahlen derselben auf die Erde reflektirt, die selbst nicht mehr von der Sonne unmittelbar beleuchtet wird, und ohne jene sie umgebende Luft

bereits in die dunklen Schatten der Nacht herabgesunken wäre. — Allein neuere, genauere Beobachtungen haben uns gezeigt, daß es doch nicht an aller Dämmerung des Mondes fehle, und Schröter hat kurz vor oder nach dem Neumonde regelmäßig über die Spitzen der sogenannten Hörner des Mondes hinaus, dieses matte Zwielicht bemerkt, und daraus die Höhe der Atmosphäre des Mondes, die noch stark genug ist, Licht zurück zu werfen, zu achthundert Fuß berechnet, welches nur der dreißigste Theil der Höhe der dämmernden Erd-Atmosphäre ist, die sich bekanntlich gegen fünf und zwanzig tausend Fuß über die Erdoberfläche erstreckt. Auch erscheinen die Mondberge in einem matten Lichte, wenn sie nahe an der Tagesgrenze liegen, wo ihnen die Sonne eben auf- oder untergeht, als wenn sie tief in der beleuchteten Seite des Mondes liegen, etwa so, wie auch bey uns die Sonne, kurz nach ihrem Aufgange, oder bald vor ihrem Untergange mit freyen Augen gut betrachtet werden kann, während sie im Mittag den Beobachter blendet und ihn zwingt, sein Gesicht entweder schnell von ihr wegzuwenden, oder durch gefärbte oder beräucherte Gläser zu beschützen. Endlich bemerkt man auch, ob schon nur schwache, Änderungen an der Oberfläche des Mondes, die unsern Wolken ähnlich sehen. Berge und Flecken ändern ihre Gestalt und Farbe, und der Schatten der ersten scheint zuweilen sogar auf die Seite zu fallen, auf welcher die Sonne steht.

Es ist daher wahrscheinlich, daß der Mond allerdings eine ob schon viel dünnere und feinere Atmosphäre habe, als die Erde; eine Atmosphäre, in der wenigstens unsere Pflanzen nicht gedeihen und alle unsere Thiere nicht leben könnten. Wenn dieser, der Mond, Bewohner hat, so müssen sie von uns wohl ganz verschieden, und von einer völlig andern Natur seyn. Vielleicht wohnen sie, wie bey uns die Fische, nur auf dem Boden der Höhlen und Abgründe, wo die Luft durch den Druck der oberen Luft etwas dichter ist, wo sie sich, das blendende Sonnenlicht schouend, zusammendrängen, und die Herrlichkeiten, die ihnen der gestirnte Himmel auf den Gipfeln ihrer hohen Berge darbietet, andern zu bewundern überlassen. Vielleicht fehlen ihnen unsere Sinne gänzlich, und sie besitzen dafür andere, von welchen wir uns keinen Begriff machen können. Wenn es mit ihrer Vegetation etwas traurig aussehen mag, da sie keinen Regen haben, der wenigstens bey uns für die Pflanzenwelt unentbehrlich ist, so werden sie sich in ihren Höhlen dadurch trösten können, daß sie auch das Gebrülle des Donners nicht aus ihrem Schlafe wecken, daß Ungewitter nicht ihre Saaten zerstören und Orkane nicht ihre Häuser und Städte umstürzen können; wenn sie des schönen Anblicks des Regenbogens und der Morgenröthe entbehren, die überhaupt auch bey uns mehr gelobt, als genossen wird, weil wir unsere Betten nicht weniger lieben, als jene guten Leute im Monde, so werden auch ihre Tage nicht durch Wolken und Plazregen getrübt, und so viel sie auch entbehren mögen, was uns unentbehrlich scheint, so viel mögen sie wieder, mit ihren Sinnen und auf ihre Art, genießen, wovon wir keinen Begriff haben, und was sie wahrscheinlich um keinen Preis mit unsern hochgerühmten Genüssen und Vergnügungen eintauschen würden. Mögen wir, die wir, wahrlich nicht wegen unserm Verdienste, den Hauptplaneten bewohnen, immer ein Bißchen stolz auf die Bewohner des bloßen Nebenplaneten herabsehen, und uns besser, stärker oder

Flüger dünken, als sie, die vielleicht mit mehr Recht uns bemitleiden, oder doch unsern eingebildeten Dünkel belächeln. Es mag seyn, daß sie uns in manchem nachstehen, aber eben so wahrscheinlich mag es seyn, daß sie demüthiget, und vielleicht eben deswegen, weil sie uns, wie wir es nennen, nachstehen, viel glücklicher sind, als wir. Wenn wir etwa mehr geistige Kräfte, als sie, besitzen, so werden sie dafür auch von weniger Leidenschaften gefoltert; wenn wir, oder doch manche von uns, ihr Glück in einem thatenreichen, mit Ehre und Schätzen bedeckten Leben suchen, und nicht finden, so genießen sie, die sich vielleicht nur wenig um das Schattenbild des Ruhmes der Gegenwart und Nachwelt kümmern, ein zwar weniger glanzvolles, aber eben deswegen desto ruhigeres, desto innigeres Glück; wenn ihnen etwa die Buchdruckerkunst noch unbekannt ist, so kennen sie dafür auch alle die Mühseligkeiten und Bekümmernisse nicht, die wir dieser Kunst verdanken; wenn sie unsere Dampfmaschinen nicht kennen, so kennen sie dafür auch unsere Kaufarthey- und Kriegsschiffe nicht, mit welchen wir das Verderben unserer selbst entweder in die fernsten Länder führen, oder aus den entlegensten Gegenden uns abhohlen; wenn sie, wie man sagt, das Pulver nicht erfunden haben, so kennen sie dafür auch die Zerstörungen nicht, welche diese Erfindung bey uns anrichtet, und wenn sie endlich mit unserer Rechnung des Unendlichen, mit unserer hyperphysischen Philosophie, und mit unserem thierischen Magnetismus unbekannt sind, so sind sie es dafür auch mit unserer höheren Taktik, mit der wir unser Gleiches zu Tausenden in einer Stunde vertilgen, blühende Länder in Wüsteneyen, und ganze glückliche Gegenden in Leichenfelder verwandeln. Und in der That, wenn wir uns schon einmahl diesen Gegenständen überlassen wollen, wer könnte uns widersprechen, wenn wir behaupten wollten, daß wir so manche, auf der Erde längst verlorne, wahrhaft unschätzbare Dinge einst dort wieder finden werden, den ewigen Frieden, nach dem wir hier vergebens ringen; das goldne Zeitalter, das nur im Andenken unserer Dichter lebt, und endlich die Reinheit und Unschuld der Sitten, die nach Ariostos lieblicher Dichtung schon längst von uns geflohen, und nach dem Mond geflüchtet ist. Wenigstens sind diese Träume ein Beweis von der nahen Verwandtschaft, die zwischen der Sternkunde und der Dichtkunst Statt hat, eine Verwandtschaft, mit deren Betrachtung ich einst eine meiner früheren Unterhaltungen in diesen Blättern begann, wie ich heute die gegenwärtige damit ende.

A n d i c h !

Ob irgend was mein Herz verlange,

Verlangt es dich.

Ein jedes Glück, das ich empfang,

Wird mein durch dich.

Bei froher Stunden Jubelklänge

Denk' ich an dich.

Als Engel mir im ird'schen Orange

Bewährest du dich.

So fest auf mich, so fest und lange

Bau' ich auf dich.

Nie ist um deine Treu' mir bange,
 Ich kenne dich.
 Durch Augen, Stirne, Mund und Wange
 Klar gibst du dich.
 Sey der Verführung gift'ge Schlange
 Stets fern für dich!

Wie Luft zu meines Pulses Gange
 Begehrt' ich dich.
 Einst weilet über Grabes Zwange
 Mein Geist um dich.
 Zur Königin, mit goldner Spange
 Nicht krön' ich dich, —
 Doch Blumen fernern im Gesange
 Nur dich! Nur dich!

Friedrich Freiesfeld.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Wenn man schon das physische Leben für einen erzwungenen Zustand, das heißt, für ein Produkt widerstrebender chemischer Kräfte gehalten hat, so möchte die Tendenz des Komischen, in so fern dieses eine Geburt der Ironie ist, ebenfalls das Erzeugniß eines Kampfes seyn, in welchem der Verstand mit den äußern Verhältnissen befangen ist. Denn von Hause aus und im glücklichen, ungetrübten Zustande zeigt sich der Mensch nichts weniger als komisch, sondern vielmehr absolut ernsthaft. Aus diesem Raisonnement ergibt sich, daß da, wo sich in einem Individuum die höchste Summe satyrischer und komischer Laune offenbart, auch die höchste Summe von gereiztem Unmuth vorfinden muß. Und diese Wahrheit hat sich an vielen Subjekten bestätigt. Bekanntlich war Swift von sehr melancholischer Gemüthsbeschaffenheit, und wem ist die Anekdote von dem berühmten französischen Arlekin Carlin unbekannt, der so sehr hypochondrisch war, daß ihm von einem Arzte, den er, ohne sich zu erkennen zu geben, zu Rathe gezogen hatte, als das einzige Mittel angerathen wurde, den Arlekin Carlin (der er selbst war) zu sehen? Zu dieser Bemerkung hat mir der hiesige Schauspieler Basnage Veranlassung gegeben, welcher sich vor einigen Wochen im Park von Versailles erschossen hat. Basnage war ein Komiker im niedrigen Genre, aber hier von so uner schöpftlicher Laune und Originalität, daß man ihn den Brünnet der Boulevards zu nennen pflegte. Selbst seine intimsten Freunde kennen den Grund nicht, der ihn zu diesem verzweifeln den Schritte veranlaßt hat. Auch der Theaterdirektor Fabrizius, der sich vor einigen Monathen zu Magdeburg entleibt hat, war kein übler komischer Schauspieler.

Der neue Roman der Frau von Gentils, Palmyre et Flaminie, ou le secret, hat bereits die zweite Auflage erlebt, obgleich die Verfasserin in demselben keineswegs der Forderung des Publikums entsprochen hat, „qui“ wie Voltaire behauptet, „veut un vieillissant que nous rajeunissions.“ Das Werkchen treibt sich in dem Zirkel der Lächerlichkeiten herum, zu welchen, im Anfange des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts, das Haschen nach falscher Sentimentalität und gemachtem Enthusiasmus Veranlassung gab.

Der berühmteste deutsche Geiger und der berühmteste deutsche Fortepianospicler (brauche ich zu sagen, daß Spohr und Moschies hiemit gemeint sind?) haben hier Konzert gegeben. Spohr hat als Instrumentalkomponist, besonders unter den hiesigen Musikverständigen, die allgemeinste und dankbarste Anerkennung seines großen, fast möchte ich sagen, klassischen Talents gefunden; als Geiger ist ihm eine zu elegische, bloß passive Weichheit und Mangel an Effekt und Kraft, auch in der äußersten Höhe des Griffbrets ein leichter Anflug von Unreinheit vorgeworfen worden. Meine Mei-

nung stimmt mit diesem öffentlichen Urtheile vollkommen überein. Den tausendfingerigen Moscheles kennt Jedermann; dieser musikalische Briareus könnte den Hamburger Korrespondenten abspielen und er würde Effekt machen. Schon früher in den Carlons geschätzt und bewundert, versammelte er, am 25. Februar, als er zum ersten Male im Theater Favart vor dem Ballete öffentlich spielte, ein glänzendes und zahlreiches Publikum, das ihn mit dem größten Beyfall ehrte. Er spielte ein Konzert aus E-dur, eine Phantasse und die Alexander-Variationen. Zwey tausend Franken kamen von der Einnahme auf seinen Theil, womit er zufrieden seyn kann, da Spohr ungeachtet seines wohlbegründeten Rufes nur 700 eingenommen hatte. Dazu mochte auch beitragen, daß es in Paris mehrere vorzügliche Künstler auf der Violine gibt und die neuere Schule dieses Instruments von hier ausging, das Pianoforte aber, gegen Wien, hier noch sehr zurück ist, daher Moscheles, an sich ein großer Künstler, in dieser Umgebung noch größer erschien. Übrigens läßt sich nicht läugnen, daß der Glanz und das Effektvolle seiner Kompositionen vieles zu dem Gelingen beitragen.

Ein auf dem Théâtre des Variétés gegebenes kleines Stück, Garrick betitelt, welches sich um die bekannte Anekdote dreht, wo der benannte Schauspieler unter der täuschend nachgemachten Gestalt des damals eben verstorbenen Fielding den Malter Hogarth zur Verfertigung seines Bildnisses zwingt, hat (si fabula vera) zu einem Auftritte Veranlassung gegeben, der komisch genug ist, um hier erzählt zu werden. Die Leser der Wiener Zeitschrift erinnern sich vielleicht noch des Aufstandes, den vor einigen Jahren eine Menge Ladendiener im Théâtre des Variétés auf Veranlassung eines Stückes machten, in welchem Brünnet in der Rolle des Calicot die Thorheit dieser jungen Leute, welche sich durch enorme Schnurr- und Backenbärte, so wie durch ungemein große und klingende Spornen das Ansehen von Militärpersonen zu geben suchten, lächerlich machte. Bekanntlich legte sich die Polizei in's Spiel; die jungen Herren bekamen im Handgemenge, welches sie veranlaßt hatten, weidliche Prügel, und das Stück (les Montagnes Françaises) blieb auf dem Theater. Dieß gab damals zu dem Wortspiele Veranlassung: Les calicots n'ont pas fait baisser la toile (Leinwand und Vorhang). Dieser Vorfall fällt einem ehrlichen Schneidermeister ein, der auf dem Anschlagzetteln des Theaters des Variétés den Titel des oben erwähnten Stückes erblickt, aber Carrick (einen Schanzloper oder eine sogenannte Chenille) statt Garrick, heraus buchstabirt. Augenblicklich geräth er auf den Argwohn, die Verfasser des besagten Stückes möchten die Carricks lächerlich machen wollen, wie es schon vor drey Jahren mit den Calicots geschehen sey; ihm fallen die Menge Carricks auf die Seele, welche er noch in seiner Boutique liegen hat. Sein Entschluß ist gefaßt: auf der Stelle geht er zu einigen seiner Kollegen und stiftet eine Verschwörung gegen den Carrick an. Sämmtlichen Gesellen wird am Abend Urlaub und ein Parterrebillet geschenkt, mit dem Auftrage, das Stück auszufeuern. Die ganze Trupp begibt sich in's Theater, die Meister an der Spitze, die Gesellen hinterdrein. Das erste Stück ist zu Ende; Carrick beginnt: letztere sitzen da mit Mäulern, die eben so spitz sind, als die Nadeln, mit denen sie zu nähen pflegen, und warten auf das Zeichen, welches ihnen die Meister zu geben versprochen haben. Aber diese wissen nicht, wie sie mit dem Stücke daran sind. Wohl tritt ein Schauspieler auf, der ungefähr einen solchen Nahmen führt, doch weder dieser, noch ein anderer, trägt einen Carrick. Das Stück spielt zu Ende, ohne daß die Verschwornen Gelegenheit erhalten, an den Verfassern desselben Rache auszuüben. Dann geht alles nach Hause, die Gesellen froh über das unverhoffte genossene Vergnügen, die Meister hingegen sehr erbost, für nichts und wieder nichts so viel Geld und Arbeit aufgeopfert zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Wieland.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 24. May 1821.

62

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche vier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Mapstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bevtrag zur Geschichte der Moden in Böhmen.

Von J. G. Meinert.

Die Veränderungen in der Tracht der neuropäischen Völker, die, nebst andern wichtigeren, das vierzehnte Jahrhundert herbeyführte, gingen in Böhmen von dem immer unstäten Hofe des Königes Johann von Luxemburg aus, und fielen in diesem Lande mehr als anderswo auf, weil sie mit alten Eigenthümlichkeiten der slavischen Einwohner abstachen. Zwey Geschichtschreiber, wovon der eine in der ersten, der andere in der zweyten Hälfte jenes Jahrhunderts lebte, haben uns hievon Nachrichten hinterlassen, die mit ihren eigenen Worten also lauten:

„In unsern Tagen,“ schreibt Peter, Abt von Königsaal z. J. 1529, „sind in allen Ländern, und vorzüglich in Böhmen, sonderbare Neuerungen und neue Sonderbarkeiten sowohl in der Tracht, als in Sitten und Gebräuchen aufgekommen, die von den Weisen häufig in Gedichten gerügt und verspottet worden (einer dieser Tadler ward jüngst in Kuttenberg erschlagen). Es gibt erfinderische Querköpfe, die sich den Bart nicht scheren, sondern wachsen lassen, wie die Barbaren. Manche ahmen, gegen alle männliche Würde, in ihrem Haarpuke ganz die Frauen nach; einige hantschen sich das Haar rings um den Kopf auf, wie Krämpler die Wolle, und ziehen es über die Ohren herab; andere endlich drehen es mit Brenneisen in Locken, die gekräuselt über die Schultern hinabfallen, und etwas Schönes seyn sollen. So vielerley abgeschmackter Einfälle in den Köpfen, so vielerley abgeschmackter Trachten gibt es jetzt; jeder setzt sein Glück darein, eine neue Mode auszudenken. Man trägt schon häufig kurze, knappe Röcke mit Ärmeln, von denen in der Gegend des Ellbogens lange Flügel, wie Eselsöhren, herabhängen. Über die knappen Beinkleider und Schuhe, worein man Schenkel und Füße preßt, können sich alte und verständige Leute nicht satt wundern und lachen. Von den Mützen, die man sonst trug, ist es ganz abgekommen, und Alles bedient sich in der Stadt und noch häufiger auf Reisen langer spitzer Hüte von den

verschiedensten Farben; der gemeinste Bauer hinter dem Pfluge bedeckt sich den Kopf mit einer weiten, länglichen Kappe. Die Weltgeistlichen verstecken die kleinen Platten auf ihren Köpfen unter dem Haare, an der Seite aber tragen sie lange Schwerter und Dolche; umgekehrt sieht man selten einen Laien, aus dessen Gürtel nicht ein Rosenkranz herabhinge. Semitöne und Quinten, auf die sich sonst nur große Meister verstanden, sind schon in die Tanzweisen übergegangen, und tönen aus dem Munde von Laien und Stuhern auf allen Straßen; mehrere fremde Sprachen reden sehr viele unserer Landsleute. Alles das ist nichts Erbauliches, sondern bedeutet eine große Umwälzung der Dinge in Böhmen!"

Vierzig Jahre später schrieb der Domherr Weitmüle also: „In unsern Tagen haben die Böhmen die Tracht ihrer Vorfahren aufgegeben. Alles äffen sie nach, was sie an Ausländern sehen, und tragen Kleider, die so kurz, oder vielmehr so unanständig sind, daß man Schenkel und H — sieht, und so knapp, daß sie darin nicht frey athmen können. Um die Brust machen sie sich einen großen Bausch von Seide, als ob es weibliche Brüste wären, und den Leib schnüren sie so zusammen, daß sie wie Windhunde aussehen; auch die Hüften zwingen sie so ein, daß es sie im Gehen hindert. Ihre Kappen sind so klein, daß eine Elle Tuch deren vier gibt, und um den Hals trägt man breite Krägen oder Krausen, den stachlichten Halsbändern ähnlich, womit die Wolfshunde bewehrt werden. Das lächerlichste aber sind die Schuhe mit ungeheuern langen Schnäbeln, in denen man kaum den Gebrauch seiner Füße hat. Hieher gehört, was jüngst einigen Baronen begegnete, die mit ihren Völkern nach Sachsen gezogen waren, gegen einen Hrn. von Bedrau. Vor der Schlacht waren die Streiter beyder Theile von ihren Rossen abgestiegen, um auf sächsische Art zu Fuß zu fechten; aber die Knappen Kleider und die Schnabelschuhe bekamen den Böhmen sehr übel; sie konnten sich darin nicht frey bewegen und erlitten eine schwere Niederlage, worin viele theils gefangen, theils ohne Erbarmen niedergehauen wurden. Sie mögen es sich selbst zuschreiben! Warum sind sie in den Krieg gezogen, ohne ihre Knappen Kleider und Schnabelschuhe zu Hause zu lassen?"

Diesmahl mag der Geschichtschreiber mehr Recht haben, als wenn er z. J. 1373 sich noch einmahl über die Schnabelschuhe in einem Falle ereifert, in welchem sie höchst wahrscheinlich das Leben zweyer Menschen gerettet. Er erzählt: „Im heurigen Brachmonathe hat sich etwas sehr Merkwürdiges zugegetragen, wodurch Gott offenbar zeigen wollte, wie sehr ihm die thörichte Mode der Schnabelschuhe mißfalle, die unter dem Adel allgemein eingerissen hat. Der Blitz schlug auf der Burg Kostial bey Leitmeritz ein, und riß dem dortigen Burggrafen, Albert von Slavetin, dem jüngern, und zugleich seiner Gemahlinn die langen Schuhschnäbel von ihren Füßen, ohne übrigens beyden Gatten einen anderen Schaden zuzufügen, als daß sie heftig erschrecken, und nicht mehr wagten, auf dieser Burg zu wohnen. Dieß Wunder war doch sprechend genug; aber so verstockt sind die Menschen, daß deßfalls doch alles fortfuhr — kurze Kleider und Schnabelschuhe zu tragen!"

Die zuvorkommende Frau.

Nicht länger konnt' ich mehr ertragen
 Der Ehe zentnerschweres Joch;
 Entschlossen must' ich los mich sagen
 Vom Glück, das, nur ein Traumbild noch,
 Ich leider an Charlottens Hand,
 An ihrer holden — niemahls fand; —
 Warum ich diesen Weg genommen:
 Ist, weil sie stets zuvorgekommen.

Gedacht' ich irgend eine Freude
 Zu machen heimlich meinem Weib',
 Sey's eines Schmuckes Augenweide,
 Sey's auch ein bloßer Zeitvertreib,
 So kam zu spät längst mein Bemüh'n,
 Denn früher hatte sie im Sinn',
 Was ich mir noch kaum vorgenommen; —
 Sie war dem Wunsch zuvorgekommen.

Sprach sie von Kleidern, Hüten, Hauben,
 Wie dieses, jenes ihr gefall',
 Ob ich ihr möchte wohl erlauben
 Den Ankauf nach Geschmack und Wahl:
 So ward schon eher für mein Geld
 Modistinn, Schneider flugs bestellt;
 Und Puz kam, wie daher geschwommen, —
 Seh't, wie sie mir zuvorgekommen.

Vergnügungen von allen Arten,
 Bey heiterm Himmel und bey Schnee,
 Und Bade-Couren, Frühlingsfahrten,
 Gesellschafts-Bälle und Soupee,
 Was nur die Sinne reizen kann,
 Das legt' sie für sich Alles an,
 Und als ich kaum ein Wort vernommen,
 War sie mir schon zuvorgekommen.

Da floss nun Geld dahin in Strömen.
 Ich schickte schnell nach dem Lombard,
 Und Gold auf Silberzeug zu nehmen;
 (Bestellt schon ein plattirtes ward
 An dessen Platz) — doch welcher Schreck!
 Dieß war schon hier, das and're weg.
 Sie hatte selbst darauf genommen,
 Und war auch jetzt zuvorgekommen.

Was ich als höchstes Glück gepriesen
 Und als der Treue schönsten Lohn,
 Hat sich als Unglück mir erwiesen
 Sechs Monden nach der Hochzeit schon —
 Wer hätte jemahls das gedacht!
 Ward ich zum Vater schon gemacht:
 Wie traurig war ich, wie bekommen! —
 Doch still, sie war zuvorgekommen.)

Wer möchte so was duldsam tragen? —
 Zum Advokaten lief ich hin:
 „Ich will sogleich auf Scheidung klagen,
 Ich will's, so wahr ich ehrlich bin!“
 Sie fühlte früher gleiche Lust,
 Drum war die Scheidung ihm bewußt,
 Und freudig hab' ich jezt vernommen:
 Sie ist auch hier zuvorgekommen.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Unter den Romanen, welche in diesem Monate erschienen sind, hat folgender von Mad. Barthelemy Hadot den größten Beyfall in den Salons erhalten: *Mademoiselle de Montdidier, ou la cour de Louis XI*, en cinq volumes. Er liefert ein sehr interessantes Gemälde von dem Hofe Ludwigs XI, so wie von den merkwürdigsten Personen der damaligen Zeit, eines Dünois u. s. w., und ist in einem sehr reinen und fließenden Style geschrieben. Das Glück, welches dieser Roman macht, ist um so auffallender, als die bedeutende Stärke desselben, bey einem mindern Grade von Interesse, die französischen Leser unfehlbar von demselben abgeschreckt haben würde.

Von der ungeheuren Menge von *Matinées* und *Soirées musicales*, welche seit dem Anfange des Jahrs hier Statt gefunden haben, dürften nur wenige für das deutsche Publikum Interesse haben. Unter diesen stehen die *Soirées* von Baillot und die *Matinées* der fünf Blase-Instrumentalisten, Guillon (Flöte), Logt (Oboe), Henry (Fasson), Bouffils (Klarinette) und Dauprat (Horn) oben an; erstere haben viermahl und letztere sechsmahl Statt gefunden und beyde die glänzendste und gebildetste Klasse von Musikliebhabern zu Zuhörern gehabt. Baillot hat in jeder *Soirée*, und zwar in einer sehr sinnreich vergleichenden Reihenfolge, Quintette und Quartette von Vocherini, Haydn, Mozart und Beethoven gespielt. Ich weiß nicht, was ich an dem Künstler mehr bewundern soll, ob seine tollkühne und doch wiederum höchst verständige Keckheit, oder seine Kunst, Effekt zu machen und doch nicht in Seiltänzererey auszuarten, oder seinen bis zur höchsten Vollendung ausgebildeten Mechanismus? Sein *sciolto* (*détaché*), welches er stets mit hüpfendem, nie mit stoßendem Bogen ausführt, ist das *non plus ultra*, welches irgend in diesem Genre auf der Geige gemacht worden ist; er spielt Passagen von dreyßig, vierzig Tacten in dieser Manier mit einer solchen Vollendung, daß die letzte Note gerade eben daselbe à-plomb hat, als die erste. Aber es steht im Buche der Menschheit und der Kunst geschrieben, daß auch die größte Vollendung nicht ohne Flecken bleiben soll: Baillot's Übermaß von Kraft artet zuweilen in wahre Verheerung aus; statt die Saiten ertönen zu lassen, zerreißt er sie im eigentlichsten Verstande; in jeder *Soirée* pflegen ihm deren drey bis vier zu reißen. Auch erscheinen mir seine *sous flûtes* (eine Art Flageolet, welches aber nicht die höhere Oktave, sondern denselben Ton hervorbringt) als ein Mißbrauch, gegen den sich der gute Geschmack aus allen Kräften auflehnen sollte. Der Ton dieser *sous flûtes* steht in einem höchst widerwärtigen Verhältnis mit dem eigentlichen, wahren Tone, den die Saiten von sich geben, wenn sie unmittelbar mit dem Bogen gestrichen werden. Die Reichaschen Quintette, von denen wir dieses Mahl wiederum sechs neue gehört haben, sind von den obenerwähnten fünf Blase-Instrumentalisten, wie in den beyden vergangenen Wintern, in der allerhöchsten, denkbarsten Vollendung vorgetragen worden. Sind diese Quintette gleich keine Erzeugnisse eines tief auffassenden, alle harmonischen und melodischen Hülfquellen erschöpfenden Genies, so müssen sie dennoch als höchst klar erfundene und höchst verständig ausgeführte Produkte eines besonnenen, sich stets bewußt seyenden Talents

besonders auf den Dank vernünftiger und geschmackvoller deutscher Musikverständiger Anspruch machen, weil in ihnen dem harmonischen Aberwitz, der sich in Deutschland der jungen Tonsetzer bemächtigen zu wollen scheint, ein jetzt mehr als je nothwendig werdendes Gegengift dargebothen wird. Außer den beyden genannten Aufführungen muß noch die *Matinée* des Geigers *Fontaine* angeführt werden. Wenn dieser junge Künstler bisher von der öffentlichen Stimme noch nicht unmittelbar hinter *Baillot* und *Lafont* genannt worden ist, so ist daran das Schicksal Schuld. Was das Schicksal ist, hat der Apotheker *Stössel* auf eine so geistvolle Art gesagt, daß nach ihm jeder vernünftige Mann darüber schweigen muß. Das thue ich dann auch, und sage nur noch, daß mir *Fontaine* vollkommen würdig zu seyn scheint, das dritte Blatt in dem genannten Kleeblatte auszumachen. Da sich dieser Künstler, wie ich höre, vorgenommen hat, eine Reise in den musikalischen Theil (das heißt in den Süden) von Deutschland, besonders nach *Wien*, zu machen; so werden die dortigen Kunstfreunde Gelegenheit erhalten, in letzter Instanz über das Verdienst desselben urtheilen zu können. Ich empfehle diesen jungen, auch übrigens sehr gebildeten Mann dem Wohlwollen aller derjenigen Deutschen, welchen ein Künstlerthum um nichts weniger verehrungswürdig erscheint, versteht es gleich nicht, sich durch Charlatanerie oder Prätension theuer zu machen.

Ich habe neulich eine Anekdote von einem Schauspieler, Namens *Hesse*, der in den siebenziger Jahren auf dem französischen Theater *Bauern* und dergleichen spielte, gelesen, welche mir viel Vergnügen gemacht hat und die ich deshalb meinen Lesern wieder erzählen will. *Hesse* widerfuhr zuweilen, was bey deutschen Schauspielern, wie man sagt, sehr gänge und gebe seyn soll: er wußte seine Rolle nicht. Eines Abends spielt er in *Marivaux's* Lustspiele: *L'Épreuve nouvelle*, den *Bauer Blaise*. Als ihm die Schauspielerinn, welche seine Frau vorstellt, das Stichwort bringt: *On demande un homme du monde, et vous n'êtes qu'un homme des champs* (man verlangt einen Weltmann, und du bist nur ein Landmann), hat *Hesse* seine Rolle vergessen und bleibt stecken. Pöthlich aber faßt er sich und extemporirt: „*Est-ce que les champs ne sont pas dans le monde* (liegt denn etwa das Land nicht in der Welt)?“ Das Publikum applaudirte, und *Hesse* mußte bey allen übrigen Vorstellungen des genannten Stückes diese extemporirten Worte dem wahren Texte unterlegen.

Die Theater sind in den letzterverflohenen Wochen sehr thätig gewesen, und deshalb bin ich gezwungen, denselben dießmahl mehr Raum zu vergönnen, als es bisher geschehen ist. Die große Oper wird, was längst vorhergesehen worden ist, einen andern Direktor bekommen. Daß man *Hrn. Biotti* den höchst verzweifelnden Zustand zur Last legt, in welchem sich dieß Theater befindet, dünkt mich ungerecht, ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß der Mann sich besser auf den Weinhandel, als auf die Direktion eines Theaters verstehen mag. Doch, wie es scheint, kommt bey der Leitung des großen Opernkörpers auf den Direktor desselben wenig an; die Maschine ist einmahl so gut oder so schlecht im Gange, daß derjenige, der sie besser oder schlechter gehen lassen wollte, sie ganz umreißen, und eine neue bauen müßte. Aber etwas mehr à-plomb wäre *Hrn. Biotti* zu wünschen, um sich nicht von *Hinz und Kunz* auf der Nase herumspielen zu lassen. Der *Tod des Tasso* ist so gut, wie todt. Den Seligen wird niemand beweinen, denn man höre, worin sein Leben bestanden: im ersten Akte ist er verliebt, im zweyten toll geworden (sollte das etwa eine satyrische Allegorie seyn?) und im dritten mit offenen Augen und Angesichts des ganzen Publikums gestorben, noch dazu auf eine recht heidnische Weise, nämlich unter *Saus und Braus*, während eines großen Festes, welches der Herzog von *Ferrara* geben läßt. Ist das eine dramatische Handlung, nun, so ist das Leben jedes alten Weibes, welches mit Schwefelhölzchen handelt, einer dramatischen Behandlung fähig! Die Musik des *Hrn. Garcia* ist weder kalt noch warm, weder charakteristisch noch nebelnd und schwebelnd, weder melodisch, noch recitirend, weder harmonisch, noch technisch aberwitzig. Was ist sie denn? Nichts! — Auf dem Theater *Feydeau* ist ein Berg in die Wochen gekommen und hat eine Maus geboren; die ehrliche *Jeanne d'Arc* (deren Schuld es wohl nicht ist, daß sich die, auf *Talbot* neidischen *Salisbury* und *Falsiofe* von dem aus den Kleinodien der *Agnes Sorel* gelösten Gelde bestechen ließen) ist, vergehen es mir die Ahnen des gro-

fen Schiller, eine zu unreafe Person, da sie nicht durch sich selbst, sondern durch die Jungfrau Marie, handelt, als daß ihr selbst der höchst materielle Realismus, welchen ihr die H. Theaulon und Dartois zugetheilt haben, eine wahrhaft dramatische Natur zu verschaffen vermocht hätte. Besonders mußte das Ende, da die Katastrophe auf dem Theater Feydeau nicht tragisch seyn durfte, einen unübersteigbaren Übelstand darbieten. Das ist denn auch geschehen, denn die Verfasser hätten Johannem nirgends höher und übler hinstellen können, als auf die Mauern von Orleans, wo sie die französische Fahne aufpflanzen muß. Die Musik ist vom Hrn. Kavalier Caraffa, oder dem Hrn. Caraffa kurzab (wie man ihn fortan nach dem Berichte eines recht unständlichen Mailänder musikalischen Korrespondenten nennen muß), der, um seiner Komposition den Beyfall der patriotisch-gefinnten Pariser zu verschaffen, den Umstand, unter den französischen Fahnen das Kreuz der Ehrenlegion erkämpft zu haben, recht weise unter die Leute zu bringen gewußt hat; alle Journale haben die Bravour (d. h. die militärische) des Hrn. Caraffa verkündigt. Die eigentlichen Pariser, denen die Dudelsackmusik eines blinden Bettlers eben so lieb ist, als der Vortrag der Reichaschen Quintette, haben die Caraffasche Musik auch für gültige Münze genommen; aber die Rossinisten haben Zeter über den Falschmünzer geschrien: c'est du Rossini tout pur, so ertönten hundert Kehlen bey der ersten Vorstellung. Wie es am Ende ablaufen wird, muß die Folge lehren, wann die Administration, nebst den Dichtern und dem Komponisten, müde seyn werden, zweyhundert fünfzig Freybillette auszutheilen. Auf dem italienischen Theater ist jezt Hr. Biotti das Schaf, welches die Sünden der ganzen wälschen Opernwelt tragen muß. Wie einst Augustus vom Barus seine Legionen zurückforderte, so schreyt das Publikum diesem Direktor in der Klemme zu: Redde nobis cantores et cantrices nostros! Denn alle sind fränk, Mad. Fodor an einem bösen Halse, Mad. Debignis an einem bösen Ropfe, Mad. Favelli vor Furcht, Pellegrini an der Schwindsucht, Debignis aus Mitleidenschaft mit seiner Frau, Bordonni aus Rache am Publikum, welches eine seiner Impertinenzen ausgepiffen hat u. s. w. So ist Hr. Herold, der Komponist der Rosières, der Clochette u. s. w. nach Italien gesandt worden, um an die Stelle aller dieser Invaliden brauchbare Subjekte zu engagiren. Einstweilen wird la Pietra del paragone von Rossini einstudiert; dieser Probierstein dürfte die Geduld des Publikums, welches nach der Gazza ladra, Cenerentola, Elisabetta, dem Otello u. s. w. gelüftet, auf eine nachtheilige Weise erproben.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Augsburg im April.

Frau von Busch, vom Frankfurter Theater, setzte in der ersten Hälfte dieses Monats ihre Gastdarstellungen mit unverändertem Beyfalle fort. In Rozebue's „getheiltem Herzen“ gab sie die Pauline; im „lechten Mittel“ die Baroninn Waldhüll; in „stilles Wasser sind tief“ die von Holmbach; in „der beschämten Eifersucht“ Julie, und endlich in „der eifersüchtigen Frau“ die Frau von Uhlen. Es ist dieser Künstlerinn unter den vorzüglichsten ihres Faches der verdiente Platz anzuweisen. Mögen ihr die Götter noch lange, wenigstens den Schein frischer Jugendlichkeit schenken, welcher für ihre Rollen unentbehrlich ist. Gegenwärtig befindet sie sich eben in dem besten Alter. Sie wurde von unserer Schauspielergesellschaft meistens auf das beste unterstützt, was um so mehr zu verwundern seyn dürfte, als dieselbe durch ihre stets gut gewählte, überaus geschmackvolle und gehörigen Ortes auch prächtige und kostbare Garderobe leicht die störenden Routissen-Affekte des Neides und der Mißgunst, bey dem weiblichen Personale zu erregen, fähig gewesen wäre. Unter den besseren Spenden dieses Monats muß des vaterländischen Schauspiels: „die beyden Bittel, von Philipp Schmid,“ (einem hiesigen Dichter) rühmliche Erwähnung geschehen. Sein Inhalt ist ungefähr folgender: Der Bürgermeister Schwarz in Augsburg (er wußte sich im Jahre 1477, welches die Zeit der Handlung dieses Schau- vielmehr Trauer-Spiels ist, zum

sechsten Mahle in dieß Amt einzuschleichen) war seit langer Zeit ein unverföhnlicher Feind der dortigen Bürger und Brüder Johannes und Leonhard Bittel, deren einer Johannes, schon dremahl Bürgermeister und Kriegshauptmann der Stadt gewesen war; der andere, Leonhard, den Posten eines Rathsherrn aus den Zünften begleitete; beyde aber zu den angesehensten Familien der Stadt, sowohl in Rücksicht ihrer freundschaftlichen Verbindungen, als ihres adeligen Herkommens, gehörten. Ihre Rechtschaffenheit, ihre Einsicht in die schlechte Verwaltung unter dem Regimente des ränkevollen und schuldbewussten Schwarz, und ihr unverhöhlener Tadel hierüber hatten jene Feindschaft erregt; Neid, Rache und Furcht steigerten sie bis zum höchsten Grade. Hans Bittel war nähmlich so eben von dem Hoflager des Kaisers, wohin ihn eine Sendung in den Angelegenheiten der Stadt geführt hatte, mit dem Titel eines kaisert. Rathes und einer goldenen Ehrenkette belohnt, nach Augsburg zurück gekehret, und mit ihm traf das Gerücht ein, er habe in geheimer Audienz Sr. Majestät die üble Wirthschaft des Bürgermeisters schonungslos geschildert. Die Wuth und der Haß des Entlarvten kannten jezt keine Grenzen mehr; er beschloß den Tod der beyden Brüder. Er klagte dieselben in dem Rathe an, daß sie der Stadt Geheimnisse verrathen, und Unruhe und Zwietracht unter der Bürgerschaft angezettelt hätten; suchte mittelst falscher Handschriften und Zeugen seine Beschuldigungen nothdürftig zu beweisen, und brachte, obwohl mit Widerspruch vieler Geschlechter, durch seinen Anhang zuwege, daß die beyden Bittel verhaftet, und nach kurzer Frist als Hochverräther verurtheilt und enthauptet wurden. Des Kaisers Ungnade traf dieses Mordes wegen schwer die Stadt, und nicht lange darauf erreichte unter kaisert. Mitwirkung den Schwarz die verdiente Strafe; er ward zum Strange verurtheilt, und an dem, unter seiner Regierung neu erbauten Galgen die Strafe vollzogen. Es dürfte selten ein, mit einer besseren dramatischen Anlage begabter, rein historischer Stoff in den Geschichtsbüchern gefunden werden, als der vorliegende. Die Bearbeitung zeugt in manchen Momenten von einem, der Aufmunterung würdigen Talente des Dichters; die Aufführung konnte fast durchaus gelungen genannt werden, und die neu verfertigte kostbare Garderobe verdient eine dankbare Anerkennung. Daß bey so günstigen Verhältnissen der Effekt hinter der Erwartung zurück blieb, ist weniger zu verwundern, als zu bedauern, indem rücksichtlich der Berechnung dieses theatralischen Effektes ein kleiner Mangel obwaltet. Unter den musikalischen Genüssen der letzteren Zeit sind vor allem die von den berühmten Künstlern H. H. Mozart, Kanongia und Dallotka gegebenen Konzerte zu nennen. Wir dürfen Hrn. Mozart mit einigem Rechte unseren Landsmann heißen, da sein Großvater ein hiesiger Bürger war, und schon darum nahmen wir diesen Künstler als einen liebden, höchst willkommenen Gast auf; beynah waren wir auch durch einen Besuch der gefeyerten C a t a l a n i beglückt worden, welche es nicht verschmähet, bey Gelegenheit eines Durchfluges durch Bayern, selbst in kleineren Städten aufzutreten, und dieselben mit den gewöhnlichen hohen Eintrittspreisen zu Kunstschazken. Ein zwen deutiger Zufall brachte uns um die Silberklänge ihrer Kehle, ließ uns dagegen zu einigem schwachen Erfaze den Goldton unserer Dukaten. Die von dem Musikdirektor Hrn. Häußler am 22. veranstaltete musikalische Akademie zeichnete sich dadurch aus, daß den Konzertgeber kunstsinige Dilettantinnen aus den angesehensten hiesigen Familien zu unterstützen die Güte hatten, vielmehr neben demselben ausschließlich das Ganze bildeten. Hr. Häußler weiß auf diese Weise geschickt der Theilnahme und des Beyfalles des Publikums sich im voraus zu versichern, und er darf sich in beyden Rücksichten gegen seine holden Gönnerinnen zum lebhaftesten Danke verpflichtet fühlen, welchen er in Zukunft zum Theile dadurch abzutragen belieben möge, daß er gastfreundlich mehr fremden als eigenen Kompositionen seine Akademie zu verschönern erlaube. Bey dem Worte „verschönern“ werde ich veranlasset, Sie noch auf die vielen Verschönerungen aufmerksam zu machen, deren sich die Umgebungen unserer Stadt auch in diesem Frühlinge wieder durch die unermüdete Sorgfalt unseres Magistrates zu erfreuen haben.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 20. d. wurde Maria Stuart aufgeführt, und eine aus früheren Zeiten bekannte Gastspielerinn (Dlle. Neumann) zeigte sich in der Hauptrolle. Da diese bedeutend ist, wird es billig seyn, die Darstellung mit wenig Worten zu besprechen, woraus zugleich hervorgeht, daß über letztere sonst nicht besonders viel zu sagen wäre. Man pflegt zu einem solchen Gastspiele zu große Erwartungen mit zu bringen, als daß eine wenig ausgezeichnete Leistung zu befriedigen vermöchte. Wir bemerkten in dieser Darstellung wohl überhaupt einen gewissen Unterricht, doch keine Eigenthümlichkeit, und jener pflegt in solchen Fällen lediglich seinen Einfluß auf den mechanischen Theil derselben auszuüben. In manchen Stellen des Vortrags zeigte sich zwar eine richtige Bezeichnung des Wortverstandes, aber der belebende Geist und die freye Verbindung der Theile fehlten. Die mit einer Frage schließenden Sätze verunglückten auf eine ganz eigne Weise, so daß es klang, als ob die letzte Sylbe aus einer andern Tonart herangezogen würde. Besser waren die Bewegungen, jedoch immer manirirt und mit gewöhnlichen Verlegenheits-Gesten ausgefüllt, woben zu gleicher Zeit ein beständiger Kampf auf dem Gesichte wahrgenommen wurde, der dahin abzielen schien, die innere Stimmung mit dem Ausdruck der Rede in's Gleichgewicht zu bringen. Deutlichkeit mangelte nicht, eben so wenig der herkömmliche Bühnen-Anstand; das Königliche und das weiblich Imposante wurde übergangen. An eine künstlerische Durchführung, an glänzende Ausbildung der großen Momente und Harmonie des Ganzen ist dem zu Folge nicht zu denken, wohl aber kann von einer nicht ungefälligen Persönlichkeit, und einem gemäßigten Benehmen, das am gehörigen Ort in Nachdruck überging, mit Billigung die Rede seyn. In vielen andern Rollen würde diese Gastspielerinn unstreitig mehr gewirkt haben, als vor einer so kleinen Versammlung, wie sie an diesem Abend gegenwärtig war, wo gleichsam die Schwüle des vorhergehenden (nach Aufführung der *Molinara*) sich abzukühlen schien, ohnehin geschehen konnte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aselepias gigantea*. Größte Schwalbenwurz. Aus Westindien.
- Calotamnus quadrifida*. Aus Neuholland.
- Coccoloba punctata*. Punktirte Seetraube. Aus Jamaica.
- Justicia Adhatoda*. Treibende Justice. Von Ceylon.
- Ekebergia capensis*. Kapische Ekebergie. Vom Kap.
- Limonia trifoliata*. Dreyblättrige Limonie. Aus Ostindien.
- Phyllanthus nutans*. Hängende Blattblume. An Flüssen von Südamerika.
- Trilix lutea*. Gelbe Trilix. Von Carthagena.
- Theophrasta longifolia*. Langblättrige Theophraste. Von Caracas.
- Tabernaemontana citrifolia*. Citronenblättrige Tabernemontane. Vom wärmeren Amerika.

Modenbild XXI.

Kleid von Perkal mit Garnirung von Organtin in Farben gestickt; der Lüscheskragen rückwärts zu Knöpfeln und die Binde von moirirtem Bande.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 20. d. wurde Maria Stuart aufgeführt, und eine aus früheren Zeiten bekannte Gastspielerinn (Dlle. Neumann) zeigte sich in der Hauptrolle. Da diese bedeutend ist, wird es billig seyn, die Darstellung mit wenig Worten zu besprechen, woraus zugleich hervorgeht, daß über letztere sonst nicht besonders viel zu sagen wäre. Man pflegt zu einem solchen Gastspiele zu große Erwartungen mit zu bringen, als daß eine wenig ausgezeichnete Leistung zu befriedigen vermöchte. Wir bemerkten in dieser Darstellung wohl überhaupt einen gewissen Unterricht, doch keine Eigenthümlichkeit, und jener pflegt in solchen Fällen lediglich seinen Einfluß auf den mechanischen Theil derselben auszuüben. In manchen Stellen des Vortrags zeigte sich zwar eine richtige Bezeichnung des Wortverstandes, aber der belebende Geist und die freye Verbindung der Theile fehlten. Die mit einer Frage schließenden Sätze verunglückten auf eine ganz eigne Weise, so daß es klang, als ob die letzte Sylbe aus einer andern Tonart herangezogen würde. Besser waren die Bewegungen, jedoch immer manirirt und mit gewöhnlichen Verlegenheits-Gesten ausgefüllt, woben zu gleicher Zeit ein beständiger Kampf auf dem Gesichte wahrgenommen wurde, der dahin abzu zielen schien, die innere Stimmung mit dem Ausdruck der Rede in's Gleichgewicht zu bringen. Deutlichkeit mangelte nicht, eben so wenig der herkömmliche Bühnen-Anstand; das Königliche und das weiblich Imposante wurde übergangen. An eine künstlerische Durchführung, an glänzende Ausbildung der großen Momente und Harmonie des Ganzen ist dem zu Folge nicht zu denken, wohl aber kann von einer nicht ungemäßigten Persönlichkeit, und einem gemäßigten Benehmen, das am gehörigen Ort in Nachdruck überging, mit Billigung die Rede seyn. In vielen andern Rollen würde diese Gastspielerinn unstreitig mehr gewirkt haben, als vor einer so kleinen Versammlung, wie sie an diesem Abend gegenwärtig war, wo gleichsam die Schwühle des vorhergehenden (nach Aufführung der Molinara) sich abzukühlen schien, ohnehin geschehen konnte.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Asclepias gigantea. Größte Schwalbenwurz. Aus Westindien.
- Calotamnus quadrifida. Aus Neuhollland.
- Coccoloba punctata. Punktirte Seetraube. Aus Jamaica.
- Justicia Adhatoda. Treibende Justice. Von Ceylon.
- Ekebergia capensis. Kapische Ekebergie. Vom Kap.
- Limonia trifoliata. Dreyblättrige Limonie. Aus Ostindien.
- Phyllanthus nutans. Hängende Blattblume. An Flüssen von Südamerika.
- Trilix lutea. Gelbe Trilix. Von Carthagena.
- Theophrasta longifolia. Langblättrige Theophraste. Von Caracas.
- Tabernaemontana citrifolia. Citronenblättrige Tabernemontane. Vom wärmeren Amerika.

Modenbild XXI.

Kleid von Perkal mit Garnirung von Organtin in Farben gestickt; der Tüschelragen rückwärts zu knöpfeln und die Binde von moirirtem Bande.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

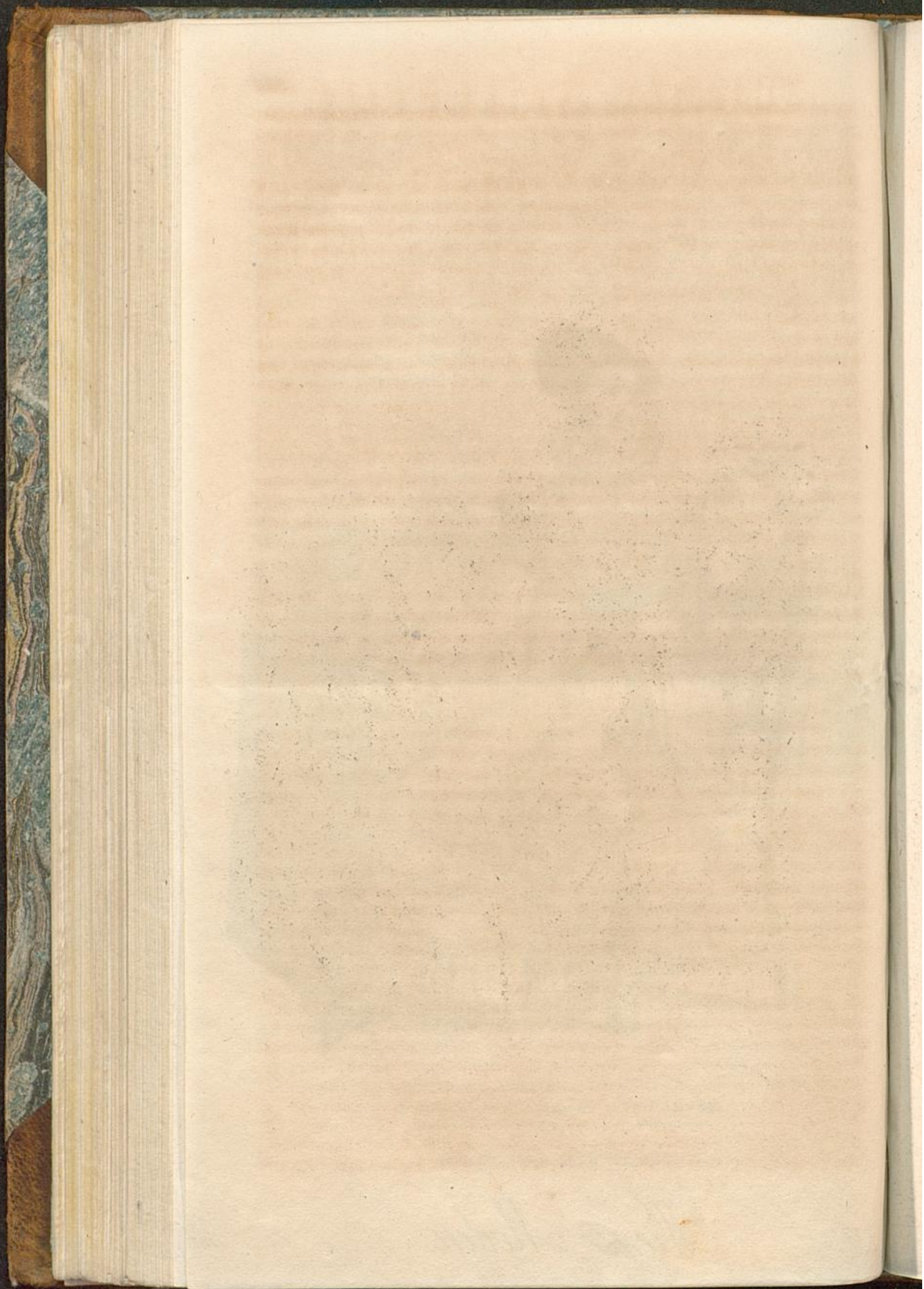
Gedruckt bey Anton Strauß.

ine
pts
ten
viel
zu
bes
ine
den
sich
die
un-
ner
ma-
Zeit
len
en.
das
sch-
zen
ön-
ing,
un-
sem
üb-



J. G. Sch.

F. Stöber sc.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 26. May 1821.

63

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. bann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey W. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1168; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zembler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Beitrag zur Geschichte des schwarzen Todes.

(Vergl. Wiener Zeitschrift Februar l. J.)

Von J. G. Meinert.

Ein geistreicher Gelehrter hat in diesen Blättern, meist aus russischen Jahrbüchern, das Andenken jener furchtbaren Pest erneut, die um Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von Süd-Asien ausgehend, sich über die damals bekannte Erde verbreitete, bis nach Grönland wüthete und zwey Drittheile des Menschengeschlechtes hinraffte. Unter den Italienern ist es so unsterblich, als der Name *Boccaccio's*, der bekanntlich in seinem *Decamerone* der *Thukydides* dieses Würgengels neuerer Zeit geworden ist. Aber auch in den Jahrbüchern der Böhmen wird dieser Pest, wiewohl nicht gerade unter dem Namen des schwarzen Todes, den ihm die russischen geben, und zwar zuerst von dem gleichzeitigen Domherrn Franz gedacht. Was seinen Nachrichten einigen Werth gibt, ist der Umstand, daß sie zum Theil Hinter-Asien betreffen, und ihm durch den Länderentdecker *Marignola* mitgetheilt worden, der im J. 1353 von seiner päpstlichen Gesandtschaftsreise nach China zurückgekommen, sich einige Zeit in Prag aufhielt, wo Franz ihn kennen lernte. Übrigens ist er, schon weil er die Verheerungen dieser Pest in der Nähe nicht beobachtet, über ihr Wesen und die Art ihrer Fortpflanzung weit mehr im Dunkeln als *Boccaccio* *), und, als ein Schrift-

*) Mit einem Erstaunen, dessen Naivetät Schauder erregt, erzählt der italienische Dichter Folgendes:

„Diese Pest war um so verheerender, weil sie sich von den Kranken auf die Gesunden nicht anders fortpflanzte, als das Feuer auf trockenen und fetten Brennstoff, der in seiner Nähe ist, übergeht. Sie hatte das Eigene, daß sie sich nicht bloß durch Gespräch und Umgang mit den Kranken, sondern durch Berührung ihrer Gewänder und Alles dessen, was sie berührt hatten, den Gesunden mittheilte. Es ist gar wunderbar, was ich zu sagen habe, und, wenn ich und viele Andere es nicht mit eigenen Augen gesehen hätten; so würde ich mich kaum getrauen es zu glauben, viel weniger zu schreiben, gesetzt auch die glaubwürdigsten Männer hätten

steller des vierzehnten Jahrhunderts, bringt er sie mit andern zufälligen Naturerscheinungen in ein erträumtes, ursachliches Verhältniß, das, leider! nur aufs Neue beweiset, wie sehr insbesondere Furcht und Schrecken im Stande sind, die Thätigkeit des menschlichen Verstandes zu lähmen, und ihn über noch so nahe liegende Ursachen der Dinge zu täuschen. So lauten die Worte des Chronisten:

„Im J. 1348 am Feste Pauli Bekehrung ward in vielen Ländern, in Böhmen weniger, ein großes Erdbeben verspürt, dergleichen kein Mensch erlebt hatte, und kein Zeitbuch beschreibt. Hierauf erfolgte eine sehr große und furchtbare Seuche und Pest, die beynahе den ganzen Sommer und Herbst dauerte, und nie ihres Gleichen gehabt hat. Sie erstreckte sich weit und breit über den Erdboden; Genua, Pisa und mehrere berühmte Städte starben beynahе aus; in Venedig, Florenz und Bologna blieb kaum der vierte — in andern Städten nicht der dritte Theil der Bevölkerung verschont. Aber nicht bloß in den Ländern der Christenheit, sondern auch unter den Heiden richtete diese Pest furchtbare Verheerungen an; die Türken und Sarazenen starben in solcher Menge, daß sich die Kreuzherren mit dem weißen Kreuze ohne große Schwierigkeit wieder des heiligen Grabes bemächtigen konnten. Damahls fiel eine Flamme von außerordentlicher Größe auf die Stadt Ancona, und legte sie ganz in Asche; nur sechszig Einwohner retteten sich durch die Flucht. In dem nämlichen Jahre, aber später, fiel ein so dichter und finsterner Nebel, daß ein Mensch den andern nicht sah; er dauerte in gedachter Stadt mehrere Stunden, und als er verschwunden war, fand man vier tausend menschliche Leichen. (Hatte die Bevölkerung Ancona's so schnell wieder zugenommen?) Im nämlichen Jahre fiel in Kathay (Nord-China) und dessen Nachbarschaft ein, mit einer großen Menge von Würmern, Fröschen und Schlangen vermischter Regen, von denen unzählige menschliche Leichen aufgezehrt wurden; wer eine Leiche nur berührte, fiel sofort todt zu Boden. In dem Lande zwischen Kathay und Persien (Tibet) regnete es Feuer wie Schneeflocken; Dörfer, Städte und Schösser verbrannten mit allem Inhalt, Mauern und Steine sogar, als ob sie Holz wären, und der Rauch, der davon aufstieg, war lebensgefährlich; denn wer ihn nur sah, überlebte kaum den Tag, und vielen brachte wieder der Anblick und die Berührung einer Leiche

es mir erzählt. Das Gift dieser Pest war nämlich in seinem Übergange von Einem auf das Andere so wirksam, daß nicht bloß der Mensch es dem Menschen mittheilte, sondern, was mehr ist und häufig sich zutrug, auch Thiere nicht die Sachen eines an der Pest Kranken oder Gestorbenen berühren durften, ohne damit behaftet und in sehr kurzer Zeit davon getödtet zu werden. Ich selbst war Augenzeuge von folgendem Vorfalle. Die zerfetzten Kleider eines Armen, der an der Pest gestorben war, lagen auf freyer Straße. Zwey Schweine machten sich darüber her, fasten das Gewand mit Rüssel und Zähnen, und hatten es kaum, nach ihrer Gewohnheit, eine Weile hin und her gezogen, als sie Zuckungen, wie von erhaltenem Gifte bekamen, und beyde über dem verderblichen Raube todt niederfielen. Ähnliche und noch weit gräßlichere Vorfälle verbreiteten Furcht und Schrecken unter den Menschen, die der Tod bisher verschont hatte, und Alle griffen zulezt zu einem ziemlich grausamen Entschlusse, der darin bestand, die Kranken und Alles, was in ihrer Nähe war, zu meiden und zu fliehen; hierdurch glaubte ein Jeder sich selbst vom Untergange zu retten.“

den Tod. Auf dem Meere starben mehrere Galeeren der Genueser und anderer Städte aus, und dieß wirkte der bloße Anblick jenes Rauches, oder das Einathmen der angesteckten Luft. Nur wenige Kauffahrer sahen ihr Vaterland wieder; die meisten fanden in Konstantinopel, in den benachbarten Städten und in Sizilien den Tod. Einige Landschaften verödeten beynah; Marseille ward entvölkert, und in den benachbarten Städten starben die Menschen zu vielen Tausenden hin. In dem nähmlichen Jahre sah man Feuer von ungeheurer Größe, das sich von Abend gegen Morgen bewegte, und große Steine fielen aus den Wolken, wovon einer Wunders halber dem König von Frankreich nach Alulum (?) gebracht wurde. Ein großer heidnischer König (der Kaiser von China), der Beherrscher beynah des ganzen Barbarenlandes, ließ zum Behufe des Handels mit Genua (über Kassa) eine Straße durch die Wüste anlegen, und als er einst mit einem großen Geleite ausgezogen war, um sie zu besuchen, ward ihm entbothen, daß mehrere seiner Frauen binnen zwey Tagen gestorben seyen, und daß das Volk seiner Stadt (Kambaleck oder Peking) aufgerieben werde. Der König voll Bestürzung rief aus: „Das ist Gottes Gericht, der will, daß wir den Christenglauben annehmen!“ Sofort ließ er seine Minister hohlen, und wollte sich bekehren. Da er aber hörte, daß die Christen so gut stürben, als die Sarazenen, gab er den Gedanken wieder auf, sich taufen zu lassen. Damahls schlug der Blitz in den zwey heidnischen Städten, Amoden und Jaboren, ein, und verheerte sie sammt ihren Umgebungen. Überdieß ward am obgenannten Tage Pauli Bekehrung ein großes Erdbeben, wovon zu Ravenna und in andern Städten viele Häuser und die Ringmauern einstürzten, und viele Menschen erschlagen wurden. Er erstreckte sich über Villach hinaus, zerstörte mehrere Burgen, Kirchen und andere Gebäude, und machte Bergfälle, die ungefähr drey und zwanzig Dörfer mit Menschen und Thieren verschütteten. Genannte Stadt ward von Grund aus zerstört, und drey und dreyßig benachbarte Burgen stürzten ein; die Erde spaltete hier und da, und litt lange Zeit gewaltige Erschütterungen. Damahls geschah in Kärnthen und Krain großer Schade, und auch in den benachbarten Ländern, zumahl in Osterreich, riß die Sterblichkeit ein. In Böhmen nahm sie zwar auch schon über Hand; allein die frische und kalte Luft dieses Landes wirkte ihr entgegen — wenn man nicht lieber Gott und seinen Heiligen Dank dafür schuldig ist. Um die nähmliche Zeit zogen einige Studierende von Bologna nach Böhmen, und fanden Städte und Burgen häufig öde, oder, wenn doch einige Bewohner übrig waren, so lagen sie krank, und konnte einer dem andern nicht einen Trunk Wasser reichen, oder sonst einen Dienst erweisen, also daß sie in Noth und Jammer vergingen. Auch die Priester, die den Kranken die Sakramente, und die Ärzte, die ihnen Arzeneyen reichten, wurden von ihnen angesteckt, und starben, und sehr Viele mußten aus Mangel an Priestern, ohne die Sakramente hinscheiden. Die Leichen wurden in große, weite und tiefe Gruben geworfen; in Orten, wo nicht einmahl Jemand übrig blieb, sie zu begraben, gingen sie in Fäulniß über, und verpesteten die Luft, die noch mehr schadet als verdorbene Speise. Von obgesagten Studierenden erreichte daher auch nur ein Einziger Böhmen, die andern waren auf der Reise umgekommen. Auch ist zu merken, daß — der Geiz, die Schlemmerey, Wollust und vorzüglich die Sünden

gegen die Natur das göttliche Strafgericht dieser Pest herbeygeführt, durch welche so unzählige zeitlich und ewig zu Grunde gegangen sind!"

J. 1550 „In mehreren Ländern rieb die Pest das Menschengeschlecht auf; aber dießmahl griff sie auch in Böhmen um sich; daher wallfahrteten viele, um ihr zu entgehen, nach Rom, und entgingen ihr doch nicht; indeß war es für ihr Seelenheil doch immer besser, auf der Wallfahrt zu sterben, als zu Hause in beständiger Lebensgefahr zu bleiben? Das heurige Jubeljahr zog die Leute in solcher Menge nach Rom; sie gingen um Ablass, und fanden den Tod — viele auf dem Hinwege, andere auf der Rückreise oder in Rom selbst. Von manchem Zuge ging der vierte Theil, der dritte, die Hälfte zu Grunde — mancher ganz; der Todtenacker bey St. Peter, der das heilige Feld heißt, war nicht geräumig genug für alle Leichen, und mußte daher erweitert werden. Wegen der Menge der Fremden, die aus der ganzen Welt in Rom zusammenströmten, entstand auch großer Mangel an Lebensmitteln und Theuerung, so daß viele Einwohner Wasser statt Weines trinken mußten. Überhaupt hatte damahls sowohl die Geistlichkeit, als das Volk zu Rom große Geldvorthelle, aber auf Kosten ihres Lebens; denn die durch die Krankheiten der Fremden verpestete Luft steckte viele Römer an, und sie starben nicht natürlichen, sondern gewaltsamen Todes. Das Jahr zuvor aber war in Rom, so wie früher bey uns, eine theilweise Sonnenfinsterniß gewesen und ein Erdbeben, das einige Kirchen und Häuser einriß; die Einwohner aber, gleichsam den jüngsten Tag fürchtend, flohen weinend und heulend aus der Stadt, und brachten mehrere Tage in Weinbergen und Feldern zu.

S k i z z e n a u s P a r i s .

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Das zweyte Théâtre François ist der blinden Taube zu vergleichen, welche eine Erbse findet: im Begriffe, bey Racine, Korneille, Voltaire und Molière, vor zu langem Fasten zu sterben, hat es in einer Karnevalsposse: *Le Voyage à Dieppe*, ein Palliativ-Mittel gegen den Hungerstod gefunden. Nun dringt noch auf Klassicität, ihr kritischen Zeloten, wenn der erste beste dramatische Finger ein Opus anfertigen kann, welches über die Meisterwerke einer Nation den Sieg davon trägt. Die Reise nach *Dieppe* ist indeß eine recht unterhaltende Posse: ein ehrlicher Bürgermann aus dem *Marais* *), dem außer Paris von der übrigen Welt nichts sichtbar geworden ist, als die Höhen von *Montmartre*, brennt vor Begierde, vor seinem Tode einen Meereshafen zu sehen. Ein Gevatter hat versprochen, ihn dahin mit sich zu nehmen. Der Tag der Abreise kommt heran, aber der Gevatter hat Abhaltung bekommen. Zwey lustige Zeisige, die die Unterredung zwischen beyden mit angehört haben, beschließen, sich mit dem Reiselustigen einen Spaß zu machen. Sie machen ihm weiß, sie ständen auf dem Sprunge, nach *Dieppe* zu fahren und biethen ihm einen Platz in ihrem Wagen an. Der Pariser Robinson nimmt den Vorschlag mit Freuden an, und auf der Stelle geht die Reise vor sich. Am folgenden Morgen kommt die Gesellschaft an, aber nicht in *Dieppe*, sondern in der Straße *Charlot*, kaum zwey Schritte vom Hause des reiseflüchtigen Bürgers entfernt. Die Spaßvögel sind, statt die Straße nach *Dieppe* einzuschlagen, ein halb Duzend Male um die Pariser Barrieren gefahren. Man frühstückt, der *Maraisbewohner* findet die Auster, welche man aufträgt, von vortrefflichem Ge-

*) Der *Marais* ist, geographisch und gesellschaftlich genommen, der Gegensatz von der *Chaussée d'Antin*, das Pariser Krähwinkel.

schmacke, als die, welche er bisher gegessen hat, besonders aber dünkt ihn die Luft heittrer und reiner zu seyn, als die zu Paris. Nur kann er nicht begreifen, wie das Pariser Journal, welches ihm in die Hände fällt, so geschwind hat nach Dieppe kommen können! Diese Scene, welche noch dadurch um so belustigender wird, daß der Gevatter, den der Zufall in dasselbe Haus geführt hat, eben so wenig den Reiseflustigen versteht, der stets, obgleich mittelbar, sich so äußert, als wäre er in Dieppe, als dieser den Gevatter, der wie ein Mann spricht, der sich in Paris befindet, ist von der allerhöchsten komischen Wirkung. Ich kann dies Stück mit gutem Gewissen zur Bearbeitung für die deutschen Bühnen empfehlen. — Auf dem Baudeville-Theater ist nichts Neues von Wichtigkeit gegeben worden. — Die Varietäten haben ebenfalls mit ihrem Garrick kein besonders Glück gemacht. — In einem desto glänzenderen Zustande befindet sich das Gymnase dramatique. Hier gefällt alles, was gegeben wird. Verlet ist vor wie nach die Sonne, in deren Strahlen die ganze große Welt von Paris sich zu erheitern sucht. Dieser Künstler hat den größten Sieg in dem *Gastronome sans argent* davon getragen, einer Farce, in welcher sich ein bauchleerer Hungerleider auf eine recht geistvolle Art darstellt. Die Idee dazu hat eine lithographische Karrikatur von Carlot Bernet gegeben, auf welcher ein armer Teufel abgebildet ist, der vor den Fenstern eines Restaurateurs steht und von den Leckerbissen, die im Bereiche seiner Augen, aber nicht seines Mundes liegen, tantalisiert wird. Das Stück hat gefallen; nichts desto weniger zeigt es von einer gewissen ästhetischen Herz- und Geschmacklosigkeit, das Hungerleiden zum Vorwurfe einer dramatischen Handlung zu machen, obgleich der *Gastronome sans argent* stets komisch gehalten ist und durchaus mit dem Schmerz und Pein erregenden *Lorenz Kindlein* von Rozebue nichts zu schaffen hat. — Das Theater de la Porte St Martin hat ebenfalls einen glücklichen Zug gethan: *Riquet à houppe* (*Riquet* mit dem *Haarbüschel*), nach einem der bekannten Kindermährchen von Charles Perrault bearbeitet, hat einen fortwährenden Zulauf. *Riquet* ist ein häßlicher, aber sehr geistvoller Prinz, *Abricotine* eine bildschöne, aber sehr dumme Prinzessin; jenem ist von einer Fee die Gabe mitgetheilt, dem Mädchen, welches ihn liebt, Verstand mitzutheilen, dieser den Mann, der sie liebt, in einen Adonis umzuschaffen. *Riquet* kommt auf dem Schlosse der *Abricotine* an; er hat sein gewöhnliches Schicksal: alles läuft vor ihm. Er findet Gelegenheit, der Prinzessin ungesehen aus der Ferne zuzureden. Die geistvolle Anmuth, mit welcher er spricht, macht auf das schöne Gänsechen Eindruck; sie erlaubt ihm, ihr die Augen zu verbinden. Nun schildert *Riquet* seine Liebe mit der hinreißendsten Beredsamkeit (*Abricotine* wird gerührt), sie gesteht ihm die ihrige. In diesem Augenblicke bekommt sie eben so viel Geist, als sie vorher Albernheit besessen hat. Sie reißt die Binde von den Augen, erschrickt aber, trotz ihres Geistes, über die häßliche Gestalt *Riquet's* nicht wenig. Dieser macht sie mit der Gabe bekannt, welche ihr von der Fee mitgetheilt worden ist. *Abricotine* wünscht, und im Nu steht *Riquet* als der schönste Mann da. Die Ereignisse des Stücks, welches nur einen Akt hat, gehen Schlag auf Schlag, und gewähren, nebst dem Pompe und den drei reizenden Dekorationen, welche darin vorkommen, eine höchst angenehme Unterhaltung, obgleich *Potier*, der den *Riquet* nicht in der Wahrheit auffaßt, sondern ihn vielmehr, und zwar ganz insbesondere in den leidenschaftlichen Scenen mit *Abricotinen*, ohne es zu wollen, parodirt, diese Rolle absolut widersinnig darstellt. — Die beyden andern Boulevard-Theater, la Gaité und l'Ambigu-Comique, liegen sowohl in künstlerischer, als geographischer Hinsicht, so sehr außer meinem Bereiche, daß ich mich wenig oder gar nicht um die Vorstellungen derselben bekümmern kann. Es hat dort kein Stück einen besonderen Beyfall erhalten.

Schauspiel.

Im K. K. Hoftheater nächst der Burg den 9. May: Das Mädchen von Marienburg. Ute. Müller, vom großherzoglich badenschen Hoftheater in Mannheim, trat in ihrer ersten Gastrolle als Kathinka auf. Klage Niemand mehr die Schauspielerinnen des Mangels an kollegialischer Sympathie an. Die Anzahl der Marien-

burgerinnen, die mit jedem weiblichen Besuche wächst, beweist das Gegentheil. Dlle. Müller ist von der Natur nicht ungünstig ausgestattet worden. Frische Jugendblüthe ist keiner ihrer geringsten Vorzüge. Auch der Ruf hat bereits manches Günstige von ihr gemeldet. Dagegen lehrt ein alter Spruch, der öfter eintrifft als er sollte: praesentia famam minuit. Als Kathinka genügte Dlle. Müller ihrer Aufgabe nicht.

Es wird dießmahl genug seyn, das Mangelhafte bloß im Allgemeinen zu bezeichnen. Dem Naiven fehlte der Ausdruck des Unbewußten. Doch diese unsere Klage ist schon alt, muß aber natürlich so oft vorkommen als die Fehler. Die Schalkhaftigkeit überschritt zuweilen die Grenzen des Schicklichen, artete mitunter sogar in einen Muthwillen aus, wie ihn allenfalls nur fröhliche Großmuth der männlichen Jugend nachsieht. Die unangemessene Lebhaftigkeit der begleitenden Gesen setzte das Verfehlte in eine ziemlich grelle Beleuchtung. Dem Czar gegenüber berücksichtigte Kathinka viel zu wenig den Unterschied der Verhältnisse und des Geschlechts. Es kam hier nicht von einer strengen hofmäßigen Abgemessenheit die Rede seyn, wohl aber von jenem halb verlegenen, halb sichern Betragen, das dem Gefühle der Unsräfflichkeit in der Nähe der Majestät natürlich ist. Das Einzelne, was durch Routine einen oberflächlichen Zuschauer allerdings bestechen konnte, und als Fertigkeit seinen Werth haben mag, stand doch auf keine Weise in einer durchgreifenden Verbindung. Mangel an Wahrheit heißt dieser Fehler in kurzen Worten. Die Moral trug Kathinka dem Czar im Tone eines Sittenrichters vor. Das Geständniß der Neigung war nicht vorbereitet genug. Zu dem Verfehlten gehört auch das Diktiren des Briefes. (Hr. Dchsenheimer, der den Brief schrieb, macht sich übrigens in den Fürsten Chawansky bey gleicher Gelegenheit gleicher Schuld theilhaftig.) Auch kam der widrige und nur allzugewöhnliche Kunstgriff, den Fluß der Rede erst ohne Grund zu beschleunigen und dann ohne Grund zu hemmen, mehr als einmahl zum Vorschein. Trotz alles dessen behauptete sich Dlle. Müller recht gut neben den Mitspielenden. Beyfall und Hervorrufen am Schlusse der Darstellung, wie gewöhnlich.

Darauf hat sich Dlle. Müller auch als Margarethe in den Hagestolzen, als Prinzessin Eboli im Don Karlos, und als Fürstin in Elise Dalberg versucht.

Da Margarethe und Kathinka von mancher Seite Grenznachbarinnen sind, so läßt sich mit Grund vermuthen, die zweyte Gastrolle werde der ersten nicht viel nachgegeben haben. Aus eigener Anschauung haben wir darüber kein Urtheil. Die aufgestellte Vermuthung wird demjenigen nicht als Anmaßung vorkommen, der es weiß, wie leicht auch der bessere Künstler in Einförmigkeit versinkt und wie ein und derselbe Fehler mit trauriger Konsequenz zurückzukehren pflegt.

Die Rolle der Prinzessin Eboli scheint uns im natürlichen Widerspruch mit der Jugend des Gastes zu stehen, so daß wir nicht den Muth hatten, das Wagestück mit anzusehen. Ohnehin scheitern mehr oder weniger alle Künstlerinnen an dieser Aufgabe. Sie verlangt eine südliche Organisation. Feuer, List, Kühnheit sind die Grundzüge. Oder auch so: Sinnlichkeit und Geist müssen sich mit gleicher Kraft durchdringen. Ein berühmter Philosoph hat den Deutschen das phlegmatische, so wie den Engländern das melancholische Temperament als Erbtheil ausgesetzt. Gegen diesen Ausfall wehren sich freylich die deutschen Feuerköpfe mit Händen und Füßen, doch bleibt's immer wahr, daß wir im Punkte der Liebe die Bequemlichkeit haltsbrechenden Unternehmungen vorziehen. Was unter diesen Umständen auf dem Theater vollends aus der Prinzessin Eboli werden kann, liegt am Tage. Und sollte sich je einmahl durch einen glücklichen Zufall eine wahre Eboli auf die Bretter verirren, so würde sie gewiß nicht mehr als ein Mahl spielen.

Über die Darstellung der Fürstin können wir so wenig sagen, als über Margarethe in den Hagestolzen und zwar aus demselben Grunde.

Im k. k. Hoftheater nächst der Burg den 16. May zuerst: Der Fähdrieh. Ein Originallustspiel in drey Aufzügen von Schröder, dann zum ersten Mahle: Der Sekretär und der Koch. Ein Lustspiel in einem Aufzuge; nach dem Französischen des Scribe.

Hr. Müller, vom großherzoglich badenschen Hoftheater in Mannheim, gab im Fähdrieh die Rolle des Baron von Harwitz, eines gewesenen Offiziers, so wie Dlle. Müller, dessen Tochter, in zweyfacher Hinsicht als Sophie erschien.

Die Mannheimer Bühne hat allerdings in frühern Zeiten berühmte Künstler aufgewiesen. Ob diese in den Nachkommen fortleben, läßt sich fragen, und wer eine Vorliebe für's Bejahen hegt, thut Unrecht, wenn er daran zweifelt. Was indessen hier und in der Ferne gelegentlich von sogenannten Schulen gesagt wird, läuft auf bloße Schönsprecheren hinaus, und hat vielleicht nur einmahl in Weimar durch Goethe und Schiller wahrhaft Statt gefunden. Nur solche Meister können eine Schule gründen, die auch frenlich den verschwindenden Leitsternen gewöhnlich schnell nachzufolgen pflegt. Dieß sey ein für allemahl bemerkt, sowohl für die fremden Schauspieler, die sich mit der bequemen Fabel einer Schule gern weidlich thun, als auch für die behenden Federn, die der lächerlichen Einbildung Vorschub thun.

Gegen Hrn. Müller kann und soll das Gesagte nicht gelten, denn er nährt schwerlich diesen Wahn, auch bedarf es dessen zu seinem Lobe nicht. Im Ganzen genommen war unser regsames, freundlich gesinntes Publikum mit dem Geseisteten zufrieden; auch läßt sich billiger Weise gegen den Beyfall nichts einwenden, wenn er im Sinne der Vergleichung genommen wird. Man soll aber nicht vergleichen, sondern bey der Sache selbst bleiben, ohne links und rechts zu schauen, und ohne Furcht vor dem vielleicht überraschenden Resultaten.

Hr. Müller nahm die vorherein sehr langweilige Rolle offenbar zu matt auf, der Bewegung, Sprache und selbst dem Mienenspiel fehlte jene Rüstigkeit, die einen alten Soldaten von diesem Schlage nie verläßt. Auch das pendelartige Überschwanken des obern Körpers war nicht militärisch, so wenig als der Gang, der, einige Momente des martialischen Aufloderns ausgenommen, ziemlich fanglenmäßig ausah. Außerdem mißlang Hrn. Müller der Ton der Erzählung. Das Haschen nach Effekt mag gut seyn, wenn es lauten Beyfall gibt; die echte Kunst strebt durch tiefe Wahrheit nach stiller Bewunderung. Die schnellen Übergänge, ungewöhnlich verstärkt durch die herkömmlichen Accessoria, stachen besonders ungünstig hervor. In Augenblicken der Erschütterung mit dem Munde die Luft suchen, wie ein Engbrüstiger, der im nächsten Augenblick zu ersticken fürchtet, scheint uns eines alten Kriegers, wie überhaupt eines wohlorganisirten Mannes unwürdig. Der Ruhm der Brauchbarkeit bleibt dessen ungeachtet Hrn. Müller unbestritten.

Mlle. Müller zeigte als Sophie manche löbliche Fertigkeit. Nur darf man dem lieben Gaste wohl anrathen, eine gewisse oscillirende Beweglichkeit nicht für die wahre Kunstgewandtheit zu halten, denn hinter dieser scheinbaren Routine macht sich bey Anfängen gar leicht der Mangel an Übung Luft. Wie ein gebildeter Mann in guter Gesellschaft sich im Sprechen nicht übernimmt, weil er fühlt, daß er das Rechte sagen kann, wie es sich ziemt; so sucht dagegen der Schwäher die Armuth des Geistes vor sich und andern durch Wortschwall zu verbergen. Dieß zur Erläuterung. Zum Beweise der Behauptung mag das noch sehr unvollkommene Spiel der Hände dienen, die zuweilen hinter den Ohren suchten, was nicht dastekte, oder die Spizen der Demonstration mit unrichtiger Lebhaftigkeit vermehrten mitunter auch als Parallelen viel zu lange und wahrscheinlich zur Aushülfe irgend ein kleines Kunstwerk des eleganten Modebedürfnisses festhielten. Der Liebe fehlte zuweilen die schöne Verrätheren der fortgesetzten und dabey nüancirten Aufmerksamkeit. In diesem Punkte herrscht überhaupt auf unserer Bühne eine große Nachlässigkeit. Die Liebenden thun meistens nur zärtlich, wenn sie zu reden haben, und selbst dann heben sie oft nur die Schlagworte hervor. Hr. und Mlle. Müller wurden nach dem Schlusse der Vorstellung gerufen, in völliger Übereinstimmung mit dem Beyfall, der ihnen auch während des Spiels war zu Theil geworden.

Der Sekretär und der Koch, eine Arbeit nach dem Französischen, ist ein laßiger Schwank, der viel zu lachen macht. Der Recension des Publikums, das sie lachend niederschrieb, treten wir ohne Bedenken bey. Wenn es nur halbweg angeht, soll man das Lachen nicht kritisiren. Das Ganze dreht sich um eine Verwechslung zwischen den Geschäftsrollen des Sekretärs und des Kochs, wodurch jeder zu thun bekommt, was er nicht kann, beide sich jedoch listig ausbelfen, bis zuletzt das versteckte Spiel klar wird.

Hr. Koberwein hat als Koch Vorzügliches geleistet, das auch allgemein mit verdientem Beyfall anerkannt wurde. Ungemein lebendig arbeitete sich besonders die Natur des Kochs von dem angenommenen Charakter des Sekretärs los. Man kann kaum etwas Lustigeres sehen. Auch in den Handgriffen der Ausübung zeigte sich die glänzendste Sicherheit der Praxis, die jeder Koch bewundern wird, in welcher Schule er auch studiert hat. (Die Schulen der Köche mögen leicht mehr Kredit verdienen als die Schulen der Schauspieler.) Einige Übertreibung ist bey einem solchen Stoffe vielleicht nothwendig, auf jeden Fall verzeihlich. Nur fehlte an mehreren Stellen der Ausdruck der Besorgniß gänzlich, wodurch die Beschränktheit des Kopfes allerdings in ein zu grelles Licht trat. Auch den Verbeugungen hätte eine größere Annäherung zur Naturgemäßheit wohl gethan. Hr. Koberwein war endlich mit dem glücklichsten Effekte kostumirt. Der Zopf gehört wesentlich dazu.

Hr. Costenoble zeigte als Baron von Sauscourt so viel Feuer, als der Charakter verlangt. Es wird uns lieb seyn, auch in andern Rollen Spuren jener Lebendigkeit zu finden, deren unendlich verschiedene Abstufung den großen Schauspieler bildet. Hr. Lemberert (Graf von St. Phar) empfahl sich durch Anstand. Eben zeigt uns der Anschlagzettler, daß das Stück in Paris spielt. Da der Bearbeiter und zum Theil auch die spielende Gesellschaft diese Lokalität vergessen hat, so wird man für den gleichen Fehler einen Recensenten nicht zu sehr büßen lassen. In Hoffnung auf gütige Nachsicht sagen wir leise: Das Stück spielt in Wien. X.

K u n s t - N a c h r i c h t.

Eine schätzenswerthe Erscheinung sind die lithographirten Original-Zeichnungen von den vorzüglichsten Künstlern der österreichischen Monarchie, wovon wir bereits zwey Hefte erhalten haben, jedes vier Blätter enthaltend, die anziehende Abwechslung darbiethen und wovon jedes durch eigenthümlichen Reiz und Charakter besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Unternehmung gibt durch diese Sammlung den vaterländischen Künstlern Gelegenheit, ihre Talente in eignen Schöpfungen zu offenbaren, um das Genie von sflavischen Nachbildungen abzuhalten, wodurch es seine Selbstständigkeit zerstört und ein fremdartiges Gepräge annimmt; sucht aber auch zugleich die mit glücklichem Erfolg fortschreitende Lithographie mehr und mehr auf die ihr angemessensten Gegenstände hinzulenken. Dieser Zweck spricht sich in den angeführten zwey Heften auf eine würdige Weise aus. Die Künstler Wiens lieferten hierzu Zeichnungen, und es steht zu erwarten, daß auch Meister in den vaterländischen Provinzen dem Beyspiele folgen werden.

Das erste Heft beginnt mit einem allegorischen Eingangsbild von L. F. Schnorr von Karolsfeld in Papierumdruck mit einer Tonplatte. Sinnreich angelegt und mit Zartheit ausgeführt. Das vierte Blatt enthält eine Darstellung aus dem ersten Buche Samuels, wo Saul den Geist desselben durch die Zauberinn von Endor erscheinen läßt, von J. Schindler mit zwey Tonplatten. Kraftvoll und edel, trotz dem schauerlichen Charakter dieser Scene.

Den Anfang des zweyten Heftes macht das Bild einer blinden Bettlerin; Papierumdruck mit einer Tonplatte von Joh. Höchle, Senior. Ein Nachtstück von J. Höchle, Junior, schließt diese Lieferung. Leicht und ausdrucksvoll ist das erste, von Fleiß und Phantasia zeigt das letzte.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der Erfolg dieses verdienstlichen und höchst interessanten Unternehmens den wärmsten Wünschen aller Kenner und Freunde der Kunst, besonders der Verehrer vaterländischer Künste, entsprechen werde. — Das Werk ist in Kommission zu haben bey Artaria und Komp. Alle fünf bis sechs Wochen erscheint ein Heft. Der Subscriptionspreis für ein jedes beträgt 4 fl. C. M. Einzelne Blätter oder Hefte sind, der bestehenden Einrichtung gemäß, nicht zu haben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 29. May 1821.

64

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Tege und ein colorirtes Modenkild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei C. Gerlach (Bureau des österreichischen Verächters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der schwarze See.

Von Madelaine Freyhinn von C—t.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Das größte Übel aber ist die Schuld.

Schiller.

Der Morgen stieg mit purpurfarbnen Schwingen über die dunkeln Gebirge herauf, und beleuchtete die hohen Gipfel der Tannen mit rosigem Zauberstrahl; glänzende Diamanten funkelten von den Spizen des bethauten Grases, und den Blütenkelchen der Blumen entstieg erquickender Balsamduft.

Auf einem Stein am bemoosten Gestade saß, in finsternes Nachdenken versunken, ein Greis, dessen weißes Haar der Morgenwind durchwehte, er schien es wenig zu beachten, und die dunkeln Blicke starr auf die stille Fluth gerichtet, schien er Alles um sich her vergessen zu haben. Finsterner Unmuth sprach aus den Falten zwischen den buschigen Augenbraunen, und tiefe Furchen hatte der Gram auf die bleichen Wangen gezogen.

Auf dem Gipfel eines benachbarten Berges stand der junge Graf Löwenstern mit seinem ältern Freund Werner, der auf seinen Reisen ihn begleitete. Angezogen von der schönen Gegend, hatte er beschlossen, mehrere Tage in derselben zu verweilen, und hatte sich das Städtchen***, den bedeutendsten Ort im Umkreise, zum Wohnorte für diese Zeit ausgewählt. Auch wollte er einen Verwandten, der in dieser Gegend auf einem Bergschlosse wohnte, besuchen; er selbst kannte diesen Vetter nicht, aber sein Oheim, Baron Wartenberg, hatte ihm empfohlen selben zu besuchen, und hatte ihm deshalb einen Brief an den Grafen Schellborn (so hieß er) mitgegeben. Da die Witterung sehr schön war, hatten sie beschlossen die kleine Reise zu Fuß anzutreten, sie wollten unterwegs die benachbarten Gebirge besteigen, um von dort aus die Aussicht in das liebliche Thal zu haben. Mit langen Zügen schlürften sie die von Blüten durchwürzte Morgenluft ein, und labten sich an dem Anblick des blühenden Thales, dessen bethaute Gründe, ihr lachend Grün, verschmolzen mit

dem roßigen Schimmer des Morgens, in magischer Beleuchtung vor ihren Blicken da lag. Arthurs Herz war gefühlvoll und empfänglich für die Schönheiten der Natur, und sein älterer Freund, ungeachtet die Jahre jenen hohen Grad der Empfindung bey ihm gemäßigt hatten, welcher nur der Jugend eigen ist, fand noch immer frohen Genuß bey dem Anblick einer schönen Gegend. Arthur wendete das Gesicht nach einer andern Seite, und der See mit seiner Felsenumgebung lag vor seinen Blicken, ein äußerst interessantes Tableau! Von dem hellbeleuchteten Berge, auf welchem sie standen, sahen sie in die finstere Thalschlucht, so wie ein verklärter Geist auf die düstern Zeiten eines unglücklichen Erdenlebens zurückblicken könnte! — Arthur wollte den See in der Nähe sehen, und die Wanderung dahin ward angetreten.

Sie traten in das Halbrund der hohen Felsenwände, aus welchen eine feuchte Grabesluft sie anwehte; an der dunkelsten Stelle, unter einem drohend überhangenden Felsstück, saß der finstre Greis, gleich einem grauenenerweckenden Bewohner der Unterwelt, der in dem stillen Reiche der Schatten die nächsten Ankömmlinge erwartet! Grauen überfiel den Grafen bey dem Anblick der hohen Greisengestalt, der jetzt sich erhob, und mit starken Schritten auf sie zukam. Mit fest auf den Boden geheftetem Blicke wollte er bey ihnen vorbeyschreiten, als Arthur ihn anredete, und ihm einen guten Morgen both; er murmelte etwas zwischen den Zähnen, und wollte weiter gehen, aber Arthur hielt ihn auf und bath ihn um Anweisung, wo sie das Schloß des Grafen von Schellborn finden könnten; er sah den jungen Mann mit dunkelblitzenden Augen starr an, dann sprach er langsam mit dumpfem Tone: „In einer Stunde, dort hinter jenem Berge!“ — er wies mit langgestrecktem Finger in die Gegend, dann schob er sie beyde auf die Seite, und ging raschen Schrittes fort, ohne sich umzusehn.

„Was ist das?“ sprach Graf Arthur zu seinem Freund, „war diese hohe, wunderbare Gestalt wirklich ein Wesen unserer Gattung?“ — „Und was sonst?“ erwiederte Werner, „eine etwas sonderbare Erscheinung war an diesem Orte der finstere Alte wohl, und in seinen Blicken lag wirklich etwas Furchtbares, aber für einen Geist werde ich ihn doch nicht halten sollen?“

Arthur. Ich weiß wohl, daß Sie die Möglichkeit der Geistererscheinungen läugnen, ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich mich von der Idee einer Verbindung der irdischen mit der Geisterwelt nicht loszureißen vermag, und daß der Glaube, daß meine gestorbenen Lieben mich umschweben, mit zu meiner Glückseligkeit gehört. So spricht tief in meiner Seele ein mir unerklärbares Etwas, daß der Geist meiner theuern Mutter mich stets umschwebt!

Werner. Lieber Schwärmer! ich vergebe Ihrer kindlichen Liebe dieses Spiel der Imagination; einst bey kälterm Blute werden Sie andere Ansichten haben.

Arthur. Es wäre vergebens über diesen Gegenstand mit Ihnen zu streiten, unsere Ansichten davon sind zu verschieden. Es mag nun aber damit seyn, wie es will, so ist es doch gewiß, daß diese Gegend, dieser dunkle See mit seinen düstern Umgebungen, und vor allen jener alte Mann, etwas Furchtbares für mich haben. Und wie sonderbar! es zieht mich alles dieses wieder an; ich möchte fliehen, und wieder möchte ich hier verweilen.

„Kommen Sie!“ sprach Werner, „lassen Sie uns gehn und das Schloß

des Grafen Schellborn auffuchen; aus den Reden des gespenstlichen Alten habe ich verstanden, daß es eine Stunde von hier entfernt ist, und daß wir jenen Berg übersteigen müssen, um dahin zu gelangen."

Sie legten schweigend den größten Theil des Weges zurück; als sie um eine Bergecke herum bogen, lag das alte hochgethürmte Schloß auf beträchtlicher Anhöhe vor ihnen. Finster und einsam blickte es mit seinen grauen Mauern und hohen Thürmen herab auf die stille Gegend, und das freundliche Dörfchen im Thal.

„Wahrlich!“ unterbrach Werner das bisherige Schweigen, „wenn dieß das Ziel unserer Wanderschaft ist, so sollte es mich nicht wundern jenen finstern Greis als Kastellan dort zu finden, denn zu dem alten Sulenneste würde er ganz vortrefflich passen! er könnte recht wohl die Rolle des Burggeistes dort spielen! auch wäre ich ganz geneigt ihn dafür zu halten, wenn mich nicht seine moderne Kleidung überzeugte, daß, wenn er wirklich ein Geist ist, er wenigstens nicht in die grauen Ritterzeiten gehöre.“

Ein vorübergehender Landmann bestätigte, daß dieß Schloß Schellborn sey, und wies ihnen den nähern Fußpfad, der sich zwischen Felsen und Baumgruppen schlängelnd in die Höhe wand. Sie langten bald an der hohen Schloßpforte an, wo ein ernster Thürsteher sie um ihre Nahmen befragte, und sie dann durch einen eben so ernsten schweigenden Diener, über breite Marmortreppen durch lange schallende Gänge, in einen hohen Saal geführt wurden, wo er sie warten hieß und sich entfernte, um sie zu melden. Der Saal, in welchem sie sich befanden, war rings mit alten Familiengemälden behangen. Edle hohe Gestalten in ritterlichem Schmucke; auf jedem dieser Gesichter stand Ritter Sinn und Tapferkeit mit unverkennbaren Zügen geschrieben. Die Frauen, zart und sittig verhüllt, blickten aus klaren blauen Augen fromm und liebend hervor, und sprachen in ihrer sittsamen Schönheit rührend zum Herzen. Die hohen Bogenfenster standen offen, und gaben die Aussicht auf ein lachendes Thal, das mahlerisch vor den Blicken der Hinabsehenden ausgebreitet lag, und dessen lieblicher Anblick seltsam gegen die düstere Burg abstach.

Als sie eine Weile gewartet hatten, öffnete sich die Saalthüre, und hereintrat eine ätherische Zaubergestalt, ein himmlisch schönes Mädchen. Mit einer leichten anmuthsvollen Verbeugung, mit edlem Anstande und sanft erröthenden Wangen, hieß sie die Fremden mit süßer Stimme willkommen; sie entschuldigte ihren Vater, daß er sie nicht selbst empfangen, eine Unpäßlichkeit verhindere ihn daran, zur Mittagstafel aber, hoffe sie, werde er erscheinen, da seine Unpäßlichkeit bis dorthin wohl wie gewöhnlich vorübergehen werde. Arthur war verloren in dem Anschau dieses reizenden Geschöpfes, aus diesen Weisenaugen blickte ein Engel, und der kleine Purpurmund sprach so bezaubernd schön, daß man nicht wußte, ob man ihren Geist oder ihre Schönheit mehr bewundern sollte.

Lindane (so hieß das Fräulein) wußte, daß Arthur weitläufig mit ihr verwandt war, überdieß war sein Oheim ein Jugendfreund ihres Vaters, sie war daher herzlich froh ihn zu sehen, da sie hoffte, daß seine Anwesenheit selben erheitern werde, welches er bey seiner trüben Stimmung sehr bedurfte. Das Fräulein führte die Fremden im Schlosse und in den Gärten herum, zeigte ihnen alles Sehenswerthe, und die Zeit bis zur Tafel verstrich so schnell, daß

Arthur gar nicht zufrieden war, als gemeldet wurde, daß bereits aufgetragen sey, und der alte Graf die Gesellschaft erwarte.

Man trat in einen schönen Gartensaal. Arthur wollte Lindanen eben etwas Verbindliches sagen, als sich die gegenüberstehenden Flügelthüren öffneten, und der hohe Greis vom See hereintrat. Mit majestätischem Anstande, doch nicht finster und unfreundlich, empfing er den jungen Grafen, und hieß ihn als den Neffen seines besten Freundes willkommen. Graf Arthur übergab ihm dessen Brief, welchen er erbrach, und während des Lesens den jungen Mann ein Paarmahl mit blizenden Augen ansah, wobey jenen (der überhaupt von dieser Erscheinung sehr überrascht war) ein ähnliches banges Gefühl ergriff, wie er diesen Morgen am See bey Erblickung des Alten hatte. Man setzte sich zur Tafel, es brauchte lange, bis Arthur ruhiger werden und die Unbehaglichkeit, die ihn beherrschte, unterdrücken konnte, doch verscheuchte endlich Lindanens Liebreiz alle trüben Ahnungen, und er überließ sich ganz den Einwirkungen ihrer Liebenswürdigkeit. Der alte Graf ward zusehends heiterer, sprach viel von seinem alten Freunde, leerte manches Glas auf dessen Gesundheit, und betrug sich so freundlich und wohlwollend gegen die Fremden, daß Arthur sein vorschnelles Urtheil und seine Abneigung gegen selben zu bereuen anfing. Man stand von der Tafel auf, um sich in ein schönes Rondeau schattiger Linden zu begeben. Alles war vergnügt, als es Wernern einfiel den Grafen zu erinnern, daß sie sich heute schon begegnet hätten. „Wo?“ frug dieser betroffen. „Unweit von hier an einem Kleinen See,“ erwiderte dieser. „Am See?“ rief der Graf heftig, und eine dunkelglühende Fieberrothe überflog seine Wangen, „am See,“ wiederholte er dumpf, und eilte mit heftigen Schritten fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

D a s M ä d c h e n .

Im Morgenschein des jungen Lebens,
Bekränkt mit Anmuth hold und schön,
Tritt in der raschen Kraft des Strebens
Die Jungfrau aus den Himmelhöh'n:
Sie kömmt gezogen aus der Ferne
Und zeigt sich dem bedrängten Blick,
Und lockt die Sehnsucht nach dem Sterne
Und führt in's Herz die Kraft zurück.

Umthaut vom Morgenroth die Schwingen,
Umbüllt ihr grünes Kleid sie hold,
Und himmlisch süße Töne klingen
Aus ihrer Leyer zartem Gold;
Das Haupt umschmücken Silberblüthen,
Entsprossen jenseits in dem Land;
Der Gürtel blau, und golden glühen
Die Sterne an des Kleides Rand.

Und hinter ihren Schritten zeigt
Sich mild ein Land in Frühlingsspracht,
Wohin das glüh'nde Auge reichet,
Wo hold der Sehnsucht Friede lacht;

Es sinkt auf die gebeugten Herzen
 Ein Zauber, wenn die Huldinn naht,
 Und schnell entfliehen bange Schmerzen
 Von ihrem zart beblühten Pfad.

Es schwebt auf rosigem Gefieder
 Der Friede auf des Dulders Brust,
 Und von dem Strahlenbilde nieder
 Thaut in den Busen neue Luft:
 Und aufgeregt mit kühnem Walten
 Wirkt rasch die Kraft, im schönen Traum
 Umflattern strahlende Gestalten
 Der Wirklichkeit besonnten Saum:

Und wo bethrünt das Aug' gebetet,
 Wo schon das Herz den Muth verlor,
 Kehrt von der Göttinn neu belebet
 Ein neuer Wirkungskreis hervor.
 Und schöne Blüten sprossen wieder
 Und zeigen sich dort fern dem Blick, —
 Es rafft auf seiner Kraft Gefieder
 Der Geist sich auf, und sucht das Glück!

Und wenn sie sich dem Aug' entziehet,
 Zeigt wieder sie sich fern im Grau,
 Und lächelt hold, und lockt und — fliehet,
 Verschwindet, glänzt im Himmelsblau:
 Und sinkt der Muth, und schlafft die Sehne;
 Senkt sich ihr Fittig thauend hin,
 Und gibt ihm Kraft, und milde Töne
 Umwiegen den gebeugten Sinn.

Sie spricht: dort wirst du Ruhe finden,
 Dort in dem Friedenslande, dort,
 Wo sich der Sehnsucht Bilder finden,
 Der Pilger ruht im stillen Port:
 Drum nur gestrebt und kühn gerungen,
 Schön ist der Sieg, es grünt der Kranz;
 Denn was der Ahnung laut geklungen,
 Das stirbt nicht in des Wirkens Glanz!

So lockt sie stets, und lockt und fliehet,
 Ungaukelnd uns're Lebenszeit,
 Bis daß die schöne Kraft verglüheth,
 Und nur das Grab uns Ruhe beut:
 Der Pilger sinkt, zum stillen Schooße
 Nimmt er hinab ihr holdes Bild;
 Und manche weich geschwellte Rose
 Entkeimt dem Grab noch zart und mild!

Carl S.^{pp.}

München im April.

Zu dem wenigen Neuen, welches, trotz dem salomonischen Ausspruche, unter der Sonne etwa noch gefunden werden dürfte, gehöret offenbar die Bemerkung nicht, daß es der Freude dort am wenigsten zu verweilen beliebet, wo die meisten Anstalten sie zu fesseln getroffen werden. Bey uns bestätiget sich die Wahrheit dieses psychologischen Phänomens. Lassen Sie mich von jenen Anstalten heute nur der sogenannten Privat-Gesellschaften (von 300 bis an 500 Mitglieder) erwähnen, welche sich hier alljährlich mehren. So gibt es dergleichen Gesellschaften des Hoch-, Trüb-, Froh- und Leicht-Sinnes. Bloß Kalt-Unsinn und wenige andere Sinne mehr bleiben der Titelsucht zu wählen übrig. Aber die echte Freude wird weder durch die hübschesten noch durch die lustigsten Nahmen gebannt, und auch in diesen Kreisen präsidirt oft statt ihr, mechanische Theilnahme, Zerstreuungssucht bey innerlicher Gleichgültigkeit und Langeweile. Wer mir widersprechen möchte, der stelle sich an einem Tanzabende in ihre, dem Vergnügen gewidmete Tempel, und beobachte. Wahrlich, faum wird er die ringsherum müßig sitzenden, tanzlustigen Mädchen und in der Mitte des Saales einen Haufen junger, eleganter Herren, welche, ohne ein ehrfames Tänzchen wie ehemahls mitzumachen, gleich lauerten Spinnen ihre Neze auswerfen, gewahr werden: so pflichtet er mir gern, und sich mit dieser einen Beobachtung begnügend, bey. Möchte doch statt jener allerley Sinne der Sinn für häusliches und Familienglück und für wahre herzliche Freude sorgfältig gepflegt werden! Ähnlich in Rücksicht auf Ursache und Wirkung dürfte vielleicht die sich fast überall zeigende Verminderung der Lust an theatralischen Vorstellungen genannt werden. Oder, sollte diese Kunst nicht mächtiger von des Thespis Karren herab auf die Gemüther gewirkt haben, als sie es heut zu Tage in den ihr gewidmeten glänzenden Hallen vermag? Doch Sie wünschen lieber einzelne Nachrichten über unser Theater als allgemeine Betrachtungen. Im neuen Hoftheater wurden zum ersten Mahle: „die Geheimnisse,“ Lustspiel in einem Akte, gegeben. Die Gäste Dlle. Müller und Hr. Löwe traten in mehreren älteren Stücken auf. Die während dieses Monathes dargereichte Neuigkeit der deutschen Oper war: *Adrian von Ostade*. Die italienische Oper wiederholte: *Emma di Resburgo*; *le Nozze di Figaro* und *Eduardo e Christina*. Das Isarthortheater spendete außer einem kleinen Lustspiele: „das Nachspiel“ und der Münchner Lokal-Zauberposse: „Der Geist vom Hofgarten,“ gleichfalls nichts Neues. Schon der Titel des letzten Produktes wird Sie an einen auch bey Ihnen spüfenden Geist erinnern. Das Stück enthält übrigens viele komische Gedanken und Situationen, und erreichte vollkommen seinen Zweck. Bey dem ferneren, wünschenswerthen Anbau dieser Gattung mögen indessen zu porträtähnliche Zeichnungen lebender hiesiger Personen vermieden werden. Am Paflysonntage hatten wir das Vergnügen, im neuen Hoftheater Haydn's Schöpfung zu hören. Diesen herrlichen Meisterwerken sollten an demselben Abende keine anderen profanen Musikstücke folgen, wie es bey uns geschah; denn sie können keine Wirkung mehr hervorbringen, als etwa eine negative, zerren nämlich das Gefühl von der erhabenen Stufe wieder herab, worauf es jene Tondichtung gehoben hatte. An schönen Kirchenmusiken war die diesjährige Charwoche reich; auch fehlte es nicht an frommen und nichtfrommen Zuhörern. Eine unbeschreibliche Menschenmenge drängte sich in den letzten Tagen zu den, in allen Kirchen errichteten, sogenannten heiligen Gräbern. Der Greis Anton Adner von Berchtesgaden, welcher am heuerigen Gründonnerstage zum vierten Mahle der von Sr. Majestät dem Könige an diesem Feste stets vollzogenen Ceremonie der Fußwaschung beywohnte, dieser mit einer unverwüßlichen Lebenskraft begabte Mann, ist 116 Jahre alt, noch ganz rüstig, im vollen Besitze seiner Sinnenkräfte, genießt bey ungeschwächter Verdauung und freyer Regsamkeit des Körpers einer ununterbrochen frohen Laune und mahnte im Kreise der übrigen, anwesenden elf Alten (alle zusammen zählten 1095 Jahre) an die patriarchalische Zeit.

Von den Schönen ist der Übergang zu den Verschönerungen leicht, und ich unterhalte Sie von einigen, welche wir im Laufe dieses Jahres zu erwarten haben. Die

Glyptothek nähert sich ihrer Vollendung; eine neue Reitschule in dem Umkreise der königl. Hofställe ist im kräftigen Bau begriffen, und hat schon beynah die Höhe eines Stockwerkes erreicht; an dem Erziehungs-hause für Studierende wird eine Vergrößerung durch Aufbaunng seines einen Flügels zur Höhe der Hauptfacade angebracht; dann soll, dem Vernehmen nach, die vordere Säulenhalle am neuen Theater nach dem Plane Fischers vollendet und das königliche Schloß auf der Ostseite erweitert werden. Auch an Privatbayten fehlt es nicht; in der Müllerstraße ersteht allmählig eine ganze Reihe von neuen Häusern, und vor dem Schwabinger Thore wächst ein herrliches Quadrat von Gebäuden in die Höhe. Nicht weniger fleißig wird auf dem Felde der Wissenschaften gebauet. So blühen z. B. dem Sanskritstudium in Baiern schöne Hoffnungen. Der Hr. Professor Dr. Frank dahier ist als ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität in Würzburg, zum Vortrage der orientalischen, besonders der indischen und persischen Sprache bestimmt worden. Um das Sanskritstudium in Baiern einheimisch zu machen, hat sich derselbe auf königl. Kosten, seit 1813, eine Zeit lang in Paris und dann dritthalb Jahre in London aufgehalten, wo er die dortigen großen Sanskrit-*Manuskript-Sammlungen* und den Umgang mit den berühmten englischen Gelehrten dieses Faches benützte, und der hiesigen Hofbibliothek einen beträchtlichen Theil seltener Sanskritliteratur verschaffte. Er wird erst im nächsten Wintersemester seine Vorlesungen in Würzburg anfangen, indem er zuvor seine, mit Überdruck von Typen verbundene Lithographie und Druckerey in München so einrichten wird, daß von ihm hier, auch in seiner Abwesenheit, indische Werke herausgegeben werden können. Der erste Theil seiner Chrestomathie ist im vorigen Jahre erschienen.

Eine Übersicht der Anpflanzungen auf den Feldern des Lebens und des Todes gibt Ihnen die folgende Notiz. Vom Oktober bis Ende Dezember vorigen Jahres wurden hier 467 Kinder geboren (251 eheliche und 216 uneheliche); gestorben sind 451 Personen; getraut wurden 66 Paare. Von den Verstorbenen erreichten 198 kein volles Jahr; 132 ein Alter von 70 — 80 Jahren; 13 eines von 80 — 90, und von 90 — 100 ein einziges — weibliches Individuum.

Schauspiel.

Im Theater an der Wien den 22. May zum ersten Male: Die Erinnerung, ein Schauspiel von Iffland in fünf Aufzügen.

Hr. Vespermann, Regisseur des königlich bayerischen Hoftheaters in München, gab als erste Gastrolle den Kammerrath Seeger. Dießmahl hat der Ruf die Erwartung nicht betrogen. Steht Hr. Vespermann auch in den übrigen Rollen auf derselben Höhe, wie als Kammerrath Seeger, so gehört er allerdings zu den immer seltener werdenden Erscheinungen des deutschen Theaters, und München ist dann nur gerecht, indem es auf seinen Besitz einen besondern Werth legt. Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen, die nicht das Verdienst des erfreulichen Gastes erschöpfen, sondern ihn nur vorläufig bey unsern Lesern so schnell als möglich einführen sollen. Die Natur hat nicht viel weniger für Hrn. Vespermann gethan, als er selbst für die Kunst. Seine Gestalt ist günstig und gewinnt besonders durch leichte, angemessene, gebildete Bewegungen. Das Organ, biegsam, männlich, eingeübt, wie der Körper, legt bey einem ziemlichen Umfange in den verschiedenen Gegenden einen gleichmäßigen Wohlklang dar. Das Studium guter Muster blickt durch, ohne eben slavische Nachahmung zu verrathen. Doch über diesen Punkt später eine Vermuthung. Diese Vorgänge entwickelte die erste Rolle in einer solchen Entschiedenheit, daß sie unbedenklich auch für die künftigen Darstellungen als feste Basis anzunehmen sind. Als Kammerrath Seeger zeigte Hr. Vespermann die schönste Lebendigkeit, jene meinen wir, die jeden Augenblick bedeutend ausfüllt, und indem sie weder zu viel noch zu wenig thut, den behaglichen Eindruck des Naturgemäßen hervorbringt. Meisterlich waren besonders die Übergänge in den steigenden, leidenschaftlichen Ton. Die Art und Weise,

wie nach dem Schlusse des Akts das Toben aus der vorhergegangenen Reflexion über den benutzten Schimpfnahmen einer Figur wachsend losbricht, macht als Beyspiel jede weitere Anführung überflüssig. Bey allem Ungekim blieb dabei jedes Mahl so viel Herrschaft über die Stimme zurück, als der Ton der gebildeten Welt verlangt. War der gereizte Kammerrath allein, so sprach er mit Recht noch etwas energischer, als in Gesellschaft. Eine überaus komische Kraft lag in den häufig wiederholten Ausfällen auf die Armuth. Der Übermuth des Reichgewordenen schien ein eigenes Gallsches Organ für den Abscheu dieses Zustandes zu haben. Die Sicherheit, oder vielmehr die Verhärtung in der Denk- und Sinnesweise drückte sich sehr glücklich aus durch zweckmäßige Geläufigkeit der Zunge. Das Recht des Tadels soll uns indessen auch diese glänzende Darstellung nicht nehmen. Zuweilen schloß sich der spitzige Ton des Spottes, das Boshafte der Anspielungen nicht kräftig genug an das Feuer des vorhergegangenen Augenblicks, es war zu viel Absichtlichkeit darin. Hat vielleicht ein fremdes Muster zu treu vorgeschwebt? Diese Ausstellung scheint uns die wichtigste zu seyn. Einmahl rückte auch der Kammerrath einem Nebenstehenden — war es nicht der Doktor? — näher auf den Leib, als er in der Stimmung durfte. Noch einige Kleinigkeiten erwähnen wir mehr als Beweise unserer Aufmerksamkeit als des Verfehlten. Als der Kammerrath von der Verheirathung eines fremden und armen Frauenzimmers zum Schlusse sagte: und fort ist sie, war der Ausdruck für die Spitze zu wenig gesteigert. So mangelte auch der Erwähnung des alten Rheinweins, die er als Forderung seines Jugendfreundes in dem bloßen Beyworte wiederholt, der Akzent des heraushebenden Geizes. Hr. B e s p e r m a n n wurde durch den gerechtesten und lautesten Beyfall belohnt und, wenn wir nicht irren, drey Mahl mit einstimmigem Jubel gerufen. Das Rufen ist freylich an der Tagesordnung, hätte aber dem Gaste zu Ehren auch recht wohl erkundeten werden können. Recensenten in der ersten Potenz dürfen der ehemahligen Dlle. M e g g e r, dem singenden Schoosfkinde der musikalischen Wiener, laut danken, daß sie ihnen das Geschäft des Urtheils versüßte, indem sie ihren Rahmen mit dem des Hrn. B e s p e r m a n n vereinigte. Möge unser Dank angesehen werden wie ein zufällig verspätetes Hochzeitgedicht, und werde das schöne Beyspiel fleißig von den Künstlerinnen befolgt! Wir hoffen, noch öfter die Freude zu haben, Hrn. B e s p e r m a n n rühmen zu können, wenn das Künftige dem bereits Geleisteten gleich kommt.

X.

B e r i c h t i g u n g.

Dlle. M ü l l e r hat nicht die Fürstin, sondern Elise von Valberg in dem Stücke gleiches Rahmens gespielt. Der Referent, der die Vorstellung nicht gesehen, hat sich wahrscheinlich durch die nebenstehende Erwähnung der Prinzessin Eboli zu dem Irrthume verführen lassen.

In Nr. 58 S. 494 Z. 11 v. u. Je dem Licht statt: In dem Licht.

„ 496 „ 7 v. o. Höhe statt Höh'n.

„ — „ 8 „ Nähe — Näh'n.

„ — „ 10 „ Wähneud statt Während.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 31. May 1821.

65

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der schwarze See.

Von Madelaine Freyhinn von C-t.

(Fortsetzung.)

Die Fremden sahen ihm erstaunt nach, und Lindane saß mit hocherglühendem Gesichte, sprachlos da. „Was fehlt Ihrem Herrn Vater,“ fragte Arthur die junge Gräfinn. „Ach,“ erwiderte sie, „mein armer Vater ist geisteskrank, es gibt Gegenstände, die man nicht nennen darf, weil sie ihm plötzlich die Sinne verwirren. Besonders darf man jenes unglücklichen Sees in seiner Gegenwart nicht erwähnen, er bringt oft ganze Nächte, oft auch mehrere Stunden des Tages, in seinem Wahnsinne an jenem düstern Orte zu, und Niemand darf es dann wagen ihn dort aufzusuchen und in seinen finstern Träumen zu stören, weil er in die heftigste und gefährlichste Wuth geräth.“ „Und wie lange,“ fragte Arthur, „ist der Unglückliche schon in diesem Zustande?“ „Ach!“ erwiderte Lindane, „ich kenne ihn schon seit meinen Kinderjahren so, doch hat sich das Übel seit dem Tode meiner Mutter sehr vermehrt, denn sie allein konnte den bösen Dämon bannen, der ihn beherrscht und seine Sinne gefangen hält. Sie allein durfte es wagen ihn von dem bemoosten Gestade jenes unheilbringenden Sees wegzuführen, willig und schweigend folgte er ihrer sanften Stimme. Seitdem hat freylich jener Ort eine unglückliche Bedeutung bekommen, denn mein einziger Bruder ist todt darin gefunden worden, ohne daß man muthmaßen kann, auf welche Art er verunglückte. Er war ein heitrer, blühender Jüngling voll Frohsinn und Lebenslust, es läßt sich nicht denken, daß er selbst sein Leben geendet haben sollte, zum Baden ist der tiefe schlammige See auch nicht geeignet, und so herrscht über jene schreckliche Begebenheit das tiefste Dunkel. Ich selbst weiß alles dieses nur aus der Erzählung meiner Erzieherinn, da ich in jenem Zeitraum noch sehr jung war, und man daher von diesen Begebenheiten nicht gerne in meiner Gegenwart sprach; nur so viel weiß ich mich zu erinnern, daß mein Vater in jenem Zeitpunkte so wüthend war, daß man ihn binden

musste. Doch lassen Sie mich davon abbrechen, ich bin immer tief erschüttert, wenn ich an jene Begebenheit denke. Mir ward von Kindheit an ein solcher Abscheu vor dem schwarzen See beygebracht, daß ich mich selbst nie genähert habe."

Arthur war von dieser Erzählung äußerst gerührt. Auch er hatte großes Familienunglück erlebt; sein Vater war einst von einer Reise, welche er in Begleitung eines einzelnen Dieners unternommen hatte, nicht mehr zurückgekehrt, und alles Forschen, wohin er gekommen sey, war vergebens geblieben. Der Diener war unter Wegs gestorben, was aber aus dem Grafen geworden, wußte Niemand. Arthur war damahls noch ein Knabe gewesen; die unglückliche Mutter hatte mit dem geliebten Sohne, welchem sie Wernern zum Erzieher gegeben hatte, auf den Gütern gelebt, und war vor zwey Jahren gestorben. Er hatte beyde Ältern verloren, Lindane war eben so gut als verwaist, denn der wahnsinnige Vater konnte ihr keine Stütze seyn. Ihr Unglück zog ihn noch mehr an, und die Theilnahme an selbst verstärkte noch die Gefühle, welche ihre Liebenswürdigkeit in seinem Herzen erregt hatte.

Der alte Graf kam den übrigen Theil des Tages nicht mehr zum Vorschein; Arthur wollte des Abends in das Städtchen zurückkehren, aber auf Lindanens Bitten blieb er. Die nähere Bekanntschaft mit diesem holden Geschöpfe, mit der er den schönen Sommerabend im Freyen zubrachte, umfing sein Herz mit dem süßesten Zauber der Liebe, in einer Laube von duftendem Jasmin umblüht, sank sie an sein Herz, und besiegelt war der schöne Bund zweyer edlen Seelen.

Werner, dem bey dem ersten Blick auf Lindanen geahnet hatte, was geschehen würde, überließ seinen jungen Freund seinem Glücke. Er wußte, daß eine Verbindung mit der Gräfinn Schellborn der innigste Wunsch von Arthurs Oheim sey. Werner suchte die Frau von Hallen, Lindanens Erzieherinn, auf, um mit ihr über diesen Punkt zu sprechen, und wo möglich auch zugleich Aufklärung über des alten Grafen sonderbare Krankheit zu erhalten.

Die Frau von Hallen war die vertrauteste Freundin der verstorbenen Gräfinn Schellborn gewesen; sie war selbst von Adel, und hatte den edelsten Charakter, verbunden mit der feinsten Bildung. Nach dem Tode ihres Gatten, welchen sie früh schon verloren, hatte sie in die dringenden Bitten ihrer Freundin gewilligt, und war zu ihr auf das Land gezogen. Als die Gräfinn starb, hatte sie diese auf ihrem Sterbebette beschworen, Lindanen, welche damahls noch ein hilfloses Kind war, nicht zu verlassen, und Mutterstelle bey ihr zu vertreten. Frau von Hallen gelobte ihr dieses, und beruhigt schlummerte sie hinüber in die bessern Gefilde. Der Graf liebte Frau von Hallen nicht, ihr ahnete wohl warum, aber sie sprach nie hierüber. Da es der bestimmt erklärte Wille seiner Gemahlinn war, daß selbe im Hause bleiben, und die Erziehung seiner Tochter übernehmen solle, so konnte er wohl nichts dawider einwenden; auch war Frau von Hallen nicht die Frau, sich von dort wegdrängen zu lassen, wo zu seyn sie sich berechtigt fühlte. Eine Art von düstrem Scheu sprach deutlich aus des Grafen Benehmen gegen sie; in den Stunden seines Wahnsinns war sie nicht selten der Gegenstand seiner Wuth, und sie mußte dann vermeiden in seine Nähe zu kommen. Weiter konnte Werner nichts aus ihr bringen. „Mich bindet,“ sprach sie, „ein Eid, den ich meiner

verewigten Freundin geschworen habe. Was die Verbindung des jungen Grafen Löwenstern mit Lindanen betrifft, so war sie der Lieblingswunsch meiner Freundin. Ach! Lindane war damahls noch ein Kind! Die gute Mutter hatte noch keine Idee, daß die Schrecknisse, welche sie erlebt hatte, noch von grauenvollern übertroffen werden sollten, wie würde sie sonst für das theure Kind gezittert haben, das sie meiner Sorgfalt anvertraute, und das ich nur durch meine unermüdete Wachsamkeit vor dem Untergang bewahrt habe." Werner drang in sie, ihm zu sagen, was es mit jenem See für eine Bewandniß habe, sie wick ihm aber aus, nur warnte sie ihn, selben des Nachts, oder am frühen Morgen zu besuchen; insbesondre sollte er Arthurn davon abhalten.

Es war eine stille, sternenhelle Nacht. Werner schief ganz ruhig, als Arthurn, den der Drang seines Herzens nicht ruhen ließ, auf den Balkon hinaustrat, um den Gedanken an die Geliebte und den Gefühlen seines Glückes nachzuhängen. Von dem unter dem Balkon liegenden Schloßgarten stiegen die Düfte der Blumenbeete empor. Lange stand er da, verloren in süßes Nachdenken, aufgelöst in Entzücken alle seine Empfindungen. Da ertönte ein hoher Wehlaut in den Gängen des Gartens; „huhu," heulte es, „hinaus, hinaus an den See, alter Sünder!" Die hohe Gestalt des alten Schellborn trat aus dem Dunkel der Schatten hervor, und wandelte mit weiten Schritten der Gartenmauer zu, an eine beschädigte Stelle, wo sie leicht zu übersteigen war, dort schwang er sich kühn hinauf, und entschwunden war er seinen Blicken. Arthurn überfiel jenes bange Grauen, das ihn bey dem ersten Anblick des Grafen ergriffen hatte; und doch fühlte er einen mächtigen Drang ihm nachzueilen, und so mit einem Mahle die Räthsel zu lösen, die seit gestern ihn umgaben. Da er die Einwendungen seines Freundes befürchtete, so schlich er sich leise aus dem Gemache, um ihn nicht zu wecken; er eilte dann, so schnell es in der Dunkelheit an einem fremden Orte möglich war, durch die düstern, hallenden Gänge des Schlosses in den Garten, wo er bald die beschädigte Stelle der Mauer fand, und leicht hinübersezte.

Ein röthlicher Schimmer besäumte die Gipfel der Berge, die besiederten Bewohner des Waldes wurden wach und fingen an die Gegend zu beleben. Durch das feuchte Gras schritt Arthurn jenem von gestern bekannten Steige nach, und kam an den schwarzen See, wo er wie gestern den finstern Alten auf dem bemoosten Stein, unter dem Felsenüberhange sitzen fand. Er war fest entschlossen, es koste was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen; zwar fiel ihm ein, was man ihm von der Wuth des Wahnsinnes gesagt hatte, wenn ihn Jemand in seinen Träumereyen störte, aber dieß konnte ihn nicht zurückhalten, denn er kannte keine Furcht, auch glaubte er in der vollen Kraft der Jugend wohl einem Greise gewachsen zu seyn, dem, ungeachtet seines kräftigen Gliederbaues, doch das jugendliche Feuer fehlen mußte, welches ihn beseelte. Er ging auf den Alten zu, der in dumpfes Hinstarren versunken, ihn nicht eher gewahr wurde, bis er dicht vor ihm stand und ihn anredete. Jetzt fuhr der alte Graf wild empor, und schrie: „Hinweg! hinweg von mir, Geist des Erschlagenen! verläßt du schon wieder dein Grab um mich zu tödten? Versuch es nicht, noch habe ich Riesenkräfte um mit dir zu ringen! Noch einmal stürze ich dich in den finstern Schlund! — Ich habe dir Sühnopfer ge-

geben, köstliches Sühnopfer! was willst du mehr? Hinweg, hinweg!" Mit diesen Worten sprang er auf Arthurn los, und wie kräftig der junge Mann auch mit ihm rang, der Alte faßte ihn mit mächtigen Armen, und würde ihn sicher überwältigt und in die Fluthen gestürzt haben, wenn er nicht selbst ausgeglitscht und mit dem von ihm krampfhaft Umschlungenen zur Erde gestürzt wäre. Arthur erhob sich bald wieder, aber der unglückliche Greis blieb ohne Bewußtseyn liegen, sein Blut floß aus einer tiefen Kopfwunde, denn er war mit dem Haupte an ein spitziges Felsenstück gefallen.

Arthur war in namenloser Angst, er getraute sich nicht den Ohnmächtigen zu verlassen, um Hülfe herbeizurufen, und allein wußte er sich nicht zu helfen. Er schöpfte nicht ohne Grauen Wasser aus dem See, und besprengte damit das bleiche Antlitz, aber dieses Mittel war nicht hinlänglich die tiefe Ohnmacht zu beslegen. Er schrie aus voller Brust, aber nur seine eigene Stimme hallte von den hohen Felsen zurück. Endlich nachdem er schon halb in Verzweiflung war, erschien Werner von mehreren Bedienten begleitet. Er hatte Arthurn vermist, sein gestriges Gespräch mit Frau von Hallen hatte ihn mit Besorgnissen erfüllt, eine bange Ahnung trieb ihn hinaus an den See, er hatte die Bedienten mitgenommen, weil er vor dem Wahnsinnigen bangte. Man trug den alten Grafen, gleich einem Todten in das Schloß, wo es erst nach vielen angewendeten Mitteln, nach mehreren Stunden gelang ihn ins Leben zurück zu bringen. Sein mattes Auge öffnete sich, und alle Wildheit war in selbem erloschen, große Tropfen quollen unter den grauen Wimpern hervor, und rollten langsam über die bleichen gefurchten Wangen. Lindane drückte die kalte starre Hand an ihr Herz, und bath ihn mit sanfter Stimme sich zu beruhigen; er sah mit wehmüthigen Blicken sie an und sprach leise: „Thränen, Gottlob Thränen! seit zwanzig Jahren die ersten! O habe Dank, du, der mir sie gab!"

Man hatte gleich einen Wagen in das nächste Städtchen um den Arzt geschickt; dieser erschien, fand die Wunde gefährlich, und den Zustand des Kranken äußerst bedenklich, er empfahl Ruhe und Vermeidung jeder Gemüths- bewegung. Alles entfernte sich, nur Lindane wollte den Vater nicht verlassen, und überließ es Frau von Hallen bey den Fremden zu bleiben.

Arthur war außer sich, er sah sich als die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses an; seine Liebe zu Lindanen, Mitleid mit dem leidenden Greise, die Vorwürfe, die er sich selbst machte, alles dieses erfüllte sein Herz mit den schmerzhaftesten Empfindungen. Es lag ein banges, ahnendes Gefühl auf seiner Brust, und die Furcht noch Schrecklicheres zu hören, beängstigte ihn.

Der Kranke lag in großer Schwäche bis Abends, wo er sich etwas erhohlte. Er verlangte mit dem Arzte zu sprechen, und begehrte von diesem ihm unverhohlen zu sagen, wie lang' es mit ihm dauern könne, da er noch viele Anordnungen zu treffen habe. Der Arzt verbarg ihm die Gefahr nicht, in der er sich befand, und gab ihm Frist bis zum Morgen. Hierauf gab er Lindanen den Auftrag, aus seinem Schreibepult ein versiegeltes Päckchen Schriften zu hohlen, und selbe Arthurn mit der Bitte zu übergeben, sie baldmöglichst zu lesen, denn seine ruhige oder verzweiflungsvolle Sterbestunde hinge davon ab. Auch könne er ihn nicht eher sehen, bis diese Blätter gelesen wären. Mit bangem Herzklopfen empfing Löwenstern die Papiere,

mit zitternder Hand erbrach er das Siegel, entfaltete sie, und las, wie folgt:

Geständnisse eines büßenden Verbrechers.

Gedrängt von der Folter eines nagenden Gewissens ergreife ich die Feder. Das Geständniß tief verborgner, niemand bekannter Verbrechen will ich niederschreiben. O ihr, die ihr diese Blätter lesen werdet, hütet euch vor verborgner Schuld! Auch ich war einst gut, hatte Gefühl für das Schöne und Edle, aber hingerissen von der Allgewalt tobender Leidenschaften, gab ich mich der Leitung dunkler Mächte hin, die immer fester mich umstrickten und mich ihren Banden nicht mehr entkommen ließen.

Ich war der einzige Sohn edler, aber von thörichtcr Liebe für mich eingenommener Ältern. Noch ein zartes Kind mußte jeder meiner Wünsche erfüllt werden, er mochte noch so ungereimt seyn. Der kleinste Widerspruch brachte mich in einen Zorn, der mir die gefährlichsten Zufälle verursachte. Die Besorgniß mich zu verlieren, bestimmte nun meine verblendeten Ältern noch mehr, mir in allem meinen Willen zu thun. So wuchs ich auf, und war bereits mit zwölf Jahren ein kleines Ungeheuer, wenn ich gereizt wurde. Auf der andern Seite fehlte es mir keinesweges an Eigenschaften, die mich zum vortrefflichen Manne hätten bilden können, wenn ich mit Vernunft geleitet worden wäre. Ich besaß Talente, ein leichtes Fassungsvermögen und Lust und Eifer zum Lernen. Mein Herz war gut und gefühlvoll, ich liebte die Menschen, aber alles dieß verschwand, sobald etwas der Erfüllung meiner Wünsche entgegen stand.

Ich war zum Jüngling herangereift und ward auf mein Verlangen auf die Universität nach J*** geschickt, man gab mir einen Hofmeister mit, der aber nach meiner Art zu denken nichts als mein Diener und der Vollstrecker meiner Befehle seyn durfte. Mein guter Verstand und der mir angeborne Stolz bewahrten mich vor schlechter Gesellschaft und niedern Ausschweifungen. Ich machte dort durch meinen Kousin Baron Wartenberg die Bekanntschaft des Grafen von Löwenstern, dessen sanfter, besonnener Charakter vortheilhaften Einfluß auf den meinigen hatte; ich schloß mich fest an ihn an, und vielleicht wäre es ihm gelungen mich zu bessern, wenn mein böses Schicksal mir ihn nicht sobald wieder entrückt hätte. Löwensterns Vater starb, und er mußte die Güter antreten. Er verließ J*** und wir trennten uns mit den heiligsten Versicherungen ewiger Freundschaft. Ich blieb noch drey Jahre zu J***; als auch ich meinen Vater verlor, rief mich der Wunsch meiner Mutter zu sich in die Residenz, wo sie ein schönes Haus besaß, welches sie zu unserer Wohnung bestimmte.

(Der Schluß folgt.)

L o g o g r y p h.

Ein hohes Musterbild des dolce far niente
Stellt sich ein Bierfuß in fünf Zeichen dar.
Den möcht' ich seh'n, der besser schlafen könnte,
Und mehr dem Raub der Dieberey ergeben war.
Drum mißt Herr Zweenfuß ihm mit gleicher Elle,
Und sitzt ihm oft als Jäger auf dem Felle.

Doch, werther Leser, gibt es Augenblicke,
 Wo du nicht ohne Reid an seine Höhle denkst,
 Wenn du dem Worte keinen Glauben schenkst,
 Und meinst wohl gar, daß mich ein Wahn berücke:
 So ruf' ich deutend die zwey ersten Zeichen,
 Und durch das Folgende den Zweifel zu verschuchen.
 Gesezt den Fall, du wärst auf einer Reise;
 Doch, wohl verstanden, keine Lustfabrt müßt' es seyn,
 Und recht viel Ungemach sich an einander reih'n:
 Wie Sturm und Regen, ausgetret'ne Gleise,
 Kohlrabenschwarze Nacht und mehr dergleichen noch:
 Die süße Hoffnung bliebe dir jedoch,
 Recht bald am Ziel zu ruh'n von den Beschwerden,
 Und durch die ersten vier gedeckt zu werden —
 Da krachten plötzlich die vier letzten Zeichen,
 Und deine schöne Hoffnung wär' dahin;
 Zufällig käme dir es in den Sinn,
 Der Lage jenes Thiers die deine zu vergleichen:
 Vielleicht erpreßte dir der Schmerz die mittlern drey,
 Und du geständest, daß es neidenswürdig sey.

S e i f f.

Correspondenz = Nachrichten.

Königl. preussische Rhein = Provinzen, April 1821.

Coblenz. Unsere freundliche Stadt ist jetzt schon in eine furchtbare Festung umgewandelt. Die preussischen Militär = Behörden haben mit der größten Anstrengung bisher daran gearbeitet, und schon sind Millionen dazu verwandt worden. Der größte Trost bey der Sache ist übrigens, daß das Land nicht das Geld dazu aufbringen darf, sondern, daß diese eine von den Festungen ist, die von französischem Gelde gebaut werden.

Coblenz ist überhaupt aus einer geistlichen jetzt eine militärische Hauptstadt geworden, indem hier der kommandirende General der sämmtlichen Rhein = Provinzen seinen Wohnsitz hat. Dies Hauptquartier hat zur Folge, daß gewöhnlich 10 Generals mit ihren Adjutanturen sich hier aufhalten. Es wimmelt daher auf der Strafe von Uniformen aller Art, und auf den Bällen sieht man selten einen schwarzen Rock, unerachtet hier noch eine Regierung ist und ein Civil = Gouverneur unter dem Titel Ober = Präsident. Dieser, der Staats = Minister von Jager s Leben, und der kommandirende General, der bekannte vormahls sächsische Feldherr, der General = Lieutenant von Thielemann, geben einen so guten humanen Ton an, daß das Verhältniß zwischen den Civil = und Militär = Beamten gar nicht angenehmer seyn kann, als es hier ist.

Düsseldorf. Unter die Schauspiele, welche die öffentliche Neugier so gern besucht, gehören auch die Geschwornen = Gerichte, welche vor Kurzem hier wieder eingeführt worden sind, und die als etwas Neues wieder stark besucht werden. Wir hatten unter der französischen Herrschaft zwar schon diese Assisen = Gerichte, allein sie wurden von den Preußen abgeschafft. Jetzt sind sie wieder von denselben eingeführt worden.

Nach diesem Werke ist das Verfahren in Strafsachen folgendes: Sobald ein Verbrechen begangen worden und der Beschädigte dieserhalb bey dem Friedens = Richter Anzeige macht, so erläßt dieser eine Vorladung, wodurch der Gerichtsdienner angewiesen wird, den Denuncianten, der gleich bey der ersten Anzeige verurtheilt worden, und die angegebenen Zeugen vorzuladen, den Angeschuldigten aber sofort zu verhaften. Die Untersuchung fängt also mit dem Verlust der Freyheit an.

Der Friedens = Richter vernimmt zuerst diese sämmtlichen Personen mündlich und bestimmt einen Tag, an welchem dieselben öffentlich und schriftlich vernommen werden. Bis dahin wird der Angeschuldigte von dem Friedens = Richter in Verwahrnehmung genommen. Nachdem die schriftliche Information beendet ist, wird der Angeschuldigte in das

Gefängniß der Grafschaft gebracht. Die schriftliche Verhandlung aber der Kanzleyen der Grafschaft zugefertigt.

Die Art des begangenen Verbrechens entscheidet hiernächst den Gang des fernern Verfahrens.

Steht die Todesstrafe darauf, so gehört die Fortsetzung der Sache vor die Assisen, die halbjährlich gehalten werden. Ist die Strafe aber geringer, so wird die Entscheidung an die Quartal-Sessionen verwiesen.

Diese Letztern werden von den Friedens-Richtern der Grafschaft gehalten, die alle dabei gegenwärtig seyn können, aber gewöhnlich nur von 2 bis 12 Friedens-Richtern abgehalten werden. Diese leiten aber nur die Sache, vernehmen die Zeugen, den Denuncianten und den Angeschuldigten, so wie dessen Verteidiger, worauf sie die Sache an die große Jury verweisen. Diese Geschwornen, aus den wohlhabendsten Einwohnern der Grafschaft gewählt, entscheiden, ob der Angeklagte zur Untersuchung zu ziehen.

Findet die große Jury keinen Grund zur Untersuchung, so wird der Angeschuldigte sofort entlassen, wo nicht, so tritt die kleine Jury zusammen und erkennt, ob der Angeschuldigte des Verbrechens schuldig und was er für eine Strafe erleiden soll. Doch hängt es auch von den Geschwornen ab, ob sie allein darüber erkennen wollen, ob der Angeklagte schuldig ist, dann setzen die Richter die Strafe fest.

Pesth am 23. April 1821.

Endlich ist der von Theater-Interessenten gefürchtete und gehoffte Zeitpunkt gekommen, die alte Direktion hat am 14. d. M. mit einem Kokebueschen Ritterstück und — als Frauenlob — geschossen und heute werden die neuen Dreyzehnmänner in Ofen mit dem Alpenröslein, in Pesth mit der Bestalin beginnen lassen. Gefürchtet habe ich den Zeitpunkt genannt und dabei an alle gedacht, welche bey der Katastrophe außer Brot oder doch in geringeres gekommen und nun wohl ein Häuflein Malkontenten und Murmurenten ausmachen; und wenn ich von Hoffnungen sprach, so habe ich nächst den neuen und besseren Sagen auch alle die pekuniären Interessen in Anschlag gebracht, durch welche Thalia's Tempel mit dem Gewerbe treibenden Publikum verflochten ist. Die Theater-Freunde haben weder Furcht noch Hoffnung, sondern wollen in Geduld abwarten, ob der durch die Aktien-Unternehmung in's Mittel gebrachte frische Nervus rerum gerendarum klug und mit Erfolg verwendet werde. Inzwischen hat die neue Direktion in einer seit einigen Tagen in's Publikum verbreiteten Ankündigung versprochen und in solcher (man sieht's ihr an, daß sie wohl nicht aus der rechten Feder gestossen, sondern etwa nur durch sie emendirt werden), wenn auch keinen behelmlten Prolog geliefert, doch durch Herabsetzung und resp. Gleichstellung der Entree-Preise für beyde Städte Billigkeit und Intelligenz zu erkennen, am Schlusse jedoch die etwas zu vorsorgliche Versicherung gegeben: „daß künftighin das Publikum durch blinden Feuerlärm sich nicht mehr schrecken lassen, sondern vorkommenden Falls von der Bühne herab Anzeige und Auskunft empfangen solle.“

Glauben Sie ja nicht, lieber Freund! daß hier der Feuerlärm so häufig oder das Publikum zu zarter Nerven sey, noch werfen Sie einen Verdacht auf die Berufstreue der Thürmer! — nein! dieß ist ein reiner Ausfluß vorbaulicher Attention. Lassen wir das! und bemerken nur noch beiläufig, daß die alte Direktion in der letzten Zeit uns noch mit recht guten Stücken hat ergehen wollen, denn freylich zum Können fehlte es an guten Künstlern, und auch Dlle. Maass, welche nie etwas verdorben hat, war nicht im Stande, die letzten Seufzer des organisirenden Ganzen zu beleben. So hat man uns z. B. am 18. d. M. noch die Albaneserin und zwar zum ersten Male vorgeführt. Ob diese nun zu den guten Stücken gehöre oder nicht? — darüber hüte ich mich abzustimmen, weil bereits Bücher über diese Magisterfrage geschrieben worden, aber das ist mir doch im Klaren,

- 1) daß sich das Stück besser lesen, als schauen läßt;
- 2) daß die Kritik pro et contra zu viel Aufhebens darüber macht;
- 3) daß es ein wahres Crux histrionum ist.

Meinen dritten Satz wird mir jeder Schauspieler einräumen, welcher sich mit den nach Manier des Pseudo-Seneca abgefaßten langen Expositionen so im Memori-

ren, wie seine Mitgenossen im stummen Spiele, hat quälen müssen; und den zweiten Satz durchzufechten, da müßte ich mich in volle Rüstung werfen, weil der Verfasser bekanntlich wenig Spasß versteht und überdem in mancher Ecke seinen fanatischen Verehrer hat. Zu den letztern gehört auch wohl unser Ofener Journalist, welcher vor kurzem in Nr. 31 der gemeinnützigen Blätter, S. 242 behauptet:

„Shakespeare, Goethe und Jean Paul hätten kleinen Vergessenheitsfehlern einen großen Theil ihres Ruhmbestands zu verdanken. Müller, der diese hochgefeierten Geister oft sehr weit an Korrektheit übertriffe, habe sich eben dadurch eine ganze Bibliothek von Kritikern und Kritkern, die mitunter nicht werth wären, ihn gelesen zu haben, auf den Hals gezogen.“

Somit sind denn die weisen Recensenten zu Wien, Berlin, Dresden 2c. und auch der superfluge Hermes total abgetrumpft und werden sich künftig in Acht nehmen, den so bewachten Laurus des Leukopeträers zu befremeln; indeß! — ich glaube, daß letzterem so plumpe Schildknappendienste so wenig zusagen, als er mit dieser Vorstellung der Albaneserin zufrieden gewesen wäre. Das Haus war wie immer zeitlich auffallend leer, und bey dem bisherigen Zustand der Truppe den Agirenden nicht zuzumuthen, durch innere Kraft und Fülle des Genius das gewiß schwere Stück über den Mangel äußerer Aufmunterung zu heben. Hr. Melchior und Dlle. Maffi spielten brav und letztere wurde gerufen, aber was ist das Rufen eines schier ausgestorbenen Parterres und verödeten Galerien! — jedoch sie dankte so höflich und bescheiden, daß man ihr gern die Mängel verzieh, welche das Publikum — wenigstens das männliche — einer Albana so ungern, als einer Jungfrau von Orleans, Donna Diana 2c. vergeißt.

Zum Schlusse lege ich Ihnen das Verzeichniß der abgegangenen Mitglieder der Truppe bey und meine, daß das Publikum wenig daran verloren habe, und füge das Verzeichniß der neu angenommenen bey, mit denen wir aber doch zuvor einige Körnchen Salz verzehren wollen, ehe wir über sie urtheilen mögen. Neue Theaterbesen haben wir uns angeschafft und wollen einander alles möglichst zum Besten lehren, ja hoffentlich wird eine Liebe der andern werth seyn und ein guter Verkehr des Publikums, der Direktion und der Truppe Statt finden; inzwischen, die Cives Pestiensis haben, wie die Bewohner anderer Centralen, ihre kritischen Grillen und vergessen das Privilegium einer königlichen Freystadt nicht, wenn es die Beurtheilung einer freyen Kunst gilt. Noch weniger aber werden sie der Pannonia oder dem Ofener Journalisten die Jurisdiktion eines Stuhrichters, ja nicht einmahl Fidem publicam eines Juraten, in Theaterfachen einräumen, desgleichen auch sich nicht der modischen Willkühr der Herren Wiener, falls diese nämlich contra jus in thesi absprechen wollten, fügen, sondern lediglich sich den tavernikalen und septemviralen Ausprüchen der guten Sitte und des reinen Geschmacks unterwerfen. Bald, wenn die Flitterwochen der neuen Direktion und der restaurirten Truppe vorbei sind, ein Mehreres.

Abgegangen sind vom Pesther Theater zu Ostern 1821: Hr. Beck, Hr. August Demini, Hr. und Mad. Ehlers, Hr. Exner, Mad. Hüttner, Hr. Korntauer, Mad. Kröning, Hr. Stadtler, Hr. Wieting, Hr. Philipp Zöllner und dessen Frau, Hr. Joseph Zöllner und Mad. Zöllner Sen. Desselben gleichen auch der Theaterfriseur Stelzer.

Neuangenommen sind zu Ostern 1821: Hr. und Mad. Denny, Hr. Deutsch, Dlle. Enderß, Hr. Gezer, Dlle. Giuliani, Dlle. Hornick, Hr. und Mad. Karschin, Hr. Meister, Hr. und Mad. Pellet, Hr. Seidl, Hr. und Mad. Wächter, Dlle. Belleshuber. Außerdem noch 12 Choristen und Statisten.

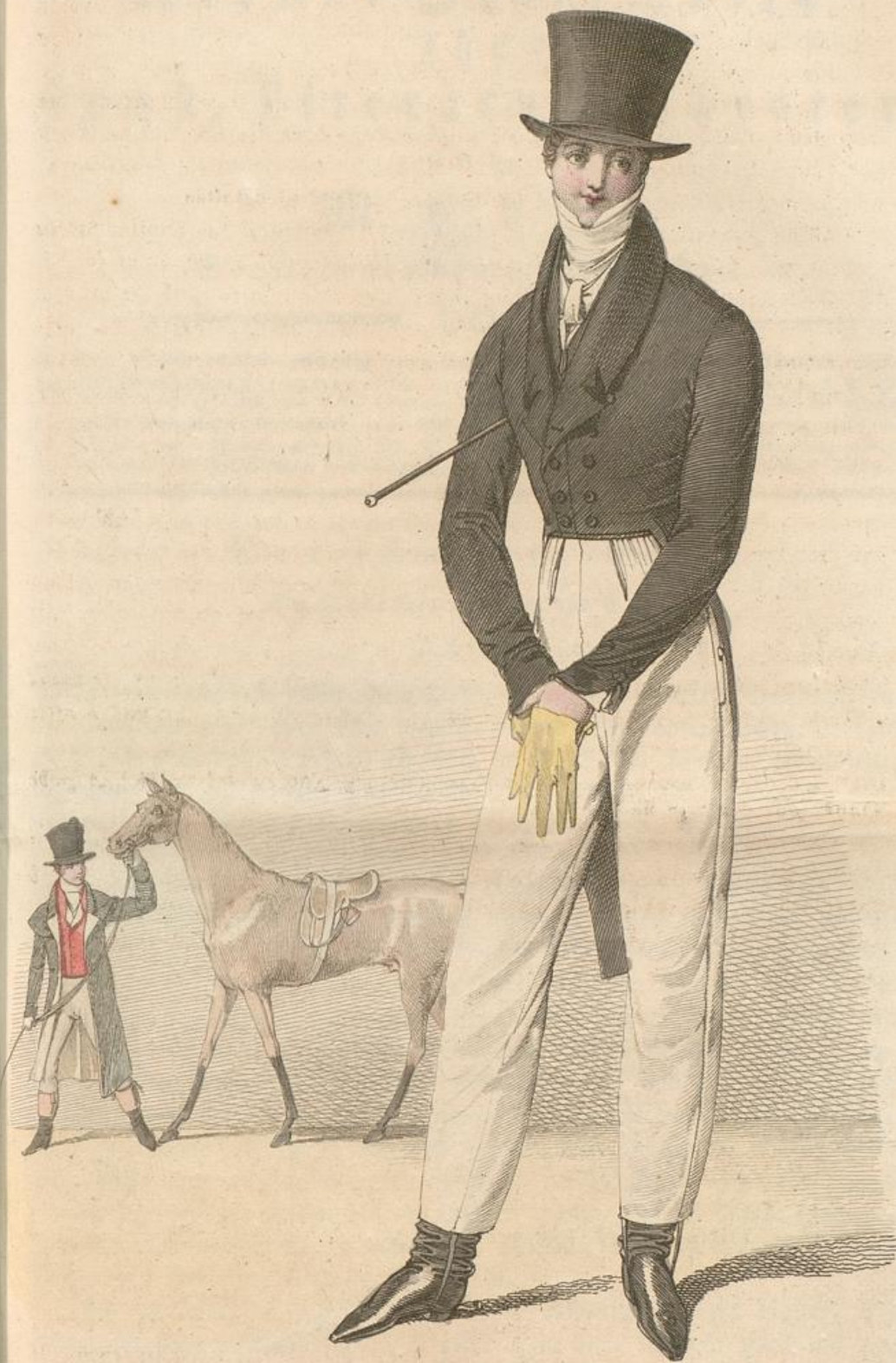
Modenbild XXII.

Frack von Tuch, Gilet von schwarzem matten Seidenstoff, Pantalon von weißem Sommerzeug; Stiefeln mit gelegten Falten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

en
ler
er
in
es
der
ich
er
n,
af
els
tf
uz
en
en
en
af
—
ht.
der
as
ne
as
ia
lis
es
as
en
en
n,
der
ns
tte
Dis
ce
r,
es
ch
h,
d.
d.
m



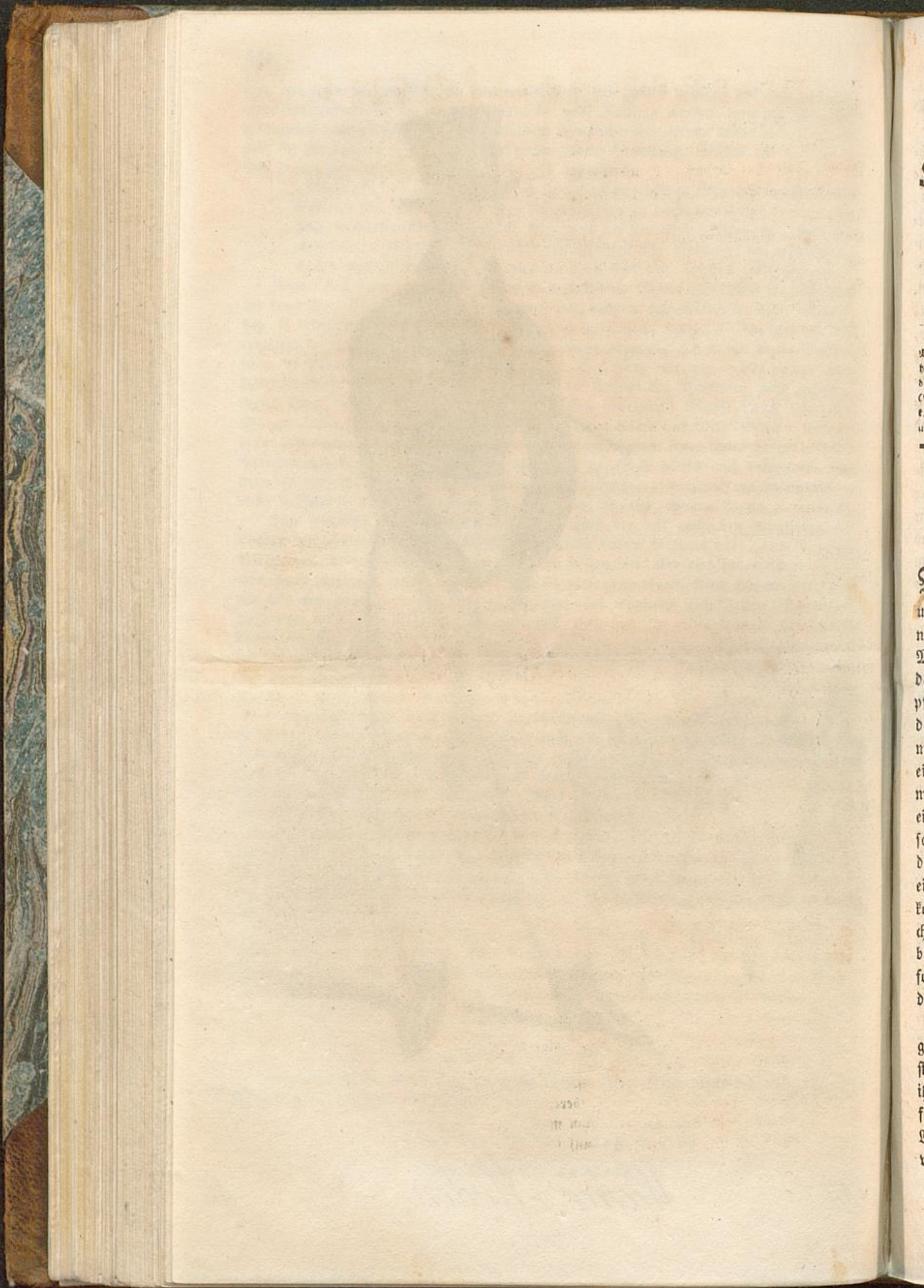
L. v. St. del.

Fr. Haber sc.

XXII.

Wiener Moden.

65.
1826.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 2. Juny 1821.

66

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey M. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der schwarze See.

Von Madelaine Freyinn von C—t.

(Schluß.)

Wir lebten auf sehr glänzendem Fuße, gaben und besuchten Gesellschaften, und alles was zum hohen Adel gehörte, stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit uns. Täglich befand ich mich im Zirkel der schönsten gebildetsten Mädchen; auf manche von ihnen machte ich vortheilhaften Eindruck, ohne daß mein Herz diese Gefühle erwidert hätte. Es schien, als wäre ich unempänglich für den Zauber der Liebe; aber meine Stunde kam auch, kam so, daß ich dadurch der unglücklichste der Menschen wurde! Ich besuchte einst mit meiner Mutter das Schauspielhaus. Wir waren noch nicht lange da, als eine der Logen sich öffnete, und zwey Damen hereintraten, welche sogleich von meiner Mutter mit besonderer Freundlichkeit begrüßt wurden. Die Zuerst eingetretene war eine etwas bejahrte Frau, ihr folgte ein wunderholdes Geschöpf, ein unaussprechlich schönes Mädchen. Meine Mutter belehrte mich, daß die ältere Dame die Baroninn von Lindheim, und das Fräulein ihre einzige Tochter sey, beyde Damen waren erst gestern vom Lande zurückgekommen, darum hatte ich sie noch nicht gesehen. Der Anblick des schönen Mädchens hatte mich mit Zaubergewalt ergriffen, ein Blickstrahl entzündete augenblicklich die heftigste Leidenschaft in meiner Brust, und ich konnte kaum den folgenden Tag erwarten, um von meiner Mutter, in die ich deßhalb stürmisch drang, der Baroninn vorgestellt zu werden.

Ich sah Antoinen, sah sie öfters, meine Leidenschaft wuchs täglich, und grenzte beynahe an Wahnsinn. Ich erklärte ihr diese Gefühle ganz mit dem stürmischen Ausbruch der in meiner Brust tobenden Flamme, und erhielt von ihr eine versagende Antwort. Den Sturm, der in mir wüthete, zu beschreiben, fehlt es mir an Ausdrücken! Meine arme, bey manchem Ausbruch meiner Leidenschaften oft unzart von mir behandelte Mutter, zitterte und fürchtete vielleicht nicht ohne Grund, daß ich wirklich wahnsinnig werden könnte; sie

that alles mich zu beruhigen, sie versprach mit der Baroninn zu sprechen, und mir Antoniens Besitz zu verschaffen.

Antoniens Herz war nicht mehr frey; sie hatte Löwenstern vor zwey Jahren schon kennen gelernt und liebte ihn zärtlich. Ihre Mutter aber billigte diese Liebe nicht. Löwenstern war Protestant, sie eine eifrige Katholikinn, Ursache genug ihre Einwilligung zu dieser Verbindung zu versagen. Nur heimlich hätten die Liebenden ihr Verständniß fortsetzen können, dazu dachte Löwenstern zu edel; einmahl sah er Antonien noch, um Abschied von ihr zu nehmen, dann ging er auf Reisen, um die Gefühle seines Herzens zu besiegen. Antonie konnte ihre Empfindungen nicht so leicht bezwingen, Löwensterns Bild lebte in ihrem Herzen, und getrennt von ihm, war er ihr einziger, steter Gedanke. Ich erfuhr ihr voriges Verhältniß mit Löwenstern, und die tobendste Eifersucht durchglühte meine Brust. Der Baroninn sagte eine Verbindung ihrer Tochter mit mir völlig zu, Antonie hing ganz von ihrer Mutter ab, diese that einen Nachspruch, und zitternd reichte sie mir ihre Hand am Altare. Nach der Trauung sank die Braut ihrer Freundin (der Frau von Hallen) ohnmächtig in die Arme. Als sie sich erhohlt hatte, suchte sie zwar sich zu fassen, und ihr Schicksal mit leidender Geduld zu tragen, aber ich hatte genug gesehn, um mich dem heftigsten Argwohn zu überlassen; ohne alles Zartgefühl und Schonung riß ich sie aus den Armen ihrer Mutter und Freundin, und führte sie hierher auf dieses Schloß, wo ich mich meinen leidenschaftlichen Gefühlen so sehr überließ, daß ich beynahe mit dem Lüftchen eiferte, das ihre Wangen kühlte.

Antonie war ein Engel! Mit der sanftesten Duldung ertrug sie ihr herbes Schicksal. Pflicht und Gewohnheit fesselten sie nach und nach an mich, und als sie endlich Mutter ward, da liebte sie in mir den Vater ihres Kindes, und das Andenken an Löwensterns Liebe verschwand ganz aus ihrer Seele. Sie gedachte seiner nur noch, wie man eines fernen Jugendfreundes gedenkt. Mein wildes Gemüth konnte aber Antoniens zarte Seele nicht fassen, mir blieb das Bild des früher Geliebten stets im Sinne, besonders wenn ich Antonien nicht sah, denn ihre Gegenwart bannte gleich einem guten Engel den bösen Geist, der mich beherrschte.

So waren mehrere Jahre vergangen, Antonie hatte mir einen Sohn geboren, und sollte nun nach einem langen Zwischenraum zum zweyten Mahle Mutter werden. Löwenstern hatte, nachdem er von seinen Reisen zurückgekommen, die Bekanntschaft einer meiner Kousinen, einer Schwester meines Freundes Wartenberg, gemacht, hatte sie sehr liebenswürdig gefunden, lebte nun schon seit einigen Jahren mit ihr in der glücklichsten Ehe, und war bereits Vater eines hoffnungsvollen Knaben. Eine wichtige Familienangelegenheit nöthigte ihn eine Reise zu unternehmen; der Rückweg führte ihn in diese Gegend, der Wunsch mich wieder zu sehen, verbunden mit verschiedenen Aufträgen, welche ihm Wartenberg für mich gegeben, bestimmte ihn, mich hier zu besuchen. Ein Brief von ihm meldete mir seinen Besuch, und weckte die schlummernde Furie in meiner Brust. Antonie zeigte mir unverhohlen ihr Vergnügen den Freund wieder zu sehen, und ihre Unbefangenheit hätte mich beruhigen sollen, aber vergebens!

Löwenstern kam, mit Innigkeit drückte er mich an seine Brust, indessen

mein Herz des bittersten Hasses voll war. Er war liebenswürdiger als je, es schien mir unmöglich, daß Antonie ihn sehen könnte, ohne daß ihre vorigen Empfindungen für ihn in ihrem Herzen erwachten. Ich bewachte jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke, und glaubte überall Stoff zum Argwohn zu finden. Löwenstern, dessen ehemalige Liebe für Antonien sich in das reinste Wohlwollen der Freundschaft verwandelt hatte, war weit entfernt zu ahnen, welche giftige Natter mein Herz zerfraß; ohne Rückhalt überließ er sich dem heitern Ausbruch der Empfindungen, zu welchen Freundschaft und Verwandtschaft ihn berechnete.

Acht Tage war er schon bey uns, und immer düsterer ward mein Gemüth, doch wußte ich mich vor Antonien und Löwenstern zu verbergen. Nur meine Mutter, die damahls bey uns lebte, durchschaute mich, und beschwor mich, den ungerechten Argwohn zu verbannen. Ihr entging ich nicht. Es war mir aber unmöglich, immer diesen Zwang auszuhalten, ich stürzte fort aus dem Schlosse und suchte die einsamsten düstersten Gegenden auf, um meinen lichtscheuen Gedanken nachzuhängen. So kam ich einst an den schwarzen See im Gebirge. Mit allerley Sagen trägt sich das Volk von diesem See, und von den Landleuten wird er allgemein gemieden; ihrer abergläubischen Meinung nach wohnt ein böser Dämon in diesen schwarzen Fluthen, der jedem, der an ihren Ufern weilt, zu bösen Unthaten verleitet. Ach! auch in meiner Seele reifte an diesem Orte der Entschluß zu einer Gräueltthat! aber der Dämon, der mir ihn eingab, wohnte nicht in dem See, sein Aufenthalt war in meinem eigenen schwarzen Herzen. Als ich nach Hause kam, fand ich Löwenstern bey Antonien, mein kleiner Sohn saß auf seinen Knien und liebte ihn; dieser Anblick war mir unerträglich, auch mein Kind sollte ihn nicht lieben! Ich lud ihn ein, diese Nacht mit mir einem Hirsch aufzulauern, welchen ich aufgespürt habe; er war ein leidenschaftlicher Jäger, und war gleich bereit dazu. Wir verließen ohne Begleitung das Schloß mit unsern Jagdflinten, als es schon völlig dunkel war, und nur die Sterne über uns flimmerten. Ich führte ihn an den See, und wies ihm einen Platz an, wo, wie ich sagte, der Hirsch vorbeikommen müsse; ich stellte mich ihm gegenüber, und dumpf brüllte der Donner des Geschosses durch die wiederhallenden Felsen! Ich war zu Boden gestürzt; als ich erwachte, lag es ein wenig an zu dämmern, der Leichnam des Getödteten lag mit zerschmettertem Gehirne am Boden. Schauerlich rauschte es durch die Wipfel der finstern Tannen mir den Namen: „Mörder“ zu. Der Wind trieb die Wellen des Sees hin und her, und ihr Getöse brauste „Mörder!“ — Mir schien, als hörte ich neben mir, über mir, und tief aus den Fluthen tausend heulende Stimmen. „Gib uns den Todten!“ so säufelte, rauschte und heulte es mir zu, „gib uns unsern Raub!“ — Es riß mich mit unsichtbarer Gewalt fort, ich raffte den Gemordeten vom Boden auf, und schleppte ihn zu einem Schlunde, der tief im Felsen hinabgeht, und wahrscheinlich mit dem See in Verbindung steht, dort stürzte ich ihn hinab. Wie Hohngelächter der Hölle scholl es von unten herauf: „gibst uns noch mehr,“ heulte es; es trieb mich fort auf Sturmesflügeln, und ich kam athemlos und erschöpft im Schlosse an.

Ich hatte sowohl Antonien als auch meinen Leuten angekündigt, daß Löwenstern nach dem nahegelegenen Städtchen gegangen sey, um von dort

aus, seine weitere Reise fortzusetzen, weil ihm plötzlich eingefallen, daß seine Gegenwart in wenig Tagen, an einem bestimmten Orte höchst nothwendig sey. Antonien schien dieß ganz wahrscheinlich, auch meine Leute fanden keine Ursache, meine Aussage zu bezweifeln. Er war allein gekommen, sein Diener war auf der Reise gestorben. Niemand ahnete etwas von einem Verbrechen, als meine Mutter; sie hatte den Sturm in meinem Innern wüthen gesehen, sie kannte die tobenden Ausbrüche meiner Leidenschaft, ihr ahnete, was geschehen war. Als Antonie entfernt war, drang sie in mich; halb gestand ich, halb errieth sie das Geschehene. Todesschauer überlief die alte Frau, „Mörder!“ stammelte sie, und sank vom Schlage getödtet in den Sopha zurück! Entsetzen ergriff mich, ich schrie um Hülfe, vergebens, ihr Geist war der irdischen Hülle entflohen.

Von diesem Augenblick tobte die Hölle in meinem Busen! Des Nachts stieg Löwensterns blutiger Schatten an meinem Bette auf, und heulte mir entgegen. Da trieb es mich hinaus an den See, wo mir jene Stimmen wieder entgegen ächzten, bis die Sonne heraufkam und die Gestalten verscheuchte.

Antonie sah mit Schmerz meinen Wahnsinn, wie alle diesen Zustand nannten; alles, was die zärtlichste Sorgfalt vermag, wendete sie vergebens zu meiner Heilung an. Doch wich in ihrer Gegenwart der böse Geist von mir, sie allein konnte mich zurückhalten, und meine Besonnenheit kehrte mit ihrer Gegenwart zurück. — Ach! meine geliebte Antonie ward mir entrisen, und mit ihr verschwand der einzige lichte Punkt in dem Nachtstück meines Daseyns! — Seit ihrem Tode muß ich alle Nächte in jener fürchterlichen Gesellschaft zubringen. Ach einst, o Entsetzen! mein Gustav, der schöne, blühende Jüngling! es trieb ihn an, mich aufzusuchen; er näherte sich mir, als ich eben im Kampfe mit den Geistern am Seegestade begriffen war; da heult' es wieder: „Gib ihn uns!“ Löwensterns Schatten trat heran, und forderte ihn zum Sühnopfer; tausend Riesenarme griffen aus dem See empor; da faßt' ich ihn und warf ihn in die Tiefe selbst hinab. Die Sinne vergingen mir, und als ich zu mir kam, fand ich mich gefesselt. Seitdem hatte ich mehr lichte Momente, und diese benützte ich, um den Inhalt dieser Blätter mühsam aufzusetzen.

Zwanzig Jahre sind seit jener gräßlichen That vergangen; schrecklich habe ich seither gebüßt, aber der Richter über den Sternen ist gerecht! „Mein Blut muß fließen auf der Stelle, wo Löwenstern geblutet hat, doch nicht von meiner Hand darf es vergossen werden!“ Also sprach der Geist zu mir in guten Augenblicken. Wenn dann Löwensterns Sohn mir vergeben kann, wenn er für mich zum erzürnten Richter bethet, dann werde ich entsündigt eingehen in das Reich der Ruhe.

Wenn jener erwünschte Augenblick kömmt, dann frage man die entseelte Hülle ohne Gepränge bey dunkler Nacht hinaus an den schwarzen See, und versenke dort den Sarg in eben jenen Schlund, worin das Opfer meiner Leidenschaft versank.

Arthur beschloß, ihn zu beruhigen, und seine Todesstunde zu erleichtern. Er eilte an das Bett des Sterbenden, dort sank er auf die Knie und gelobte mit heißem Flehen zu Gott Vergebung. Dann bath er um Lindanens Hand.

Ein freudiges Lächeln verbreitete sich über die ersterbenden Züge, mit halb erstarrter Hand legte er die Hände der Liebenden zusammen und entschlief.

Im Dunkeln der Nacht ging der Leichenzug hinaus in das Felsenthal. Im Trauergewande gingen Arthur und Lindane schweigend hinter dem Sarge. Man kam an den See; die Fackeln spiegelten sich in den stillen Fluthen, die Umstehenden betheten und die Leiche wurde im finstern Schlunde versenkt.

Das Crescendo.

Von C. v. Redgahr.

1.

Einen Ton —
Mein Sohn!
Zeig' ich
Einbeinig.

2.

Das Doppelzeichen
Liegt, vom Blute naß,
Im Feld der Leichen
Neu-Granada's.

3.

Als Drehfußspiel im Märchen
Die erste Rolle ich.
Ein Wink — es dehnt ein Härchen
Zum Ankertaue sich.

4.

Als Biergespann bin ich die Schwester
Der Klugheit, List, des zarten Sinns.
Gelingt ein feiner Streich — mein Vester!
D spreche kühn es aus, ich bin's.

5.

Ein häßliches Geschöpf, ein böses Wesen
Bin ich fünfb einig stets gewesen.
Du fürchtest mich, zeig' ich mich dir im Licht,
Doch dreytmahl Weh! kennst du mich nicht.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. April 1821.

Ich darf diesen Mondschein nicht vorüber lassen, ohne an Sie zu denken und zu schreiben, obschon ich bisher vergeblich auf den Vortrag meiner Freunde und Gehülfen habe warten müssen.

Der Theil unsers Schauspielhauses, der den Konzertsaal enthält, ist nun endlich inaugurirt, und hat schon fleißig zu Ballen und Konzerten sich hingegeben. Anfangs war, wie Alles bey uns, nichts schöneres, herrlicheres, prächtigeres, göttlicheres auf der Welt; icht folgt schon der hinkende Bothe, der Tadel, hinterdrein. Von Seiten der Verschwendung an Malheren, Vergoldung, Verzierungen und Schnörkeln, läßt sich nichts einwenden; die Beleuchtung ist herrlich und einzig: Geschmack und Gehör fangen aber an, ihre Stimme zu erheben und Vieles zu vermissen. Die Höhe des

Saal es macht die Breite unverhältnißmäßig schmal; die Unterbrechung des Vorder- und Hintergrundes durch Säulen hat eine Schallbrechung zur Folge; doch gibt sie keinen Wiederhall. Für Erwärmung und Bequemlichkeit der Zu- und Abgänge ist gehörig gesorgt. Es hieß, der Saal würde durch eine eigene Komposition S p o n t i n i's eingeweiht werden. A l e x a n d e r's Fest ersetzte das Versprechen. Alles galt für Neues. Hat doch S p o n t i n i noch nicht einmahl sein Wort gelöset, und die Olympia in so weit abgeändert, daß sie hätte gegeben werden können. Das einzige, was sein Genie in Berlin geleistet, sind die Märsche zum Maskenfest: Calla-Ruch, und auch in diesen hat er sich selbst in Requisition und Kontribution gesetzt; er hat nämlich aus seiner Oper Milton das meiste entlehnt, und jetzt wird die Musik von Calla-Ruch von Schlesinger herausgegeben. Noch leben wir also mit S p o n t i n i in der Hoffnung. Er hat mächtige Unterstützung, bedarf aber noch mächtigerer, um seine bisherige Unfruchtbarkeit zu entschuldigen. Selbst seine Bestalim, sein Ein und Alles, altert; das heilige Feuer droht zu verlöschen, wenn er nicht hinzutritt, und es durch eine neue Produktion wieder anschürt. Bald ist er ein Jahr hier, und über ein Jahr hinaus reißt uns Berlinern die Geduld.

Mad. B o r g o n d i o hat uns verlassen. T a n f r e d i und O r f e o waren ihr schöne, kunstreiche Rollen. Ihr herrliches, weiches, biegsames, reintonendes Organ hätte allgemeinen Beyfall verdient. Hier will man nur Lungenkraft, Geschrey und was der Franzose éclats de voix nennt. An ihrem Spiele wäre manches auszufehen. Ihre Gesangkunst übertrifft aber weit die unsrige; selbst Laien müssen dieß fühlen und zugestehen. In Konzerten erntete sie mehr Beyfall als auf der Bühne. Sie verdient dabey das seltene Lob der Bescheidenheit.

Unsern braven Kapellmeister W e b e r haben wir verloren. Er war längst leidend, und der Grund seines unheilbaren Übels ließ sich nicht errathen; er lag, wie die Obduktion gezeigt hat, im Magen, während die Ärzte ihn in den Eingewoiden und der Leber vermuthen mußten. Was er für das lyrische Schauspiel in Berlin geleistet, hat man ihm in den ersten Zeiten mit voller Überzeugung gedankt, und wird es ihm vielleicht nach Jahren wieder danken. Er hat uns den Glück, er hat uns die Schick gegeben. Einzelne seiner Kompositionen gehören zum Genialen, zum Schönen aller Zeiten, und werden bleiben. Sein Schooskind war D e o d a t a; er dichtete sie im Einklang mit K o h e b u e — dem er gerade nach zwey Jahren (den 23. März) gefolgt ist. Leicht sey ihm die Erde!

Wann wird die Bühne des neuen Hauses, und mit welchem Stück wird sie eröffnet? Man nennt den May, den August; man nennt Houwald's Bild ic. Ich kann die wichtig-geheimnißvolle Miene nicht leiden, mit welcher man die Öffentlichkeit zum Staatsgeheimniß machen will. Ober, milder zu urtheilen, sollte man es selbst nicht wissen und die höhere Entscheidung erwarten? Dieß wäre leicht möglich. Das Haus hat eigentlich nur für 12 — 1300 Menschen Raum, ist aber, was sehr zu bedauern ist, für 14 — 1500 eingerichtet, und der Raum so beengt, daß man an Milton's Pandämonium erinnert wird. Die Fassade des Gebäudes (sagte neulich ein witziger Baukundiger) muß man hinten suchen. Ich theile Ihnen das Bonmot mit, welches halb wahr und halb die Frucht des Neides seyn mag: facit indignatio versum. Nach vorne zu stellt es freylich kein zusammenhängendes, imponirendes Gebäude vor die Augen; bloß einen Eingang mit zwey zurücktretenden, niedrigeren Flügeln. Was ist es gegen die St. Maria Novella in und gegen St. Miniato al Monte bey Florenz, welche doch augenscheinlich zu Mustern genommen worden. Vieles hat dem Eingange, noch mehr der Einfahrt, das meiste dem Geschmack und dem Willen Mehrerer geopfert werden müssen.

Ich gehe zu einem freundlichen Schauspiel über, zur 50jährigen Jubelfeyer unsern braven U n z e l m a n n am 10. d. Sie haben keinen Begriff von der Allgemeinheit, der Übereinstimmung, der Theilnahme unsers Publikums. U n z e l m a n n steht als eine alte Ruine des alten Berlinischen Schauspiels da. Er erinnert an die älteste Vergangenheit, bis an D ö b b e l i n's Zeiten hinauf. Er hat hier in sechs Häusern gespielt, und gibt die Hoffnung nicht auf, im siebenten aufzutreten. Er ist zwar nicht der

älteste der Berliner Schauspieler. Die noch lebenden Bessel und Vendra haben unsere Bühne vor ihm betreten; dagegen ist er den Jahren nach älterer Schauspieler als sie; jene haben noch 6 — 7 Jahre bis zum Jubelfeste. Die einzige blinde, längst jubirte Döbberlin mißt eine längere dramatische Laufbahn; ihr Bruder, ebenfalls über 50 Jahre Schauspieler, ist erst vor 6 Monathen gestorben. Ungelmann kann und wird noch manches Jahr erleben. Sein Benefiz am Jubeltage (Fanchon das Lehermädchen) soll über 5000 Thaler eingebracht haben. Noch nie hat sich das Haus so angefüllt. Der König hat dem Jubelgreise 100 Dukaten, die Großfürstin Nikolaus eben so viel geschickt. Überdies hat er von Sr. Maj. ein kleines Häuschen in Charlottenburg, unweit des Schlosses, zum Geschenk erhalten. Sein voller Gehalt ist ihm auf lebenslang versichert, so daß er einem ruhigen Alter entgegensehen kann. Auch sprach er als Martin die Worte: „Dieses Haus ist ein einträgliches Haus für mich,“ mit starker Betonung, und sang die eingelegten Stenzen nach der Arie: „Die ganze Welt ist ein Orchester“ — mit ungeheuchelter dankbarer Rührung. Ich würde Ihnen die Stenzen, und das auf ihn gedichtete und am Schlusse abgesungene Lied schicken, wenn ich nicht besorgen müßte, daß der ihn betreffende Artikel schon zu lang ist. Der Augenblick, wo er von seiner reizenden Schwiegertochter, als Thalia, an Apollo's Altar bekränzt wurde, überwältigte ihn ganz.

Mit seiner Bestalinn hat Spontini hier schon ein Paar Mal Unglück gehabt. Ohnmachten und Krämpfe haben Störungen, und einmahl sogar die völlige Unterbrechung des Stücks im zweyten Akte zur Folge gehabt. Es konnte nicht fortgesetzt werden. Zum Ersatz für die Bestalinn wurden, zur großen Kurzweil des laut auflachenden Publikums, die vier Freyer angekündigt und gegeben. — Ein anderer Übelstand findet sehr oft Statt. Er ist nicht so sehr die nothwendige Folge eines eingetretenen Zufalls, als des sich durchkreuzenden Willens und der Willkür Mehrerer. So traf es sich einmahl, daß an Einem Abende das angekündigte Stück dreymahl verändert werden mußte, und zuletzt — aus Satyre oder Verzweiflung — „das letzte Mittel“ gegeben wurde. Das Publikum ist so sehr daran gewöhnt, daß es sich eher wundert, wenn das im Repertoire angezeigte Stück gegeben, als wenn es nicht gegeben wird. Ein Spasvogel meinte: das Morgens angekündigte Stück sey das Einzige, was von allen sicher seyn könnte, nicht aufgeführt zu werden.

Hrn. Wolff's (des Schauspielers) Pretiosa, Zigeuner-Schauspiel mit Gesang und Tanz, besicht durch das schöne Spiel der Damen Wolff und Stich und durch herrliche Dekorationen, Musik und den übrigen Zubehör, Auge und Ohr, bleibt aber dabey ein gehaltloses Nachwerk, welches sich als Novelle im Don Quixotte gut lesen läßt, aber — wie Undine — als dramatische Vorstellung kraft- und saftlos wird.

Wir entbehren in diesem Augenblick 4 — 5 unserer besten Schauspieler, und behelfen uns, so gut es angeht, mit den übrigen — und mit Opern und Balleten.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 28. May: Cenerentola (Afschenbrödel). Komische Oper in zwey Aufzügen, nach dem Italienischen vom Freyherrn von Biedenkfeld. Mad. Meßger-Weßermann, k. bayrische Hof- und Kammerfängerinn, sang den Part der Cenerentola.

Wir erfreuten uns dieser vielgeschätzten Sängerin bereits als Molinara, womit sie die Reihe ihrer diesjährigen Gastspiele wieder eröffnete. Die Aufnahme war eben so glänzend wie im verfloffenen Jahre der Abschied, und es kann ihr Verdienst nur erhöhen, wenn wir anführen, daß an die Zeit der Abwesenheit bloß die Veränderung ihres Namens erinnerte, der Wohlklang ihrer Stimme und der Zauber des Gesanges aber noch mit gleicher Kraft wie vormahls wirkten. Als Cenerentola hörten wir sie jetzt zum ersten Mal. Schon in dem kleinen Liede bewährte sich das Talent der Sängerin

durch einfach rührenden Ausdruck eben so glücklich, wie in dem brillanten Vortrag anderer Gesangstücke. Im folgenden Duett mit Kami ro schien sie wie die Zuhörer, so den Sänger zu begeistern, der sich gerechten Anspruch auf Theilnahme an den oft unterbrechenden Beyfallsbezeugungen erwarb. Die Scene zwischen den drey Schwestern gibt Gelegenheit, auch die Darstellung der Gastspielerinn mit Lobe zu erwähnen, die sich als routinirte Schauspielerinn bewies, indem sie bey dem schnell wiederholten Rufe: „Aschenbrödel! — Aschenbrödel!“ nicht immer von Einer zu der Andern eilte, sondern sich mit Mäßigung bewegte, um die Verlegenheit nur im Allgemeinen anzudeuten. Der Ausdruck des innigsten Gefühls sprach sich in der Romange des zweyten Actes noch in höherem Grad, als in dem Lied des ersten aus, und wenn der Beyfall nicht so rauschend war, wie im vorhergehenden Final und den früheren Ensemble's, so war die allgemeine Theilnahme gewiß nur desto wärmer. Die Leistung im Sertett übertraf durch glänzendes Gelingen das Vorhergehende, und dieser Theil mußte wiederholt werden, wurde aber selbst von den Solosätzen des letzten Finals übertroffen, in welchem sich die Sängerin auf den höchsten Gipfel ihrer Kunstfertigkeit erhob, wo Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, Eleganz und Pracht des reichgeschmückten Vortrags den Preis einander streitig machten. Auch dieser Theil wurde zum zweyten Mal gefordert, wozu die Gastspielerinn auf das Freundlichste bereit war, obgleich eine leichte Unpäßlichkeit, die sich hin und wieder in einer vorübergehenden Alteration der Stimme zeigte (die Rede ist hier von der zweyten Aufführung), ihr diese Anstrengungen beschwerlich machte. — Der Part steht in Alt, ist aber zum Besten der Künstlerinn vortheilhaft umgekehrt, was dem Bemühen des wackern Chordirektors Schwarzböck verdankt werden muß.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Ficus glandulosa. Drüsigte Feige.
- Guajacum officinale. Vierblättriges Franzosenholz. Aus Jamaica.
- Kiggellaria africana. Gesägte Kiggellarie. Vom Kap.
- Lilium tigrinum. Getigerte Lilie. Aus China.
- Melochia caracasana. Caracassche Melochie. Von Caracas.
- Ochrosia maculata. Gefleckte Ochrose. Von Bourbon.
- Plumeria alba. Weißblühende Plumerie. Aus Jamaica.
- Varronia bullata. Aufgeblasene Varronie. Aus Jamaica.
- Xylophylla elongata. Langblättriges Holzblatt. Aus Westindien.
- Diosma ericoides. Heidenartiger Buccosstrauch. Von Äthiopien.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte:

D a c h s , d a , D a c h , A c h s , a c h !

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 5. Juny 1821.

67

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die r. r. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und n. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsbefehlen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die sieben Schwestern,
oder: die Einsamkeit von Binnorie.

Von Wordsworth,

übersetzt von Jos. von Hammer.

Lord Archibald hatt' sieben Töchter
Von einer einz'gen Gattinn,
In einem Tag kann ich nicht sagen,
Wie gerne sie sich hatten,
Welch Lilienkranz für Watershand
Sieben Schwestern, die beisammen!
Doch Er, der Kühnste in dem Land,
Von Waterliebe Nichts empfand,
Er sann nur Kriegerflammen.
Sing traurig, traurig, spät und früh,
Die Einsamkeit von Binnorie!

Es bläst der Wind, er bläst von Westen,
Es steuert von Erin
Nach Binnorie ein wack'rer Rudrer
Frisch durch die Wogen hin.
Geradezu nach Schottlands Strand
Das Schiff kömmt hergeschossen.
Die Krieger springen an das Land
Und horch! der Führer von der Band'
Hat in das Horn gestossen.
Sing traurig, traurig, spät und früh,
Die Einsamkeit von Binnorie!

In einer ihnen eig'nen Grotte,
 Von Zweigen überdeckt,
 Die Sieben schlafen in dem Schatten,
 Wie müde Reh versteckt.
 Nun fahren sie erschrocken auf,
 Da Roß und Krieger lärmet,
 Sie nehmen rechts und links den Lauf.
 O Vater! deiner Säule Knauf,
 Mir scheint's, dich wenig härmet.
 Sing traurig, traurig, spät und früh,
 Die Einsamkeit von Binnorie!

Weit über Hügel, über Thäler
 Die sieben schönen Campells floh'n,
 Die sieben jungen Rudrer folgten
 Mit stolzem Droh'n und lautem Hohn.
 Sie schrien: „der Vater streifet aus,
 Er findet, wie es billig,
 Wenn er zurückkömmt, leer das Haus,
 Für uns seyd schön und willig!“
 Sing traurig, traurig, spät und früh,
 Die Einsamkeit von Binnorie!

Einander nach und Seit bey Seite
 Gleich Wolken und gleich Flammen;
 Im Laufe schreyen sie: „Laßt uns sterben
 Und sterben all' mitsammen!“
 Ein See war nah, das Ufer steil,
 Wovor dem Fuß es graute.
 Verzweifelnd an der Rettung Heil
 Erwählten sie der Tiefe Theil,
 Nie man sie wieder schaute.
 Sing traurig, traurig, spät und früh,
 Die Einsamkeit von Binnorie!

Der Strom, so fließet aus dem See,
 Wenn durch die Schlucht getrieben,
 Erseufzet über Moos und Stein
 Für diese lieben Sieben.
 Sieben grüne Inseln sind zu seh'n,
 Die aus der Tiefe kamen.
 Man sagt, die sieben Schwestern schön
 Sind hier begraben durch die Feen
 Und schlafen hier beysammen.
 Sing traurig, traurig, spät und früh,
 Die Einsamkeit von Binnorie!

L o g o g r y p h.

Gefehert sey des deutschen Sängers Ruhm,
 Desß Nahme dir in sieben Zeichen tönnet.
 Ein Friedensgenius hat er das Alterthum
 Mit unsrer kalten Weisheit ausgeföhnet.
 Mit Bienenlippen hing sein trunk'ner Geist
 Am Blüthenfesch der attischen Gesilde;
 Und was die fernste Zeit bewundernd preißt,
 Nahm er zum Muster seiner Kunstgebilde.
 Der leichte Scherz, der Flug der Phantasie;
 Wettheifernd wanden sie des Lorbers Kränze,
 Dafi, mild berührt vom Strahl der Poesie,
 Des Greises Locke jugendlich erglänge. —

Doch räumt das zwoyte Zeichen

Dem dritten seinen Platz:

Dann trauernd sieh den holden Glanz verbleichen,
 Nur auf Vergang'nes deutet jener Saß.
 Sechs Zeichen nur: so leitet unsern Sinn
 (2) Ein göttliches Geseß, das alle Wesen
 Erblühen hieß und wachsen und verwesen,
 Zur Nichtigkeit des Erdentandes hin,
 Wir sehen (3) von der Meeresfluth umspühlt,
 Sich ruhverkündend ein Ushl erheben;
 Doch (4) Menschen ach! die menschlich nie gefühlt,
 Dort ihren Götzen blut'ge Opfer geben.
 Erhoben aber fühlt sich uns're Seele,
 Wenn wir den Blick auf (5) jenen Weisen richten,
 Der, hingestossen in des Raubthier's Höhle,
 Bereit zum Tode für beschworne Pflichten,
 Weil er vertraute Gottes Vaterhand,
 In einem Wunder seine Rettung fand.
 Fünf Zeichen: sieh! so hegt mit heil'ger Liebe
 Des Edeln Brust (6) ein hohes Götterbild.
 Wer's rein erfasst: ihm schweigen niedre Triebe,
 Des Lebens Welle fließt ihm klar und mild.
 Je mehr sein Auge sich dem Licht erschlossen,
 Von desto reinerm Glanze steht's umflossen.
 Sind nur der Zeichen vier, so ist es leicht,
 Zwen unschätzbare Güter aufzufinden,
 Die, selbst wenn Alter uns're Schläfe bleicht,
 Sie mit der Freude Blüthenkranz umwinden —
 (7) Den Nektar, dem der gold'ne Strahl der Sonne
 Die reine Gluth des Äthers eingehaucht;
 (8) Den Ausdruck fremden Schmerzes, fremder Wonne,
 Der unser Herz in's Meer der Sympathien taucht.

Geiff.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden. Ende März.

Endlich ist das Karneval verrauscht, mehr als je wurde hier getanz und geschwärmt, und die Bälle dauerten sogar noch bis ziemlich tief in die Fastenzeit fort. Für den ernstern Beobachter ist es nicht erfreulich zu sehen, wie die großstädtische Sitte, die ganzen Nächte zu durchschwärmen, auch hier überhand nimmt, und mit welchem unver-

antwortlichen Leichtfinn alle Kräfte hingeopfert werden in dem Strudel der rauschenden und geistlosesten Vergnügungen! — Lassen Sie uns lieber einen Blick werfen auf so manches Interessante, das uns das Theater both. Die deutsche Oper: *Maria von Montalban*, von *Winter*, wurde mit ganz ungewöhnlicher Wärme aufgenommen, das erste Mahl rief man sogar alle Mitsingende heraus, dieß ist hier etwas Unerhörtes. Sie wurde aber auch recht brav gegeben. Als eine ziemlich unverstandne Neuigkeit erschien das öffentliche Geheimniß, nach *Kalderon* von *Venbert*. Unser Publikum schien sich in das exotische Wesen dieses Stückes gar nicht finden zu können. Statt sich an dem heitern poetischen Glanz des Ganzen, an dem künstlichen Gewebe von *Scherz*, *Witz*, *Intrigue* und *Verlegenheiten*, welches sich hier vor unsern Augen bald buntfarbig verschlingt und bald entwirrt, harmlos zu ergehen, betrachtete man die Sache so moralisch, wie ein *Ifflandisches* Familiengemälde. Von diesem Standpunkt aus mußte man natürlich sowohl die Liebe der Fürstinn als die Verrätheren, welche *Laura* an ihr begeht, höchst anstößig und ärgerlich und den armen *Gracioso* albern und spetthast finden! Ganz unrecht hat man nun wohl hiermit eben so wenig als jene, die sich daran erfreuen, alles kommt darauf an, ob man *Phantasie*, *Kraft* und *Empfänglichkeit* genug besitzt, um sich bey so einer Dichtung unter den fernen Himmelsstrich, wo sie erblüht, zu versehen, oder ob man sie zu sich herüberhohlen und mit deutschem Sinn und Augen beurtheilen will. Jenes gewährt eine eigenthümliche Lust, und wir fühlen uns durch solche Allseitigkeit bereichert, ohne das mindeste von unserer Eigenthümlichkeit deshalb einzubüßen, das andere aber verleitet uns leicht zu schiefen Ansichten, denn wirklich Wurzel fassen wird die fremde Blume bey uns nimmermehr, und dieß wäre auch nicht wünschenswerth. Unsere Künstler lösten die schwierige Aufgabe sehr brav und waren durchdrungen von dem Geist des Originalen. *Mad. Werdny* wußte als Fürstinn die südlüche Gluth mit der Würde der Herrscherinn schön zu vereinigen; ihre Tracht war sehr glänzend und echt originell, nur aber gar nicht vortheilhaft für ihre Gestalt. *Zart*, sinnig und phantastisch war schon das äußere Erscheinen unserer *Laura*, *Mad. Schirmer* führte diese Rolle reizend aus und hielt alles, was ihr Außeres versprach. *Hrn. Julius* hätten wir wohl als *Federiko* etwas jugendlichere Gluth gewünscht, doch er, sowohl als alle Andern, trafen den wahren Ton des Ganzen sehr richtig, was wohl eine freundliche Anerkennung verdient hätte! — Doch vor Allem muß ich jetzt ein ganz neues Stück erwähnen, welches ausgezeichneten Beyfall verdiente und erhielt, und wiederholt aufgeführt wurde, es ist noch Manuscript und heißt: *Peter der Große und Alexis*; *Eduard Ghe*, ein fallentvoller, junger hiesiger Dichter, ist der Verfasser. Er wählte jenen Zeitpunkt aus der russischen Geschichte, wo der Kampf zwischen Licht und Finsterniß gährend tobt und sich in diesen beyden Männern kräftig gestaltet. *Vende*, *Vater* und *Sohn*, von inniger *Vaterlands* liebe durchglüht, suchen *Rußlands* Heil auf ganz verschiedenen Wegen, nur zerstörend kann *Alexis*, der an allem *Alterthümlichen* hängt, in *Peters* neue Schöpfung treten, und so muß er zuletzt fallen, so sehr auch das *Vater*herz darüber blutet. Alles ist vom regsten dramatischen Leben beseelt; *Peters* Riesengeist, der, das Ganze umfassend, doch auch mit *Selbstthätigkeit* in jedes Detail eingreift, waltet hier treugezeichnet vor unsern Augen, die *Volksscenen* der alten *Russen*, die hartnäckig an ihren *Gebräuchen* hängen, sind meisterhaft ausgeführt; so sehr man fühlt, daß *Alexis* mit der alten Zeit sinken muß, da er sich nimmer in die neue fügen kann, so gewinnt man doch diesen hochherzigen, glühenden, treuen Sohn der Natur so lieb, daß man warmen Antheil an ihm nimmt. *Katharina* steht wie ein mildversöhnender *Friedensengel* zwischen *Vater* und *Sohn*, und bringt stille *Anmuth* in das kräftige Gemälde. Es ist sehr wohlthuend, daß *Alexis* zuletzt durch *Freundeshand* stirbt. Mit wahrer Freude sehen wir in diesem Trauerspiel das echt dramatische Talent des jungen Dichters sich immer lebendiger entfalten; mag auch hier und da etwas nicht historisch gegründet seyn, bey einem dichterischen Gebilde bleibt die Wirklichkeit der höhern innern Wahrheit untergeordnet. Die Sprache ist kraftvoll und schön. Ausgeführt wurde das Ganze trefflich, die drey Hauptrollen: *Peter*, *Katharina* und *Alexis*, waren durch *Hrn. Helwig*, *Mad. Schirmer* und *Hrn. Julius* sehr gut besetzt, alle drey spielten mit inniger Liebe, *Mad. Schir*

mer riß in der einen ganz summen Scene alles zur lauten Bewunderung hin. Hr. Julius sahen wir noch nie so vortheilhaft wie hier, möchte dieser brave Künstler nur ein wenig strenger über seine Aussprache und Betonung wachen! Die Volksscenen gingen rasch und brav, und es war nichts gespart worden, um das Ganze zu einem eben so reichen als treffenden Gemälde jener Zeit zu machen.

(Der Schluß folgt.)

Prag im April.

Ein herrlicher Frühling ist über uns hervorgegangen. Der Himmel lacht, der Quell springt, hoch in den Lüften feyert die Lerche das Auferstehungsfest des Herrn und der Erde. Mit der erwachenden Natur erwacht auch das Gewissen in mir. Ich habe Ihnen schon so lange nichts aus unserer Stadt geschrieben. Werden Sie mir verzeihen können? Vielleicht um so eher, wenn ich jetzt das Wichtigere, was sich im Gebiete der Kunst und Wissenschaft bey uns zutrug, nachhole.

Auf der Bühne war neu: Mahomet, Trauerspiel nach Voltaire von Goethe. Ungeachtet dieser Diosturen war die Darstellung wenig besucht. Es soll der Direktion der Vorwurf gemacht worden seyn, daß sie so oft Ausgeburten der Leopoldstädter Bühne aufsticht, und sie gab daher zur Rechtfertigung das genannte Stück, das jedoch wenig Verehrer fand, während Bäuerle's und Meißl's hohe Schöpfungen das Haus jaulenzen machen. Mahomet ist aber in der That kein Drama, das geeignet wäre, ein so gemischtes Publikum, wie das unsere, für die höhere Dichtkunst empfänglich zu machen. Eine Tragödie, deren Held ein wollüstiger, rachsüchtiger Egoist ist, kann selbst dem Gebildeten nicht zusagen, und wozu überhaupt zu Früchten ausländischer Muse greifen, da wir — dem Himmel sey Dank — reifere und nahrhaftere aus eigenen Gärten aufzuweisen haben? Unwillkürlich fiel uns bey der Darstellung das Gedicht Schiller's an Goethe „als er den Mahomet auf die deutsche Bühne brachte“ ein, und das:

Nur bey dem Franken war noch Kunst zu finden,

Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;

fühlten wir recht deutlich. Es ist unser sehnlicher Wunsch, die fremde Melpomene möge von unsern Brethern ganz fern bleiben, oder sie nur diejenige betreten, die dem deutschen Genius am verwandtesten ist, wie die brittische und spanische. Hr. Bayer (Mahomet) schien die Rolle nicht zu behagen. Wir können es ihm nicht verargen. Dagegen spielte Hr. Löwe den Seide recht warm.

Die Ehemänner nach der Mode heißt eine komische Oper vom hiesigen Kapellmeister Triebensee, welche, obwohl sie einige sehr gelungene Einzelheiten hat, gleichfalls wenig ansprach. Warum hat aber auch Hr. Triebensee keine großen und kleinen Trommeln angebracht? Ein Kompositeur, der sich nicht mit dem festen Vorsatz, seinen Geschmack dem Geschmack der Menge aufzuopfern, zum Pulse setzt, ist jetzt verloren. Manches mag aber auch zum Mißfallen der Oper der Umstand beygetragen haben, daß der Kompositeur, um sich auch als braver Klavierspieler zu zeigen, im zweyten Akt Variationen vortrug, die den Gang der Handlung durch beynahe eine halbe Stunde aufhielten, ein Mißgriff, den wir einem Kapellmeister, der doch, was Effekt macht und ihn stört, wissen sollte, nicht zugetraut hätten. Tadelnswerth scheint uns auch der zu kurze, an Wenzel Müller erinnernde Schlußchor in A-dur.

Im Lustspiel dichter auf dem Lande, einem Lustspiel in einem Aufzuge von Kurländer, rechtfertigte der wackere Seydlmann ganz die gute Meinung, die wir in einem unserer früheren Berichte über ihn aussprachen, indem das kleine Stück, das, wie alle Charakterstücke nur auf die Hauptperson berechnet ist, ihm allein den Beyfall verdankt, den es erhält. Das ist der Probierstein des wahren Menschendarstellers, daß er in Rollen von minderer Bedeutung Geist und Leben hineinträgt und sich so eine eigene Schöpfung bildet, gleichsam die Rolle umdichtet. Derjenige, der nur das wiedergibt, was ihm der Dichter vorgezeichnete, ist kein Künstler im ästhetisch-wissenschaftlichen Sinne des Wortes, kein Hervorbringer eines Ideals, sondern ein Schauspieler schlechweg. Hr. Seydlmann wurde gerufen. Auch in den Schauspielen von Delavigne nach Vogl zeichnete Hr. Seydlmann den Intrigant mit so treffli-

chen Zügen, daß er sich selbst bey dem ungebildeteren Theil der Zuschauer, der doch gewöhnlich nur Freskogemälde zu würdigen versteht, allgemeine Anerkennung erwarb. Überhaupt wird dieses Lustspiel, über dessen Werth und Unwerth sich noch Manches sagen ließe, wenn der Gegenstand nicht schon zu oft besprochen wäre, bey uns ganz vorzüglich gegeben. In dieser Sphäre leistet unsere Bühne, obgleich sie seit Liebich's Tode sehr gesunken ist, noch immer Treffliches. Houwald's *Leuchthurm* wäre noch besser aufgenommen worden, als er es ist, wenn der zweite Akt den schönen Eindruck, den der erste auf die Gemüther macht, nicht beynähe ganz verwischte. Auf der Bühne muß einmahl gehandelt werden, und nicht erzählt, oder Erzählung und Handlung müssen sich so einander die Hand biethen, daß erzählend gehandelt und handelnd erzählt wird, ja daß der Zuschauer sich nicht recht deutlich bewußt wird, ob erzählt oder gehandelt wird, wie dieß, unserer Ansicht nach, in der „Schuld“ der Fall ist, die, was auch die Feinde des Dichters darüber sagen mögen, stets — wenigstens rücksichtlich der kunstvollen Ausführung — zu den klassischen Trauerspielen gezählt werden wird. Immer zeigt aber das Stück von dem wahrhaft dichterischen Gemüth Houwald's, der sich auch bey uns durch sein „Bild“ sehr viele Freunde und — Freundinnen erworben hat. Sehr schön und neu dünkt uns die Idee, daß der wahnsinnige Bruder des Wächters gerade in dem Moment, wo das Schiff, auf welchem sich seine treulose Gattinn befindet, mit den sturmbelegten Wellen kämpft, die Leuchte auslöscht, worauf das Schiff untergeht. Die daraus entspringende Situation ist ungemein ergreifend und nur das Gepolter, das das untergehende Schiff macht, erinnert zu viel an einen Theatercoup. Überhaupt scheint Houwald reicher an Erfindung neuer Situationen als neuer Fabeln.

Was wir früher von der Verdeutschung des Mahomet sagten, findet auch auf: *Algire*, Trauerspiel nach *Boltaire* von Heß, einem jungen Dichter unserer Stadt, seine Anwendung, zumahl da die Prucer'sche Übertragung jede andere überflüssig macht. Der Bearbeiter erhielt Aufmunterung, was Hr. Heß, seines Fleißes und seiner Anlagen wegen, allerdings verdient, das Stück wurde aber nicht wieder gegeben.

Von bedeutenden Gästen sahen wir nur Hrn. Gerstäcker vom Dresdner Hoftheater, der hier durch nach Wien reiste. Er trat zuerst in einem musikalischen Quodlibet auf (welche geschmackwidrige Unterhaltung bey uns immer mehr und mehr Eingang findet) und gab dann den Joseph und Johann in gleichnamigen Opern von *Mehul* und *Boieldieu*. Der weibliche Theil des Auditoriums war ganz entzückt von dem schönen Manne, nicht so der männliche — vielleicht aus Eifersucht. Auf jeden Fall ist Hr. Gerstäcker einer der vorzüglichsten Tenoristen, die jetzt Deutschland besetzt, und er verdient den Nahmen dramatischer Sänger, den ihm einige ausländische Kunstrichter beylegen, mit Recht. Im Johann von Paris vereinigte er alle Stimmen zu seinen Gunsten, so daß die Oper Tags darauf zur Freude der Musikliebhaber wiederholt wurde, eine bey uns seltene Sache. Wider sein Spiel könnte, obwohl ihn Einige auch hierin als Muster aufstellen wollen, gar viel eingewendet werden, so z. B. war er als Johann von Paris in der Scene, wo er sich als Prinzen zu erkennen gibt, viel zu matt und ungelent, doch wer wird mit einem Sänger darüber rechten wollen? —

Unbegreiflich ist es uns, wie ein Publikum, das erst kürzlich die unvergleichliche *Grünbaum* in derselben Parthie bis zu den Sternen erhob, einer Anfängerinn, wie *Ulle Sonntag* (die aus Noth, weil die erste Sängerin *Mad. Becker* krank war, die Rolle übernahm) so enthusiastischen Beyfall zollen konnte. Es ist wahr, *Ulle Sonntag* war, rücksichtlich ihres jungen Alters und der Schwierigkeit der Aufgabe, recht brav, aber ein solcher Beyfall gebührt nur der ohne alle Rücksicht vollendeteten Kunstleistung, und es ist traurig, daß *Goethe's* Wahrheit:

Denn bey dem Volk wie bey den Frauen

Steht stets die Jugend oben an,

sich auch auf die Musentempelbesucher erstreckt. —

Die adelige Gesellschaft dramatischer Kunstfreunde, die jährlich im Palais des Kunstsinigen und wohlthätigen Grafen *Clam Gallas* einige Vorstellungen zum Vortheil

hiesiger Wohlthätigkeits-Institute gibt, entfaltete auch heuer zu demselben Behufe vor einem sehr zahlreichen und angesehenen Publikum ihr schönes Talent. Aufgeführt wurden das erste Mahl: Houwald's Fluch und Segen und Viedensfeld's Liebe auf der Post, das zweyte Mahl: das letzte Mittel von Fr. von Weisenthurn und Contessa's: ich bin meine Schwester. Ref. wohnte der Aufführung der beyden letztgenannten Stücke bey und wurde durch das treffliche Ensemble auf das angenehmste überrascht. Man pflegt an Dilettanten — und mit Recht — nicht denjenigen kritischen Maßstab anzulegen, mit dem man Künstler von Beruf misst, besonders wenn mit der Darstellung ein so edler Zweck verbunden ist. Aber hier würde selbst eine gewissenhafte Kritik nicht viel zu tadeln haben. Vor Allen gebührt den Darstellerinnen der Frau von Silben (Fr. Gräfinn von Schlick) und der Ida (Fräul. Baronesse Mackneven) der Preis, denn wir zweifeln, daß sie auf einer Bühne besser repräsentirt werden. Trefflich wurde das alte geschwähige perpetuum mobile aufgefaßt und wiedergegeben, ja die sinnige Repräsentantinn verbesserte durch ihr einsichtsvolles Spiel sogar manchen Fehler, der an der Rolle haftet, und mit bezaubernder Naivetät wurde uns das Bild des liebenswürdigen jungen Mädchens vor die Augen geführt. Das Dargestellte hatte Leben und Wahrheit, weil die Darstellende selbst der Darzustellenden gleich, ein Umstand, der bey Besetzung von Rollen naiver Natur stets berücksichtigt werden sollte und auf öffentlichen Bühnen so selten berücksichtigt wird — und werden kann. Die leichtsinnige Waldhüll (Fr. Fürstinn Paris) und die würdevolle Dütthelm (Fr. Fürstinn Auerberg, geb. Gräfinn von Cl. Gallas) wurden nicht minder gut gegeben und Graf Sonnstett (Fr. Fürst Paris) und Baron Gluthen (Fr. Graf Thun) spielten mit höchst lobenswürdiger Lebendigkeit und Treue. Ausgezeichnet schön fiel die Scene zwischen Baron Gluthen und Baroninn Waldhüll aus, in der sie ihm das letzte Mittel vorschlägt. Die Rollen des Kammermädchens (Fr. Gräfinn Schlick, Tochter) und des Bedienten Andreas (Fr. Graf Wilhelm von Cl. Gallas) wurden so brav ausgeführt, daß uns nur der Wunsch übrig blieb, die Darsteller hätten mehr Gelegenheit zur Entwicklung ihrer herrlichen Anlagen gehabt. Auch das zweyte Stück wurde mit gleich beyfallswerther Präzision gegeben und hier hatten wir das Vergnügen, das geregelte Spiel der Fr. Gräfinn v. Cl. Gallas in der Rolle der Rosalie und jenes des Hrn. Grafen v. Schönborn in der Rolle ihres Oheims zu bewundern. Nicht ohne Rührung verließ die Versammlung diesen Tempel Thaliens, welchen reine Liebe zur Kunst und Wohlthätigkeit aufbauten, und priesen den Staat glücklich, dessen Große es nicht unter ihrer Würde halten „der scherzenden, der ernstigen Maske Spiel“ sich zu weihen, wenn es Thränen der Unglücklichen zu trocknen gilt.

In der musikalischen Welt gewinnen die Kompositionen Tomaseff's zu Goethe's Gedichten immer mehr Anerkennung. Derselbe Tondichter hat auch ein Requiem geschrieben, das sich dem Mozart'schen und Winter'schen würdig anreihet. Er arbeitet gegenwärtig an einer Oper. Der Himmel verleihe dem genialen Manne zu diesem Werke Kraft und Ausdauer, und dem Publikum mehr Sinn für das wahre Schöne und mehr Zuneigung zum einheimischen Verdienst.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Im Theater an der Wien den 27. May: Brini, ein Trauerspiel von Körner.

Fr. Bespermann erschien in seiner zweyten Gastrolle als Soliman. Dem Organe gebriecht es in der Tiefe an ergreifender Kraft, deshalb konnte die erste Scene durchgängig nicht ganz so glücklich ausfallen, als der Künstler sie mag gedacht und empfunden haben. Der früher gerühmte ziemliche Umfang der Stimme, den die erste Rolle im Tone der Umgangssprache nicht genauer zu bezeichnen erlaubte, erhält hiermit eine Gränzberichtigung. Fr. Bespermann, der sein Organ zu kennen scheint — ein Glück, das nicht allen Schauspielern begegnet, verfuhr nach einer richtigen Berechnung und gewann dadurch Kraft für die spätern Gradationen. Indessen soll bey aller Mäßigung der Rede, welche diese Rolle anfänglich verlangt, eine innere

Regsamkeit nicht fehlen, die sogar durch den täuschenden Schein der Ruhe ihren wahren Charakter nur lebendiger entwickelt. Dies Erforderniß fehlte und an einigen Stellen hätte sich dafür beynah Monotonie eingeschlichen. Dagegen war der Ausdruck der allgemeinen Menschenverachtung im Zustande der Reflexion sehr glücklich. Die letzte Scene gelang überhaupt um vieles besser. Oft ließ das Zusammennehmen und Auseinandergehen des Tons durch die rechte Verbindung den Puls krankhafter Leidenschaftlichkeit sehr vernehmlich schlagen. Doch ging hier und da dem Fortgange die Wahrheit des Verhältnisses ab. In der Strenge, mit welcher die Kritik diese Forderung stellt und stellen muß, soll sie sich nicht selbst vernichten, ist freylich die Ausführung äußerst schwer, und ein gutes Ohr kann leicht mehr begehren, als die gefügigste Stimme zu leisten vermag. Die vollkommene Überwindung des natürlichen Widerstandes verlangt eine feinverbundene Reihe der künstlichsten Übungen, zu denen auch der bessere Schauspieler nicht immer Zeit und Lust hat. Im Sinne des Verhältnismäßigen übertrat Hr. *Vespermann* besonders die Grenzen, als er sich aufrüstete und stehend Kroatien als Lohn der Übergabe *Szigeths* verhiess. Ein Auslodern des Gefühls war hier freylich nothwendig, nur mußte es schon von weitem vorbereitet seyn, und auch erst im Fortgange der Rede seine volle Kraft erreichen. Charaktere, wie *Soliman*, entzündeten sich allmählig immer mehr an den eigenen Worten, indem diese ihnen durch den Schall gleichsam die Masse der Hindernisse versinnlichten, über welcher der Geist früher bloß brütete. Die körperliche Begleitung der Rede war vorzüglich meisterhaft, besonders das Niederstürzen in Folge der vorhergegangenen übermäßigen Anstrengung. Hr. *Vespermann* erfreute sich auch dießmahl des gerechten Beyfalls, der seinen reinern Ursprung in dem verständigen Maße kund gab, womit er sich aussprach. Hr. *Heurteur* (*Brini*) ist sichtbar auf Abwegen. Jammerschade, daß der von der Natur so reichbegabte Mann der Natur weit weniger folgt, als den Stimmen der Menge, die in den wüthenden Beyfallsbezeugungen nur den eigenen verdorbenen Geschmack ausschreyt.

In demselben Theater den 30. May: *Die Schuld*.

Hr. *Vespermann* — *Hugo*. Diese Rolle sagte unserm achtungswerthen Gaste wenig zu. Der Vortrag näherte sich viel zu sehr dem Konversationsstöne. Keine oder nur geringe Spuren des innern Kampfes. Selbst die Haltung des Körpers, die in den beyden frühern Rollen Lob verdiente, blieb hinter der Forderung eines heldenmäßigen Anstandes zurück. Weder die häufige Neigung nach der Seite, noch das lose Herabhängen der Arme bezeichnete in *Hugo* den ritterlichen Mann. Eine vollkräftige, tragische Person läßt der Einwirkung des Innern auf's Äußere einen engeren Spielraum. Über das Ganze der Rolle mögen wir nicht urtheilen. Indessen will es uns vorkommen, als glänze Hr. *Vespermann* ganz vorzüglich in Konversationsstücken. Doch die Natur hat mancherley Launen, und so werden wir bey guter Gelegenheit gern die Vermuthung zurücknehmen. So viel ist ausgemacht, daß der *Kammerath Seeger* beträchtlich über *Soliman* und noch mehr über *Hugo* hervorragt. Der größte Künstler ist nicht in allen Rollen gleich groß. Möchten die Schauspieler und manche Zuschauer diese handgreifliche Wahrheit nie vergessen, jene, zum bessern Abfinden mit sich selbst, diese, um sich nicht mehr über den Ton des Urtheils zu wundern, der schlechterdings so verschieden seyn muß, als das Gesteuerte. Auf den Ort kommt dabey wenig an, auf die Person gar nichts, Alles aber auf die Kunst, die für sich gelten kann und muß.

X.

Erklärung des Crescendo im vorigen Blatte:

1. F. s. Fe. (Santa Fe, die Hauptstadt von Neu-Granada). 3. Fei (eine Fee).
4. Fein. 5. Feind.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. Juny 1821.

68

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Texte und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey W. Strauß (Bureau des österreichischen Verdictes) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Traum des Gennadius.

Eine Legende.

Von Georg von Saal.

So stolz ihr auch der fernsten Sterne Bahnen,
Des Lichtes Quell, das Wesen der Natur,
Des Uranfänglichen Beginn zu finden,
Der Allmacht Grenzen zu erkunden wähnt;
Wie viel ist doch des Heil'gen über euch,
Wie viel in euch des Unerforschlichen,
Das, gläubigen Gemüths zu ahnen wohl,
Doch nimmer zu erküßeln ihr vermögt!
Dort macht ein fallend Kind, im Ufersande
Des ungeheuern Weltmeers spielend, hier
Ein bloßer Traum, o Weise! euch erröthen.

In edler Männlichkeit erblühte einst
Gennadius, ein weitberühmter Arzt,
An dessen Kunst und Weisheit Jung und Alt
Vertrauend hing, des hochgepriesner Nahme
Der Hörer viele aus den fernsten Reichen
In Rom um seinen Stuhl versammelte.
Doch nicht allein den Kranken war er Arzt;
Den Gramgebeugten, Dürftigen, Bedrängten,
Den Witwen, hülfelosen Waisen, ach,
Gar vielen, die des Schicksals ehr'ne Hand
In Noth und Glend niederdrückte, hieß
Gennadius ein liebevoller Pfleger,
Berather, Tröster, Vater selbst und Hort.
Der reichste, weisevollste Segen ruhte,

Unzähl'ger Dank, die er beglückt, auf ihm;
 Weil nichts, als eine lange, süße Wohlthat
 Sein ganzes Leben war, sich selbst erfreulich,
 Erquicklich andern, wohlgenehm dem Himmel.

Doch wie des heitern Tages Quell zuweilen,
 Wenn auch kein Wölkchen nah' und fern zu sehen,
 Aus stiller Thäler dunkeln Tiefen steigend
 Allmählig Nebel trübt und Dämmerung:
 So schlang gemach, doch immer breiter einst
 Ein wüster Zweifel seine Schattenflügel
 Dem Tugendfrohen um die lichte Seele;
 Und düst'rer sahe bald sein Auge, Ernst
 Besang die Stirn und Stille seine Lippen.

Da seufzte er unwillig einst bey Nacht,
 Zu kurzer Rast dahingestreckt, geheim
 Aus schwerbeklommner Brust: „wer mag's erfassen!
 Wer je begreifen, daß mein Ich, mein Selbst,
 Das nur durch meiner Sinnen Hülfe fühlt,
 Durch meines Herzens, meines Blutes Wallung
 Sich wärmt und regt, durch des Gehirnes Kraft
 Zu denken und zu sinnen, an den Stoff,
 Den Irdischen, gebunden, nur durch ihn
 Zu leben, zu besteh'n vermag, auch dann,
 Wenn längst mein Bau in Asch' und Staub zerfallen,
 Noch dauern und bestehen, leben, denken,
 Empfinden, fühlen, handeln werde? — Wer
 Beschiede sich mit solchem Widerspruch!

Und was den Edeln einst beseligt, was
 Ihn über Grabesnacht und Ewigkeit
 Entschwungen, seiner Tugendfreude Born,
 Des höchsten Strebens höchstes Wonneziel,
 Er sah es allgemach in Grau'n verschwinden;
 Ein irrer, müder Pilger lag er da,
 Von pfadeloser Wildniß dicht umnachtet;
 Von kalter Finst're und den Schreckgestalten
 Der gräßlichen Vernichtung rings umstarrt.

In dieses Kampfes peinlicher Bedrängniß
 Beschlich den Müden endlich sanfter Schlaf;
 Bald lösten sich des Busens dumpfe Bande,
 Und ihn umsing ein wunderbarer Traum.

Ein schöner Jüngling, hell von Glanz umflossen,
 Im Blicke Heiterkeit und Engelmilde,
 Von goldnen Locken reich das Haupt umwallt,
 Und weiß und leicht, wie Flaumgewand der Schwäne,

Ein loses Faltenkleid um seine Lenden,
Erschien vor seinem Bett und winkte ihm
Zu folgen — Schweigend maß Gennadius
Des hehren Gastes liebliche Gestalt
Und säumte nicht dem Winke zu gehorchen.

Bald sah er, wie auf Aareschwingen, weit
Sich über Erd' und Zeit entrückt; begraben
Lag hinter ihm in tiefer Dämmerung
Des Lebens Bürd' und Schmerz, und heller ward's
Vor seinem Blick, es strahlte ein neuer Tag,
Ein neuer Sonnenhimmel ihm entgegen.
Und eh' er noch den edlen, hehren Führer,
Der schweigend, aber strahlenhell verklärt,
Vor ihm in goldner Lüfte Höhen schwebte,
Zu fragen wagte nach der Wand' rung Ziel,
Erfüllte plötzlich nahmenlose Wonne
Sein ganzes Wesen: aufgelöst in süße
Entzückung, schien er sich in Licht und Glanz,
Wie Duft in Himmelsklarheit zu zerfließen.
Ein Meer von Harmonien, heil'ge Klänge,
Wie sie noch kein begeistert Ohr vernommen,
Entzückter, sel'ger Geister Lobgesänge
Umtönten ihn in wonnesüßem Chor.
Und siehe! strahlender als Sonn' und Sterne,
Umleuchtet' ihn die Herrlichkeit des Himmels,
Der Auserwählten Sitz und Aufenthalt.
Ein endlos Paradies, hiernieden nie
Geahnt, voll Blüthen ew'gen Lichtes prangend,
Verklärte Au'n voll liebefroher Sängere,
Entzückung duftend, Himmelsmilde thauend,
Umbblühten weit umher die heil'ge Burg.

In wunderfelliger Betrachtung Wonne
Versank er tief und tiefer, bis der Schlaf,
Von seinem Auge weichend, ihn den Mühen
Des wachen, regen Tages wiedergab.

Verschwunden war der Traum; der alte Zweifel
Stieg feindlich wieder auf in seiner Brust,
Und scheuchte selbst aus der Erinnerung
Des heitern Nachtgesichts Gebilde weg.
„Was mag ein eitler Traum, ein irres Spiel
Befangener Kräfte mir bedeuten? Will
Der Schlaf mich lehren, was mein wacher Geist
Bey aller Sinnen Dienste nicht begreift? —“

So sprach Gennadius bey sich und ließ
 Des Zweifels gräßliches Gefolge: Gram
 Und Wehmuth, Unruh, Harm, den finstern Kummer
 Und Lebensüberdruß vom Neuen wieder
 In Seel' und Busen ungebändig walten.

Doch als er Nachts das sinnensmüde Haupt
 Zur Ruhe wieder neigt, und fest und fester
 Willkommen Schlaf die Augen ihm verschließt,
 Da sieht im Geist er abermahl den hehren
 Verkärten Jüngling seinem Bette nah'n,
 Und Engelsanftmuth im erhabnen Blick,
 Mit traurer Freundesstimme ihn begrüßen:
 „Erkennst du mich, Gennadius, und weißt du,
 Wo wir uns jüngst begegnet? was du dort
 Gesehen und gehört? —“

Der stille Schläfer

Bejaht es willig und erzählt dem Gaste
 Des Traumgesichtes Wunder alle, die
 So überschwänglich seine Seel' entzückt.

„Und weißt du auch,“ versetzt der hohe Jüngling,
 „Wo während der so freudigen Erscheinung
 Dein Auge, wo dein Ohr, dein Körper war? —“

Gennadius bejaht auch diese Frage:

„In süßen Schlaf versenkt,“ erwiedert er,
 „Umring mich wonnevoller Traum; verschlossen
 Im friedlichen Gemache lag mein Körper
 Und Ruhe feyerten all' meine Sinne. —“

Da sprach der hehre Jüngling ferner noch:
 „So sage denn, o Freund, da du des Schönen,
 Des Geisterhebenden so viel gesehen,
 So süße Himmelslaute dort vernommen,
 Mit welchen Augen sahst du jene Wunder?
 Mit welchen Ohren hörtest du die Weisen,
 Indes im Bette deine Sinne ruhten? —“

Da schwieg Gennadius und senkte tief
 Beschämt die Blicke nieder; lange mühte
 Er seines Geistes vielgeübte Kräfte,
 Des Räthsels Knoten zu entwirren; ach!
 Ihm schwand der Muth, des Geistes Licht versagte;
 Er wagte nicht die Augen aufzuschlagen.

Da nahm der Himmelsbothe, milden Trost
 Im heitern Antlitz, Huld und Engelgüte
 Im vielberedten Blick, das Wort und sprach:
 „Entschlage dich des Zweifels finstern Banden,
 Der deiner Hoffnung holdes Licht umnachtet!
 Wie du mich siehst und hörst, indeß befangen
 Von Schlafesmacht die müden Sinnen ruh'n;
 Und wie du auch jüngsthin in deines Traumes
 Entzückender Erscheinung sahst und hörtest:
 So wirst du sehen, hören und empfinden,
 In heiligern Gefilden selig waltend,
 Wenn auch dein Leib in Grabesnacht zerstoßen,
 Die Erde selbst in Qualm und Dunst verweht. —“

Der Jüngling sprach, noch hallten seine Worte,
 Als seligen Gemüths Gennadius
 Die wachen Blick' erhob; da leuchtete
 Des Morgens holde Klarheit um ihn her;
 In seiner Seele ward es hell, und Friede
 Und Freude kehrten wieder in sein Herz.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Prag.

Die biographische Skizze Dambek's ist endlich erschienen. Der Verfasser gibt nach einer kurzen Einleitung einige gedrängte Notizen über das äußere Leben des Verstorbenen, verbreitet sich dann über sein Wirken als Dichter, Gelehrter und Mensch und schließt mit einem Gedicht auf seinen Tod. Aus folgenden Stellen können Sie den Ton, in dem das Ganze abgefaßt ist, erkennen: „Bereidet keiner Schule, sang er die Lieder aus, weil sie ihm inne wohnten und wie sie ihm inne wohnten. Er zwang sich überhaupt nicht zu dichten und er zwang sich auch nicht, seine Dichtungen in eine eben übliche Form zu gießen, zwen Übel, die in neuester Zeit nicht gar selten sind. Wenn gleichwohl Dambek das nicht leistete, was er vermöge seiner Kräfte hätte leisten können und sollen, so erklärt dieß ein Blick auf seine Lebensumstände. Nicht Jedermann ist ein Herkules, die Schlange schon in der Wiege ersticken zu können, die seinen Hals umschnürt. Die Schlange, die den Genius umschnürt, sind die äußern Verhältnisse. Wie Wenigen ist es gegeben, sich über diese hinwegzusehen und wie viel Treffliches geht dagegen unter dem Druck von trüben Tagen unter! Das Talent ist ein zartes Bäumchen, es muß von der Witterung des Glücks begünstigt werden, wenn sich die Zweige zu Blüthen und die Blüthen zu Früchten entfalten sollen; fehlt ihm nun gar das Wasser der Aufmunterung, so versinkt es und verdorrt im Erdschlamm, statt daß es sich gehörig gehegt und gepflegt im reinen Himmelsäther erquickt hätte. Aber eben dieses Hegen und Pflegen ist die Pflicht der Reichen und Mächtigen, sie sollen die Wetterwolke, die über dem Scheitel des jugendlichen Talentes schwebt, vorüberführen, daß es sich frey und froh bewegen könne in den heitern Regionen Hesperiens, sie sollen es durch den verschlingenden Strudel der Lebenswiderwärtigkeiten unversehrt hindurchwinden und nicht erst dann auszeichnen, wenn es schon ausgezeichnet ist, sondern machen, daß es ausgezeichnet werde. Eine Aufgabe, die so leicht und so angenehm zu lösen ist und doch so selten gelöst wird.“ Weiterhin heißt es: „Kunst war ihm, wie der Glaube, die Brücke, die von der Erde aufgebaut ist zum Himmel, die Zauberinn, die

aus Eis und Schlossen einen blüthenweißen Frühling hervorrufft, die Anne jedes besfern Gefühls, die Knospe der Tugend, die von dem Gedanken gezeugte und von der Empfindung empfangene Tochter. Daher sprach er auch mit einer Ehrfurcht von ihr, die gar seltsam gegen die Nonchalance derjenigen abstach, denen sie entweder „die Kuh war, die sie mit Butter versorgte“ oder die das Ding auch so mitbetrieben, weil es doch einmahl zum guten Ton gehört und weil sich in Asseembleen davon Gebrauch machen läßt. Und wahrlich, auch nur so heilig gehalten, wie D. sie hielt, kann die Kunst auf den Menschen und die Menschheit veredelnd einwirken — und das soll ja alle Kunst, sonst ist sie eine schwarze — denn wer das Schöne um des Schönen willen liebt, wird auch das Gute und Wahre um des Guten und Wahren willen lieben, weil dieses im Begriff des Schönen mitenthaltten ist — die Andern aber, die Kunstmäkler und Kunstgecken, sind nicht werth, je die Segnung der Musen genossen zu haben und sie hören auch auf, sie zu genießen, sobald ihr reiner und fester und ernster Wille aufhört, so wie der Rabbdomant die Kraft verliert, auf äußere Naturgegenstände zu wirken, wenn er aufgehört hat, ernstlich zu wollen.“

Unter den Akademien, die die heurige Fastenzeit mit sich brachte, verdient die von dem Hörer der Rechte Jg. Paul zum Besten der durch den Brand verunglückten Bürger von Zwickau' im k. Redoutensaale veranstaltete, eine besondere rühmliche Erwähnung, sowohl wegen des Genusses, der uns dadurch bereitet wurde, als wegen des damit verbundenen höchst lobenswerthen Zweckes. Die jungen Männer der hiesigen Hochschule zeichneten sich von jeher durch Fleiß und Verstandeskraft aus, und es ist erfreulich zu sehen, daß ihre Herzensbildung mit ihrer geistigen gleichen Schritt hält.

Erstes Feuerwerk im Prater.

Der dießjährige Anfang dieser glanzvollen Belustigungen trat einen Monath später ein, als sonst, weil die Glücksgöttinn, dem Künstler durch zwey vorhergehende Jahre fortwährend günstig, oder die Atmosphäre, nicht minder launenhaft, als jene, ihm heuer auch einmahl mißgünstige Blicke zuwarf. Unter dem Titel: Reiz der Frühlings Schönheiten, erging die Einladung dießmahl an die Schaulustigen und Lustwandelnden, die sich zahlreich dazu versammelten. Alles war geeignet, diese Reize, deren der schöne Frühlingsabend sich nicht schämen durfte, zu versinnlichen. Auf das brillante Sonnenspiel folgten in einer lieblich anschaulichen Zeichnung die Mayblumen, der Erklärung gemäß einen Kranz an die Schönen Wiens bedeutend, die Ursache hatten, damit zufrieden zu seyn, und manche wünschte wohl ein Zweiglein abzupflücken, um es dort als Schmuck zu tragen, wo es für das Auge des Bewunderers neuen Reiz gewonnen hätte; doch leider waren es keine Blümchen auf der Wiese, obgleich vergänglich so wie sie, die still und tief in sich gebückt, von zarten Füßen gern getreten werden, oder ihr duftendes Leben an der Brust der Schönsten zu verhauchen streben. Hierauf wurden Jeltängerjelierer ausgebothen, die wir in der That länger zu sehen gewünscht hätten. Die fünfte Fronte war dazu bestimmt, den Haupttitel, mit dem sie prangte, auch im Einzelnen zu rechtfertigen, und erreichte ihren Zweck zur lautverkündigten Zufriedenheit der Menge, die nach kurzem Zwischenraum durch ein zwar schon bekanntes, aber nichts destoweniger neuergreifendes Prachtgemälde überrascht wurde, nämlich: Venus als Abendstern, das im schnellsten Tempo ein wahres Zauberwerk entfaltete, worin Eleganz der Zeichnung mit der Lieblichkeit des Farbenspiels wetteiferte, um keinem Zweifel Raum zu lassen, der Meister werde den erworbenen Ruhm in diesem Fache stets erneuern und behaupten.

Schauspiel.

Es ist nicht möglich, den 25. May unerwähnt zu lassen, der dadurch zu einem Feste wurde, daß er die Allerhöchste Gegenwart J. M. des Kaisers und der Kaiserinn seit der glücklichen Rückkehr von Lantbach zum ersten Mahle wieder dem Publikum des

Hoftheaters schenkte. Der volle, einmüthige, dremmahl erhobene Jubelgruß des Empfanges konnte in seiner Herzlichkeit nur übertroffen werden von der Huld der Aufnahme.

Das Dargebothene: Hermann und Dorothea nach Goethe von Töpfer, war in seinem Urquell des schönen Tages würdig. Natürlich denkt jeder bey diesem dichterischen Werke nur an Goethe, so wie in Hinsicht auf Gediegenheit der Darstellung hauptsächlich an Koch.

In demselben Hoftheater den 26. May: Die Braut von Messina.

Hr. Anschütz trat als neuengagirtes Mitglied in seiner zweiten Rolle auf und zwar als Don Manuel. Die erste kurz vorhergegangene war Don Gutierre im Trauerspieler gleiches Namens. Das Publikum hat bey dieser Gelegenheit dem jetzigen Hofschauspieler dieselbe ausgezeichnete Gunst erwiesen, die früher in dieser Rolle dem sehr verdienstvollen Gaste war zu Theil geworden. An einem andern Orte dieses Platzes ist bereits das Nöthige über Hrn. Anschütz als Don Gutierre gesagt.

Die Rolle des Don Manuel erfordert das Vorherrschende gehaltener Kraft, einen erhöhten Redeton in besonderer Beziehung auf die Eigenthümlichkeit dieses Trauerspiels, und dabey das strengste Maß edler Bewegungen. Das Verdienst des Künstlers kann nur in dem Falle ganz gewürdigt werden, wenn jedes Einzelne im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Folgenden zur aufmerksamsten Beachtung kommt. Nach einem ungefähren Überschlage gebührt Hrn. Anschütz allerdings das vom Publikum lebhaft ausgesprochene Lob. Vielleicht hätte sich indessen Don Cesar noch mehr für Hrn. Anschütz geeignet als Don Manuel. Diese Bemerkung kann und soll nur eine ästhetische seyn, die also hoffentlich derselben Freyheit genießt, als die Wissenschaft des Schönen selbst, der sie sich unterordnet. Käme es darauf an, mehreres sehr Gelungene anzuführen, so wäre Weitläufigkeit nothwendig. Um diese zu ersparen, und dem Schluß auf die Vorzüglichkeit des Ganzen die möglichste Ausdehnung zu geben, genüge es, dasjenige anzumerken, worin wir nicht einstimmen können. Diese Art der Kritik, unausführbar bey dem Heerhaufen gewöhnlicher Schauspieler, ehrt durch ihre Ungemessenheit in dem gegenwärtigen Falle den wackern Künstler auf das unzweydeutigste.

Zwey alte üble Gewohnheiten sind auch diesmal wieder durchgebrochen. Der Ton der zarteren Empfindung zerrinnt noch immer an mehreren Orten in weichliche Schwärmerey, wodurch das Gesprochne aus dem Charakter des Ganzen fällt; außerdem wirft sich der Ton gleichfalls noch immer nach kurzem, sanften Aufsteigen, wahrscheinlich der kräftigeren Durchführung wegen, mit einem unstatthaften Nachdrucke auf einzelne Worte. Beyspiele mangeln nicht. Die Bewegung war zuweilen noch zu heftig, besonders bey dem ersten Vortreten aus dem Hintergrunde. Auch einzelnen Stellen fehlte Schönheit, z. B. wenn das Knie bey der ruhigen Haltung des Körpers nach der Seite übermäßig vorstrebte. Das Umfallen nach erhaltenem Todesstreiche sollte geschickt dem anständigen Liegen auf der Erde vorarbeiten. Jeder Schauspieler muß bey einer solchen Gelegenheit die Individualität seines Körpers in Anschlag bringen. Die Gestikulation mahlte hier und da die Rede zu viel aus. Dieser sehr wesentliche Punkt wird auf unserer Bühne so oft und vielfach verlegt, daß man Hrn. Anschütz die Seltenheit des gleichen Versehens als ein Verdienst anrechnen muß. Endlich haben wir auch die schönen Worte: „Und alles Maß der Zeiten war vergessen,“ schon besser aussprechen hören. Mad. Anschütz spielte Beatrixe. Die angenehme Frau ist in ihrer ersten Rolle als Gurly zur lebhaften Zufriedenheit des Publikums aufgetreten.

X.

K. K. Hofopertheater nächst dem Kärnthnerthore am 29. May. J. J. M. M. der Kaiser und die Kaiserinn besuchten heute dieses Theater nach Ihrer Rückkehr zum ersten Mahle. Sie wurden mit einem dremmahligen „Lebehoch“ von der zahlreichen und glänzenden Versammlung empfangen. Man gab das Singspiel „König Waldemar“ und das Ballet „Alfred.“ Alle Beziehungen, die das mit vielem Fleiße dargestellte Vorstück darboth, wurden laut und lebhaft bezeichnet.

Ebendasselbst am 2. d. Die Entführung aus dem Serail. Mlle. Josephine Fröhlich, Zögling der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, machte ihren ersten theatralischen Versuch als Konstanze.

Unter allen Produktionen im Gebieth der schönen Künste sind die theatralischen unstreitig die gewagtesten, weil Darstellungsvermögen und Persönlichkeit zugleich in Anspruch genommen werden; die in der Sphäre des Lyrischen Schauspiels aber noch um einen Grad schwieriger, weil eine dritte Bedingung als Hauptforderniß hinzukommt, um ein mehr oder minder günstiges Urtheil zu begründen. Die unbeschreibliche Schüchternheit, mit der die junge Sängerin von Anfang bis zu Ende, ungeachtet der oft wiederholten glänzenden Aufmunterung, zu kämpfen hatte, erlaubt uns nicht einmal über die natürliche Gabe des Gesanges ein bestimmtes Urtheil zu fällen, was wir aber in einzelnen Momenten und vorzüglich gelungenen Stellen, wo sich das Talent gleichsam durch die Schranken des eigenen Mißtrauens eine Bahn zu brechen suchte, wahrnehmen konnten, besteht in einer angenehmen Stimme, einer nicht unbedeutenden Höhe, ziemlichen Geläufigkeit und einem Grad von Bildung, der dem preiswürdigen Institut, aus welchem sie hervortritt, wie ihrem eigenen Streben zur Ehre gereicht und die Kunstfreunde zu den angenehmsten Hoffnungen berechtigt. Möge sie nun mit gleichem Fleiße um Ausbildung der Rede, ohne die der dramatische Gesang ein leerer Schall ist, um Sicherheit in der Bewegung und Festigkeit in der Stellung sich bewerben. Zu allem Diefen gelangt man nur durch Übung des Leichteren, als Vorbereitung auf das Schwerere und Schwereste. Zum Schweresten zählten wir aber unbedenklich die Rolle, mit der hier begonnen wurde.

Tags vorher, nach Endigung des beliebten Singspiels: Milton, ließ sich ebenfalls auf dieser Bühne der königl. dänische Kammermusik, Hr. Werfshall hören, und trug den ersten Satz des zweyten Violin-Konzerts von Maurer vor. Der junge Künstler steht auf einer Stufe, wo er Ausgezeichnetes schon leistet, und noch bedeutendere Leistungen verspricht, wenn er sein eignes Talent an der Meisterschaft Anderer weiter auszubilden strebt. Die Vogenführung ist gut, die Fertigkeit groß, und wenn auch der Ton zuweilen scharf und die Intonation nicht sicher war, so gelangen doch mehrere Stellen und einige der schwierigsten Passagen zur völligen Zufriedenheit der Zuhörer, die, obgleich in einem kleinen Kreise nur versammelt, doch nicht minder reichlichen und lauten Beyfall sollten. Das Instrument mochte nicht vorzüglich seyn.

Die Ordnung der angekündigten Ballet-Darstellungen wurde am 4. d. dadurch unterbrochen, daß der bis dahin im Schooße der Seinigen lebende Vater der Familie Rozier an diesem Tage verstarb, wodurch die Aufführung des Ballets: Die Tanten, verhindert wurde, so wie dieser Todesfall den Leidtragenden auch ferner zur Entschuldigung dienen muß, daß sie einige Tage hindurch nicht auf der Bühne erscheinen werden.

Modenbild XXIII.

Überrock von Gros-de-Florence, woran die Verzierungen von Moire. Er ist mit stehendem Kragen und dieser einwärts mit breiten Blonden garnirt. Der Hut von Gros-de-Naples ist mit Blumen geschmückt.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte:

1. Wieland: 2. weiland. 3. Wandel. 4. Giland. 5. Wilden.
6. Daniel. 7. Ideal. 8. Wein. 9. Lied.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Jose-
ifer-
hen
y in
noch
ngu-
liche
der
ein-
was
lent
hte,
ten-
vürs
ges
nun
fang
in
ng
wes
bens
ren,
inge
tens
erer
enn
doch
der
ich-
urch
ilie
a n-
zur
er-
mit
os-



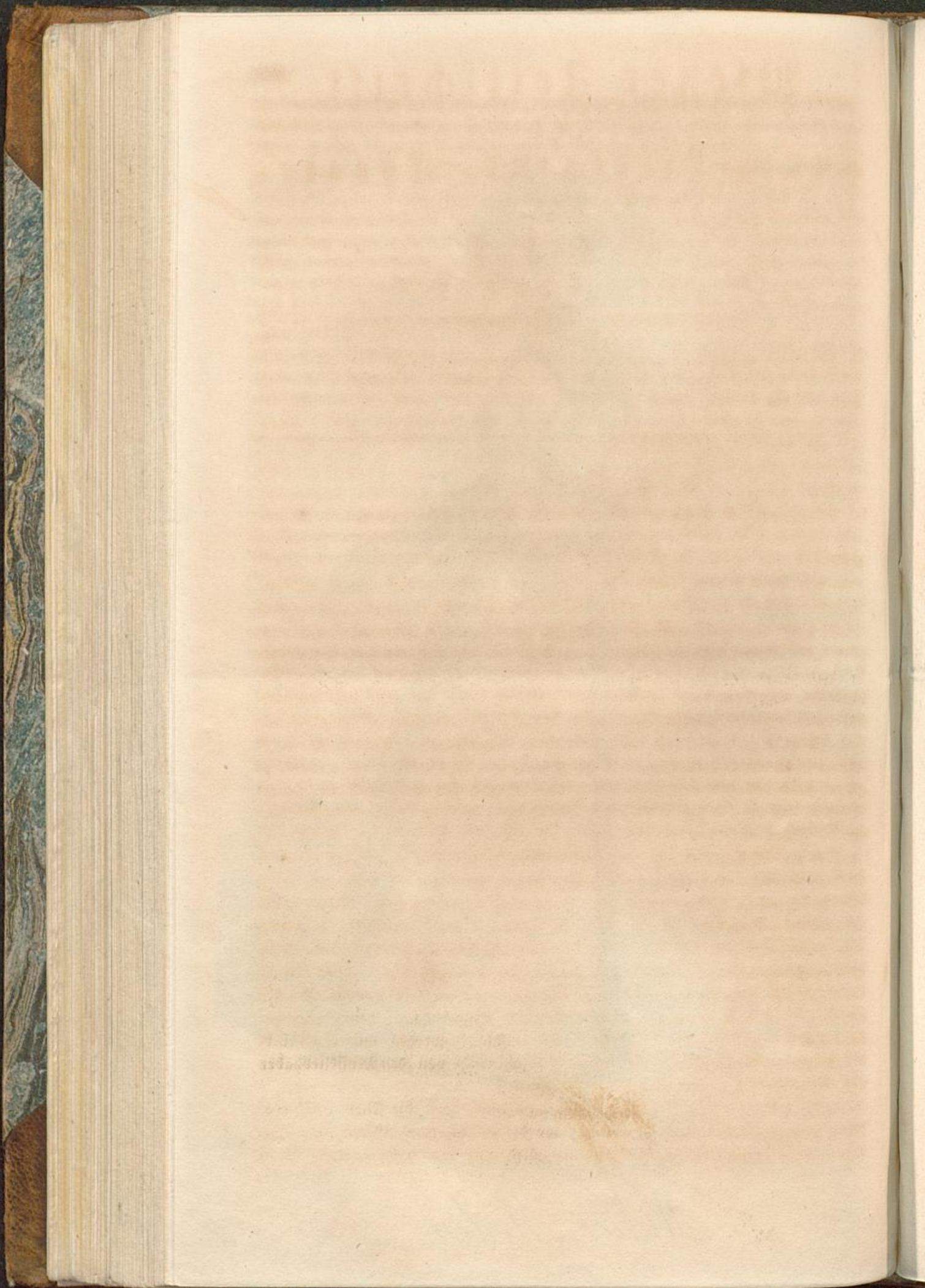
P. v. St. del.

Wm. Stuber, sc.

XXIII.

Wiener Moden.

*68.
1827.*



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 9. Juny 1821.

69

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Texte und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Pariser Charakteristiken.

Die Spazierfahrt nach Longchamps.

Von G. L. P. Sievers.

Wie Gutrop seinen Auszug der römischen Geschichte mit der Bemerkung beginnt, daß nie ein Staat einen unbedeutendern Ursprung gehabt habe und nie zu einer ungeheurnen Macht gelangt sey, als Rom, — einen ähnlichen Eingang möchte ich diesem Artikel geben und sagen, nie hat ein geringfügigerer Umstand Veranlassung zu einer allmächtigeren Mode gegeben, als die Spazierfahrt nach Longchamps. Dieser mittelbare Vergleich ließe sich vielleicht unmittelbar noch weiter treiben: man könnte z. B. zwischen jener ehemahligen Hauptstadt der Erde und dem Dörschen Longchamps eine einzige große Parallele ziehen und sagen, die einstige politische Herrschaft Rom's über die ganze damahls bekannte Erde sey nicht größer gewesen, als der jezige Modeeinfluß, welchen das Fest von Longchamps über alle kultivirten Staaten der beyden Halbkugeln ausübt.

Longchamps liegt kaum eine Viertelstunde weit außerhalb der Barrière de Neuilly (de l'Étoile), am äußersten Ende des Bois de Boulogne. Hier befand sich vor der Revolution ein Nonnenkloster, in welchem während der Osterwoche, besonders Mittwochs, Donnerstags und Freytags, Singmusiken aufgeführt wurden, deren vortreffliche Exekution die Aufmerksamkeit aller Pariser Dilettanten auf sich zog. Wer ein Musikliebhaber seyn wollte, wanderte an den genannten Tagen nach Longchamps, um die dasigen Nonnen singen zu hören. Bald nahm diese musikalische Pilgrimschaft dergestalt überhand, daß das Kloster in der Osterwoche geschlossen werden mußte. Aber die Spazierfahrt dahin blieb, und dehnte sich am Ende von den Musikliebhabern über die ganze vornehme Welt von Paris aus.

Der Weg von Paris nach Longchamps führt durch die Champs Elysées, deren zweyte Hälfte, d. h. diejenige, wo die Häuser und Gärten der Allee beginnen, l'Avenue de Neuilly genannt wird, nach dem Dorfe gleiches Nah-

mens, welches gleich vor der Barrière liegt, der es ebenfalls den Namen gegeben hat. Schon längst erstreckt sich die Spazierfahrt nicht mehr nach Longchamps, sondern bleibt innerhalb der genannten Barrière.

Das Fest von Longchamps ist die Axe, um welche sich das ganze bürgerliche und gesellschaftliche Leben von Paris dreht: Dreyhundert zwey und sechzig Tage im Jahre werden verlebt, damit man an den drey übrigen vom Plage Ludwig XV. bis an die Barrière de Neuilly spazieren fahren kann. Wer da weiß, wie vieler Menschen Hände an einen Pariser Elegant und an eine Pariser Petite-Maitresse gelegt werden müssen, ehe sie fir und fertig in den Wagen oder zu Pferde steigen können, um sich nach Longchamps zu begeben, der wird diese Behauptung nicht übertrieben finden.

Um einen Begriff von den Zubereitungen zu bekommen, welche die genannte Spazierfahrt unter den Modelleuten verursacht, will ich zwey Individuen aus der Klasse derselben zum Beyspiele nehmen, und durch sie meine obige Bemerkung zu bestätigen suchen.

Mad. B*, die Gemahlinn eines ehemahligen Armeelieferanten, der Millionen im Vermögen hat, ist in diesem Augenblicke die Modeschönheit des Tages. Ohne gerade den allgemein gültigen, so zu sagen, klassischen Ruf zu besitzen, welcher ehemahls eine Tallien, einer Rekamier, für die reizendsten Frauen von ganz Europa erklärte, hat Mad. B* das Akzessit dieses Preises erhalten und herrscht, da der Platz der ersten Schönheit seitdem nicht wieder besetzt worden ist, in diesem Augenblicke als vizeerste Schönheit über ganz Paris. Einer ausführlicheren Beschreibung ihrer Person bedarf's nicht, um darzuthun, von welcher Wichtigkeit die Spazierfahrt nach Longchamps für Mad. B* ist. Sehen wir, welche Sorge und Kummer ihr dieselbe verursacht. Die Hauptsache ist, wie sich von selbst versteht, der Wagen, in welchem sie fahren will. Zwar steht die prächtige Kalesche, welche ihr Dübois zum vorjährigen Longchamps gemacht hat, dieses Jahr noch so gut, wie neu, in ihrer Remise; aber die Bapeurs treten sie an, wenn sie an diesen Wagen denkt. Urtheilen meine Leser: Dübois hatte sein Ehrenwort gegeben, ihre Kalesche solle die neueste und geschmackvollste auf der ganzen Promenade seyn, und, dem Anscheine nach, sein Versprechen auch gehalten, denn ganzer acht Tage vor dem Feste, seitdem der Sattler sie abgeliefert hatte, war der Hof ihres Hotels von Neugierigen, die den Wagen zu sehen wünschten, nicht leer geworden. Aber der Banquier D* muß auf den Einfall gerathen, in London einen Landau machen zu lassen und ihn seiner Braut, der Tochter des Marschalls G*, zum Präsente zu senden. Mad. B* erscheint auf der Promenade; ihr Herz hüpfet vor Freuden, denn Dübois Kalesche erhält während der ersten Viertelstunde den einstimmigsten Beyfall. Da kömmt die Braut des Banquiers D* angefahren, ganz Longchamps läuft ihrem Landau nach, und die Kalesche der Mad. B* ist vergessen. Um dieses Jahr nicht dasselbe Unglück zu erleben, hat sie ihren Kousin Alphonse, einen jungen, sehr hoffnungsvollen Mann, der bereits in den glänzendsten Zirkeln der Chausée d'Antin mit großem Beyfalle debütirt hat, nach London geschickt, um von einem dortigen Sattler nach irgend einem aus freyer Willkühr entworfenen Plane einen Wagen anfertigen zu lassen. Aber der Palmsonntag ist angebrochen, und noch ist keine Nach

richt aus London eingegangen. Mad. B* befindet sich in der schrecklichsten Verlegenheit; ihr Gemahl muß einen Kourier absenden. Nicht geringere Sorge verursacht ihr die Unmöglichkeit, einen Kachemir zu finden, wie sie ihn wünscht. Vergebens hat sie die Boutiquen der Straße Vivien und des Palais Royal durchsucht, nirgends etwas Ausgezeichnet-Geschmackvolles, alles du dernier commun! Die letzte Hoffnung setzte sie auf den Kachemirhändler Düvigneul, der jedes Jahr um die Zeit von Longchamps eine neue Lieferung zu erhalten pflegt. Aber sey es, daß die Empörung der Griechen den Transport verzögert, oder daß Düvigneul, dem, seit er der Wucherey und des Geldleihs auf Pfänder angeklagt worden, der Kopf nicht mehr auf dem rechten Flecke sitzt, obgleich sämtliche Damen, denen er auf Kachemire für dreyßig Procent monatlich Geld vorgeschossen, vor Gericht erklärt haben, qu'il les a obligées sans intérêts, vergessen hat, die Bestellung zu machen, es ist, wie gesagt, Palmsonntag-Morgen, und auch Düvigneul hat noch nichts von sich hören lassen. Gleichen Gram verursacht ihr die Marchande de fleurs. Hat sich diese Person nicht einfallen lassen, eine große, an den Enden der Blätter mit einem Regenbogen besetzte Rose in die Mode zu bringen, und Mad. B* fußfällig (im eigentlichen Verstande des Worts) gebethen, ihr dergleichen Rosen auf den Hut setzen zu dürfen? Mad. B*, der die Kalesche des Sattlers Dübois noch im Andenken schwebt, fürchtet sich abermahls zu kompromittiren; aber die Blumenhändlerinn läßt nicht ab. Weniger in Verlegenheit ist sie des Kleides wegen, denn ihre Kammerjungfer, eine Schülerinn der verstorbenen Düpleßis, arbeitet schon seit vier Wochen Tag und Nacht an einer neuen Schnurbesehung auf der Brust. Am Schnitte des Kleides soll nichts geändert, sondern nur die Taille ein wenig verlängert werden, weil Mad. B*, wie es ihr scheint, um die Hüften herum ein wenig am Enbonpoint verloren hat. Was den Hut anbelangt; so will sie dießmahl, zur Unterstützung des französischen Gewerbsfleißes, die Fabrik der Mad. Marceau, deren seidne Hüte die italienischen Strohhüte so täuschend nachahmen, daß selbst die französischen Mauthbeamten davon betrogen werden, in Kredit bringen. Unter allen diesen Beängstigungen verlebt sie den Palmsonntag. Ihr Kummer ist so groß, daß sie sich vor jedermann verläugnen läßt, selbst vor ihrem Gemahle, außer vor dem Kousin Alphonse, der aber dieses Vorzugs, aus Gründen, welche wir sogleich ebenfalls kennen lernen werden, für dießmahl gern überhoben wäre. Aber mit dem Montage fängt das Glück an, sich der Mad. B* günstig zu beweisen. Zuvörderst erscheint Düvigneul mit einem Karren hinter seinem Kabriolet, auf welchem der Ballen Kachemire befindlich ist, den er so eben erhalten hat; Mad. B* überzeugt sich durch den Augenschein, daß sie die erste Kunde ist, welche einen Blick in die kostbaren Gewebe thut. Freylich bezahlt sie den Kachemir zehn Louidor theurer, aber dafür hat sie auch das schönste Dessin auswählen dürfen. Am Dinstage kömmt der Kourier zurück; der Wagen, den er in Calais vorgefunden hat, wird spätestens am Mittwoch früh in Paris eintreffen. So fällt ihr der Kummer, wie eine Last, vom Herzen, und sie wird am Dinstage Abend so heiterer und liebenswürdiger Laune, daß ihr Gemahl auf's neue in sie verliebt wird. Das hat die Schlaue erwartet; und nun muß der verliebte Ehemann versprechen, ihr

am folgenden Morgen zwey neue Pferde zu kaufen, und zwar von verschiedener Farbe, denn es ist ihr durch den Kopf gefahren, die Mode der gleichfarbigen Pferde abzubringen. Endlich ist Mittwochs um drey Uhr alles in Bereitschaft, und Mad. B* fir und fertig in den Wagen zu steigen. Hier haben meine Leser ein treues Gemählde der Bekümmernisse vor den Augen, welche die Fahrt nach Longchamps einer Pariser Petite - Maitresse verursacht; es vermindert oder vermehrt sich, je nachdem die Dame in der Mode ist, und viel oder wenig Vermögen besitzt. Sehen wir jetzt, welche Mühe es einen Petit - Maitre kostet, um daselbst mit Anstand erscheinen zu können, Möge uns der Kousin Alphonse zum Beispiele dienen. Seit mehreren Wochen nagt ein heimlicher Kummer an seiner Seele; er möchte gern in einem Tilbury, wie der des Lords St** ist, nach Longchamps fahren. Aber was würde Mad. B* sagen, die stillschweigend darauf rechnet, daß er, wie es die Sitte mit sich bringt, neben ihrem Wagen sie zu Pferde begleiten soll? Leider verbiethet das Polizeygesetz, daß zwey Wagen neben einander fahren dürfen. Mit dem Tilbury ist es also nichts. Dagegen erfährt Alphonse, daß eine von den arabischen Stuten, welche neulich aus Marseille angekommen sind, in dem königlichen Marstalle verkauft werden soll. Er ersteht das Pferd für zwey hundert und fünfzig Louidor, und hält sich nun gewisser Maßen entschädigt für die Entbehrung des Tilbury. Aber der Jokey verursacht ihm desto größere Sorge. Der des Lord St** hat vor einigen Wochen eine ganz besondere Jacke getragen. Ist das ein Einfall des Lords oder die neueste Mode von Newmarket gewesen? Bey seiner neulichen Anwesenheit in London ist ihm von dieser Mode noch nichts zu Gesichte gekommen. Um auf jede Weise sicher zu gehen, ertheilt er seinem Londoner - Korrespondenten den Auftrag, ihm in den ersten Wochen des April eine Zeichnung von der Tracht der Jokays zu schicken, wie sie gerade in dem Augenblicke Mode seyn dürfte. In Betreff seines eigenen Anzugs ist er gleichfalls in Verlegenheit. Soll er sich dem Gesuche des Schneiders Christian Beck *) fügen und sich von diesem nach dem Costumomètre kleiden lassen, auch, wie es ihm wohl durch den Kopf gefahren ist, einen Versuch mit der Gebranntenkaffeh - Farbe (couleur café brûlé) oder wohl gar mit einem engen Pantalon machen? Von letzterm räth der Schneider Beck ab. Alphonse geht über alle diese Zweifel mit Mad. B* zu Rathe. Diese zeigt sich etwas eingenommen gegen den gebrannten Kaffeh, redet aber dem Kleidermesser das Wort. Somit werden dem Erfinder des Kleidermessers die gehörigen Instruktionen ertheilt, denen Alphonse, in Betreff des Pantalons, noch die bekannten Worte des Ci - devant jeune Homme, welche so großes Glück gemacht haben: Souvenez bien, si j'y entre, je ne le prends pas, hinzufügt. Endlich ist auch Alphonse's Toilette am Mittwoch Morgen völlig in Bereitschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man sehe die Pariser Skizzen im Aprilhefte dieser Zeitschrift.

B i l d.

Staub und Geist, ein Chaos in dem Leben,
 Frey und Sklave, und Tyrann;
 Fürchtend, hoffend, rastlos und voll Streben,
 Selten ühend, was er kann: —

Also steht der Mensch, der Erdenkönig,
 In des Lebens Wechselspiel,
 Für den Preis der Tugend stets zu wenig,
 Für des Spötters Hohn zu viel.

Groß im Wahne, klein in seinen Thaten,
 Achtet er das Feh'ge nicht,
 Läßt sich vom Vergangenen nicht rathen,
 Hört nicht, was die Zukunft spricht.

Neid im Herzen, Liebeswort' im Munde,
 Träumt er stets von Harmonie,
 Wahrheit fordert er im Brüderbunde,
 Und er selbst zerstöret sie.

So verflochten stets in rauhe Kriege,
 Hascht er Leiden statt der Lust,
 Und verliert den besten aller Siege
 In dem Innern seiner Brust.

Nicht kann er sich selbst und nie erfassen,
 Strebt in's Tiefste der Natur,
 Stets geneigt zum Eifern und zum Hassen,
 Liebt er sich vor Allen nur.

Sof. Moehammer.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Dresden.

In der italienischen Oper wurde die: Leonora, ossia: l'amor conjugale, von Paer, neu einstudiert. Diese Oper wurde vor vielen Jahren für das hiesige Theater komponirt. Die Musik hat alle den Reiz und die Klarheit, welche den Paer'schen Compositionen eigen ist, sie ist ausdrucksvoll und lieblich ohne jedoch sich durch Tiefe und Originalität auszuzeichnen. Da man jetzt mehr die frappanten Effekte liebt, so wurde sie ziemlich kalt aufgenommen. Mlle. Wilkman hatte die Rolle der Leonore übernommen, weil diese so überaus hoch geseht ist, daß wenig Stimmen im Stand sind sie auszuführen. Sie gab sich unendlich viel Mühe, und ihre Bravour und Sicherheit verdient freundliche Anerkennung, besonders ist die Reinheit und Fertigkeit, womit sie sowohl in der Höhe intonirt, als auch durch chromatische Laufen herauf und herabsteigt, wahrhaft selten. Möchte nur ihre Kunst nicht immer in Künstlichkeit ausarten! Zur Seelensprache wird ihr Gesang nie, sie selbst bleibt kühl und nur mit sich selbst beschäftigt, da kann es ihr auch nicht gelingen tiefen Eindruck zu machen; überdem sind ihre Mitteltöne sehr gellend und unangenehm, und sie versteht es gar nicht, die Luft zu sparen, sondern hohlet oft zur Unzeit Athem. Zu loben ist ihre Fertigkeit im Italienischen, sie gewinnt sehr hierdurch, denn wenn sie deutsch singt, sind jene Fehler noch weit auffallender. Unser Cantù gab den gefangnen Florestano vortrefflich; seine ganze Erscheinung war ungemein rührend, seine Deklamation und sein Gesang waren herrlich, einfach und schmelzend drangen diese Klagen tief zum Herzen, und die jugendlich schöne Stimme erregte in den halberloschnen Klängen das innigste Mitleid. Seiner

Urie geht ein schönes Ritornell voraus, worin Violine und Viola sich in hoher Kunstfertigkeit zeigten. Konzertmeister Sieze und Kammermusikus Pohl and führten es recht brav aus. Die untergeordneten Rollen wurden auch sehr gut ausgeführt, unser *Venincasa* wußte in den Kerkermeister ganz die Mischung von Laune, Gutmüthigkeit und wieder Hartherzigkeit aus Dienstfeier zu legen, welche hier erforderlich ist; Sigr. *Eibaldi* war sehr brav als Pizarro, dieser denkende Künstler gewinnt immer mehr Kraft und Charakter in solchen Rollen; die *Marcellina* paßte gut für die Stimme unserer fleißigen *Mielesch* und sie gab sie mit Grazie und Lebhaftigkeit. Freylich wird bey dieser Oper immer der Wunsch wieder rege, daß wir dasselbe Sujet (*Fidelio*) einmahl mit der genialen Musik von *Beethoven* hier hören möchten. Ein Paar sehr gelungene Wiederholungen der *Bestalinn* müssen wir erwähnen, worin sich unsere *Sandri* wieder als seltene Künstlerin zeigte. Jetzt wird eine ganz neue komische Oper gegeben: „*le donne curiose*“ von *Raffelli* komponirt. Dieser sehr junge Komponist, von welchem wir voriges Jahr: „*la schiava Circassa*“ hörten, zeigt in dieser neuen gelungenen Arbeit wieder eine eigenthümliche Anmuth und Leichtigkeit. Der Text, der nach dem bekannten Lustspiel von *Goldoni* bearbeitet ist, macht es dem Tonkünstler sehr schwer, denn es herrscht nicht ein einziges tieferes Gefühl darin. Die Neugierde ist eigentlich gar keine musikalische Empfindung, und sie ist doch der einzige Hebel dieses Lustspiels; die aus ihr entstehenden häuslichen Zwistigkeiten sind weder komisch noch tragisch, sondern gehören ganz der Prosa des Alltagslebens. Dieß ist ein großer Fehlgriß des Dichters, denn: lachen oder weinen muß man in einer Oper können. Überdem ist die Sprache durch Derbheiten und veraltete Ausdrücke sehr entstellt. Desto lobenswerther ist es, daß der Komponist doch so viel daraus zu machen verstand. Besonders ausgezeichnet ist gleich im Anfang ein köstliches Quartett für vier Männerstimmen: „*La donna è così fatta*,” welches Grazie mit gründlicher Behandlung schön vereinet. Das Duett zwischen *Florindo* und *Rosaura*, die *Urie* der *Leonora* und das darauf folgende Terzett, welches den zweyten Akt beschließt, so wie das wahrhaft komische Quartett der neugierigen Frauen, welche durch das Schlüsselloch lauschen, sind trefflich gearbeitet, voll Leben, Ausdruck und Lieblichkeit. Die ganze Musik ist gut instrumentirt und hat einen so fließenden Gesang, wie er selten jungen Komponistens gelingt. Der Beyfall war warm und allgemein.

Einige Konzerte muß ich noch erwähnen: am 16. März ließ sich *Pietro Bimericati*, Orchesterdirektor aus Mailand, hier auf der Mandola hören. Die Fertigkeit und das Feuer, womit er dieß Instrument beherrscht und die außerordentlichsten Schwierigkeiten darauf besiegt, sind bewundernswürdig. Der eigenthümliche Charakter dieses ganz südlichen Instrumentes erschien hier den meisten Zuhörern sehr fremdartig. Wir sind gewohnt, in allen Instrumenten gern eine Stimme der Sehnsucht zu hören, diese muß man hier freylich nicht erwarten; die hellen Klänge, die wie reine Glöckchen tönen, gleichen frohem Kinderspiel unter warmem, ewig blauen Himmel, wo Muthwillen und Scherz herrschen. Oft und in tiefbewegten Stimmungen kann dieß nicht befriedigen, aber es bleibt eine schöne Erinnerung, es einmahl in so seltener Vollendung gehört zu haben. Am 30. gab unser braver Fagottspieler, Kammermusikus *Peschel*, ein Konzert, worin er sehr verdienten Beyfall erhielt, und welches besonders durch ein Doppelsonzert für zwey Flöten sehr interessant wurde, da unser trefflicher *Fürstenaü* hier seinen talentvollen Schüler, den jungen *Otto Kresner*, einführte, der sich durch Fertigkeit, Kraft und Reinheit des Tones, seines Meisters würdig zeigte. Auch die beliebte Jubelouverture von *G. M. von Weber* wurde hier aufgeführt, so wie das *Konseau* brillant von *Hummel* von *Hrn. Krägen* recht brav auf dem Piano gespielt wurde. Eine interessante Erscheinung war uns die Ankunft des berühmten Violinspielers *Alexander Boucher* und seiner Gattinn *Celeste Boucher*. Dieß ausgezeichnete Künstlerpaar ließ sich zum ersten Mahl hier hören bey einem herrlichen Musikfest, welches der spanische Gesandte zum Namenstag der Königin von Spanien gab. Unser *Morlacchi* hatte dazu eine kleine Kantate sehr reizend komponirt, welche durch, daß sie nur von Harfe, Piano und Violine begleitet war, ein eigenthümliches Rotorit erhielt. *Canù*, *Venincasa* und *Mc. Willmann* sangen. Unser *Klen*

gel spielte ausgezeichnet schön auf dem Pianoforte. Das fremde Künstlerpaar gab am 3. April in den Mittagsstunden eine öffentliche musikalische Akademie. In der Introduction, einem Konzerte für Piano und Violine von Moscheles, zeichneten sie sich beide schon durch einen höchst geistvollen Vortrag aus, so wie durch seltene Fertigkeit. Er spielte nachher ein Violinkonzert von Viotti mit hoher Genialität. Als fühner, sieggewohnter Meister wagt er Unerhörtes auf der Violine, er scheint immer den Eingebungen des Momentes zu folgen, sein Spiel ist leidenschaftlich und phantasievoll, bald süß und seelenvoll verschmolzen, bald wild dahinrauschend, man könnte es mit Recht dithyrambisch nennen; berauschend wirkt dieser geniale Flug auf den empfänglichen Zuhörer, aber freylich muß dieser auch nicht ganz nüchtern bleiben wollen, um gerecht zu seyn gegen so feurige Begeisterung! Unstreitig wäre es aber zu wünschen, daß dieser Künstler einige kleine Kunststücke verschmähte, die nur belustigen, aber nicht zu einem klassisch edlen Styl passen. Diese kleinen Charlatanerien schaden den überwiegenden Schönheiten seines Spiels in dem Urtheil strengerer Kenner. Er trug außer jenem Konzerte, dessen Adagio er besonders schön spielte, noch eine Phantasie und eine reizende Polonaise von eigener Komposition vor. Mad. Boucher zeigte sich als sehr brave Virtuossinn auf der Pedalarfe. Sie hat vortreffliche Methode, einen schönen, vollen Ton und eine seltene Rundung und Leichtigkeit in den Passagen. Ohne außerordentliche Schwierigkeiten zu besiegen, weiß sie die eigenthümlichen Schönheiten des Instrumentes gut zu benutzen. Das Duett aber, welches sie auf Harfe und Piano zugleich spielt, gehört auch zu den Kunststücken, wo man die seltene Fertigkeit und Gewandtheit zwar bewundern muß, die aber doch Verschwendung edler Kräfte sind. Überdem ist dies Duo von Naderman für beyde Instrumente komponirt und nimmt sich von zwey Personen ausgeführt, noch ungleich schöner aus. — Mit Freuden nennen wir jetzt unsern Polleto wieder willkommen bey uns, nach seiner Rückkehr von Breslau und Prag.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 4. d. Don Juan. Mad. Mehger-Vespermann, Zerline; Hr. Doussaint, vom königl. Hoftheater in Dresden, die Hauptrolle, und Hr. Hahinger, als neuengagirtes Mitglied, Don Ottavio.

Hier zeigte sich auf eine recht niederschlagende Weise der Unterschied zwischen einer Rossinischen und einer Mozart'schen Oper. Wenn die Werke des Ersteren die Sänger irre führen, so kann jedes einzelne des Letzteren als ein Prüfstein ihrer Fähigkeiten gelten, und die Entführung aus dem Serail wurde gleich bey ihrer ersten Erscheinung als ein solcher für das Personal einer komischen Oper anerkannt. Man kann sich um so weniger auf eine Bergliederung des unerfreulichen Resultats der hier in Rede stehenden Produktion einlassen, da zwey Gäste und ein debutirendes Mitglied die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen.

Wir erwähnen wie billig zuerst die bewährte und geschätzte Sängerin, die jedoch Anfangs auch dem Einfluß des an diesem Abend waltenden ungünstigen Gestirns unterworfen schien. Dieß zeigte sich merklich in den zweystimrigen Zwischenfällen des Hochzeitchores. Das Duett mit Don Juan wurde zart und geschmackvoll vorgetragen, die Sängerin aber schlecht unterstützt. Die Arie ging besser, doch vermiste man noch den charakteristischen Ausdruck, und die Höhe war beschränkt. Es darf bey dieser Gelegenheit ein Mißgriff nicht übergangen werden, dessen sich der Violoncellist schuldig machte, indem er sein Instrument viel zu stark hervortreten ließ, so daß die Sängerin, deren Vortrag hier eine sanfte, schmeichelnde Stimmung haben muß, fast gedeutet wurde, da es doch dem begleitenden Instrumente zukommt, die Singstimmen überall vorherrschen zu lassen, und das Kriterium eines gut geordneten Orchesters darin liegt, daß es seinem angewiesenen Standpunkte stets getreu bleibt.

Erst in der zweyten Arie gewann sie volle Herrschaft über ihre Stimme und gewährte den einzigen Glanzpunkt dieser Darstellung. — Hr. Hahinger verdiente aus

mehr als einem Grunde Nachsicht. In dem Duett mit Donna Anna vermochte er nicht die übermächtigen Dissonanzen der Donna aufzulösen. In der Arie des zweiten Aktes gelang es ihm, seine schöne, reichhaltige Stimme zu entfalten, doch ist er noch zu schwach, um den Anforderungen eines solchen musikalischen Geistes zu genügen. Der bisher unbekante Gast, Hr. Foussaint, schien sich in diese Oper verirrt zu haben. Wir wollen wenigstens glauben, daß ein Irrthum ihn bewogen habe, in dieser Rolle vor einem fremden Publikum aufzutreten. Gesang und Darstellung waren beyde zu unbedeutend, um ihn selbst zur Übernahme der Hauptrolle dieser Oper, und den Schreibenden zu einer ausführlicheren Erörterung des Geleisteten zu berechtigen. Mad. Spigeder (Donna Anna) gab mit allem Fleiße manches Gelingen in der zweiten Arie, doch nur als Bravoursängerinn; das übrige muß dem Vorhergehenden bengezählt werden. Die Durchführung des Leporello vom Hr. Spigeder, weñ gleich seine Stimme den Erfordernissen leicht entsprechen konnte, grenzte an die Farce und gehört nicht auf diese Bühne. Er selbst wird es hoffentlich gefühlt haben, daß seine leeren, ungereimten Vouffonnaden von den Zuschauern dieser Oper nicht günstig aufgenommen wurden. Wollte man auch in der Prosa über matte Späßchen, wie folgendes: „Da kommen zwey Fackeln mit zwey Männern in den Händen!“ ein Auge zu drücken, was in aller Welt konnte ihn bewegen, in einer Mozart'schen Arie dergleichen einzustücken? wie z. B. in dem Allegro: Mein gnädiges Fräulein u. s. w., wo während der kurzen, nach den Worten: „Aber in Spanien!“ eintretenden Fermate, der den Ohren so empfindliche profaische Zufuß: „Es übersteigt alle menschliche Begriffe,“ und bey der Wiederholung, gar ein Corpo di Baceho! eingeschuftert wurden. Das Herumzerren des Masetto im Final erregte allgemeines Mißfallen, wiewohl Herr Demmer aus dem Bauerburschen auch eben keinen Mercurius machte. Man sage uns nichts von Darstellungsvermögen und komischem Werthe, wenn ihr Wesen aus dergleichen geschmacklosen Ingredienzien besteht, deren Mißbrauch man sich bey einem Schauspieler, der etwas zu leisten vermag, nicht ernstlich genug entgegenstemmen kann.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aralia capitata*. Kopfblüthige Aralie. Auf Bergen von Jamaica.
- Barleria cristata*. Aus Westindien.
- Cordia Sebestena*. Sebesten = Cordie. Aus Ostindien.
- Eucomis punctata*. Punktirte Schopflilie. Vom Kap.
- Jatropha napaeifolia*. Zerschligtblättrige Brechnuß. Von den Antillen.
- Malpighia argentea*. Silberne Malpighie. Von Caracas.
- Melaleuca hypericifolia*. Johanniskrautartige Melaleuca. Aus Neuhoolland.
- Metrosideros myrtifolia*. Myrtenblättriges Eisenmaß. Aus Neuhoolland.
- Passiflora angustifolia*. Schmalblättrige Passionsblume. Von Jamaica.
- Psoralea bracteata*. Punktirte Psoralea. Vom Kap.
- Catesbaea spinosa*. Aus der Insel Neu = Providence.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick,

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 12. Juny 1821.

70

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey M. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Pariser-Charakteristiken.

Die Spazierfahrt nach Longchamps.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Mad. B* und Alphonse frühstückten beyde um zwölf Uhr mit mehrerem Appetite, als es ihnen seit Wochen begegnet ist. Sie sind so ausschließlich mit dem Vergnügen beschäftigt, welches ihnen auf der Fahrt nach Longchamps bevorsteht, die Erwartung des Aufsehens, welches sie daselbst zu erregen glauben, ist so lebhaft bey ihnen, daß sie den ganzen Morgen (und wirklich sind sie heute vor zehn Uhr aufgestanden) noch nicht Zeit gehabt haben, sich um das Wetter zu bekümmern. Mad. B* (wem ist nicht bekannt, daß die Pariser Frauen mehr Aufmerksamkeitsgabe besitzen, als die Männer?) ist die erste, der es einfällt, das Fenster zu öffnen. Schleunig den Kopf zurückziehend, ruft sie aus: *Miséricorde, il fait un froid de glace, comme au mois de Janvier; pas un rayon de soleil! Ah, que je suis malheureuse!* Damit wirft sie sich in die Bergère, stützt den Kopf in die Hand und sitzt wie vernichtet da. Nun springt auch der Kousin auf, sieht sich den Himmel an, eilt in den Salon, wirft einen Blick auf den Barometer, welcher auf Regen deutet, und schreyt verzweifelnd: *Voilà le pauvre Longchamps flambé, Dieu me pardonne!* So arg ist es freylich nicht: allerdings geht der Mittwoch ganz verloren, denn es weht nicht allein ein sehr kalter Wind, sondern es regnet auch schauerweise, doch schon am Donnerstag Nachmittags klärt sich das Wetter auf. Aber Mad. B* liegt an Krämpfen hart darnieder und hat kaum Kräfte genug, den Solitaire des Hrn. von Arincourt in den Händen zu halten, dessen Lektüre sie während des Anfalls ihrer Vapeurs abthun will; den undankbaren Kousin, den die Verzweiflung schon am frühesten Morgen auf die Jagd getrieben, hat sie am vergangenen Abend vergebens zum Vorlesen aufgefordert. Am Freytag stellt sich das schönste, wärmste Frühlingswetter ein; Alphonse ist

der erste, der Mad. B* diese glückliche Nachricht vor's Bett bringt. Augenblicklich verschwinden die Vapeurs; beyde beginnen ihre Toilette zu machen und setzen sich, gegen drey Uhr, Mad. B* in den Wagen und Alphonse zu Pferde. Mad. B* ist in der Freude über den schönen Tag so zerstreut gewesen, daß sie ihrem Gemahle nicht einmahl hat guten Morgen biethen lassen. François, brûlez le pavé, ruft sie dem Kutscher zu. Das läßt sich dieser nicht zweymahl sagen. Aber schon beym Einbiegen auf den Boulevard de la Madeleine, wo er den Weg rechts und unmittelbar nach den Champs-Elisées nehmen will, thut ihm ein Gendarmensäbel Einhalt und schickt ihn links den Boulevard hinunter, wie an die rue du Faubourg Poissonnière, wo er sich in einer Entfernung von wenigstens einer halben Stunde von den Champs-Elisées, der Reihe der Wagen, die sich bis dahin erstreckt, anschließen muß.

Da uns Mad. B* und der Kousin Alphonse freye Hände lassen, meine lieben Leser, wollen wir auch der Promenade zuellen und zwar auf dem kürzesten Wege, denn die Fußgänger haben bis jetzt noch nicht nöthig gehabt, sich einer an den andern zu reihen (se mettre à la queue). Wir schreiten über den Platz Ludwig XV., wählen für einen Augenblick in der Mitte desselben einen Standpunkt, und übersehen von hier aus rechts die prächtige Rue Royale mit den majestätischen Säulen des von Buonaparte projektirten Temple de la Gloire im Hintergrunde, links die Quais, die Brücke Ludwig XVI. und jenseits derselben den Pallast der Deputirten (Palais de Bourbon) mit seinem imposanten Peristyle, und vor uns endlich die Allee der Champs-Elisées bis an die Barrière de l'Etoile (de Neuilly). Nicht wahr, es scheint euch, wenn ihr den vor euch liegenden, fast unabhsehbaren, mit Menschen vollgesäten Raum überblickt, als hätte sich die ganze Erde auf diesem einzigen Flecke versammelt? Es fällt euch auf, daß sich so wenige Leute aus der arbeitenden, oder untern Volksklasse, ja fast gar keine Bettler unter der Menge befinden. Das ist erklärbar; die Spazierfahrt von Longchamps fällt in die Osterwoche, eine Zeit, wo die Handwerker voll auf zu thun haben, weil jeder Franzose, besonders aber der Pariser, Ostern sich ein neues Kleidungsstück oder ein neues Meubel anschaffen muß, wenn er den übrigen Theil des Jahrs guter Laune seyn will. Ostern pflegt er seinen äußeren Menschen zu erneuern, wie Neujahr die Epoche eines Theils seiner moralischen Wiedergeburt, d. h. der Verzeihung, ist, welche er denjenigen widerfahren läßt, welche ihn im verflossenen Jahre beleidigt haben. Was sollte überhaupt der Pariser Bürger auf der Spazierfahrt nach Longchamps machen? Gassen und schöne Weiber, schöne Pferde, schöne Wagen und schöne Kleider sehen? Das kann er das ganze Jahr hindurch, ohne über die Schwelle zu treten. Diese gewöhnlichen Dinge haben alles Interesse für ihn verloren. Um seine Neugierde rege zu machen, dazu gehören wichtigere Ereignisse, etwa eine Kage, welche vom Dache fällt, oder ein Papagey, der sich darauf setzt. Wo sich ein echter Pariser ergehen soll, da muß es unmittelbar mit seiner eigenen Person geschehen, da muß er spazieren gehen, tanzen und auch nebenbey essen und trinken, besonders aber Raum für seinen Wisz finden können, denn er ist ein Egoist im guten und bösen Sinne des Worts, d. h. er thut keinem Menschen etwas Gutes, aber auch nichts Böses.

Nachdem wir das Gewoge der Menschen, welches, wie Ameisen, unter

und über einander weg zu wimmeln scheint, genugsam in der Ferne betrachtet haben, wollen wir dem Feste in der Nähe zusehen. Wir verlassen den Platz Ludwig XV., und sind im Begriffe, in die mittlere Allee der Champs-Elysées zu treten. Da blinken plötzlich einige Duzend Gendarmenpalasche über unsern Häuptern; man gibt uns zu verstehen, daß diese Allee allen Fußgängern, sogar dem Könige, den Prinzen, Gesandten und Ministern, außer wenn letztgenannte Personen zu Wagen sind, oder wenn der Eigenthümer des Wagens vier Pferde vorgespannt hat, verschlossen ist. Aus letzterm Umstande ergibt sich, beyläufig gesagt, daß, auf der Spaziersfahrt nach Longchamps, ein Gesandter gerade um den Preis von zwey Pferden mehr werth ist, als andere Leute mit Equipagen. Jetzt schlagen wir den Weg an den Seiten, zwischen den Wagen und den hölzernen Barrieren ein, welche letztere die mittlere Allee von den Seitenalleen trennen. Da fahren abermahls Gendarmen auf uns zu; auch dieser Weg ist heute den Fußgängern versperrt. Wir wollen unter den Barrieren durchkriechen; wiederum Gendarmen, welche uns zur nächsten Öffnung in derselben zurückschießen. Wir wollen hindurchschreiten, ein neuer Trupp Gendarmen vertritt uns den Weg, weil die Stuhlvermieterin, welche den ganzen Platz mit Stühlen besetzt hat, ihre Verwandte oder sonst etwas ist, und sie dieselbe aus Kräften in der Handhabung ihres Gewerbes unterstützen wollen. Wir wandern nun bis zum Eingange der Allee zurück, und gelangen in eine der Nebenalleen. Hier wollen wir Stühle miethen, aber die Loueuse fordert für jeden dreyßig Sous. Da uns dieser Preis zu theuer ist, so setzen wir uns auf die Barrieren. Abermahls Gendarmen, welche uns herabstoßen, weil wir, wie sie sagen, den Fußgängern die Aussicht auf die Promenade versperren, im Grunde aber, weil der Vortheil der Stuhlvermieterin dadurch beeinträchtigt wird. Gendarmen und nichts als Gendarmen, ruft ihr aus! Ihr habt Recht zu staunen, denn wißt, es wird hier jetzt auf jeden Menschenkopf ein Gendarmenkopf gezählt!

Nothgedrungen müssen wir der Stuhlvermieterin die verlangten dreyßig Sous für einen Stuhl zahlen, beschließen aber, um ihrer Habsucht einen Streich zu spielen, uns desselben wechselsweise zu bedienen. Wohl möchte sie die Erlaubniß dazu verweigern, aber bis jetzt haben nur die Restaurateurs und die Theater-Administrationen sich das Recht angemacht, erstere auf ihre Küchenzettel: *Le diner, ne se partage pas*, und letztere auf ihre Freybillette: *Entrée personnelle*, drucken zu lassen.

Wir sitzen also. Vor uns sehen wir nun, im langsamsten Schritte und in einer einzigen und zwar sehr gedrängten Reihe, die ganze schöne und schönste Welt von Paris durchfahren, und auf der entgegengesetzten Seite, nachdem sie vor der Barrière de Neuilly wieder umgekehrt ist, zurückkehren. In der Mitte der Chaussée fahren, wie schon oben gesagt, die Prinzen, Gesandten und Minister nebst allen vierspännigen Wagen, und reiten solche *Petits-Maitres*, welche den *Goddamas* von der Themse her die, in der That schwere, Kunst abgelernt haben, mit Pferden artiger umzugehen als mit Weibern. Auch zeigen sich daselbst einige föminine *Fashionables* *) zu Pferde. Was

*) Der Puristen wegen merke ich an, daß ich dieß Adjektivum absichtlich zu einem Substantivum gemacht habe.

dünkt euch von dem Unblicke, der sich euch darbiethet, lieben Freunde? Wohl wußte ich im voraus, daß ihr in Erstaunen versunken und alle eure Lebensthätigkeit durch die Augen von euch ausgehen lassen würdet. Was aber zieht vorzugsweise eure Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade auf sich, daß ihr wie Bildsäulen, und nicht wie lebendige Personen, da sitzt? Etwa der Luxus der Equipagen? Ihr winkt verneinend mit dem Kopfe. Oder die Pracht der Kasse? Ihr verneint abermahls. Oder der Reichthum der Livreen? Auch der nicht. Oder der Glanz der Edelsteine? Neues Kopfschütteln. Oder die Kostbarkeit der Toiletten? Wiederum nicht. Oder der Geschmack derselben? Abermahls nicht getroffen. Oder die Schönheit der Damen? Auch diese nicht. Oder der unaussprechliche Zauber, welcher über ihre ganze Person verbreitet ist? Hier glänzen, hier verklären sich eure Augen; ein rascher Händedruck gibt mir zu verstehen, daß ich endlich die wahre Ursache eurer Bewunderung errathen habe.

Ja, sagt es bey eurer Zurückkunft nach Deutschland laut aus: regelmäßiger schön mögen die Italienerinnen seyn, einen blendendern Teint und ein angenehmers Face die deutschen Frauen besitzen, mildere Züge den Engländerinnen eigen seyn, und durch Ausdruck der Mienen die Spanierinnen sich vor allen übrigen Europäerinnen auszeichnen; aber an graziösem Reize, an eleganter Körperhaltung, an leichter Ungezwungenheit übertreffen die Pariserinnen alle Frauen des Erdbodens.

Wir wollen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die einzelnen Individuen, so wie sie nach und nach vor uns vorbeypassiren werden, richten, aber, wie sich von selbst versteht, nur solche von ihnen auswählen, deren Namen mit mehr oder minderer Ausführlichkeit in die neueste Chronique scandaleuse von Paris verzeichnet sind. Doch werde ich euch vielleicht nur den tausendsten Theil der Modepersonen, welche sich in diesem Augenblicke durch irgend eine Lächerlichkeit oder Anmaßung öffentlich zur Schau stellen, nahmhast machen, und auch von diesen nur einen sehr mangelhaften Charakterumriß liefern können; denn es geht auch dem unverdrossensten gesellschaftlichen Beobachter in Hinsicht seiner Lokalkenntniß in Paris nicht besser, als dem größten Gelehrten, in Betreff seiner Kenntnisse in einer Bibliothek: er muß über seine eigene Unwissenheit erröthen,

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Höchste im Leben.

Auf hohem Throne im goldnen Saal
Der König sitzt beim frohen Mahl,
Es dampfen die Speisen, es perlet der Wein,
Da treten drey Säng' er zur Thür herein.

„Willkommen!“ — der König vernehmen sich läßt —
„Ihr Säng' er, verherrlicht mir heute mein Fest,
Ich ehre die Kunst, bin den Künstlern hold,
Und lohne Verdienste mit Gnade und Gold.“

„Ihr, die mit den Göttern und Menschen vertraut,
Die Welt in Pallästen und Hütten geschaut,
Macht nun mir in eueren Liedern kund
Den Glücklichen auf dem Erdenrund!“ —

Und kaum vernommen des Königs Wille,
Gebieten die Sänger den Zechenden Stille,
Es lispelt der Laute Silberklang,
Und der Erste beginnet den Wettgesang.

Er preiset die Hoheit mit ihrer Macht,
Den glänzenden Reichthum, die üppige Pracht.
Der König lächelt mitleidig und spricht:

„Das Höchste im Leben das kennst du nicht!“ —

Es stimmt sein Lied der Zweyte an,
Er singet den Helden auf rühmlicher Bahn,
Bom Lorber, getaucht in Feindes Blut,
Der stolz auf dem Haupte des Siegers ruht.

Und Alles winket ihm Beyfall zu,
Der König aber bleibt in Ruh,
Er sieht ihn traurig an und spricht:

„Das Höchste im Leben erkennst du nicht!“

Nun weilet der Dritte allein im Kreis,
Ihm blühet das Aug', die Wange ist heiß,
Es tönen die Saiten so süß und so mild,
Wie Zephyrswehn durch das Blumengefeld.

Er mahlet mit glühender Phantasie
Der Liebe heilige Harmonie,
Zwey edle Herzen, innig verwandt —

Ein Häuschen, nur fühlenden Seelen bekannt.

Drey fröhliche Kinder in Engelsgestalt,
Die Unschuld mit heiligem Zauber umwallt,
Ein heit'res Gewissen, ein rasches Blut,
Das sind ihre Schätze, das ist ihr Gut.

Ein Kranz von Freunden, stets innig vereint,
Ob's stürmet, ob friedlich die Sonne scheint;
Das ist das Höchste, das stirbt nicht ab,
Und folget dem Menschen über das Grab.

Er schweigt, die Laute entsinket der Hand,
Und Thränen sind Zeuge, was er jezt empfand.

„Ja!“ — rufet des weinenden Königs Mund —

„Das Höchste im Leben das machtest du kund!“

„Und groß, wie dein herrliches Bild, sey der Lohn,
Mit dir will ich theilen mein Reich und den Thron;
Wem solches Gefühl den Busen bewegt,
Ist würdig, daß er die Krone trägt!“ —

„Mich reizet kein Land und kein gold'ner Thron,
Die Thronne gabst du mir, das war mein Lohn.
Dort ist mein Land, wo der Sternenkranz steht!“

So spricht der Sänger zum König und geht.

Joh. Sanger.

Berlin, 12. May 1821.

* Übermorgen wird endlich — Olympia von Spontini gegeben. Der Lärmen wird zu Ihnen herüberreichen, die 36 Trompeten (nicht im Orchester oder in den Koulissen, sondern im Zuge selbst) werden zu Ihnen herüberschallen, der Elephant zu Ihnen herüberbrüllen 2c. 2c. Und da es, so zu sagen, nicht erlaubt seyn wird, zu tadeln, so wird auch das laute Lob des Komponisten zu Ihnen herüberposaunt werden. Möge es nur die Fama mit eben so viel Trompeten — hinten und vorn — versehen können, als seinen Triumphmarsch. Seine Freunde und Feinde versichern einmüthig, die Musik werde Effekt machen — ob auf Trommelfell, auf Zwerchfell oder auf den musikalischen Sinn — wird nicht zugesetzt.

Mein Freund hat mir Mad. Neumann weggeschnappt. Gleichwohl müssen Sie mir doch einiges über diese ausgezeichnete junge Künstlerin erlauben. Sie ist eines großherzoglichen badischen Hofkammerers Tochter, von der besten Erziehung, und hat den Schauspielerberuf aus wahrer Liebe und unwiderstehlichem Hang gewählt. Daß sie Vorzüge hat, beweiset der Neid, der sie hier zu verfolgen anfängt. Daß sie die herrlichsten Anlagen und den inneren Sinn für ihre Kunst hat, beweiset sie selbst. Niemand erinnert so sehr an unsere Bethmann; nur daß ihrer Nachfolgerin die Kraft abgeht, die jene besaß. Aber das Liebliche, das Feine, das Zarte, das Innige, das Herzliche, kurz alles, was nicht die Höhe der wirklichen Natur übersteigt, liegt rein, schön und reich in ihr. Wer mag ihr Lehrer, oder ihre Lehrerin gewesen seyn? höre ich fragen; — und ich antworte, ohne mich lange zu besinnen: „sie selbst.“ Daher ist sie noch ungleich; daher froht sie nicht im Reifrock der Kunst einher; sie ist, was und wie sie ist; so natürlich, einfach, so wahr, so anziehend, daß dem Zuschauer wohl ist, und er nichts begehrt oder vermißt. Ihre ganze Rolle fließt dahin, wie ein klarer Bach zwischen Blumen. — Als man sie (Margarethe in den Hagestolzen) hervorrief, sprach sie mit unbefärblichem Reiz die wenigen Worte: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn Sie zufrieden sind.“ — Diese Paar Worte sind der Kommentar ihres ganzen Spiels, die Tendenz ihres ganzen Berufs. So tritt sie auf, so tritt sie ab. Wie sehr dabei ihre Figur das Auge, ihre Stimme das Ohr besticht, will ich gar nicht einmahl erwähnen.

Daß Sie in Wien den Titel von Houwald's Schauspiel: „Fluch und Segen,“ verändert, und in Opfer Findlicher Liebe umgewandelt haben, gefällt mir sehr. Dramatische Decenz muß durchaus beobachtet werden, wenn die Bühne mit der Moral bestehen soll.

Berlin, 15. May.

* * Endlich nach langem Zögern von der einen und langem Erwarten von der andern Seite ist gestern die Spontinische Olympia über die Bühne gegangen.

Sie ist wohl in Berlin ein Theaterstück mit mehr Pretention hervorgetreten, als dieses. „Sie werden doch Olympia sehen? Haben Sie ein Plätzchen erhalten können? — Denken Sie, der Triumphwagen, auf dem die Milder erscheinen wird, hat 540 Thl. gekostet! — Haben Sie gehört, daß sechs und dreißig Trompeter bey dem Triumphmarsch blasen werden? — Warum wird dieß und jenes neue Stück nicht gegeben, was man in Wien, Dresden, Hamburg doch längst beklatscht hat? Ja! die Proben zur Olympia nehmen alle Zeit und Kräfte in Anspruch“ — da haben Sie ungefähr ein Inhaltsregister von den Thee-Gesprächen der Hauptstadt in den letzten Wochen. Am vergangenen Sonnabend war denn endlich die Generalprobe angefetzt; man hatte Zuschauer zugelassen, der ganze königliche Hof war zugegen, und das Opernhaus war ganz gefüllt. Selbst bis auf den Komödientettel ging das Pomphaste, die Erwartung Spannende. Text von Dieulafoi, hieß es da, deutsche Bearbeitung von Hoffmann, Musik von Spontini, Ballets von Felle, Aufzüge und Märsche von Hoguet (unserm ersten Tänzer), scenische Anordnung vom Regisseur Beschort, Dekorationen von Gerst, Köhler und Gropius, Angaben dazu von Schinkel — Sie sehen, daß man alle Röche nannte, die diesen pompösen haut-göt hatten bereiten helfen,

und mit Unrecht nur hatte man die Schneider und Illuminateurs vergessen, die auch ihr gut Theil zum Ganzen bestrugen.

Der ersetzte Montag kam heran. Drückend gefülltes Haus. Die große königliche Loge, die sonst nur die höchsten und hohen Personen des Hofes faßt, war dießmahl außerdem ganz und gar mit Zuschauern aus den höchsten und hohen Klassen gefüllt. Tiefe Stille, als der Meister hervortrat und die Ouverture begann. Lassen Sie mich vor Allen des Bewundernswürdigsten an dieser Vorstellung ehrenvoll erwähnen. Ihr Korrespondent hat, außer Italien, so ziemlich gehört, was die neuere Oper im In- und Auslande zu leisten vermag; aber freudig gesteht er, daß ihm ein Zusammenwirken von Mitteln, wie es bey der Olympia sich zeigte, nie und nirgends vorgekommen ist. Unser an sich schon herrliches und starkes Orchester war noch sehr verstärkt, und es bildete ein musikalisches Heer von Instrumenten. So waren auch die Theaterchöre ungewöhnlich verstärkt worden, und diese Massen wirkten, man muß es gestehen, imponant, ob schön? davon nachher. Auch die Soloparthien fangen mit lobenswerther, kräftigen Anstrengung, und die Ausführung ließ wahrlich so wenig in allen ihren Theilen zu wünschen, daß ich kein Bedenken trage, das musikalische Theaterensemble, wie es in der Olympia in Berlin hervortritt, für das Erste in Europa zu erklären.

Die Ouverture in d gefiel mit Recht sehr; sie ist eines der bedeutendsten Stücke des ganzen Werkes; man hört Spontini, aber — das soll man ja auch; der Komponist muß seine Physiognomie haben, wie der Maler, der Dichter, der Mensch, woran man ihn erkennen, ihn von seines Gleichen unterscheiden mag. Aber der geniale, der wahrhaft geniale Künstler behauptet bey der Physiognomie, die jedem neuen Kunstwerke zu Grunde liegt, einen neuen Charakter, neue Züge, die ihm sein Genius immer unerschöpflich neu, wieder einprägen wird. Von diesen neuen Zügen nun gewahrte man wenig in Spontini's neuem Werke, und schon in dem Schlusse des ersten Duetts (b-dur) zwischen Cassander und Antigonus, das auf den lärmenden, aber gut durchgeführten Jubelchor (g-dur), der die Oper beginnt, folgt, und zwar von der Stelle an: „Heil'ger Bund" u. s. w. hörte man die Vestalinn, die sich — lassen Sie mich es aussprechen — durch das ganze Stück hindurch windet, wie der rothe Faden, der in allen englischen Schiffstauen sichtbar ist, denn:

Spontini's Genius hat sich bey Erzeugung der (meisterhaften) Vestalinn erschöpft, er liegt in der Vestalinn, und wo der Meister seiner bedarf, da muß er ihn aus der Vestalinn, und immer wieder aus der Vestalinn citiren.

Cortez selber ist schon ein schwacher Abglanz der Vestalinn, aber wie der feurige Genius in den folgenden Generationen verliert, das sahen wir lebhaft an der Olympia, die zwar überall mehr tobte als ihre Schwester Julia, aber nie und an keiner einzigen Stelle, wie diese, zu rühren, zu ergreifen, zu fesseln vermochte.

Die bessern Stücke in der Oper scheinen (nach einmahligem Hören im ersten Akte) Cassanders Arie in c, wo die Violinen eine schöne, klagende Figur durchführen, die Arie des Antigonus mit obligater Harfe, ein sehr süßer Priesterchor (b-dur) mit gedämpften Violinen und vortrefflich gearbeiteten Fässen, ein gutes Terzett in d zwischen Cassander, Olympia und dem Hierophant, ein furchtbar lärmendes Bacchanal mit Pauken und Becken auf dem Theater und in dem Orchester, in dem wenigstens die Tanzmusik, die durch die ganze Oper mit den besten Theil ausmacht, zu loben ist, und das der Hierophant mit seinem: „Haltet ein!" wirksam durchschneidet. Ferner im zweyten Akte, der gewaltig an Längen laborirte, den Anfangschor der Priester in f, der in seiner milden Weichheit an viele Priesterchöre in der Vestalinn erinnert, des Hierophanten Arie in d-dur mit den glücklichen Imitationen in den Fässen, die Glück nachstrebende Arie der Statira in f-dur und das vortreffliche Finale des zweyten Aktes. Jenes des ersten ist ein so buntes, verworrenes Imbrogljo von Sängern, Instrumenten und ungeheuren Tonmassen, daß man gar nichts mehr hört, und daß ein französischer Violinist in Paris wohl seine Wette gewonnen haben mag, der sich anheischig machte, darin zu spielen, was er Lust habe, ohne daß es absonderlich schlecht klingen würde. Im dritten Akte zeichne ich noch das Duett zwischen Olympia und Cassander in a-dur aus; einen recht klaren Beweis aber von der Unkraft solcher Kraft, wie sie in Olympia

debitirt ist, gibt der Tod des Antigonus in diesem Akte, wo freylich der gute Mann entsetzlich schreyt und sich quält, auf den Gesichtern der Zuhörer aber nur mitleidiges Lächeln statt mitleidigen Schmerzes erregt, den Gluck und Mozart mit weniger Geigen und ohne Becken, Triangel und Pauken so furchtbar aufzuregen wußten!

In der That ist es zu verwundern, wie ein Mann, wie Spontini, immer mehr und mehr in eine solche unsinnige Ansicht von der Kunst versinken kann! Die Kunst bedarf eines sinnlichen Mediums, um auf den sinnlichen Menschen einzuwirken und ohne Violinen, Bratschen, Cell's, Blasinstrumente u. s. w. gibt es freylich keine Oper; ferner fühlt man sehr wohl, daß auch noch zwey Violinen, eine Bratsche, ein Cello, zwey Blasinstrumente u. s. w. keine große Oper (in der Ausführung) konstituiren; das Warum? läßt sich freylich hier nicht angeben, es ist so. Eben so wenig aber ist zu läugnen, daß dieß seine Grenze hat, die sich eben so gut fühlt, als der Mahler, der seine Gemähde sechs und sieben Mahl oder acht Mahl, aber nicht sieben und dreyßig Mahl überstreicht, es fühlt, daß jenes zur Wirkung hinreichend sey. Wer aber nur eine Idee von Musik hat, und nicht präokupirt ist, wie unser Meister, den wir übriggens schätzen und verehren, der wird fühlen, daß dreyßig Violinen nicht mehr wirken, als zwanzig u. s. f. Ganz besonders aber, wenn wir uns auch das Erstere noch abdisputiren ließen, ganz besonders tadelnswerth ist die Tendenz in der Musik, die die musikalische Kraft, das, was gerade die Musik in ihrer lebendigen, eindringlichen, augenblicklichen Wirkung von allen andern Künsten unterscheidet, in's Ziegenfell und in den Messing legt. Wer durch sechs und dreyßig Trompeten, durch große Pauken, durch verdreyfachte Besetzung wirken will, der will eben wirken, und wer zu wirken die Intention hat, der wirkt nicht wie ein vom Genius Begeisterter; der wirkt nicht, weil seine Brust voll ist des göttlichen Feuers, der denkt daran, wie sie klatschen und jauchzen sollen im Parterre. Mozart gesteht in seinen Briefen, er sey oft des Nachts aufgestanden, weil ihm eine Stelle eingefallen sey, und habe dann niedergeschrieben, was ihm gerade in dem Sinn lag — der Mann wirkte, weil er wirken mußte, nicht weil er wollte, und wer dem Kaiser antworten konnte, es wären in seinem Werke gerade so viel Noten, als hinein gehörten, als jener das Zuviel tadelte, der bewies, daß er eben so wenig um die Gunst der Macht als um die des Parterres buhlte.

Aber, fragen Sie mich, hat denn Spontini nun bey Euch Berlinern nicht erreicht, was er erreichen wollte? Hat er Euch nicht betäubt, Staunen gemacht, gefallen? Sinkt Ihr nicht nieder und bethet Ihr nicht an?

Keinesweges! Ich darf mit dem größten Theile des Publikums sagen, daß die Aufnahme, wenn Sie viele Gründe des Beyfalls, wovon sogleich mehr, noch abrechnen, im Ganzen unter der ungeheuern Erwartung war. Zwar ward mehrere Mahl im Stücke geklatscht, zwar ward Spontini nach der Vorstellung hervorgerufen und mit Kränzen beworfen, zwar ward ihm eine Nachtmusik gebracht u. dgl. aber — was sprach das Publikum, nicht die Parthey — am andern Tage? Wie wenig drängte man sich zu den folgenden Vorstellungen *), die freylich immer noch, wie sich von selbst versteht, sehr besucht waren? Jenen Beyfall verdienten viele (bezeichnete) Stellen der Oper übrigens allerdings; andre beklatschte die Parthey, weil man den höchsten und hohen Gönnern des Meisters schmeicheln wollte; und wer, wie Ihr Korrespondent, einige der Leutchen in der Nähe gesehen hat, die im zweyten Akte mit den fertigen Kränzen sich in die Logen nahe dem Theater drängten, um loszuwerfen, wenn der entscheidende Augenblick gekommen seyn werde, — der würde sich von solchen Richtern den Kranz verbitten!

(Der Schluß folgt.)

*) Dieser Bericht blieb nach seinem Anfange wider Willen des Ref. mehrere Tage unbeendet liegen.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 14. Juny 1821.

71

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentler und Mannstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Pariser Charakteristiken.

Die Spazierfahrt nach Longchamps.

Von G. E. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Um vom Kleinen zum Großen überzugehen, womit könnte ich besser beginnen als mit dem jungen, milchbreyigen, weichlichen Gecken, der dort auf einem recht hübschen normandischen Wallachen vorbeypreitet? Es ist der Sohn der, vor zwey Jahren hier engagirt gewesenen italienischen Sängerinn V*. Man könnte den bartlosen Menschen für eine verkleidete Frauensperson nehmen, wenn man nicht wüßte, daß ihn das quatschliche junge Weib, welches so eben in einem sehr eleganten Demi-coupé vorüberfährt, und welche der Geck lorgnirt, kenne. An dem ganzen Milchbarte ist nicht eines Dreyers Werth, was ihm eigen gehörte; sein Gaul gehört dem Pferdeverleiher, der statt des Leihgeldes ein Billet (Wechsel) bekommen hat, bey dessen Verfallzeit der junge Zeisig wahrscheinlich nach Ste. Pelagie *) wird wandern müssen, wenn sich Niemand in's Mittel schlägt; seine Toilette ist in Bausch und Bogen einem Kleidervermietther für den heutigen Tag abgeborgt, und dafür von ihm ein prächtiger Spizenschleyer, den er einer Dame, unter dem Vorwande, der Mahler bedürfe seiner, um ihr angefangenes Bildniß zu vollenden, abgenommen hat, zum Verkauf gegeben worden, ja sogar den Hut hat er von einem jungen deutschen Trödlermädchen **) (ein französisches hätte sich auf diese Weise nicht beschwahren lassen) zu Vorge genommen. Die wohlbe-

*) Das Gefängniß für die Schuldner, welche zur Verfallzeit der, von ihnen unterschriebenen Wechsel nicht bezahlen können.

**) Da in Paris Tausende von Gaunern vorhanden sind, welche sich Kleider auf Borg machen lassen, um sie sogleich wieder zu verkaufen, so kann man von den Marchands d'habits-galons Kleider erhandeln, die im eigentlichsten Verstande noch auf niemandes Leibe gewesen sind.

leibte *) Dame sitzt neben einem alten Rentirer. Er wohnt freylich im Herzen vom Marais (dem Krähwinkel-Quartiere von Paris), ist aber nichts desto weniger ein Mann nach dem Herzen des Palais Royal. Der verdorrte Damötas nimmt sich neben der strogenden Phyllis aus, wie eine getrocknete Pflaume neben einem Kürbiskopfe.

Ihr fragt mich, wer die Dame in dem modesten Fiakre ist, welcher so eben vor uns vorbeifährt? Ihr niedliches, obgleich etwas kleinliches Gesicht, ihre lebhaften Augen, ihr freundlicher Blick ziehen eure Aufmerksamkeit auf sich. Es ist Dlle. G*, vom italienischen Theater, eine in Paris geborne Französin.

Von jenem prächtig gekleideten Modeherrs, der auf einem stolzen Engländer reitet, meint ihr, er säße zu Pferde, wie ein Schneider. Ihr habt nicht Unrecht: es ist der Altgesell (premier garçon) des Schneiders Dübois. Dieser hat eine große Parthie dunkelgrünes Tuch (bronze) für einen Spottpreis erstanden, welches er in die Mode bringen will. Deswegen muß der Altgesell ein Kleid von dieser Farbe tragen. Am Schnitte bemerkt man, daß die stockfischartigen Schöße länger, die Henkeltopfs-Taille kürzer und der Kragen niedriger geworden sind. Letzterer muß an einem solchen Kleide unerläßlich von schwarzer Farbe seyn.

Die flaumbärtige Dame in der prächtigen Kalesche da, ist Dlle. L* vom französischen Theater. Ihr plumper Körper ist schön, ihre gemeinen Züge haben etwas Ausgezeichnetes, ihre ganze Erscheinung ist eine Art von Seltenheit. So ist es zu erklären, wie der Hr von B*, der ein Liebhaber von Seltenheiten ist, der Liebhaber von dieser Dame seyn kann.

Seht euch den Herrn, der so eben in dem kostbaren Landau vor uns vorbeifährt, recht genau an; es ist vielleicht die merkwürdigste psychologische Erscheinung auf der ganzen Spazierfahrt. Der Mann ist ein bekannter Wechselagent, Namens F*. Kein Stein seines Hotels, keine Faser an seinem Kleide, kein Haar auf seinem Haupte (letzters ist ganz kahl; die Perrücke auf demselben hat er vom Friseur geborgt) ist sein eigen, und dennoch lebt er, aber ganz gegen seinen Willen, aus drey Elementen (unter dem einen verstehe ich Rauch oder Dampf, welcher letztere, nach dem bekannten Sprichworte, niemahls ohne Feuer ist) hat man ihn gerettet, im Augenblicke, wo er durch sie in das vierte übergehen wollte. Ist es ihm gleich nicht vergönnt, weder in den Himmel, noch in die Hölle zu gehen; so trägt er doch beyde mit sich, erstern auf dem Gesichte und letztern im Herzen. So muß dieser moderne ewige Jude nothgedrungen sein erzwungenes Leben fortsetzen. Für die heutige Fahrt in den Elysäischen Gesilden wird er den Sattler um das Heuergeld der Equipage von zweytausend Franken betriegen. Ist das seine Schuld? Warum hat man ihn nicht die andere machen lassen?

Das ist der Schauspieler* vom Theater Feydeau, ein Weibesgesicht auf einen Kumpf gesetzt, der wie ein doppelter Herkules aussieht. Der Eignung fährt nach Longchamps, wie Jason nach Kolchis, um das goldene Vließ zu erbeuten, nämlich das Herz der reichen Mad. **.

*) Es ist eine auffallende, aber bisher noch unerklärte Erscheinung, daß alle Pariserinnen, selbst die jüngsten, zur Beleidigung incliniren, besonders unter den Hüften.

Euch schwindelt bereits der Kopf vor dem Wirrwarr, der sich seit einigen Stunden vor euren Augen begeben hat. Laßt uns nur noch Mad. B* und den Koustn Alphonse abwarten, um Zeuge von dem Triumphe zu seyn, den sie zu erringen hoffen. Da sich beyde, wie wir bereits oben gesehen haben, dem Schweife anschließen müssen und dieser sich bis auf das Boulevard Poissonniere erstreckt; so ist es begreiflich, wie sie bey dem Schneefengange des ganzen Zuges, noch immer nicht bis in die Allee gelangt seyn können. Die Zeit bis dahin wollen wir uns mit einigen Beobachtungen vertreiben, zu welchen uns die Gesellschaft um und neben uns Veranlassung geben wird.

In der Mitte der Allee bäumt sich das Pferd eines Reiters; seine Scheuheit bringt allgemeine Verwirrung hervor. Ist es Unkunde, ist es Menschlichkeit, was den Reiter abhält, weder Sporn noch Peitsche zu gebrauchen? Die Unbändigkeit des Pferdes zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; besonders nimmt ein hinter uns stehender kräftiger Mensch, den wir an seinem dicken gepuderten Zopfe, an den Ohringen, und an dem langen blauen Überrocke für einen Frachtfuhrmannsknecht erkennen, einen warmen, ja hitzigen Antheil an dem Auftritte; seine Adern schwellen an, seine Augen stehen dick aus dem Kopfe, seine Wangen röthen, seine Fäuste ballen sich und seine Beine machen unwillkürlich die Bewegung des Sporngebens. Mit verbissenem Ingrimme schreyt er einmahl über das andere aus: Ah, si j'étois dessus! Donnez-lui donc le manche du fouet dans le nez! So fährt der Mensch fort, Beweise des höchsten Ingrimmes gegen das Pferd, und der Lust zu geben, welche ihn peinigt, das Thier für sein Scheuwerden zu bestrafen. Was dünkt euch von diesem auffallenden Zuge von Grausamkeit in dem Fuhrmannsknechte? Euch überläuft ein leiser Schauder? So geht es auch mir jedes Mahl, wo ich in den Straßen von Paris Fuhrleute, Bauer- und Fleischerknechte und Fiakres antreffe: alle diese Menschen zeigen gegen Pferde und Hunde eine wahrhaft kannibalische Grausamkeit. Ich glaube, Voltaire hat besonders diese Klasse im Sinne gehabt, wenn er von den Franzosen sagt, sie seyen eine grausame Nation.

Während des Tumults, welchen das scheugewordene Pferd verursacht hat, ist ein Herr nebst einer Dame durch die ganze, sehr gedrängt sitzende Menschenmasse gedrungen, hat den einen auf die Füße getreten, dem andern den Hut vom Kopfe geworfen, einem dritten einen Ellenbogenstoß in das Gesicht gegeben, einem vierten die Lorgnette aus der Hand geschlagen, und sich dann, mir nichts, dir nichts, auf das Kleid einer Dame gestellt, um in stierer Aufmerksamkeit den Kapriolen des Pferdes zuzusehen. Von einer Seite erschallt's: Au diable le butor; von der andern: Quel est donc ce Chinois; von einer dritten: Mais c'est un enragé, und die Dame bemüht sich, ihr Kleid unter seinen Füßen wegzuziehen. Aber vergebens; der Herr steht unbeweglich da, der sich bäumende Wallach hat seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Endlich erheben sich sämtliche umstehende Herren und schreyen, wie aus einem Munde: Retirez-vous de là. Auch dieser Aufforderung scheint der Herr kein Gehör geben zu wollen. Nun macht man Miene, sich im Wege des Rechts des Stärkern Recht gegen denselben zu verschaffen. Da steht ein ältlicher, mildgebildeter Mann auf, steht dem Herrn in's Ge-

sicht und sagt dann in einem gutmüthig-ironischen Tone zu der Menge: *Messieurs, il faut lui pardonner: c'est un Anglois.*

Unmittelbar neben uns sitzen zwey Damen, von denen die eine die schönste, lieblichste Weibergestalt ist, welche euch je vorgekommen: sie verbindet die Schönheit einer Psyche, die Frische einer Hebe, die Fülle einer Juno mit der Anmuth einer Venus. Ihr könnt eure Blicke nicht losreißen von dem herrlichen Geschöpfe. Um so mehr fällt euch die Gleichgültigkeit auf, welche die darsitzende Menge, besonders die Männer, gegen das schöne Weib zeigen. Merkt euch, es ist ein Charakterzug des französischen Mannes, daß er für die ästhetische Anschauung eines Weibes gar keinen Sinn hat.

Der Mann neben euch, dessen Haare an den Seiten zu Taubenflügeln und hinten zu einem Hühnerschwänzchen verarbeitet sind, der sein Kinn auf den goldenen Knopf eines spanischen Rohrs stützt und von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuche den Staub von den silbernen Schnallen wischt, ist ein Krämer aus der rue St. Denis, wenigstens hat er es dadurch zu erkennen gegeben, daß er gegen seine, neben ihm sitzende Frau von einer noch heute eintreffenden Zuckerladung gesprochen und der Vortheile gedacht hat, die für ihn aus dem Umstande erwachsen, daß er, obgleich in der schmutzigsten, geräuschvollsten und gefährlichsten Gasse, dennoch der Halle gegenüber wohne, also alle Mundbedürfnisse auf dem ersten und wohlfeilsten Wege bekommen könne. Er ist ferner ein reicher Mann, das haben wir ebenfalls aus seinem eignen Munde erfahren, denn er hat sich so eben, obgleich sehr leise, Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht bey dem letzten Steigen der Staatspapiere den ganzen Bettel von Aktien verkauft, eine Unachtsamkeit, wodurch er zum wenigsten sechszehn tausend Franken eingebüßt habe? Eine Kuchenhändlerinn biethet dem Paare ihre Waare an; die Frau äußert Appetit zu einer brioche (Buttersemmel), der Mann erwiedert: *Fais comme tu voudras, ma femme. Ne te refuses rien; mais, penses - y bien, tu te gâteras le dîner.* Die Frau aber meint, eine brioche werde keinen großen Raum in ihrem Magen ausfüllen. Nach einigen strengen Berathschlagungen, ob die Semmel anzukaufen sey, oder nicht, neigen sich beyde über den Korb her, um eine auszusuchen. Stück vor Stück wird auf der Hand gewogen, von allen Seiten betrachtet; am Ende stößt die Frau auf eine, die sie dem Manne mit den Worten zeigt: *Tiens, mon gros, je vais prendre celle-ci: elle me paroît la plus grosse et la plus tendre.* Zugleich fährt sie damit zum Munde; aber der Mann hält ihr eilig den Arm, und sagt: *Je crois en avoir vu une qui étoit encore meilleure.* Damit geht das Aussuchen von neuem an, bis endlich die schwierige Wahl getroffen ist. Die Frau thut einen kräftigen Biß in die Semmel, der Mann sieht begierig zu und bittet sich, mit der Zunge leckend, einen Mundvoll aus. Er bekommt ihn, schluckt ihn über und sagt: *Je crois que nous avons choisi précisément la plus sèche. On est toujours trompé avec ces gens-là.* Mit staunender Verwunderung habt ihr dieser Semmelauswahl zugesehen. Wißt, lieben Freunde, Sparsamkeit und höchste Bedachtsamkeit bey jedem ankaufenden Gegenstande ist der Hauptcharakterzug des Pariser Bürgers aus dem Mittelstande.

(Der Schluß folgt.)

Die Genien des Lebens.

E r.

Zwey der Genien find's, die uns begleiten
Auf des kurzen Lebens schroffer Bahn.
Mit dem Einen mußt du vorwärts schreiten,
Schwingst dich mit dem Zweyten himmelan.

Durch des Lebens rauhe Klippengänge
Mühsam zu der Klarheit lichtem Thron,
An der festen Hand der kalten Strenge
Führt dich der Erfahrung ernster Sohn.

Prangend mit der Thränen Perlenkrone,
Winkt der Zweyte dir voll Bartzgefühl,
Führt dich in des Lebens heiß're Zone,
Wandelnd auf der Sanftmuth weichem Pfühl.

Oft im Zwiste leben die Begleiter
Und in Feindschaft auf dem Erdenkreis.
Der nur stillt den wilden Kampf der Streiter,
Der sie liebend zu vereinen weiß.

Der des ersten Führers strenge Kälte
Mildert durch des Andern heiße Gluth,
Und daß nie für schwach der Zweyte gelte,
Ihn stärkt durch des Ersten Kraft und Muth.

S i e.

Verstand und Herz sind die Begleiter,
Die durch das Leben mit uns zieh'n.
Auf der Erfahrung Stufenleiter
Strebt der Verstand zur Klarheit hin.
Das zarte Herz muß leiden, muß sich krümmen,
Das schöne Ziel des Lebens zu erklimmen.

Es lenkt mit ihren kalten Gründen
Die Klugheit nur den Erdenlauf.
Das Herz mit seinem Barteempfinden
Schwingt dulddend sich zum Himmel auf.
Durch Weisheit wird der Mensch zum Gott der Erde,
Ihm ward ein Herz, daß er ein Engel werde.

Des Daseyns düstre Nebelnächte
Erhell't der Klugheit Flammensicht.
Doch auch das Herz hat seine Rechte,
Wer's kalt verschmäht, genießet nicht.
Beglückte Klugheit! die nur zart ergründet,
Beglückte Bartheit! die nur klug empfindet.

(Schluß.)

Berlin.

So wird auch in unseren politischen Zeitungen das par nobile fratrum der *berauschten*, bekannten Kritiker (ich meine natürlich von den Schönheiten der Oper *berauscht*) seine *Salbungen* nicht unterlassen. Daß ein Mann, wie *Spontini*, solche *Trabanten* hat, ist zu bedauern!! Still darüber! *Lokalitäten* verstehen Ihre *Wiener Leser* nicht und *Erklärungen* — müssen unterbleiben.

Von der unübertreffbaren Ausführung der Oper habe ich bereits gesprochen. Der ungeheuren Kosten dazu ist oben beiläufig erwähnt worden. Wir möchten wohl einmahl die ganze Rechnung sehen, auf welcher ein Triumphwagen mit 500 Thlr., ein Elephant (künstlich und löblich gemacht) mit 800 Thlr., sechs und dreißig Trompeter mit 400 Thlr., eine neue Harfe mit 500 Thlr. u. s. w. verzeichnet sind!! Unsere Orchesterharfe fand nämlich Hr. *Spontini* zu schwach, und es mußte von seinem *Schwieger-vater*, dem berühmten Harfenmacher *Erard* aus Paris, eine neue verschrieben werden!

Nächst der *Olympia* macht Nichts hier fortdauernd so großes Aufsehen, als *Mad. Neumann* vom *Karlsruher Theater*, die nun den Kreis ihrer *Gastrollen* beendet hat. Ich habe sie noch in den letzten beyden, im *Amerikaner* als *Elise* und in *Maria Stuart* als *Maria* gesehen. *Mad. Neumann* hat alles, um auf dem Theater zu gefallen; einen allerliebsten Wuchs, schönen Hals, sehr hübschen Arm und Hand, niedliches Gesichtchen, lebendiges Auge, braunen Lockenkopf, reizende *Tournüre* u. s. w. Dabey hat die kleine Fremde, die allen Einheimischen den Kopf verrückt, großes natürliches Talent für's Theater. Im *Amerikaner* spielte sie ganz meisterhaft, und überflog Alles, was wir an inländischen Talenten für's Lustspiel besitzen, weit. Da war *Laune*, *Leben*, *Beweglichkeit*, *Gedächtniß*, *Kunst*, *Studium*, und wir begnügen uns oft mit einem einzigen dieser Prädikate! Nur *minodirt* die hübsche *Gastspielerinn* doch ein wenig zu sehr, und wenn sie den Oberleib ein *Bißchen* weniger zur Seite böge, so würde sie vielleicht hundert Köpfe weniger verrückt, hundert Bessere aber mehr befriedigt haben. Im *Trauerspiel* aber, namentlich in ihrer letzten, größten Rolle, der *Stuart*, beweist *Mad. Neumann* nur, daß sie geborne *Schauspielerinn* ist, denn sie macht hier freylich nichts schlecht, ohne aber etwas besonders gut zu machen. Von tieferem, *psychologischen Eindringen* in den Geist der Rolle ist da keine Rede. Hand vor die Augen, Hände zum Himmel, ein *Thränkchen*, vorgehaltenes *Schnupftuch*, weinende Stimme, *Seufzer*, das ist Alles wahr und schön, aber es können das mehrere Leute. Wir tadeln *Mad. Neumann* um so lieber, da sie mit einer vortrefflichen Anlage begabt ist, selten Hoffnungen für das deutsche Lustspiel erlaubt, das noch so durchaus im Argen liegt, und nicht gleich bey'm Anfange ihrer Laufbahn in den Alles verderbenden Fehler der deutschen *Komödianten* fallen soll, ein *Proteus* seyn zu wollen. Unfehlbar wird auch sie Nichts werden, wenn sie Alles werden will, unfehlbar wird sie die erste deutsche *Lustspielerinn* ihrer Zeit, wenn sie nur nach diesem Titel strebt. *Mad. Neumann* hat übrigens hier seltne Ehren genossen; immer gefülltes Haus, so oft sie spielte, jedesmahliges Hervorrufen, *Lobgedichte*, *Ständchen*, wiederholte Aufforderungen hier zu bleiben, zuletzt in *Maria Stuart* nach dem dritten Akte hervorgerufen und mit Blumen beworfen zu werden — dergleichen können sich nicht viele *Gastspieler* auf dem *Berliner Theater* rühme..

Am wenigsten Hr. *Neumann* und Hr. *Mayer*, beyde aus *Karlsruhe*, die jetzt hier spielen, beydes *dramatische Alltagsmenschen*, ersterer sogar noch drunter. Hr. *Mayer* gab den *Amerikaner* mit jenem falschen *Pathos*, das wir unter allen Eigenschaften am *Lustspieler* am meisten hassen, den *Leicester* aber ohne alle Idee von einem wahren *Tragöden*. Mit dem besten Organe spricht er fast widrig, indem er oft einzelne Töne unangenehm scharf hervorstößt; sein *Akzent* hat die falsche Betonung des *hiatus*, die in *Süddeutschland* so üblich ist. Hr. *Mayer* spricht meineh Augen, *Liebeh* u. s. w. Aber wollen denn unsere *Schauspieler* reines *Deutsch* sprechen? Da hätten sie viel zu thun! Im *Amerikaner* ward *Mad. Neumann* gerufen, und durch einen ihm

gewiß unangenehmen Irrthum erschien unverlangt Hr. Mayer mit ihr, und hielt eine lange Rede an's Publikum, das von ihm wenig Notiz genommen hatte!

Das neue Schauspielhaus wird morgen eröffnet durch einen neuen Prolog, den Goethe zu diesem Feste gedichtet hat, durch dessen Iphigenia, und durch — — — ein neues Ballet, die Rosenfee, damit das toujours perdrix doch auch gleich als Omen für das neue Theater gelten möge. Die nächsten Vorstellungen darin sollen die Jäger und die unglückliche Ehe durch Delikatesse seyn.

Die Inschrift auf dem Gesimse des neuen Kunsttempels ist nun auch beendet. Sie werden wissen, daß das abgebrannte Haus nie diese Ehre erlebte, und daß ein Spatzvogel einmahl meinte, man solle darauf sehen: Der Eingang ist um die Ecke! (was wirklich der Fall war.) Die neue Inschrift ist die genetische Geschichte des Gebäudes:

Fridericus Guilelmus III. theatrum et odeum incendio consumpta
majore cultu restituit.

Sie ist von unserm Antiquar Hirt verfaßt. Vom Bau des Hauses u. dgl. erzähle ich Ihnen nächstens.

Postscript, das wichtiger ist, als der ganze lange Brief! — man behauptet nämlich, daß es unter sagt ist, mißbilligende Kritiken gegen die Oper Olympia in Berliner Blättern aufzunehmen. Das klingt unwahr, unmöglich — das kann nicht seyn, kann nicht seyn! ruft alles mit Schiller hochverwundert aus! — Nun, so gönnen Sie meiner Kritik immer ein Plätzchen in Ihrer vielgelesenen und leider! sehr weit verbreiteten Zeitschrift.

Dresden, Ende May 1821.

Wenig Merkwürdiges habe ich Ihnen dießmahl mitzutheilen. Nach einem himmlisch schön beginnenden Frühling hat uns der May so viel Stürme und so kalte Tage gebracht, daß jeder Genuß unserer herrlichen Gegend dadurch verleidet wird.

Ein Geist und Herz erhebendes Fest wurde hier am 1. May gefeyert, ein Fest der Erinnerung, welches verjüngend auf die fühlenden Herzen der Theilnehmer wirkte. Viele unserer würdigsten Staatsmänner und Gelehrten in allen Fächern machten als Knaben ihre ersten Studien auf dem ehrwürdigen Gymnasium der Schulpforte. Dort ist es alte Sitte, daß alle da Studierende zum 1. May mit Sang und Spiel auf einen benachbarten Berg ziehen und ein frohes Fest feyern. Nun vereinten sich dieß Jahr zum ersten Mahle alle, die einst zu jenem Bergfest als jugendliche Pfortner zogen, hier ein ähnliches auf den schönen Höhen des Findlaterischen Weinbergs zu feyern. Es war etwas unaussprechlich Rührendes, wie bey diesem Pfortnerbund jeder Unterschied des Standes und Alters verschwand, und wie alle sich freundlich und liebevoll die Hände reichten, der Jugendzeit gedenkend, wo sie aus jener ehrwürdigen Pforte in das ernste Leben einzogen! Zwey recht tiefgeföhlte Gedichte, von Mitgliedern des Bundes gesungen, verschönernten das Fest, frohe Trinksprüche würzten das Mahl, bey dem alles nach den verschiedenen Altern, ganz wie in der Pforte selbst, geordnet war, so daß die Zeitgenossen sich zusammen fanden. Begeisterung und Herzenswärme herrschten bey dem schönen Fest, welches nun alljährlich hier wird wiederholt werden.

Die Theater-Vorstellungen in der Stadt wurden am 3. May mit der Maria Stuart ganz geschlossen, weil am Theater nun gebaut wird, dafür wurde das Sommertheater auf dem Linkischen Bade eröffnet, wo jetzt wöchentlich vier Mahl deutsches Schauspiel und einmahl italienische Oper gegeben wird. So klein dieß Theater ist, so hat es etwas ungemein Heiteres und Fröhliches, und ist sehr vortheilhaft für die Stimme und die Musik, überdem ist der Weg dorthin, nun besonders, seit die schönen Anlagen an dem schwarzen Thor ganz vollendet sind, so reizend und bequem, in lauter Alleen, daß man es wirklich für den Sommer nicht angenehmer wünschen kann. Zwey fremde Künstler, welche hier Gastrollen gaben, Hr. Urban, vom Münchner Hoftheater und Hr. Walbach aus Breslau, beschäftigten unsere Theaterfreunde sehr und trennten sie in zwey Partheyen. Die eine war entzückt von Hrn. Urban's feinem Spiel, seinem angenehmen Außern und seiner Vielseitigkeit und künstlerischen Vollendung; diese Par-

they fand Hrn. Wallbach's Aussprache sehr unangenehm, sein Wesen roh und unfünstlerisch und sein Äußeres unpassend zu dem Rollenfach, welches er sich wählte. Die andere Parthey hingegen lobte seine jugendliche Kraft, seine reichen Naturanlagen und sein ernstes Streben; diese fanden dagegen Hrn. Urban maniert und schwach. Sehr interessant war die Vergleichung beyder so ganz verschiedenen Künstler. Wir genossen durch sie die Freude viele der Schiller'schen Stücke zu sehen. In der Maria Stuart übernahm unsere holde Schirmer zum ersten Mal die Rolle der Maria, welche sie mit originellem Geist und zartem Gefühl meisterhaft ausführte.

Als eine reizende Kleinigkeit erwähne ich das neue kleine Lustspiel des Freyherrn von Möser: „Nein!“ benannt; wer hier das rasche, feine, zartgefühlte Spiel unserer Künstler: Mad. Schirmer, Hr. Julius und Hr. Burmeister sah, der wird gern gestehen, daß diese Leichtigkeit und Vollendung der echt französischen, mit Recht so berühmten Darstellung des Lustspiels, gewiß sehr nahe kam. Wir begrüßten mit Vergnügen Hrn. Unzelmann aus Weimar als neues Mitglied unserer Bühne; seine Gattinn als Sängerin kann uns unmöglich aber so willkommen seyn! Sie trat zuerst auf als Aristeia im Wettkampf zu Olympia, und zum zweyten Mal als Konstanze in der Entführung aus dem Serail. Weder ihre Stimme, noch ihre Methode, noch ihr Äußeres können gefallen!

Die neue italienische Oper: I pretendenti delusi, mit Musik von Mosca, fand den lebhaftesten Beyfall. Es ist nur eine Kleinigkeit, die Musik ist unbedeutend, aber sehr lieblich und den Situationen ganz angemessen; dabey wurden alle Rollen so vortrefflich gespielt und gesungen, und so mit allem Zauber südlicher Lebendigkeit und Fröhlichkeit ausgestattet, daß sie allgemein gefallen mußte. Sigra. Sandrini war als Emilia sehr reizend, voll Feuer und Grazie, und unser braver Benincasa gab den Geizigen trefflich als echte Maskenrolle, die er mit zahllosen kleinen komischen Zügen und lazzi ausschmückte. Das Duett zwischen ihm und Emilien und das der beyden Buffi sind als komische Musikstücke ganz allerliebste.

Unser Kapellmeister Ritter Morlachi folgte jetzt dem wiederholten Ruf nach Mailand, um dort eine Oper zu schreiben, doch hoffen wir ihn zum Herbst wieder hier zu sehen. Auch unser brave Kirchenfänger Sassaroli hat Urlaub nach Italien.

Ankündigung.

Indem wir uns dem Ende der ersten Hälfte dieses sechsten Jahrgangs nahen, den unsere Zeitschrift, nach den im In- und Ausland oft und laut ausgesprochenen Urtheilen ehrenvoll begonnen hat, werden die P. T. Abnehmer derselben eingeladen, auf die zweyte Hälfte oder auf das dritte Vierteljahr, den auf dem Titelblatt angezeigten Beiträgen gemäß, im Bureau des österreichischen Beobachters, in der Dorotheergasse Nr. 1108, baldigst zu pränumeriren.

Auswärtige Theilnehmer belieben sich mit ihren Pränumerationen entweder unmittelbar an die K. K. Oberst-Hof-Postamts-Zeitungs-Expedition, oder an die jedem Interessenten am wenigsten entfernten K. K. Postämter zu wenden.

Vollständige Exemplare von den vorhergehenden Jahrgängen, wie auch von der ersten Hälfte des laufenden, sind um die Pränumerations-Preise noch zu bekommen.

Modenbild XXIV.

Kleid von gedrucktem Mouffeline, woran die Garnirung und die Puffen von weißem Vapeur. Der Neglige-Hut von gesticktem Vapeur ist mit Spitzen garnirt und einem Spizentuch überbunden.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

und
. Die
und
Sehr
offen
tuart
he sie

Frey
übte
st er
ngösi
Wir
iferer
enn!
als
Me

fand
aber
vor
röhe
als
den
ligen
nden

nach
hier

den
theis
die
Be
gasse
mits
dem
der
en.

fem
nem



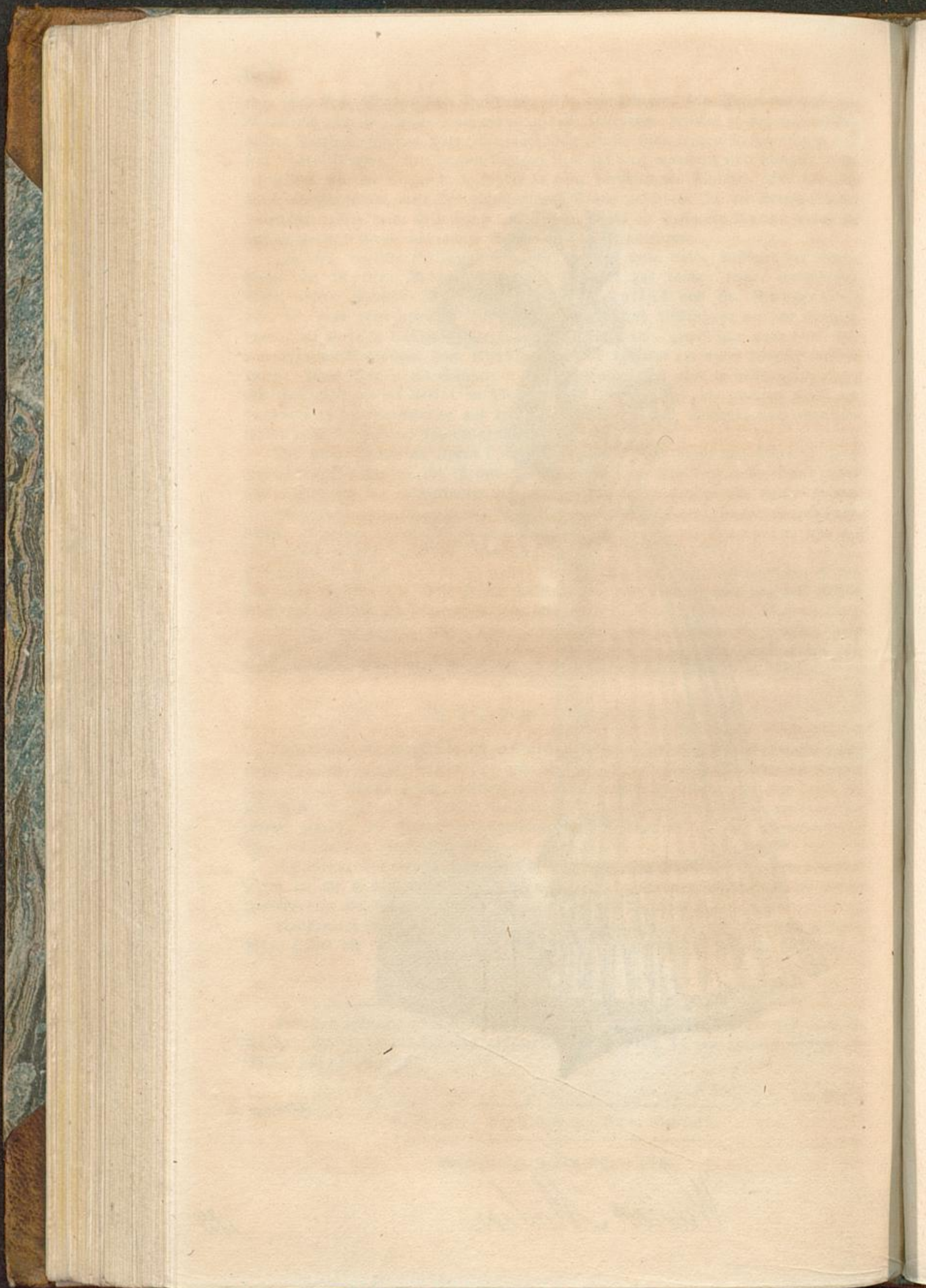
J. n. H. del.

Fr. Steuber sc.

XXIV

Wiener Moden:

91.
1841.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 16. Juny 1821.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Seraus (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Pariser-Charakteristiken.

Die Spazierfahrt nach Longchamps.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Über da erhebt sich ein neuer Aufstand unter den Reitern. Ist etwa wieder ein Gaul wild geworden? Nein, es ist Mad. B* und der Kousin Alphonse! Alles, was zu Pferde ist, sogar die meisten der in der Mitte fahrenden Wagen, halten an und bilden eine Reihe, vor der Madame B* wie im Triumphe vorbeypassiren muß. Auch die auf den Stühlen sitzenden Zuschauer stehen auf und drängen sich an die Barriere; ja, ein Haufen steigt sogar hinauf, ohne daß die Gendarmen, welche gleichfalls im Anschauen der reizenden Frau versunken sind, es zu verhindern Zeit haben. Wie aus einem Munde erschallt es: Quelle superbe femme; mais c'est un ange; heureux l'homme qui possède son coeur u. s. w. Wie beträgt sich Mad. B* bey diesem Auftritte? Ihr meint, ihre Rolle müsse die schwerste seyn, welche je eine Frau auf dem Theater der Welt gespielt habe? Ja, für das ganze übrige weibliche Geschlecht, nur nicht für eine in Paris geborne und zu einer Petite-Maitresse erzogene Französin! Jede andere Europäerin würde entweder durch freche Unverschämtheit empören, oder durch tödtliche Verlegenheit, Bedauern erregen; Mad. B* hingegen sitzt da in ruhiger Unbefangenheit, weil die Huldigung, welche ihr hier widerfährt, den Reiz der Neuheit für sie verloren hat. Denn ist es nicht einerley, ob sie in einem Salon, wo sich mehrere hundert Personen befinden, der Gegenstand der allgemeinen Verehrung ist, oder ob sie auf der Spazierfahrt nach Longchamps von eben so vielen Hunderttausenden angestaunt wird? Wenn ihr persönlicher Liebreiz das allgemeinste Interesse erregt; so wird ihrer Toilette und ihrer Equipage keine geringere Aufmerksamkeit zu Theile. Ihr nachgemachter weiß seidner Strohhut erhält den einstimmigsten Beyfall; alle umstehenden Damen geben sich das Wort, dem italienischen Stroh zu entsagen und fort-

an nur Hüte von der Mad. Marceau zu tragen. In der That ist der Hut der Mad. B*, mit seinem Violetlila-Boukette und der Bandrose mit dem Regenbogen an den Enden ihrer Blätter, ein Modell von Geschmack und graziöser Façon. Ihr Kleid, von blendend weißem Gros de Naples, auf dem Busen mit einer ganz neuerfundenen, farbigen Schnürung besetzt, hat eine, bis auf die natürlichen Hüften herabgehende, Taille, eine collerette, wie die ihrige, gibt es auf der Promenade nicht. Zu bedauern ist, daß der neidische Wagen den Theil der Mad. B* verbirgt, welcher die größte Zierde einer jeden Pariserinn ausmacht, der aber besonders an dieser Dame, wie jedermann weiß, ein Wunder von Schönheit ist, nemlich der Fuß. Über ihren Wagen kann ich euch nur so viel sagen, daß es ein Landau nach ganz neuem Zuschnitte ist, wie man ihn im vergangenen Winter in London erfunden hat. Ihre Pferde von verschiedener Couleur, ein Apfelschimmel und ein dunkelbrauner Fuchs, erregen eine große Sensation, obgleich in verschiedenem Sinne: ein Theil des Publikums findet diese Mode zu bizarr, ein anderer erklärt sich aus ökonomischen Gründen für dieselbe.

Auch der Kousin Alphonse erregt das allgemeinste Aufsehen. Den Männern gewährt ein Araber Stoff zu der allerinteressantesten Unterhaltung; wer weiß nicht, daß ein Pferd eben so ausführliche Kommentare veranlassen kann, als ein alter Klassiker? Der Anzug des Kousins erregt nicht minderes Interesse. Sein Überrock, mit einer Reihe Knöpfen, von Kaffehbraunem Tuche, hat, außer seinem stehenden Kragen von schwarzem Sammt, einen langen, bis tief auf die Schultern herabhängenden, zweyten einfachen Kragen von der Farbe des Kleides, die Taille endet gerade auf den natürlichen Hüften. Der Rock sitzt wie angegossen; nirgends ist eine Falte zu spüren, ja selbst der Kragen fällt in der graziösesten Rundung. Der *Costumomètre* des deutschen Artisten Christian Beck trägt den glänzendsten Sieg davon, und unsere Herzen klopfen laut auf vor patriotischem Entzücken. Preist daher, lieben Freunde, bey eurer Zurückkunft nach Deutschland den Kleidermesser, wie es sich gebührt; mögen alle rechtliche Nadelkünstler auf der Stelle hundertfünfzig Franken nach Paris senden, um ihre Kleider mathematisch und ihre Rechnungen geometrisch (d. h. nach der Multiplikation) zuschneiden zu lernen.

Wir begeben uns auf den Rückweg. Natürlich ist die Spazierfahrt nach Longchamps der einzige Gegenstand unserer Unterhaltung: ihr fühlt euch noch immer wie geblendet von den Tausenden von Erscheinungen, welche, wie in einem chinesischen Schattenspiele, vor euren Blicken vorübergeflogen sind. Kaum begreift ihr, wie diejenigen Recht haben können, welche behaupten, daß dieß Fest in seiner jetzigen Gestalt kaum nur noch der Schatten von der glänzenden Herrlichkeit sey, welche vor der Revolution über dasselbe verbreitet gewesen. Von allen gesehenen Gegenständen schwebt euch besonders Mad. B* vor der Seele: ihr gesteht, daß es unmöglich sey, sich etwas Lieblicheres zu denken, als eine Pariser Petite-Maitresse, d. h. als eine Frau, welche die Kunst des Gefallens nach Regeln berechnet und ausgerechnet hat, deren Facit eben so sicher zutreffen müssen, als ein Exempel der *Regula de tri*. Euch wird jezt deutlich, daß diese Kunst des Gefallens himmelweit von der Gefallsucht (*Coquetterie*) verschieden sey, daß beyde sich zu einander verhalten, wie die wirkliche Sonne zu einer Theaterpersonne, daß die Kunst des

Gefallens eine bloße Idee erstrebt, also ideal und ästhetisch ist, wogegen die Gefallsucht nur materielle Mittel zur Erreichung eines materiellen Endzwecks anzuwenden weiß. Die Kunst des Gefallens, so wie sie sich in den hiesigen vollendeten Petites - Maitresses offenbart, sucht weder durch Entblößung des Busens, oder des Arms, noch durch Darlegung des Fußes, oder durch Zurschaufstellung irgend einer Körperschönheit, oder durch Bedeutsamkeit der Blicke oder der Bewegungen zu wirken, im Gegentheile ist das ganze Gebilde einer solchen Frau rein moralisch = intensiv, es spricht durch seine ideale Erscheinung, keineswegs aber durch einen physischen Eindruck, an. Ob die Wirkung davon bis zum Gemüthe dringt, oder ob sie nicht vielmehr rein formell bleibt, das ist eine Frage, die ich unbeantwortet lassen muß: die Kunst des Gefallens, von der hier die Rede ist, wird in Frankreich ausgeübt, und die Franzosen kennen keine gemüthliche, sondern nur plastische Eindrücke, die Kunst des Gefallens erreicht also bey ihnen vollkommen ihren Zweck, und es sagt nichts gegen dieselbe aus, daß ein Nichtfranzose, besonders ein Deutscher, wenig oder gar nicht gemüthvoll davon angesprochen wird. Doch möchten gewisse deutsche Kunstkenner, denen es nicht zusagen will, wenn man in der Plastik der Alten nichts weiter, als eine bloße formelle Darstellung des Todten, entblößt von jeglicher inneren unmittelbaren Lebensthätigkeit (eine Darstellung, die immer noch die höchste Kunst der griechischen Bildnerer, wie sie nie und unter keiner denkbaren Voraussetzung von den Neuern erreicht werden wird, darthut) entdecken kann, an der rein plastischen Kunst des Gefallens der Pariser Petites - Maitresses ein großes Wohlbehagen finden.

Nachtigall und Frühling.

Bev der Wiedererscheinung der Königl. bayerischen Hof- und Kammerfängerinn

Mad. Meßger = Bespermann.

En, Philomela, nuntia veris, adest! *)

Denising.

Nachtigall! Der holde Frühling bringt
 Traulich dich in unsre Heimath wieder,
 Und durch deine süßen Zauberlieder
 Fühlet jedes Herz sich lenzverjüngt!

Cypris schwebt mit ihren Täubchen nieder,
 Wenn aus dir die Liebe girrend singt, **)
 Ach, und alles Feld- und Waldgefieder
 Schnell verstummend dir zu horchen zwingt!

Dir entblühten nie sich Rain' und Matten,
 Dir entlaubten nie sich Hain' und Au'n;
 Auch im Winter blühten unsre Gau'n:

*) Siehe, des Frühlings Botinn, die Nachtigall, ist da!

**) Nel cuor più non mi sento etc.

Würdest du in unsrer Zweige Schatten,
Nachtigall! mit dem geliebten Gatten
Treuvereint dein heimisch Nestchen bau'n!

Goethe v. Seon.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, am 29. May.

* Die Eröffnung des neuen Schauspielhauses fand am 26. Statt. Erwarten Sie keine umständliche, vollständige Beschreibung. Dazu würde mehr Zeit gehören, als ich habe; auch mehr Lust. Mich hat die Feierlichkeit verstimmt. Sie hat mich zugleich an die Einweihung des vorigen Hauses (1801) und an den Brand (1817) erinnert. Das gegenwärtige ist unendlich reicher, eleganter, moderner; aber viel kleiner und viel unbequemer. Es ist, wie jetzt immer, alles für die Außenseite verschwendet, aber für das Wesentliche wenig gesorgt worden. Als Hof-Schauspielhaus ist es ganz vortrefflich; als National-Schauspielhaus in vielen Stücken mangelhaft, so sehr es auch von allen Possaunen des Tages gelobt wird. Ich will niemanden meine Meinung und meine Gefühle aufdringen. So lange aber das Wesentliche im Schauspiel seyn wird, gut zu sehen, gut zu hören, bequem zu sitzen — oder zu stehen — leicht ein- und auszugehen, so lange werden keine Mahlereten, Vergoldungen, Zierathen und Schnörkel mich bestechen. Goethe hatte einen großen Prolog gedichtet. Er konnte, der Dekorationen wegen, die er erfordert hätte, nicht zur rechten Zeit gegeben werden; denn längerer Aufschub war nicht möglich, da die Großfürstin am 27. abreisen sollte. Goethe schrieb einen zweyten Prolog, ist aber, der Einladung ungeachtet, nicht selbst gekommen. Die Stimmung des Publikums, am Abend der Eröffnung, war die allererwünschteste. Laute Freude, lauter Beyfall erscholl beym ersten Anblick, als der Vorhang aufging. Bald folgte ein noch lebhafteres Gefühl; Dankbarkeit gegen den König, der keine Kosten gescheut, diesen Versammlungsort des höheren Genusses, des geistigen Vergnügens, so schön und glänzend als möglich einrichten zu lassen. Goethe's Iphigenia auf Tauris war das Meisterstück, mit welchem die Bühne eröffnet wurde. Dieses bekannte herrliche Werk hat aber hier längst ein kaltes Publikum gefunden. So erging es auch dieses Mal. Das dem König gebrachte Lebehoch, das Heil dir im Siegerkranz, von vielen Hunderten mitgesungen, die erste Aufregung (schon durch den etwas sehr langen Prolog gedämpft), die gestillte Neugierde der Augen, machte einer beynabe apathischen Ruhe Platz, und wir sind nicht zu streng, wenn wir behaupten, daß man das Toast Leb wohl! ziemlich begierig erwartete, um das neue Ballet: Die Rosenfee, wovon so viel Wesen gemacht worden, zu sehen und zu beklatschen. Es ist vom Herzog von Mecklenburg, und mit allen Schätzen der Tanzkunst, der Dekorationen, der Maschinerie, so reichlich ausgestattet, daß es (in seiner Gattung, wie Olympia in der ihrigen) überraschen mußte. So verging der erste im neuen Hause zugebrachte Abend, auf welchen ähnliche so lange folgen sollen, bis die Neugierde des ganzen — nur allmählig und nach einander zugelassenen — Publikums befriedigt seyn wird. Das Opernhaus bedarf großer Ausbesserung, sowohl im Innern, in der Maschinerie, als am Dache, so daß wir es wohl eine geraume Zeitlang werden entbehren müssen. Das neue enthält ungefähr 1400 Zuschauer. Es ist von ungewöhnlicher Höhe. Lächerlich klingt es, aber buchstäblich wahr, daß man, um ins Parterre — ins Erdgeschloß zu kommen, 27 Stufen steigen muß. Daran wird man sich schwer und langsam gewöhnen. Ein Zartgefühl hat dem General-Intendanten den guten Gedanken eingegeben, am 2. Abend Ifflands Säger aufführen zu lassen. Auch soll Ifflands Statue mit der Zeit im Foyer aufgestellt werden. Neben ihm die Bethmann, Fleck u. s. w. Ich fürchte aber, der fromme Wunsch wird ein frommer Wunsch bleiben. Es wäre höchst undankbar und kränkend für den Grafen Brühl, wenn man bey allen diesen neuen Einrichtungen seine große Liberalität, Bereitwilligkeit, das Beste zu leisten und jedermann zufrieden zu stellen, übersehen oder nicht anerkennen wollte. Er hat gewiß bey dem ganzen Geschäft

die meiste Mühe gehabt. Seine Fee war keine Rosen-, sondern eine Dornen-Fee. Könnte der Graf immer, wie er wollte, es würde vieles, es würde alles besser gehen. Schon Ifland beschwerte sich über Blöcke an den Füßen. Ich glaube indes, Ifland war freyer zu handeln, wie der Graf.

Mad. Reumann wird besungen, gemahlt, gestochen, in Wachs bossirt, was besser und mehr ist, von allen Seiten geliebt und geschätzt, sie ist die wahre Rosenfee. Ich habe nach der Bethmann keine so einnehmende, graziose, natürliche, schmucklose Schauspielerinn und Frau gesehen, bin über 60, so daß es keine Bestechung seyn kann.

L i t e r a t u r.

Polymnia, eine Auswahl von mehr als drey tausend Stellen aus den Werken der vorzüglichsten deutschen lyrischen Dichter älterer und neuerer Zeit; enthaltend eine Menge Sentenzen, Aphorismen, Maximen, Gleichnisse, Vergleichen, dichterische Bilder und Schilderungen u. dgl. sammt einem reichhaltigen, zum Behufe schnellen und unfehlbaren Auffindens jedes darin vorkommenden Gegenstandes eingerichteten Sachregister; gesammelt und herausgegeben von Georg von Gaal. Brünn bey J. G. Traßler. 4 Bände gr. 8.

Eine Auswahl der treffendsten, sinnreichsten und gehaltvollsten Stellen aus den Werken, von mehr als drehundert der berühmtesten deutschen Dichter in einer Sammlung also geordnet zu besitzen, daß man jeden in derselben ausgesprochenen Gedanken eben so leicht, wie ein Wort in einem wohleingerichteten Wörterbuche finden und, ehe man die Stelle, die ihn enthält, durchliest, schon den Sinn derselben aus einem vorläufigen gedrängten Auszuge ersehen könne, verdient um so mehr erfreulich genannt zu werden, als dieß wirklich schon längst ein wesentliches Bedürfnis all derjenigen war, welche das Wahre, Gute und Schöne, das die deutschen Dichter in ihren Gefängen kund gegeben, im Gedächtnisse festzuhalten und zu bewahren wünschen. Dieser Absicht entspricht vorliegende Sammlung in dem Grade, daß man, ohne Grillen zu hegen, kaum mehr verlangen könne, als sie wirklich leistet; denn verläßlich und fast eben so schnell, wie das getreueste Gedächtnis, führt es uns, so oft wir wollen, jeden Gedanken, jedes Bild, jedes Gleichnis, jeden Sinnspruch, der auf irgend ein gegebenes Schlagwort paßt, wenn solches ja in der zahlreichen Sammlung selbst enthalten ist, vor die Seele, zuweilen auch Hunderte derselben für ein Einziges, das wir suchen *). Wie viel durch diese Sammlung ästhetische Schriftsteller überhaupt, zunächst aber Dichter gewinnen, wird niemand verkennen, der seine Seele über der wunderbaren Operation der Ideenassociation je belauschte und bemerkte, daß zuweilen durch den Anblick eines Gegenstandes, welcher auf die Idee, die er in sich hervorgerufen wünschte, nur eine sehr leise und dunkle Beziehung zu haben schien, gerade dasselbe bewirkt wurde, was man sonst den blizschnellen Wolken eines dei ex machina zu verdanken pflegt. Angehende Dichter werden aus diesem Werke gar oft ersehen, wie sie ihre Gedanken und Bilder einzukleiden haben; denn dasselbe biethet ihnen das, was sie in hundert ästhetischen Lehrbüchern mit Mühe suchen, in hunderterley Beyspielen zugleich als eine reichliche Auswahl des Trefflichen und Schönen aller Art; Grübler hingegen werden aus eben diesem Grunde erkennen, in wie fern sie sich auf die Eigenthümlichkeit ihrer Gedanken und Aussprüche etwas zu Gute halten dürfen.

Indem wir es für höchst überflüssig halten, dem wackern Verleger der Polymnia, einer der ansprechendsten und gemeinnützlichsten Erscheinungen im Fache der schönen

*) Man sehe z. B. die Artikel: Bewußtseyn. Dichter. Ehe. Einsamkeit. Eitelkeit. Erinnerung. Ermunterung. Freyheit. Freude. Freund. Freundschaft. Geduld. Genuß. Glaube. Glück. Glückseligkeit. Herz. Hoffnung. Kunst. Künstler. Leben. Liebe. Mädchen. Mensch. Muth. Natur. Reichthum. Ruhe. Ruhm. Schönheit. Sehnsucht. Streben. Tugend. Unglück. Unschuld. Unsterblichkeit. Vergänglichkeit. Vergangenheit. Vernunft. Wahrheit. Weib. Wein. Welt. Ziel. Zufriedenheit. Zukunft und mehrere tausend andere.

Literatur, welche sich bey allen Dichtern und Dichterlesern, als ein wahres Vade mecum von selbst empfehlen wird, reichlichen Absatz zu wünschen, äußern wir vielmehr das Verlangen, der kenntnißreiche Herausgeber dieser Sammlung möchte uns auch sehr bald mit seiner *Polydora*, die er uns in seiner Vorrede zur *Polyminia* verspricht, erfreuen, damit wir auch eine Auswahl des Denkwürdigsten aus den Schriften der deutschen Prosaisken, und somit zwey encyclopädische Anthologien zugleich besäßen, wie keine Nation unsers Wissens sie bis jetzt aufzuweisen im Stande war, so einfach und natürlich auch die Anlage und Anordnung solcher Sammlungen zu seyn scheint. —

Druck und Papier sind gut; der Druckfehler aber gibt es leider mehr, als verzeihlich ist. Das Sachverzeichnis, gleichsam die Seele dieses Werkes, hätte mit möglichster Genauigkeit durchgesehen werden sollen, weil die kleinste Unrichtigkeit in demselben eine Menge Irrungen bey dem Gebrauche der Sammlung selbst veranlassen kann. S.

Schauspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg wurden seit kurzem zwey kleine Lustspiele zum ersten Mal gegeben, die wir mit einander hier erwähnen wollen. Nämlich den 2. d. Die Liebeserklärung, in zwey Aufzügen nach dem Französischen.

Graf Leghelm, von einer Kunst- und Lustreise zurückgekehrt, die er in Gesellschaft eines jungen Menschen, Ernst genannt, der ihm verwandt und seiner Führung anvertraut ist, unternahm, schwärmt in der Residenz umher. Die Gräfinn, von der Langeweile in der Einsamkeit getrieben, reist ihm nach, und um ihn desto ungeförter zu beobachten, läßt sie sich nie anders als verschleiert sehen. Ernst, zärtlich und tapfer, wie ein echter Chevalier, verliebt sich auf der Redoute in eine unbekante Schöne, deren Wagen er nachfolgt bis zum Gasthof, wo er eingekehrt ist und die Schöne unter einem Dache mit ihm wohnt. Es ist die Gräfinn selbst, und der enthusiastische Anbether hat sogleich eine schriftliche Liebeserklärung auf's Papier gebracht, die der Graf, um den unbeschreiblich schüchternen Steven zu unterstützen, in die Hände der Geliebten fördert. Es kommt bald zu einer Unterredung, worin die Gräfinn willigt, um sich an der Furchtsamkeit des jungen Menschen zu belustigen und ihren Gemahl zu necken, der versteckt zugegen ist und dem schüchternen Liebhaber die Rolle zuspielt. Das Kammermädchen, das von Seiten der Dame die Intrigue lenkt, überredet sie, für eine junge Entflohene sich auszugeben, der ihr Vormund mit dem verhassten Bräutigam nachseht. Ernst ist sogleich entschlossen, die Verfolgte zu entführen, vorher aber will er sich in aller Eile duelliren. Während dessen unterhält der Graf die Verschleierte, die ihn unwillkürlich selbst zu einem Abenteuer lockt. Der Wirth des Gasthofs stört diese angenehme Konversation, indem er sich der verdächtigen Abfahrt widersezt, worauf Leghelm die Dame für seine Frau erklärt, die ihn unerwartet überrascht hat. Jetzt kommt auch Ernst zurück, erklärt die Dame für seine Geliebte und steigert die Verlegenheit so sehr, daß die Gräfinn, um einem unangenehmen Ausgang vorzubeugen, es für gerathner hält, den Schleier zurück zu werfen und als die wirkliche Gattinn des beschämten Grafen zu erscheinen.

Das Hauptinteresse liegt in dem Benehmen des schüchternen jungen Menschen und in der Stellung des flatterhaften Mannes, der dem Liebhaber seiner eigenen Frau zur Ausführung eines Romans mit ihr behülflich ist. Im Original kommen noch andere Umstände hinzu, um den Kreis der Unterhaltung zu erweitern, die auf den deutschen Bühnen ihre Kraft verlieren. Der Bearbeiter darf zwar das Talent der Erfindung entbehren, desto strenger wird aber die Geschicklichkeit der Behandlung des Gegebenen in Anspruch genommen. Wir finden im gegenwärtigen Fall ein kleines Stück, aus einem Akt bestehend, ohne Veranlassung in zwey getrennt. Die Personen reden deutsch, und die Handlung geht auf deutschem Grund und Boden vor, aber die französischen Bedienten-Szenen sind geblieben, und alle Verhältnisse und Beziehungen schmecken nach Pariser-Sitten. Die scherzhafte Verlegenheit des schüchternen jungen Liebhabers ist

zu einer etwas gewaltfamen Komik hinauf getrieben. Einige andere, wesentlich scheinende Veränderungen sind schon in den, dem Original beigelegten Varianten der französischen Provinzial-Bühnen angegeben. Es bleibt also nur noch die rasche Bewegung der Schlusscenen, der lustige Einfall des fingirten Ehemanns, der sich plötzlich wider Willen in einen wirklichen verwandelt, und die Verlegenheit der düpierten Abenteurer übrig, deren Wirkung auch durch die Transposition nicht verloren ging und den Bearbeiter ihres Beyfalls theilhaft machen.

Mad. Anschütz (Ernst) theilte dem Liebhaber in der anziehenden Verkleidung so viele Reize mit, daß es den Zuschauerinnen so schwer wie den Zuschauern wurde, ungerührt zu bleiben. Die Soubrette (Mad. Koberwein) fiel zuweilen in den Ton einer demonstrierenden Duenna, was wohl nicht auf die Rechnung wesentlicher Abänderungen zu schreiben ist. Hr. Korn (Graf Leghelm) darf in dergleichen jovialen Charakteren immer der ungetheilten Zustimmung versichert seyn, wenn auch die Wirkung der Rolle weniger entscheidend wäre.

Ferner sahen wir den 8. die freye Bearbeitung einer Gellert'schen Fabel: Die Witwe und der Witwer, oder: Treue — bis — in den Tod. Dramatische Scene von Holbein.

Eine bis über den Scheitel in Trauer versenkte Witwe und ein tief betrübter Witwer erfahren das Schicksal aller Sterblichen, von ihren eigenen Herzen getäuscht zu werden, denn hier kann nicht von der Absicht Andere zu täuschen die Rede seyn, da die Trauernde in der Gesellschaft einer einzigen Freundin der Welt entflohen ist, und vor dem WachsBild ihres Gatten hingebannt, des Abends nur ein düstres Lämpchen brennen läßt, der Betrübte aber der Welt entfliehen will, um auf einer ländlichen Besizung seiner Schwermuth sich dahin zu geben. Auf diesem Wege führt der Zufall ihn zu der Verlassnen, die eben einem lustigen Freyer den Korb gegeben hat, wozu eben keine große Standhaftigkeit erfordert wird, da er zu ungeschickt mit der Thür in's Haus fällt. Die erleichternde Mittheilung ihrer Leiden und der seligen Erinnerungen an die Vorzüge der Theuren im Grabe, zieht sie unvermerkt von der Höhe ihrer Schwermerey herab, und verstrickt sie dergestalt in dem Zauber irdischer Freuden, daß sie nur in einer gegenseitigen Vereinigung vollkommenen Trost zu finden glauben.

Das ist ein Theil der Geschichte des inneren Herzens; aber eine aus dem Alterthum zu uns gekommene Erzählung gibt dem Beyspiel eine andere frappante Wendung. Diese wollte der Verfasser der dramatischen Scene durch eine freye Bearbeitung nachbilden. Als nämlich die schlaue Freundin der plötzlich getrösteten Witwe den Versschlag macht, dem Mangel der Kerzen durch Einschmelzung des Brustbildes ihres verstorbenen Gatten abzuhelfen, um das Schlafzimmer des Zukünftigen in aller Eile zu beleuchten, willigt Jene scheinbar widerstrebend ein. Diese Nachbildung bleibt ohne Wirkung auf der Bühne. Überhaupt ist die ganze vorhergehende Hauptscene mit unsicherer Hand geführt. Sonach, um etwas Gutes auch zu sagen, kann der Anfang für besser als das Ende gelten. Ja dort, sagt Dorik, dort verstehen sie es besser! Wir erinnern uns, ein französisches Lustspiel gesehen zu haben, das um eine ähnliche Idee sich drehte, und ungemein ergeßlich war. Der Bearbeiter mag zu viel auf den Kontrast gerechnet und die Schauspieler mögen ihm zu willig nachgegeben haben. Der Freyer (Hr. Wothke) belustigte auf eine anständige Weise; übrigens ist es in dieser Rolle gerade nicht nöthig, das Äußere dem Inneren so gänzlich anzupassen, weil sich mit der Beschränktheit des Verstandes eine sehr gewöhnliche elegante Nonchalance gar wohl verträgt.

Kärnthnerthor-Theater, den 9. d. König Waldemar, oder: Der dänische Fischer. Hierauf ein ländliches Divertissement, worin Hr. J. Schneider, erster Tänzer des königl. Hoftheaters zu München, auftrat.

Es schien dem Fremden weniger darum zu thun, durch Lösung einer bedeutenden Aufgabe zu glänzen, als durch eine anspruchlose Leistung die Theilnahme des Publikums zu gewinnen und sich mit dessen Anforderungen vertraut zu machen. Er führte

mit den Tänzerinnen Bretel und Horschelt ein ernstes Terzett zur Zufriedenheit der Zuschauer aus, und zeigte, wenn auch sein Tanz nicht im großen Style war, wozu der Charakter der Ballet-Darstellung ohnehin keine Gelegenheit darboth, ungezwungene Haltung, gute Schule und Gewandtheit, selbst in einigen die höhere Kunstfertigkeit in Anspruch nehmenden Bewegungen, welche Vorzüge ihm die Auszeichnung des Hervorrufens nach geendigtem Terzett erwarb. Hierauf folgte ein ländliches Solo von Ue. Estler d. ä., das nicht geeignet war, besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Desto mehr befriedigte die beyfallwürdige Ausführung eines von Hrn. und Mad. Bretel getanzten ersten Pas de deux. Das nächstfolgende, worin Ue. Millière und Hr. Tagliioni mit meisterhafter Zusammenwirkung ihre reizenden Gaben darbrachten, schmückte das ländliche Gemälde mit einem von der Kunst geweihten anmuthsvollen Kranz.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Crinum americanum. Amerikanische Hackentilie. Vom wärmeren Amerika.
- Duranta microphylla. Von Südamerika.
- Gloxinia floribunda. Aus Indien.
- Hieracium aurantiacum. Pomeranzenfarbiges Habichtskraut. Aus Italien.
- Liriodendron Tulipifera. Virginischer Tulpenbaum. Aus Nordamerika.
- Melaleuca alba. Aus Neuhoolland.
- Royena hirsuta. Haarige Royene. Vom Kap.
- Solanum stellatum. Sternförmiger Nachtschatten.
- Tournefortia cymosa. Doldentraubige Tournefortie. Aus Jamaika.
- Tamarindus indica. Indische Tamarinden. Aus Indien.

B e r i c h t i g u n g.

Die Redaktion glaubt in Beziehung auf das in Nr. 71 d. W. Z. vom Dr. Joel mitgetheilte Gedicht, Grund und Sie, welches fast gleichzeitig auch im Konversationsblatte Nr. 37, unter dem Titel: Die zwey Genien des Lebens, erschienen ist, zu ihrer Rechtfertigung wegen des Abdrucks öffentlich anführen zu müssen, daß sich dasselbe seit mehr als einem Jahre unter den vorrätigen Manuskripten für die Wiener Zeitschrift befand, und ihr nicht eröffnet wurde, daß es von dem Verfasser später auch an ein anderes Blatt zum Einrücken zugesendet worden sey.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 19. Juny 1821.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey W. Krauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tenbler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über den thierischen Magnetismus und über

die fixe Idee einiger Individuen, vermöge welcher sie glauben, von ihren Feinden unsichtbarer Weise angerufen und mit Schimpfworten verfolgt zu werden.

Von G. L. P. Sievers.

Das Werk des französischen Philosophen Azais, durch welches sich dieser in seinem Vaterlande fast eben so berühmt, als berüchtigt gemacht hat: Des Compensations, stellt den Grundsatz auf, daß sich alles in der Welt gegen einander aufhebe, das Gute gegen das Böse, das Glück gegen das Unglück, die Klugheit gegen die Thorheit u. s. w. Dieß System der Ausgleichungen dürfte sich vielleicht nirgends so auffallend bewähren, als in der deutschen Kunst und Wissenschaft. Wenn hier von der einen Seite in dem verfloffenen Jahrhunderte eine solche Anzahl positiver Wahrheiten erbeutet worden sind, daß sich die deutsche Nation dadurch auf den Thron der intellektuellen Alleinherrschaft Europa's erhoben gesehen hat, so sind darin von der andern Seite eine nicht geringere Menge von Hirngespinnsten und Nebelleyen zum Vorschein gekommen. Man denke an die verschiedenen philosophischen Systeme, die neuere ästhetische Schule, die Hyperromantik, die Brown'sche Heilmethode, die Schedellehre, die Deutscherheit, die Turnkunst, ganz vorzüglich aber an den thierischen Magnetismus.

Verweilen wir einen Augenblick bey dem letztern. Daß eine äußere, physische Bewegung, wenn sie lange gleichmäßig fortgesetzt wird, auf den Körper, möge dieser unmittelbar oder mittelbar von ihr berührt werden, durch den Körper auch auf die Seele des Menschen eine mindere oder größere Einwirkung hervorbringen kann, vermag nicht geläugnet zu werden. Diese Einwirkung wächst, je nachdem der Mensch mehr oder minder nervenschwach ist; auf hysterische Frauen muß sie daher am stärksten seyn. So wird es erklär-

bar, wie vielleicht ein anhaltendes, den Körper unmittelbar oder mittelbar berührendes Streichen mit der Hand ein reizbares, krankes Individuum einzuschläfern vermag; doch möchte es mit dieser Erscheinung unter zehn Fällen wahrscheinlich nur ein einziges Mal eine vollkommen natürliche, das heißt, aus der Natur der Sache hervorgehende Bewandniß haben. Eben so begreiflich ist es, daß die ohnehin schon erhöhte Reizbarkeit nervenschwacher Personen durch die magnetische Manipulation gesteigert werde und die Sinne derselben eine Schärfe erhalten müssen, deren sich gesunde Personen nicht erfreuen können. Erwägen wir endlich, daß in dergleichen Individuen auch die Einbildungskraft in einem höchst erregten, um nicht geradezu zu sagen, Kranken Zustande ist, so ergibt sich von selbst, bis zu welchem Grade durch die Manipulation auf die Gemüther dieser Kranken, und also auch auf ihre Körper, eingewirkt werden könne.

Die erhöhte Reizbarkeit in den magnetisirten Personen muß wohl in's Auge gefaßt werden: aus ihr allein läßt sich auf die Statthaftigkeit oder Grundlosigkeit aller derjenigen moralischen Erscheinungen schließen, welche man an magnetisirten Personen will wahrgenommen haben. Was ihren höchst geschärften Sinnwerkzeugen erreichbar ist, dahin kann sich ihre moralische Thätigkeit erstrecken, weiter nicht; alle Seelenoperationen der Magnetisirten, welche nicht durch die Sinne vermittelt werden, würden, wenn sie erwiesen wären, in's Gebieth der eigentlichen Wunder gehören. Eine Menge der auffallendsten Erscheinungen in magnetischen Kranken lassen sich auf eine ganz natürliche Weise aus der unendlich gesteigerten Hörfraft derselben erklären.

Zwey der gewöhnlichsten Wirkungen des thierischen Magnetismus haben den Vertheidigern desselben einen Scheingrund an die Hand gegeben, der Manipulation eine ganz eigene, und wenn sie gegründet wäre, übernatürliche Wirkung zuzuschreiben: die Kraft, die örtliche Ursache ihrer Krankheit in ihrem Inneren zu sehen, und die Kenntniß des Mittels, welches diese Krankheit zu heilen vermag. Beyde Erscheinungen sind, dünkt mich, auf eine sehr natürliche Weise zu erklären. Wer, der an einem örtlichen Schmerz leidet, glaubt nicht, an der Stelle einen wirklichen Körper, die Ursache des Schmerzes, zu fühlen? Befindet sich dieser Schmerz, wie bey hysterischen Personen, im Unterleibe, so glauben die Kranken ganz insbesondere, daß irgend ein materielles Etwas die Ursache desselben sey. Steigert sich das Gefühl dieses Schmerzes durch die höchst erregte Reizbarkeit der manipulirten Kranken immer höher und höher, so glauben sie endlich gar, dieß Etwas mit Augen zu sehen. Wer an der Möglichkeit eines solchen psychologischen Betruges zweifelt, der ist wohl nicht im Stande, sich Nachts bey verschlossenen Augen, besonders während des Überganges vom wachenden zum schlafenden Zustande, allerlei ernste und komische Figuren in den deutlichsten Zügen und Umrissen, sogar in dem nöthigen Kolorite, vor die Einbildungskraft zu stellen. Eben so natürlich ist die vermeinte Kenntniß zu erklären, welche magnetisirte Kranke von dem Heilmittel ihrer Krankheit zu besitzen glauben; wo wäre ein Kranker zu finden, der nicht zu irgend einer Speise ein Gelüste haben, und nach dem mäßigen Genuße derselben Erleichterung seines Übels verspüren sollte?

Was aber soll man zu dem Vorgeben gewisser Magnetiseurs sagen, wenn sie behaupten, vermittelst magnetischer Kraft durch einen leeren Raum und

ohne sinnliche und materielle Vermittelung, auf entfernte Personen einwirken, ja denselben sogar ihre Gedanken mittheilen zu können? Haben die Deutschen sich darum seit dreißig und mehreren Jahren mit drey großen und vielen kleinen philosophischen Systemen die Köpfe zerbrochen, um sich von einigen Narren oder Betriegern auf eine so gröbliche Weise bey der Nase herumführen zu lassen? Sollte es denn wirklich dem Laufe der Natur gemäß seyn, daß sich der geläutertsten Denkkraft der lächerlichste Aberglaube an die Seite stellen muß? Nun, dann bewährt sich das Azaische System der Ausgleichungen, wie schon oben gesagt, auf eine höchst auffallende Weise!

Die Behauptung der Magnetiseurs, entfernten Personen ihre Gedanken mittheilen zu können, hat, wie bekannt, einigen jener Unglücklichen, welche an der fixen Idee, von unsichtbaren Personen verfolgt und beschimpft zu werden, leider zu dem Wahne Veranlassung gegeben, als übten diese Unsichtbaren ihre Verfolgungen durch das eben genannte magnetische Vermögen aus. Die lächerliche Anmaßung der magnetisirenden Ärzte hört also auf, ein bloßes unschädliches Hirngespinnst zu seyn; Thatsachen sind vorhanden, welche beweisen, daß ein wirklich positiver Nachtheil daraus erwachsen kann *). So lange man den Wahn jener Unglücklichen durch die Behauptung, daß die Möglichkeit einer solchen Verfolgung jenseits der natürlichen Ordnung der Dinge liege, bestreiten konnte, war eine Zurechtweisung derselben im Wege logischer und philosophischer Beweise möglich; jetzt aber, wo sich diese Armen auf die vermeinte Gewalt, welche die Magnetiseurs zu besitzen vorgeben, berufen können, wird die Heilung derselben um so zweifelhafter, und ihre, wenigstens theilweis geschwächte Vernunft muß jener lächerlichen Charlatanerie um so sicherer zur Beute werden, als selbst viele gesunde Leute, deren Denkkraft durch keine fixe Idee gestört wird, dieser gröblichen Täuschung hingegeben zu seyn scheinen.

Mir sind bisher drey Individuen vorgekommen, welche mehr oder weniger an der fixen Idee, von unsichtbaren Personen verfolgt und angerufen zu werden, krank waren. Einer von ihnen, ein sehr achtbarer, logisch und wissenschaftlich gleich sehr gebildeter Arzt, in dessen Wohnung vor ihm ein Greis gestorben war, glaubte, von diesem in der Nacht, oft sogar am Tage, angerufen, auch mitunter auf eine unangenehm kikelnde Weise durch die Ohren angezischelt zu werden. Diese vermeintlichen Nachstellungen des Greises wurden ihm am Ende so unerträglich, daß er sich gezwungen sah, ein anderes Haus zu beziehen. Da ich um diese Zeit mit demselben in Bekanntschaft gerieth, und er oft selbst jener Anzischelungen des Greises, als einer ausgemachten Sache, gegen mich Erwähnung that; so wagte ich es, ihn im Wege logischer Diskussionen seines Irrthumes zu überführen zu suchen. Anfangs wollte es mir damit nicht gelingen; endlich aber gestand er mir selbst, daß er sich erinnere, den ersten Zuruf des Greises in dem Übergange vom Wachen zum Einschlafen gehört zu haben, und daß also die von ihm gehörten

*) M. f. Morgenblatt (1821, Nr. 12), in welchem der D. Justinus Kerner zu Weinsberg die Geschichte eines jungen Mannes erzählt, der von Magnetiseurs unablässig verfolgt zu seyn glaubte.

Laute wahrscheinlich ein sogenannter wächender Traum gewesen seyn, der sich hernach, bey seiner einmahl angeregten Phantasie, auch im wächenden Zustande bey ihm erneuert habe. Bald war unter uns von diesen Zurufungen des Greises nur noch als von einer physiologischen Täuschung die Rede, deren sich ein denkender Mann zu schämen habe. Merkwürdig ist es, daß dieser Arzt überhaupt sehr geneigt war, sich einmahl vorgefaßten Meinungen, selbst mit Berzichtsleistung auf eigene, selbstthätige Überzeugung, hinzugeben.

Das zweyte an der besagten fixen Idee leidende Individuum war ein Kandidat der Theologie, der Bruder eines sehr bekannten Guitarrenkomponisten. Dieser junge Mann, der in einer adelichen Familie Informator gewesen war, und sich daselbst in die Tochter des Hauses verliebt hatte, glaubte durch den Einfluß eines der Prinzen seines Landesherrn, den er für seinen Nebenbuhler hielt; nicht allein um seine Stelle, sondern auch um seine Geliebte gebracht worden zu seyn, auch überdem von demselben unsichtbarer Weise verfolgt zu werden. Der Wahn dieses unglücklichen Mannes ging so weit, daß er oft mit Stock und Degen auf die Wände seines Zimmers einhieb, hinter welchen er den Prinzen versteckt glaubte, und dabey jedes Mahl in die heftigsten Reden ausbrach. Überraschte man ihn in diesem Kampfe; so hörte er plötzlich zu wüthen auf, nöthigte den Eintretenden im ruhigsten Tone zum Sitzen und bath nur um die Erlaubniß, zuvor den Verführer in die Flucht schlagen zu dürfen. Dann begann das Gefecht mit den Wänden, so wie die wüthenden Ausrufungen von neuem. Hatte der Feind endlich das Schlachtfeld geräumt, so wandte sich der Kandidat zu dem Besucher und fragte ihn ganz gleichgültig, was zu seinen Diensten stände? Dieser junge Mann war überdem bey so gutem Verstande, daß er mir und vielen andern Personen Manuskripte abschrieb, und dabey weniger Fehler machte, als selbst die gewöhnlichen Kopisten zu thun pflegen. Nur die einzige Bedingung bevormortete er jedes Mahl, daß bey ihm an keinen Ersatz zu denken seyn könne, wenn der Prinz ihm etwa das Manuskript rauben sollte.

Das dritte Individuum lebt hier in Paris. Es ist ein ehemahliger Ausgewandter, ein Mann von reifen Jahren, von seiner Erziehung und sehr einnehmendem Aeußeren. Er besucht täglich das Café de l'Europe im Palais Royal. Seine fixe Idee besteht darin, daß er glaubt, nicht allein durch den vermeintlichen Einfluß gewisser Leute mit dem Gesuche um eine Pension abgewiesen worden zu seyn, sondern auch von ihnen unsichtbarer Weise auf jedem Tritte und Schritte verfolgt zu werden, überdem hält er diese Verfolger für die nämlichen, die im Anfange der Revolution ihm seine Güter geraubt haben. Er spricht von allen diesen Dingen mit ziemlicher Gelassenheit, selbst im Augenblicke, wo er von den unsichtbaren Feinden angefochten zu seyn glaubt, und schlägt keinesweges, wie oben erwähneter Kandidat, mit Stock und Decken drein. Als ich zum ersten Mahle von dem Wahne dieses Mannes Zeuge ward, geschah es auf eine Weise, die mich sehr in Verwunderung setzte. Ich hatte auf dem besagten Kaffehause meinen Platz neben demselben genommen; er schien in das Lesen eines Journals vertieft zu seyn. Da er sich sehr nach vorn zu überlegte, so fiel ihm der Hut vom Kopfe. Diesen von der Erde aufrappend, sagte er mit einem gewissen ruhigen Ingrimme: Ah, les scélérats! Was konnte ich anders glau-

ben, als daß die Aufwärter ihm im Vorbeylaufen den Hut abgeworfen hätten? In dieser Vermuthung glaubte ich durch das Hohnlächeln bestärkt zu werden, mit welchem sie, in der Ferne stehend, auf ihn deuteten. Darüber höchst erbittert, wandte ich mich zu ihnen und suchte ihnen das Strafbare ihres Betragens zu Gewissen zu führen. Aber da wandte sich der Greis zu mir und sagte in einem kindlich-naiven, mich überzeugen sollenden Tone: *Mon cher Monsieur, vous vous trompez; ce ne sont pas eux, ce sont les J** ces scélérats, qui me jouent cette farce-là.* Verwundert fragte ich ihn: *Mais ces scélérats, où sont-ils donc?* Voll Ingrimms lächelnd, gab er mir zur Antwort: *Vous ne les voyez pas? Je le crois; mais, moi, je les vois bien. Ils sont là, là!* Damit faßte er mich heftig bey'm Arme und deutete unverrückt in die entgegengesetzte Ecke des Kaffehauses hin. Dann setzte er kalt erbittert hinzu, und immer nach der Ecke gerichtet, als spräche er zu seinen Antagonisten: *Mais, tenez, scélérats; je ne me soucie pas plus de vous que de celà.* Dabey blies er über die flache Hand, nahm sein Journal wieder vor sich und las ruhig weiter. Dieser Mann besucht täglich das besagte Kaffehaus. Es vergeht selten ein Abend, wo er nicht irgend einem der Gäste, der dazu die Hände biethet, seine Geschichte erzählt; diese dreht sich stets in dem Kreise der firen Idee herum, daß jene scélérats — *vous savez ce que je veux dire!* fügt er hinzu — ihm nicht allein seine Güter geraubt haben, sondern ihm auch nach dem Leben trachten, um dadurch desto ruhiger im Besitze derselben zu bleiben. Fragt man ihn, wie es möglich sey, daß sich diese Leute unsichtbar machen können; so antwortet er in einem höchst ernstern, aber kindlichen Tone: *Par la force du Diable; ils ont fait un pacte ensemble.* Man sieht, lebte dieser Mann in Deutschland, er würde die Unsichtbarkeit seiner Feinde nicht der Gewalt des Teufels, sondern vielleicht der Einwirkung des thierischen Magnetismus zuschreiben.

U n B e t t i n a.

Auf die mir überschickte Carta bianca.

Dein Blatt versinnlicht mir den Streit
Der Frauensucht und Zärtlichkeit.
Schon aus der Furcht: mir diesen Kampf zu zeigen,
Spricht L i e b e mit verschämtem Schweigen.

Deßgleichen auf der Rückseite.

Dein loses Blatt neckt zärtlich mich;
Es soll nicht unbeschrieben bleiben.
Schon durch die Wahl: drauf, was ich will, zu schreiben,
Gabst du mir V o l l m a c h t über dich.

Goethe v. Leon.

Correspondenz-Nachrichten.

London, 28. April 1821.

Ich fange nach einem langen Zwischenraum meine Notizen aus unserer Hauptstadt mit Bemerkungen über hiesige Bühnen an, die im vorigen Jahre nicht viel Interes-

sautes darbothen. Ganz andere Gegenstände, politischer Natur, beschäftigten die Gemüther zu sehr, und fast täglich hätten Sie Tausende in großen geregelten Zügen, mit weißen Bändern und Kokarden geschmückt, zu Wasser oder zu Lande in jauchzendem Triumphe einher prangen sehen können, um der Königin Zeichen der Anhänglichkeit und Verehrung darzubringen. — Mit dem neu beginnenden Jahre neigte sich indessen die Aufmerksamkeit wieder etwas mehr zum Drama hin. Im Anfange zogen besonders die Pantomime, *Miss Stephens*, und *Mirandola* eine große Menge Zuschauer zu Covent-Garden hin, während Drury Lane weniger besucht war; ja manchen Abend wurden hier wohl kaum die Kosten gedeckt, bis auf einmahl ein neuer Magnet in *Miss Wilson* erschien, die mit ihrer Zauberstimme jedes Mahl ein volles Haus herberlockt. Allerdings scheint sie keine gemeine Sängerin zu seyn und viel Vorzügliches zu besitzen. Indessen möchte es zu früh seyn, jetzt schon ein gediegenes Urtheil über sie zu fällen, und am wenigsten möchte ich mit denen einstimmen, die sie sogleich über alle Vokalisten erheben, die in der gegenwärtigen Generation existiren, und die in ihren verschwenderischen Lobreden fest darauf bestehen, daß sie die Vollkommenheit aller in sich vereinige: die Stärke eines *Grassini*, die Wissenschaft einer *Willington* und die Ausführung einer *Catalani* u. s. w. Nun noch einige Bemerkungen über die Darstellungen selbst in diesem Schauspielhause. Im vorigen Monate trat Hr. *Wallack* als *Coriolanus* auf, führte aber die Rolle wirklich sehr mittelmäßig aus. Hr. *Gattie*, der als *Menenius* in diesem Stücke erschien, brachte wenigstens seine gewöhnliche muntere Laune mit, aber Hr. *Pope*, der die Rolle des *Cominius* übernahm, vernachlässigte ganz die Sprache des Autors und schob dafür eine Menge eigener Ausdrücke nach Willkür unter! Vielleicht sah er voraus, daß dieses Stück hier wenig oder gar kein Glück machen, und also nicht leicht wiederholt werden würde, und hielt es nicht der Mühe werth, sein Gedächtniß damit zu überladen. — Acht Tage später wurde *Montalto* gegeben, das traurigste Trauerspiel, das wohl jemahls aufgeführt ward; doch trug man es nach vier auf einander folgenden Vorstellungen schon zu Grabe. Folgendes betrifft den Inhalt. *Montalto* zog *Julie* der *Laura* vor und heirathete sie. Dadurch fühlt sich nun die eifersüchtige *Laura* äußerst beleidigt und beschließt seinen Untergang mit Hülfe des *Michael* und *Durazzo*; der eine ein furchtsamer und scheinheitiger Schelm, der andere ein lustiger, dreister Geselle. So vereint, gelingt es ihnen, dem *Durazzo* einen Argwohn über die Keuschheit seines Weibes beizubringen und zugleich seine Burg seinen Feinden zu verrathen; bey dieser Gelegenheit wird er tödtlich verwundet, seine Frau kömmt von Sinnen, sein Kind fällt in Ohnmacht und die drey Verschwornen sterben, von Gewissensbissen und nagenden Zweifeln geplagt. — Eine weniger kunstreiche Zusammensetzung, als in diesem Stücke herrschte, war wohl seit langer Zeit nicht gewagt worden. Zwey oder drey Charaktere halten halbe Stunden lang die Bühne besetzt und ermüden die Zuschauer mit langweiligen Gesprächen, ohne einen scheinbaren Gegenstand und ohne zu einem Ausgange zu führen. Diese machten dann einigen andern Platz, welche dieselbe sinnlose Ceremonie mit eben so wenig Zweck wiederholten. So schien am Anfange des dritten Actes die Entwicklung nicht näher geführt zu seyn, als am Ende des ersten, und obschon die Versammlung der verdrießlichen Erzählung mit stoischer Standhaftigkeit bis zur Mitte des dritten Actes zuhörte, so wurde doch nun ihre Geduld erschöpft und das Stück endigte zuletzt unter Gelächter und Auspfeifen. Die Ausführung war dem elenden Nachwerke angemessen, obgleich *Wallack* sich etwas über seine gewöhnliche Mittelmäßigkeit erhob, und sich in einem glänzenden Anzuge wirklich recht gut ausnahm.

In Covent-Garden wurde das lang ersehnte Trauerspiel von *Barry Cornwall* unter dem Nahmen *Mirandola* aufgeführt. Der Gegenstand des Trauerspiels findet sich, wie der Verf. selbst sagt, in der Geschichte *Philipps II.* sowohl als im Leben eines Este, Herzogs von Ferrara, und obgleich der Plan und die Anordnung des Stückes so wie die Sprache viel Originelles hat, so merkt man doch häufig, daß der Verfasser *Schillern* und *Alfieri* studierte; es sey denn, daß man auch hier das Sprichwort anwenden wolle: *que les beaux-esprits se rencontrent!*

Guido, der natürliche Sohn des Herzogs von *Mirandola*, liebt *Isidora*, deren Ge-

genliebe er besitzt. Er wird zum Kriege aufgerufen und man glaubt, er sey darin angekommen, da seine sämmtlichen Briefe durch Isabella, die Schwester des Herzogs, durch Gheraldi unterstützt, aufgefangen worden waren, indem sie ihrem eigenen Sohne das Herzogthum zu verschaffen strebt. Während dieser Zeit verliebt sich Mirandola, der Guido's Zuneigung nicht wußte, in Isidora und macht sie zu seiner Frau. Unter diesen Verhältnissen eröffnet sich das Spiel mit einem Dialog zwischen Guido und seinen Freunden Casti und Julio, in einem kleinen Wirthshause, auf ihrem Wege nach Mirandola. Gheraldi, der von ihrer Ankunft benachrichtigt ist, theilt dem Herzoge zuerst das Geheimniß von Guido's früherer Leidenschaft für Isidora mit, und so wie Guido ankömmt, erzählt er diesem die Neuigkeit von seines Vaters Heirath. Nun folgen zwei schöne Scenen: die eine zwischen Guido und Isidora, die andere zwischen jenem und Mirandola, welche mit Bitterkeit und Vorwürfen beginnen, aber zum Theil mit Aussöhnung endigen. Um aber des Herzogs Eifersucht zu erregen, überredet Isabella die Isidora, daß sie Guido zur Erinnerung an ihre frühere Liebe einen Lieblingsring schickt, den sie von ihrem Gemahle zum Geschenke erhalten hatte. Bey einem Gastmahle, welches Mirandola der Ankunft seines Sohnes zu Ehren anstellt, erblickt er diesen Ring am Finger desselben und wird sogleich von einer wüthenden Eifersucht befallen. Jedoch schlägt Guido seinen Argwohn etwas nieder, indem er ihm seinen Entschluß, sogleich wieder abzureisen, verkündigt. Guido bereitet sich auch wirklich zur Abreise, wird aber noch durch einen Brief von Isidora zurück gehalten, worin sie ihn ersucht, des Nachts im Schloßgarten zu erscheinen und ihr den unglücklichen Ring wieder zu geben. Er willigt ein; sie werden aber durch den Herzog überrascht, der die augenblickliche Hinrichtung Guido's befiehlt. Indessen hat Casti die zurückgehaltenen Briefe entdeckt, so wie noch einige andere von Isabella geschriebene Papiere, die Gheraldi hatte fallen lassen, und das ganze Komplott verrathen. Sogleich will er damit zum Herzoge eilen, wird aber von Isabella aufgehalten, welche ihn in's Gefängniß zu werfen befiehlt; er entschlüpft jedoch und dringt wirklich bis vor den Herzog, aber zu spät, denn in dem Augenblicke hat er schon den Befehl zur Vollstreckung seines raschen und grausamen Urtheils gegen Guido gegeben. Der Befehl wird zurück genommen; aber in dem Augenblicke verkündigt das Abfeuern des Geschüzes, daß seine Vergnadigung zu spät kömmt. Isidora fällt sinnlos zu Boden und wird weggetragen. Mirandola gibt unter Gewissensbissen und Schmerz den Geist auf. — Ob dieses gleich eine richtige Erzählung der Geschichte ist, so wird es doch keine richtige Ansicht über dessen Charakter geben, indem die Hauptschönheit keineswegs in der Vortrefflichkeit der Composition liegt. Mehrere Scenen sind unwahrscheinlich und schwerfällig zusammen gestellt. Aber der Verfasser zeichnet sich an mehreren Stellen durch tiefes Gefühl und eine schöne Sprache aus; auch ist die Entwicklung der beyden Hauptcharaktere im Ganzen so wohl gelungen, daß man gern einige Mängel übersieht. — Mirandola wurde durch Macready und Guido durch Cemble recht brav dargestellt, besonderes Lob verdient Letzterer; es war ein vollkommener Triumph der Kunst, und er wirkte meisterhaft auf die Gefühle der Anwesenden, deren Zahl nicht gering war.

Hr. Keane, der sich auf hiesiger Bühne einen so ausgezeichneten Ruf im Drama erworben, wie Sie aus meiner ersten Nachricht gesehen haben, ist den 10. Nov. v. J. schon, nach einer glücklichen und schnellen Überfahrt in Amerika, und zwar in New-York angekommen. Am 29. desselben Monats trat er dort zum ersten Mal als Richard III. auf. Da das Schauspielhaus kürzlich abgebrannt war, so diente dazu einstweilen ein kleines Haus in der Antony-Straße. Indessen war, wie mir mein Freund schreibt, die Neugier des Volks ausnehmend rege; ja Viele kamen sogar von Philadelphia, welches doch etwa 30 Stunden entfernt ist, um seinen Vorstellungen beizuwohnen. Die Einnahme soll vor seiner Ankunft kaum wöchentlich 1000 Thlr. betragen haben, und nun stieg sie auf einmahl jeden Abend so hoch! Am 1. Dec. erschien er als Othello und wollte den 10. als König Lear (für sein Benefiz) spielen. Von New-York gedenkt er nach Philadelphia zu wandern. Die amerikanischen Zeitungen sprechen allgemein mit vieler Wärme von ihm.

In Dublin ist nun die Rotunda (worin bisher gespielt wurde) geschlossen. Wie es

heißt, soll dieses Gebäude zu einem Versammlungsorte der Methodisten eingerichtet werden. Das neue Theater wurde mit den beiden Stücken: „der Irrthum“ und der „Schlafwandler“ eröffnet.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 10. d. M. zum Vortheil der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten: Johann von Paris. Musik von Boieldieu. Mad. Mehger-Bespermann sang den Part der Prinzessin, aus Bereitwilligkeit, zum Besten des menschenfreundlichen Unternehmens durch Verwendung ihrer Talente mitzuwirken. Ihrem ersten Auftritte scholl rauschender Beyfall entgegen, der sich mehrmahls während der Arie wiederholte, die sie mit so glänzender Entfaltung der Stimme und so vieler Leichtigkeit bey durchgreifender Kraft vortrug, daß alle Parthien dieses Tongemäldes in ihrem eigenthümlichen Licht hervortraten. Der Schluß des Finales wurde von dem Ensemble gut ausgeführt, und folglich besser, als der Anfang, wo Lorezza (Mlle. Demmer) im Quartett, wie schon früher von der Introduction herein, stark distonirte.

Im zweyten Akt trug die Gastfängerinn, um die Darstellung so interessant wie möglich zu machen, jene trefflichen Variationen von dem k. baierischen Kapellmeister von Winter auf das anmuthige Thema von Karaffa vor. Wir hörten dieses Gesangsstück öfter schon im vorigen Jahre, und man kann sich nicht davon überfättigen, denn die schwärmerische Melodie und der bedeutungsvolle Schmuck des kunstreichen Vortrags wirken und erheben mit vereinten Kräften. Die Sicherheit der Bewegung in den auf- und niederschwebenden Tönen (synkopirten Noten), die zarten Verschmelzungen, die Bestimmtheit des Einsazes aus der Tiefe in das Piano der Höhe, die leicht hin perlenden Rouladen, und endlich der in der letzten Veränderung glücklich angebrachte chromatische Lauf, der den Gesang der Nachtigall, von welcher hier die Rede ist, so treffend bezeichnet, bilden ein harmonisches Prachtstück, das sich, kaum verfliegend, in des Herzens Tiefe prägt.

Das Lied des Troubadours verlор durch ein schleppendes Tempo den charakteristischen Wohlklang. Dem Pagen mißlang die Aufgabe. Johann (Hr. Jäger) löste den Satz in lauter Fermaten auf. An die bewegtere und gelungene Durchführung der Mad. Mehger-Bespermann reihte sich der dreystimmige Schluß beyfallswürdig an. Auch das von Johann und der Prinzessin vorgetragene Duett verdient ausgezeichnet zu werden.

Noch müssen die, den Zwischenraum von den Variationen zur Romanze ausfüllenden Tanzstücke erwähnt werden, worunter das von dem Balletmeister Horschelt neu komponirte Pas de trois, mit einer ansprechenden Musik vom Hrn. Grafen Robert von Gallenberg, durch die Tänzerinnen Heberle, Wirdisch und A. Mayer, in geschmackvollem Kostum mit Nettigkeit und Anmuth ausgeführt, recht angenehm belustigte. — Die Einnahme war bedeutend und gab einen des festlichen Tages würdigen Beweis, wie gern das Publikum wohlthätige Anstalten zu unterstützen pflegt.

Berichtigung.

In Nr. 58 S. 494 Z. 11 v. u. statt: In dem lese man Jedem.
 „ 72 „ 608 = 20 = „ „ das Loast lese man des Thoas.
 „ „ „ 611 = 21 = „ „ inneren „ „ menschlichen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 21. Juny 1821.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey W. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verfenbt.

Schuld und Strafe.

Von J. C. Mietach.

Es war in den Zeiten des niederländischen Religions- und Freyheitskrieges, als Lamoral, ein junger Kaufmann aus Brüssel, sich in Angelegenheiten seines Hauses in ***, der glänzenden Residenzstadt eines deutschen Fürsten befand. Seine Geschäfte waren geendigt; er gedachte nur der Beschauung der Merkwürdigkeiten des Ortes noch ein Paar Tage zu widmen, und dann ungesäumt die Rückreise anzutreten. Eine alte kranke Mutter, die er zärtlich liebte, war der einzige Gegenstand, welcher ihn das baldige Wiedersehen der Heimath wünschen ließ. Soust zog denselben dahin kein anderes freundliches Band. Ja er mußte vielmehr fürchten, daß ihn dort nächstens ein Band fesseln dürfte, von dem man nicht voraussagen konnte, ob es ein freundliches oder verhaßtes würde. Seine Mutter hegte nämlich schon lange den Wunsch, ihn noch bey ihren Lebzeiten mit Elisabeth, der Tochter eines wohlhabenden Handelsheeren, verbunden zu sehen. Sie hing jetzt diesem Wunsche um so mehr nach, als Alter und Kränklichkeit zunahmen, und in den Niederlanden, trotz der Strenge der Inquisitionsgenichte, die neue, von ihr höchlich mißbilligte Lehre sich mit jedem Tage weiter verbreitete. Ihr schien ein eheliches, mit einem so frommen und rechtgläubigen Mädchen, wie Elisabeth, geschlossenes Verhältniß, auch in dieser Rücksicht das beste Mittel zu seyn, ihren lieben Lamoral, dessen religiöse Grundsätze ihr überdies bereits verdächtig waren, vor den üblen Einflüssen und den zeitlichen und ewigen Gefahren dieser stürmischen Zeit zu beschützen. Der Sohn fühlte zwar keine Neigung zu der Erkorenen; allein er fand auch an derselben durchaus nichts Bedeutendes auszusetzen, und sein Herz war frey. Deswegen hatte er den Entschluß gefaßt, der lieben Mutter das Opfer seiner Freyheit zu bringen, und sie dießmahl bey seiner Heimkunft mit dem erfreulichen Versprechen, um Elisabeths Hand nun werben zu wollen, zu überraschen.

Unter den Sehenswürdigkeiten, denen Lamoral noch einen Besuch zuge-
dacht hatte, befand sich auch das nahgelegene fürstliche Lustschloß*, das so-

wohl durch seine schöne Lage als durch eine darin aufgestellte vortreffliche Gemähldeammlung der Aufmerksamkeit der Fremden würdig war. Eben traten einige junge Handlungsfreunde, deren ihm nicht zusagende Begleitung abzulehnen unthunlich war, in sein Zimmer, um ihn zu dem verabredeten Ausfluge dahin abzuholen, als ihm ein Brief übergeben wurde, an dessen Aufschrift er die Hand seiner Mutter erkannte. Die Durchlesung und den Genuß desselben auf eine einsame Stunde versparend, steckte er ihn zu sich, und begab sich mit der Gesellschaft auf den Weg. In heiterer Stimmung ward das Schloß erreicht, in der nahen Schenke ein Mahl bestellt und unterdessen in der reizenden Gegend gelustwandelt. Nach dem Essen ließ sich eine Bande durchreisender Bergknappen hören; die hübschen Töchter des Gastwirthes waren leicht zum Tanzen zu bewegen, und Lamorals lustige Gesellschaft dachte nicht mehr an die Gemähldeammlung. Dieser verbarg zwar sein Mißvergnügen über die eingetretene Störung, allein zur Theilnahme an dem unzeitigen Jubel war er nicht zu überreden. Überaus willkommen mußte es ihm daher seyn, als eben jetzt Tachino, ein junger italienischer Künstler, dessen Bekanntschaft Lamoral unlängst gemacht hatte, eintrat. Unbemerkt schlichen sich nun beyde von den übrigen lärmenden Gefährten hinweg, und suchten den Tempel der Kunst auf. Der alte Aufwärter, welcher ihnen denselben erschloß, entfernte sich bald wieder, und ließ sie allein. Sie verweilten bey manchem herrlichen Bilde, und hatten sich in Betrachtungen und Mittheilungen so vertieft, daß sie nichts von dem bemerkten, was in ihrer Nähe geschah. Eine liebliche Frauenstimme, welche jetzt in einem anstoßenden Saale zu sprechen begann, nahm zuerst wieder ihre Aufmerksamkeit auf die übrigen Umgebungen in Anspruch. Der freundlichste Anblick überraschte sie. Ein schönes blühendes Mädchen und ein ehrwürdiger Greis, Vater und Tochter, standen vor einer Staffeley, worauf die Kopie eines daneben hängenden Gemähldes der Sammlung zu sehen war. Der Alte schien tief bewegt, Thränen benetzten seine Wangen; er schaute zärtlich bald das Bild und bald die Tochter an, welche mit Freudeleuchtendem Antlitze zu ihm emporsah, jede seiner Mienen sorglich belauschte, und über seine Nührung und sein Wohlgefallen die fromme Begeisterung eines liebenden kindlichen Herzens verrieth. Lamoral und Tachino hatten sich unterdessen etwas genähert, und betrachteten das Bild, welches die Empfindungen jener Beyden so sehr erregte. Dasselbe stellte den Tod Maria's dar; das Original war das Werk eines guten deutschen Meisters, und die Kopie ließ in Rücksicht der getreuen und fleißigen Ausführung nichts zu wünschen übrig. Mit Absicht waren unter den Anwesenden, welche die heilige Scene umgaben, zu den Füßen des Lagers der Sterbenden noch drey Personen, unverkennbar der Greis und die Jungfrau selbst, und, wie es sich sogleich zeigte, die jüngst verstorbene Mutter derselben angebracht, welche, obwohl sie dem Originale fehlten, doch durch den wahren Ausdruck innigen Schmerzens und andächtiger Erhebung die Wirkung auf das Gemüth des Beschauers nur erhöhten. „Schön! herrlich, meine Agnese!“ begann jetzt der Alte, indem er das Mädchen an seine Brust drückte. „O könnte deine gute Mutter noch das Entzücken dieses Augenblickes mit mir theilen! Ach warum mußte sie so früh von uns scheiden! — Deswegen also bathest du mich, deine Arbeit erst zu beschauen, wenn sie vollendet seyn würde? — Habe Dank! O habe Dank!“ — Der

Gedanke an die eigene Mutter, der Eindruck des Bildes selbst und die Theilnahme an dem Schicksale der beyden Gegenwärtigen, machten auch Lamorals Auge von Thränen überfließen. „Verzeihen Sie, meine Herren!“ sprach jetzt, zu Lamoral und Tachino sich wendend, der Greis, als er zuerst die fremden Zeugen dieses Auftrittes bemerkte, „verzeihen Sie, daß wir an einem ungeeigneten Orte Sie durch diesen Ausbruch unserer Empfindungen in Ihrem Kunstgenusse zu stören wagen! Wir glaubten uns hier allein; doch auch von Tausenden umgeben würde uns die Gewalt dieses Augenblickes außer die Schranken des Schicklichen gedrängt haben.“ Agnese blickte mit ihren blauen Augen in die feuchten Lamorals, welcher auf des Greises Anrede sich ganz genähert hatte, und sagte: „Er hat mit uns geweint, lieber Vater! Fürchte keinen Vorwurf und keine Entweihung!“ Lamoral aber erwiderte nichts, und drückte nur bewegt die Hand des Alten. Er schloß aus dem zwar reinlichen aber dürftigen Äußeren des Greises und seiner Tochter, daß ihre Lage keine von Glücksgütern gesegnete sey; er sann nach, wie er sich ihnen auf eine anständige Weise hilfreich erzeigen könnte, und glaubte hierzu die beste Gelegenheit zu finden, indem er den Wunsch aussprach, ein Abbild von diesem Gemälde zu besitzen, das ihm theuer geworden war. Agnese blickte den Vater fragend, fast bittend an, welcher ihre Meinung leicht errieth und erwiderte: „Von diesem Bilde kann ich mich nicht mehr trennen, mein Mädchen! Aber wir wollen dem Herrn alsbald ein, dem unsrigen ganz gleiches fertigen, wenn es ihm also beliebig ist.“ Lamoral war es zufrieden, beredete mit dem Alten den Preis, und drang ihm sogleich das Doppelte, was jener forderte, mit der Bitte auf, für den Überschuss auch noch sein Bildniß dem ihrigen beyzufügen. Während jene, obwohl im Innern freudig überrascht durch diese unverhoffte Guld des Schicksals, welche sie einer großen, eben jetzt quälenden, Verlegenheit entriß, doch aus Rücksichten der Schicklichkeit die Annahme einer so unverhältnismäßigen Belohnung verweigern zu müssen glaubten, erscholl es Aßen von mehreren Stimmen: „Lamorale! Lamorale!“ Dieser, sogleich die Gefährten, welche ihn aufzusuchen gekommen waren, erkennend, nahm von der Jungfrau und dem Greise schnellen Abschied mit den Worten: „Leben Sie wohl; wir scheiden nicht für immer! — Vielleicht schon morgen sehen wir uns wieder!“ — Noch einmahl schauete er dann auf Agnese, und entfernte sich darauf rasch mit Tachino, damit nicht der Übermuth der Begleiter den reinen Genuß dieser glücklichen Stunde trüben, und schöne, ihm selbst noch dunkle Gefühle mit rauher Hand entweihen möchte. Seine und Agnesens innigste Gefühle waren sich vor diesem Bilde begegnet, und von diesem gemeinsamen Punkte aus schwebte, wie von einer milden Sonne hernieder, der erste Strahl eines zarten Verständnisses in ihre Herzen, und ein entscheidender Moment vereinte sie schneller und kräftiger, als Jahre langes Beysamenseyn in weniger bedeutenden Verhältnissen.

Jene munteren Gesellen entschuldigten sich bey Lamoral der wenigen Aufmerksamkeit wegen, welche sie ihm erzeigten, und ließen sich von ihm leicht bereden, heute nun auf die Beschauung der von ihnen schon oft gesehenen Gemäldesammlung zu verzichten. Auf dem Rückwege nach der Residenz fiel Lamoral der Scherz und die Lustigkeit seiner Begleitung vollends

unerträglich, und nur die Gegenwart Tachino's, welcher den Wunsch, sich der Gesellschaft anzuschließen, gewähret hatte, war seinem aufgeregten Gemüthe wohlthuend. Als man sich, in der Stadt angekommen, trennte, schlug Lamoral jede Einladung auf morgen standhaft aus; flüsterte aber Tachino, dem stillen Vertrauten seiner Empfindungen, die Bitte zu, ihm den folgenden Tag zu schenken. Sobald sich jetzt Lamoral allein befand, entfaltete er vor allem den Brief der lieben Mutter, dessen Inhalt ihn auf das bitterste betrübte. Sie drang darin auf seine schleunige Rückkehr, weil sich ihr Zustand plötzlich und bedeutend verschlimmert habe; sie meldete ihm die stets weiter um sich greifenden Unruhen und Verfolgungen im Vaterlande, und mahnte ihn zuletzt an die baldige Erfüllung ihres Lieblingswunsches. Lange starrete Lamoral auf das traurige Blatt hin. Tiefes Leid ergriff ihn, welches ein schwerer Kampf, so sich in seinem Innern erhob, noch vergrößerte. Hier gebothen nämlich eine heilige Pflicht, das Verlangen und der Zustand einer lieben Kranken Mutter augenblickliche Entfernung, und dort suchten die Ereignisse des heutigen Tages und Agnesens liebliche Erscheinung einige Stunden Aufschub zu erbitten. Sein besseres Selbst siegte, er wollte keine Zeit verlieren, und entschloß sich zur ungesäumten Rückkehr. Tachino sollte anstatt seiner dem Greise und Agnesen die nöthigen Aufschlüsse über ihn ertheilen, ihn seiner unvorgesehenen Abreise wegen bey ihnen entschuldigen, und dieß ihm so theuer gewordene Künstlerpaar zu bewegen suchen, ihm das bestellte Bild, einst persönlich auf seine Kosten nach Brüssel zu überbringen, wo er, wenn der Alte dort seinen künftigen Aufenthalt zu wählen gedächte, für sein weiteres gutes Fortkommen besorgt seyn würde. Auf diese Weise glaubte er in gleichem Maße seiner Pflicht und dem leisen Wunsche seines Herzens zu genügen, den er in williger Selbsttäuschung mit den Absichten der Mutter in keine Berührung brachte. Er ließ Tachino zu sich bitten und unterdessen die Anstalten zum Aufbruche treffen. Dieser war nirgend zu finden, und Lamoral blieb nichts übrig, als ihm schriftlich die erforderliche Anweisung und Bitte nach dem zuvor erwähnten Plane zu hinterlassen. Nachdem er den Brief einem Aufwärter übergeben, denselben um die baldigste, sorgfältigste Bestellung ersucht, und reichlich dafür belohnt hatte, trat er mit schwerem Herzen seine Reise an. In der Heimath angelangt, fand er seine Mutter auf dem Wege einer, freylich keine lange Dauer versprechenden, Besserung; die Unruhen dagegen und der Zwiespalt der Meinungen hatten dort ihren höchsten Grad erreicht. Kein Tag verging, an dem nicht auf den Richtplätzen das Blut der Bürger geflossen wäre. So sehr einer Seits diese unglückliche Lage der Dinge Lamorals Mutter veranlaßte, oft auf ihren alten Heirathsplan zurückzukommen, so annehmbare Entschuldigungs- und Aufschubsgründe both sie auch dem Sohne dar, welcher in dieser Zeit voll Haß und Gräuel nicht ein Fest der Liebe und Freude feyern zu wollen vorgab. In seinem Herzen fand sich jedoch ein größeres Hinderniß, welches ihn jetzt diese Verbindung zu schließen ungeneigt machte. Es war eine heimliche Neigung, eine stets wachsende Sehnsucht, und Agnese der Gegenstand derselben. Er hoffte mit jedem Tage auf die Ankunft oder auf Nachrichten von der Theuern. Die Fragen und Zweifel, ob Agnesens Herz kein früheres Verhältniß fesselte, ob er ihre Gegenliebe gewänne, und ihr Vater und seine Mutter in sein Glück willigten, glaubte er, würden durch die persönliche Erscheinung des lieblichen Mädchens ganz

seinen Wünschen gemäß gelöst werden. Als einige Monate unter fruchtlosem Harren verstrichen waren, begann seine Zuversicht zu sinken, und die Sorge trat an ihre Stelle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

London.

Das Schauspielhaus in Edinburg wurde neu decorirt und mit einem prächtigen Gasleuchter versehen. Hierauf gab man zum ersten Mahle: „Sie läßt sich herab um zu Erobern *).“ Auch das Pantheon wurde dort durch Hrn. Kinloch eröffnet.

Zu Bath gab man kürzlich: *Adrian und Drita*. Eine der dortigen Schauspielerspielerinnen, *Miß Worgan*, gibt zugleich Unterricht im Tanzen. Dieses machte sie in folgendem bescheidenen Style bekannt: „Die berühmte *Miß W.*, die erste englische Tänzerin im Königreiche u. s. w.“

Im hiesigen *Drury-Lane-Theater* zog das Oratorium am Mittwoch, den 21. März, ein volles Haus herbei. Das neue große Requiem von *Bochsa* gilt hier für ein gelungenes Werk. Das Quartett, mit welchem es endigte, ist eine glückliche Eingebung; auch ein darin vorkommendes Trio macht einen guten Effect. Das Accompanement ist rein; besonders wirksam sind die 13 Harfen im Quartett. Die Auswahl bestand in einigen frühern Bruchstücken von Mozart, einigen Auszügen von *Lanfredi*, einer Scene, die erste ihrer Art in diesem Lande, gesungen von *Braham*, aus *Rossini's Othello*, und dem Schlachtstücke von dem beliebten *Beethoven*. Das Chor der Sänger war sehr stark. Den Sängern: *Camporese*, *Salmon*, *Bellchambres* und *Godal* wurde diesen Abend ungemeiner Beyfall zu Theil, so wie auch den Hrn. *Braham*, *Angrisani* und *Pyne*.

Kürzlich wurde die *Brittische Galerie* (*British Institution*) wieder mit einer Ausstellung von Werken brittischer Künstler eröffnet, und täglich können wir dort einen großen Theil unserer eleganten Welt versammelt finden. Sie werden sich wohl noch erinnern, daß dieses Institut im Jahre 1805 unter dem Schutze des Königs zur Ermunterung und Belohnung des brittischen Künstlerfleißes errichtet wurde. Während einer Hälfte des Jahres sieht man dort eine Sammlung von Gemälden der jetzt lebenden Künstler zum Verkaufe ausgestellt; und während der andern Hälfte ist es mit Werken der berühmtesten alten Meister, zum Studiren unserer jungen Maler, versehen. Das Ganze wird durch Subskription unterhalten, und die Anzahl der Gemälde, welche hier unter dem Einflusse der hohen Gönner verkauft wird, ist sehr beträchtlich. — Im J. 1813 wurde das Publikum durch eine Ausstellung der besten Werke von *Reynolds* befriedigt, die durch die Kommittee von den Privat-Sammlungen der königl. Familie und anderer Vornehmen zusammen gebracht worden. Eben so im J. 1814 durch 221 Gemälde von *Hogarth*, *Gainsbro* und *Wilson*. Seitdem hat man jährlich regelmäßig zwey Ausstellungen: Eine von den besten Werken der alten Künstler, mehr zur Bildung des öffentlichen Geschmacks, wovon ich die letzte in meinem zweyten Briefe erwähnt, und die andere von den jetzt Lebenden. — Es werden jetzt keine Prämien für gewisse Gegenstände vorgeschlagen, sondern den Malern für vorzüglich gelungene Stücke Belohnungen gegeben, oder sie werden von der Gesellschaft angekauft und zur Auszeichnung in besondern Zimmern aufgehangen. Auch gibt wohl die Kommittee gelegentlich einen Auftrag zu einem liberalen Preise, wie im vorigen Jahre dem Hrn. *Ward*, Mitgliede der königl. Akademie, zu 1000 Guineen, und erlauben ihm das Werk noch für sechs Monate zu seinem eigenen Vortheile auszustellen, anderer Aufmunterungen nicht zu gedenken.

Die gegenwärtige Ausstellung ist zwar nicht so zahlreich, als wir sie bey vorigen

*) Das Stück ist auf der deutschen Bühne, unter dem Titel: *Sie läßt sich herab, um zu siegen*, längst bekannt.

Gelegenheiten gesehen haben; aber einige der Stücke sind doch schöne Proben der Fortschritte unserer Künstler. Es sind einige Gemälde von Mitgliedern der Akademie dergleichen, welche, obgleich sie manches Treffliche enthalten, doch nicht zu den besten gezählt werden können, z. B. die von Wilkie und Cooper. Einige von den schönsten Gemälden sind von jenen brittischen Künstlern, welche da gute Fortschritte machen, wo wir es immer vorzüglich gern sehen. So ist z. B. das durch Hrn. Martin verfertigte „Fest des Belschazzar“ ein edel gedachtes Gemälde, und gehört vielleicht in seiner Ausführung zur höchsten Klasse der Kunst. In einigen Figuren desselben ist wohl eine theatralische Darstellung und etwas Steifheit bemerkbar; aber die Größe der Luftwirkung im Hintergrunde, die bewundernswürdige Perspektive und die edle Anordnung der Baukunst stellt eine Kombination herrlicher Gegenstände dar, welche ein Talent und Geschmack beweisen, das der alten Meister würdig ist. Das Licht, welches von der Schrift an der Wand auf die Gestalten herabfällt, ist von einer einzigen Art und bringt eine ganz unbegreiflich magische Wirkung hervor. In den Landschafts-Gemälden ist dießmahl wenig Neues, und die historischen sind weder zahlreich, noch im Allgemeinen über den gewöhnlichen Standpunkt. Die Modelle oder Risse sind im Ganzen wohl ausgeführt, ohne daß man etwas besonderes davon erwähnen könnte. Künftig hoffe ich Ihnen mehr Mannigfaltiges mittheilen zu können.

Königsberg in Preußen im May 1821.

Ihrem Wunsche, Ihnen von Zeit zu Zeit Nachrichten über Alt-Preußens Hauptstadt mitzutheilen, will ich, so weit es Zeit und Kräfte mir gestatten, gern genügen. Mit Nachstehendem sey hiezu der Anfang gemacht; ich muß Sie aber bitten, darin nichts weiter als die ersten Linien des zu entwerfenden Gemäldes suchen zu wollen.

Königsberg ist aus drey Gesichtspunkten zu betrachten: Hinsichts seiner natürlichen Lage, als Handelsstadt in der Nähe der Ostsee, und als nordöstlichste Hauptstadt Deutschlands, endlich als Universität. In ersterer Beziehung sieht es bey uns höchst traurig aus, denn unser Handel ist seit geraumer Zeit beynähe ganz in's Stocken gerathen. Vermöge der Mündungen der Weichsel, der Oder und Memel erhielt Preußen Pohlen vor der Theilung Pohlens in steter finanzieller Abhängigkeit, und beherrschte dasselbe durch seine glückliche Vorlage. Jetzt ist dieses Reich in den Händen Rußlands. Königsberg stand aber nicht nur mit diesem Reiche in Verbindung, sondern auch mit Weiß- und Roth-Neussen, selbst mit Polhynien und der Ukraine, und bis zum Jahre 1772 lieferte es den Furländischen Städten Libau und Winden ihren Bedarf an Manufaktur-, Kolonial- und inländischen Fabrikwaaren und Seesalz. Bis zu jenem Jahre veräußerte Königsberg nur an dem letzten Artikel etwa 6000 Last jährlich. Das ist nun alles dahin, und Königsberg allein auf den Ostsee-Handel angewiesen. Seine Hauptartikel auf diesem Wege bestanden in Getreide, Flachs, Hanf, Leinsamen, Wolle u. m. a. Theils aber bezieht jetzt England diese Produkte von Amerika, theils machen die übertriebenen englischen Zölle die Einfuhr von hier unmöglich. Vormahls belud Königsberg jährlich mehr denn 1000 Schiffe; diese Zahl ist weit unter die Hälfte gesunken; seine ehemahligen ansehnlichen Rhedereyen sind durch Krieg, Verabung zur See und Mangel an Staatsvorschuß gänzlich vernichtet worden. Königsbergs hauptsächlich, aber auch unverwüßbare Erwerbsquelle ist nunmehr der Wechselverkehr, der zum Theil für die großen russischen Handelsplätze hier besorgt wird, wenn die Operationen wegen der Entfernung Hamburgs und Berlins Schnelle erfordern. Der so fast ganz vernichtete Handelsverkehr, mehrere bedeutende Brände, insonderheit der im Jahre 1811, demnächst die 1807 ausgeschriebene Kriegskontribution, wozu das Königreich Preußen allein 3 Millionen Thaler hergeben müssen, wovon der Staat bis jetzt noch keine Zinsen (die sich bereits auf mehr als eine Mill. Thlr. belaufen) bezahlt hat, haben hier in dieser Zeit einen so auffallend großen Geldmangel herbey geführt, daß öfters zweymonathliche Tratten auf Berlin mit 3 — 4 pCt. Damno abgegeben werden, ein Zinsverlust von 18 — 24 pCt.: jährlich; daß ferner große Fabrik-Anlagen, namentlich die durch Friedrich den Großen hier errichteten Zuckersiedereyen, nicht erhalten werden können.

Der Verfall des hier sonst so blühenden Handels, in Vereinigung mit den Folgen der neuern Kriege, haben hier ihren Einfluß auf das öffentliche Leben sehr sichtbar geäußert. Mit Nahrungslosigkeit, die sich vermöge der Gewerbefreyheit, welche ohne alle Modificationen wenigstens in den ersten Jahrzehenden ihres Bestehens drückend seyn muß, auch auf den Handwerker ausgedehnt hat, liegt die Sucht, dem Luxus zu huldigen, in einem traurigen Kampfe. Wie jene, so ist auch dieser die Folge jener unglücklichen Kriegsjahre gewesen. Durch einen schnellen Glückswechsel, augenblicklichen Gewinn, an Befriedigung großer Bedürfnisse gewöhnt — eine schwer zu besiegende Gewohnheit! — hat man den Sinn für unschuldige Vergnügungen verloren; das Streben, es einander in Puz, Aufwand u. s. w. zu vorzuthun, und der damit eng verknüpfte kleinstädtische Krittelgeist treibt hier die Menschen aus einander, statt daß man sich früher nur zu einem Zwecke, dem gemeinschaftlicher Freude, versammelte. Jedem Unbefangenen, der nur einen Augenblick an unsern Lustörter beobachtend verweilt, muß sich diese Bemerkung von selbst aufdringen. Überdies schränkt man sich ganz auf einen engern häuslichen Kreis ein und spart hier für glänzende Schmauseren zusammen, deren man doch einige des Jahres zu geben verpflichtet zu seyn glaubt, und die denn bey der großen Zahl der Gäste und dem nicht selten mit dem Vermögen des Gebers unverhältnismäßigen Kostenaufwande, füglich einer General-Abspeisung ähnlich sehen. Nicht minder nachtheilig für das Gesammtleben in Königsberg ist das dafelbst überhand genommene Kessourcenwesen. Jeder Theil der Stadt hat mehrere solche geschlossene Zirkel aufzuweisen, in denen, wenn sie auch nicht ausschließlich auf einen Stand beschränkt sind, doch meistens Theils einer vorherrschend ist. Da sind Abend-Versammlungen, deutsche Militär-, Kaufmanns- und vielleicht auch Schneider- und Schuster-Kessourcen! Und was treibt man hier? Karten und immer Kartenspiel, und zwar ein hohes, wie man es aus guten Gründen im Kreise seiner Familie vermeidet. — Das ist der alleinige Zweck des Zusammenkommens, die Lösung aller hiesigen Kessourcen, so daß derjenige, welcher kein Spieler ist, sich in diesen Gesellschaften rein verloren sieht. Mehrmahlige Versuche, welche Männer, denen das Bessere am Herzen lag, zur mehr geistigen Unterhaltung bezweckenden, Umgestaltung jener Klubs machten, sind dermaßen verunglückt, daß daran wohl nicht wieder zu denken ist.

Tröstlicheres kann ich Ihnen von unserer Albertus-Universität (bekanntlich vom Markgrafen Albrecht I., Herzoge von Preußen, im Jahre 1544 gestiftet) melden, welche mit Recht den bessern des ganzen preussischen Staates beygezählt wird. In allen Fakultäten weist sie Männer auf, die ihren Ruf auch in der literarischen Welt längst begründet haben. Unter den Theologen nenne ich Köhler und Hahn (Vater ist vor Kurzem nach Halle abgegangen); unter den Juristen: Dirksen; bey der medicinisch-chirurgischen Fakultät: Burdach, Unger, Elsner; bey der philosophischen Fakultät: Herbart für theoretische und praktische Philosophie, Lachmann für Poesie und altdeutsche Literatur, Lobeck für griechische und römische Literatur, Voigt und Drummann für Geschichte und Alterthums-Wissenschaft, den berühmten Astronom Bessel, die Naturhistoriker v. Baer und Schweigger, ersterer als Zoologe, dieser als Botaniker rühmlichst bekannt.

Was nun das wissenschaftliche und gefellige Leben der hiesigen Studierenden betrifft — deren Zahl sich zur Zeit nur auf 250 beläuft — so berechtigt solches zu den besten Erwartungen. An die Stelle des frühern rohen Burschentones, der sich nur zu oft an den bestehenden Gesehen bürgerlicher Ordnung verländigte, und nicht anders als verderblich auf die Pfleger desselben zurückwirken mußte, ist mehr wissenschaftliches Streben getreten, geleitet von dem Geiste echter akademischer Freyheit. Wenn auch der neuesten Zeit ein bedeutender Einfluß auf diese erfreuliche Regeneration zugestanden werden muß, so haben doch insonderheit mehrere der hiesigen Professoren unmittelbar darauf hingewirkt. Durch des Medizinal- und Hofraths Dr. Burdachs Bemühungen, bildete sich hier vor einiger Zeit ein Verein von Professoren und Studierenden, die Muse genannt, in welchem zwey Mal monatlich Vorträge; hauptsächlich das akademische Leben betreffend, von Professoren und Studierenden gehalten wurden; an diese Vorträge schlossen sich musikalische Unterhaltungen an, geleitet von dem wa-

ckern, jezt leider! nach Halle berufenen Professor Möhl enbruch. Schade, daß dieser Verein sich aufgelöst hat! Dergleichen Veranstaltungen zur gegenseitigen Annäherung und gemeinschaftlichen, zweckfördernden Thätigkeit können nicht anders, als von den wohlthätigsten Folgen für das akademische Leben seyn.

Die Erscheinungen der neuesten Zeit im Gesamtbereiche menschlicher Bildung sind auch hier nicht unbeachtet geblieben. So manches ist freylich erst spät in's Leben getreten, was zum Theil in der Entfernung des Orts und nicht minder in der etwas schwereren Empfänglichkeit meiner Landsleute seinen Grund hat, doch eben darum gesprüfter und hoffentlich dauernder.

Zur Vollendung meiner mitunter vielleicht scharfen aber getreuen Umrisse des Lebens und Treibens in Königsberg, bedürfte es hier noch einer Mittheilung über andere hiesige wissenschaftliche und Kunst-Institute, sonach auch über Theater, Konzerte u. dgl. was ich mir aber für meine nächsten Berichte, welche sich auch über Königsbergs natürliche Lage und Umgebungen etwas umständlicher verbreiten sollen, vorbehalte.

Johannes Regiomontanus.

S c h a u s p i e l.

R. F. Burgtheater. Den 10. d. Donna Diana. Mlle. Müller — die Prinzessin.

Zwey in allen ihren Theilen verschiednere Charaktere kann es für eine Darstellerin im Fache der Liebhaberinnen und jungen Heldinnen wohl nicht geben, als die eben genannte Rolle und Johanna d'Arc sie darbiethen, in welcher letztern die talentvolle Gastspielerin mit Glück im Allgemeinen und besonderer Auszeichnung in einzelnen Situationen einige Tage früher aufgetreten war. Man sieht immer die anspruchsvolle Künstlerin erscheinen, die von einem freundlichen Genius geleitet, in jeder neuen Aufgabe schüchtern ihre Kräfte prüft, und sich, nachdem es die Verhältnisse erfordern, mit Leichtigkeit zu einer überraschenden Kraftäußerung erhebt, deren zweckmäßiger Gebrauch eben so sehr ihre Umsicht, als ihr richtiges Gefühl beweiset. Der dritte Akt bestätigte das Gesagte auch im gegenwärtigen Falle, und es reisten sich hier Momente wahrer Begeisterung in fortschreitender Bewegung an einander, worin der Kampf des immer schmerzlicher gekränkten Stolzes und der immer siegreicher wachsenden Liebe mit glühenden Farben und in einem so lebendigen Spiel des Widerstrebens und der Hingebung geschüdtet wurden, daß man die schwächere Haltung in den Scenen des ersten, wie den schwankenden, oft allzuweichen Ton des Intriguenspiels im zweyten Akte gern vergessen mochte, und der Darstellerin, die im fortwährenden Andrang vermehrter Schwierigkeiten frischen Muth und neue Mittel sie zu überwinden schöpft, die gleichsam ihr ergiebige Kunstvermögen im Laufe der Handlung augenscheinlich aus sich selbst entwickelt, immer kräftigeren Beyfall zollen mußte.

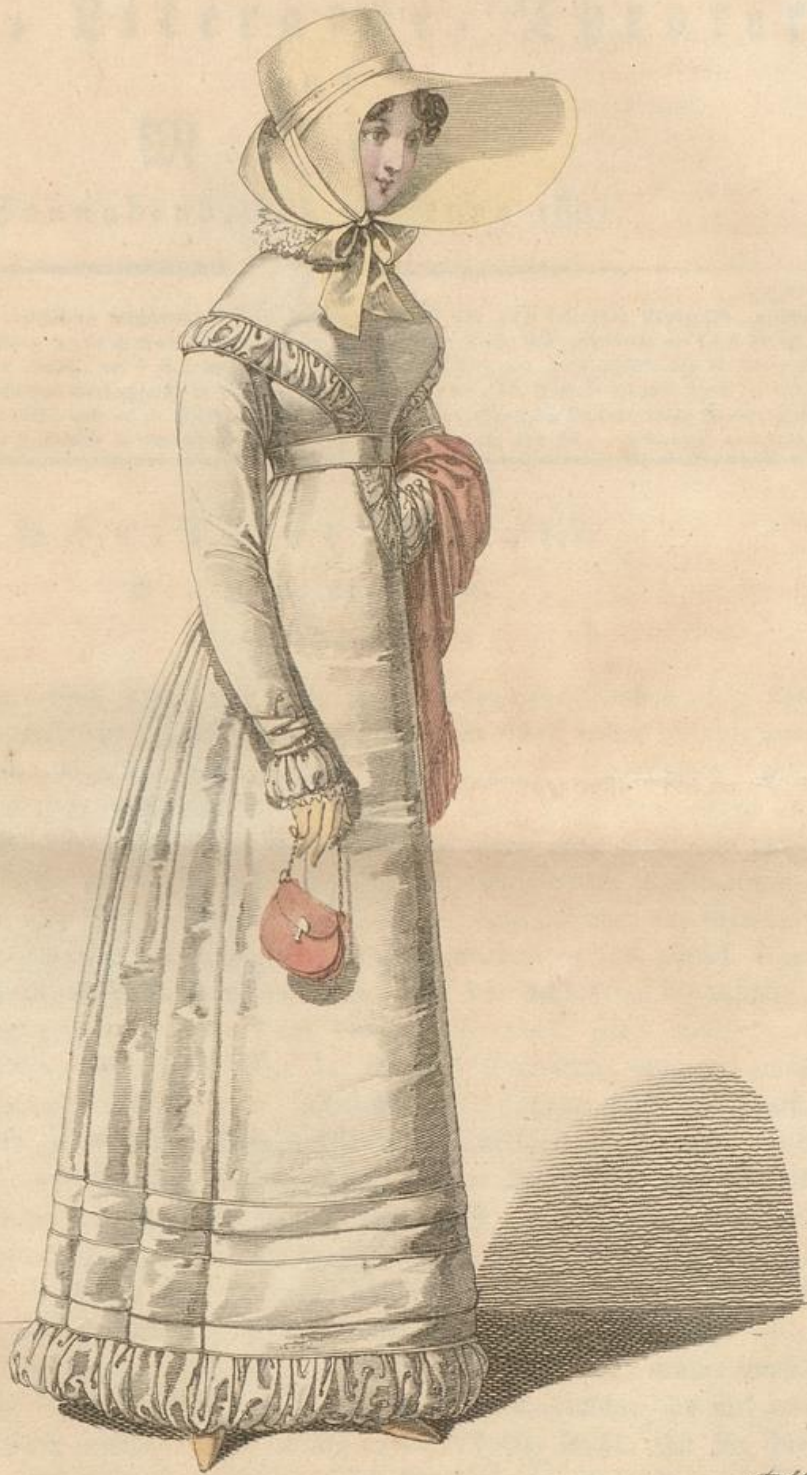
Hr. Lembert gab zum ersten Male den Perin mit glücklichem Erfolge. Es war eine lebendige Darstellung, verbunden mit einer seltenen Sicherheit der Durchführung; keine Überschreitung der Grenzen des untergeordneten Verhältnisses, noch ein mühsames Haschen nach komischer Wirkung. Wenn auch im Vortrage der Verse, besonders in den Schlußperioden mancher Rede, noch einige Unbestimmtheit sich vernehmen ließ, so ist dieses auf Rechnung des ersten Versuches einer Darstellung zu schreiben, die bey öfterer Wiederholung und einer durchdringenderen Aneignung des reichhaltigen Stoffes, zuverlässig mehr und mehr sich runden wird.

M o d e n b i l d XXV.

Kleid von gefärbter Mousselinette mit einem Tüchel-Kragen. Die Garnirung von demselben Stoffe und mit weißem Perkal vorgeschlagen (passe-poilé). Der Hut von Stroh.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



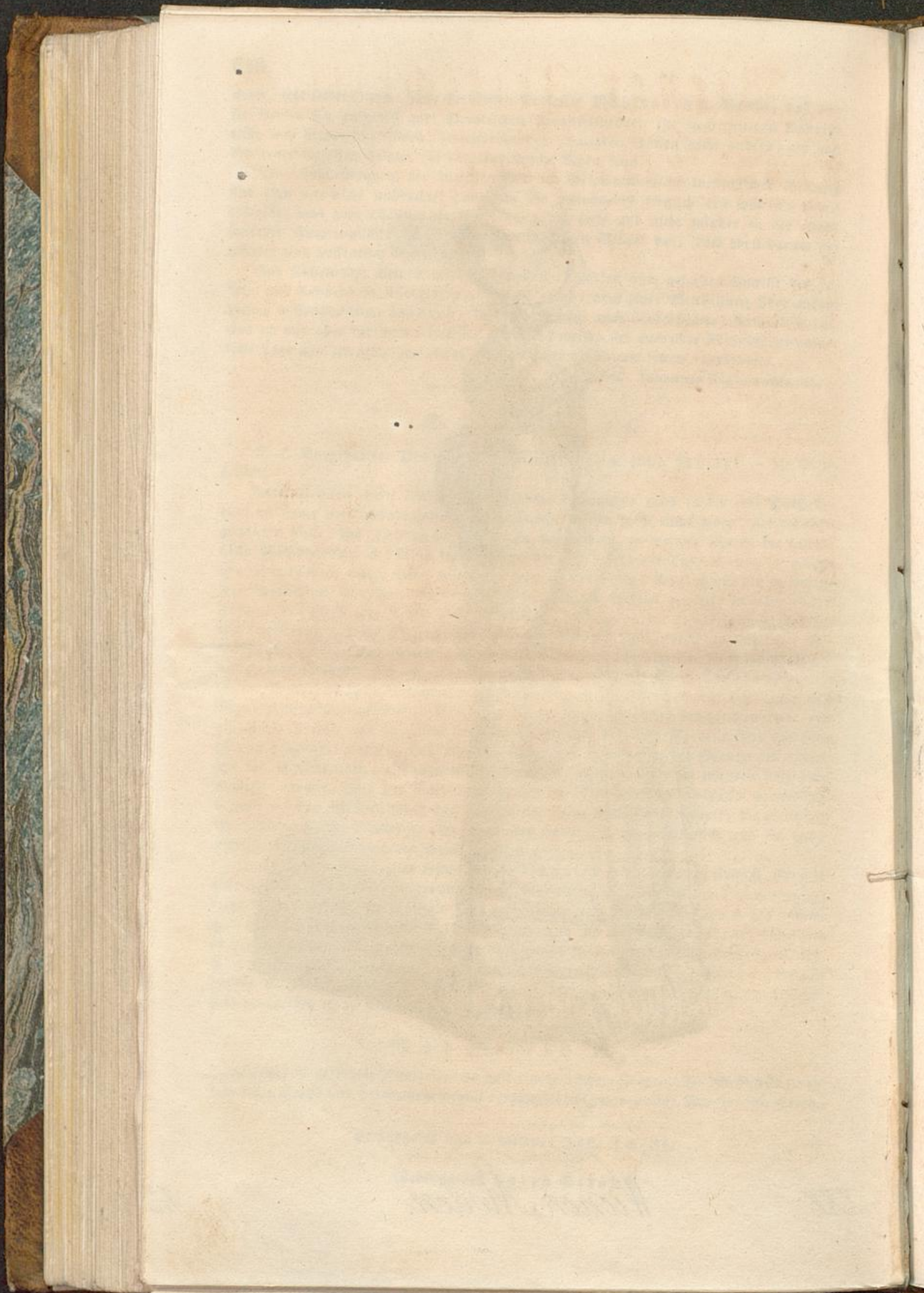
J. v. S. del.

F. v. Stöber, sc.

XXV.

Wiener Moden.

*74.
1821.*



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 23. Juny 1821.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Kuertwärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schuld und Strafe.

Von J. C. Miela ch.

(Fortsetzung.)

Es verfloß ein halbes Jahr, und noch immer ließen jene Beyden nicht das Geringste von sich hören. Jetzt beauftragte Lamoral einen seiner Handlungs- freunde in jener Residenz, bey Tachino Erkundigungen einzuziehen, oder Falls sich dieser nicht mehr dort befinden sollte, jenen Aufwärter wegen der Übergabe des Briefes zur Rede zu stellen, endlich, wenn auch dieß nicht mehr thunlich wäre, über den Greis und seine Tochter unmittelbare Nachforschungen anzustellen, und sich hierwegen vor allem an den Aufseher der Gemähl- desammlung zu wenden. Die unbefriedigendste Erwiederung kam zurück. Von Tachino war keine Spur mehr zu erfragen, und der Aufwärter behauptete, den Brief richtig besorgt zu haben; von dem Künstlerpaare selbst wollte niemand etwas wissen; der alte Aufseher der Gemähl- desammlung war vor zwey Monathen gestorben, und der neu angestellte hatte davon keine Kenntniß. Lamoral sah mit zunehmender Bangigkeit einer Aufklärung entgegen, und obwohl er in seinem Gemüthe keinen Zweifel an die Redlichkeit des Greises und den Edelmuth der Jungfrau Wurzel fassen ließ, so wußte er, bey der erlangten Wahrscheinlichkeit über die ihnen durch Tachino richtig zugekomme- nen Aufschlüsse, dieselben doch nur mehr dadurch zu entschuldigen, daß er sie von einem schweren Unfalle betroffen vermuthete. Nachdem er endlich über ein volles Jahr gewartet, und keine Nachricht erhalten hatte, mußte wohl sein bisher fester Glaube wanken, und diese erlittene Täuschung ihn mit un- endlicher Betrübniß erfüllen. Nun gelang es der Mutter leicht, ihn für ihre Wünsche völlig zu gewinnen, welchen er sich überdieß nie laut oder mit Be- stimmtheit abhold erklärt hatte. Die kindliche Verehrung, die er für sie hegte; die milde Nachgiebigkeit, welche sie so lange seinem Zögern entgegen setzte; die tadelfreye Wahl, die sie für ihn getroffen, und am meisten die Stimmung seines zerrissenen Herzens standen ihren Bitten als beredte Für-

sprecher zur Seite. Lamoral erhielt nach kurzem Werben Elisabeths Hand, und das Fest ihrer Vermählung wurde von den beyderseitigen Familien, welche dadurch ihre lange gehegten, sehulichsten Wünsche erfüllet sahen, herzlich, doch ohne alles Gepränge gefeyert. Lamoral hielt es für Pflicht, Elisabeth noch während des Brautstandes den Zustand seines Gemüthes offen darzulegen; aber diese, wenig darauf achtend, vermochte in der Beschränktheit ihres Geistes seine Bekenntnisse nicht zu würdigen. Sie hielt ihn für einen Schwärmer, welchen häusliche Verhältnisse bald genug in die Kreise des gewöhnlichen Lebens herabziehen würden, ahnete aus seiner eigensinnig genährten und fast inhaltlosen Sehnsucht keine Gefahr, und wählte sich glücklich, den schönen liebenswürdigen Mann gewonnen zu haben, welchen ihr die Ältern schon lange nicht undeutlich als den künftigen Gemahl bezeichnet hatten. Die neu Verhehlchten betraten mit vielem guten Willen ihre Laufbahn, und Lamoral besonders nahm sich das Beste vor, und hoffte durch eine Verbindung, die er, verzichtend auf Liebesglück, bloß aus Verstandesrücksichten einging, wenigstens zufriedene und ruhige Tage sich erworben zu haben. Allein um diesen Zweck zu erreichen, hätte er selbst mehr Festigkeit besitzen, und fremde Eigenthümlichkeit mit zärterer Schonung zu behandeln verstehen müssen; Elisabeth aber wäre eine höhere Stufe von Bildung und mehr Sanftmuth und Herzensgüte nothwendig gewesen. Es zeigte sich frühe, daß ihre Charaktere nicht für einander paßten, und daß es ihnen nicht gelang, durch Weisheit und Kunst ihren Verhältnissen diejenige Weihe zu ertheilen, welche die Natur versagt hatte. Anstatt einer genaueren Schilderung ihrer verschiedenen störenden Eigenheiten, genüge die Andeutung einer einzigen, die unter solchen Umständen, bey reizbaren, halbgebildeten und liebeleeren Gemüthern, leicht für sich allein in jener Zeit die traurigsten Folgen haben konnte, und zur Erklärung des künftigen Unglückes dieses Paares hinlänglich ist. Elisabeth war streng dem alten Glauben zugethan, und Lamoral neigte sich zu der neuen Lehre. Je schroffer sie ihre Gesinnungen und Ansichten über die hierauf Bezug habenden Begebenheiten des Tages gegen einander äußerten, desto hartnäckiger hing jedes an seiner Überzeugung fest, und desto erbitterter mischte sich ihr Herz in diesen Kampf der Meinungen. Sie waren in ihrer, noch durch mehrere andere Umstände genährten Leidenschaftlichkeit so befangen, und von ihrem Mißgeschicke so darnieder gebeugt, daß der um diese Zeit in kurzen Zwischenräumen erfolgte Tod ihrer Ältern auf sie nicht den tiefen Eindruck machte, wie es sonst wohl bey ihrer großen Liebe zu denselben zu erwarten gewesen wäre. Das Leben schien ihnen eine so wenig wünschenswerthe Gabe, daß sein Ende fast wie ein erfreuliches Ereigniß ihrem Sinne vorkam. Wenn gleich diese Begebenheit deswegen nachtheilig auf sie einzuwirken drohete, weil nun kein Vermittler mehr zwischen ihnen stand, und mit ihren Ältern die stärkste Schranke gewaltsamer Ausbrüche ihrer Abneigung niederstürzte, so zerstreute sie doch daneben auch die nun nöthig gewordene Anordnung ihrer verwickelten Vermögensverhältnisse, und lenkte anfangs ihren Blick auf eine wohlthätige Weise von ihrem Innern etwas hinweg auf die äußere Welt, daß wenigstens nicht sogleich eine Verschlimmerung ihres Zustandes daraus entsprang und sichtbar wurde. Beyde fühlten indessen wohl, daß hierdurch nichts Dauerhaftes gewonnen sey. Das einzige Mittel, welches sie vielleicht zu ret-

ten fähig gewesen wäre, — eine liebe Frucht ihrer Ehe — versagte ihnen der Himmel. Unter mehreren Besitzungen, welche Lamoral jetzt zufielen, war auch ein vor der Stadt gelegenes Landhaus, das er geschmackvoll einzurichten, und während der schönen Jahreszeit zu bewohnen gedachte. Für eine bereits darin vorhandene Kapelle wollte er, durch die Hand eines geschickten Künstlers jenes, den Tod Maria's vorstellende Gemälde, wie es ihm noch in der Erinnerung vorschwebte, verfertigen lassen. Es war ihm ein Bedürfniß, dieses Bild zu besitzen, welches auf sein Leben einen so entschiedenen Einfluß geäußert, ihm neulich an dem Sterbebette seiner Mutter wieder auf das lebhafteste erschien, und sein Herz an die schöne Stunde mahnte, wo er dasselbe einst wirklich und zum ersten Mahle erblickt hatte. Er wendete sich deswegen an den vorzüglichsten Meister in Brüssel, und trug ihm sein Anliegen vor. Dieser entschuldigte sich zwar mit eben zu häufigen Bestellungen, die es unmöglich machten, ihn, so bald als er es wünschte, zu befriedigen, wies ihn aber zu einem andern Mahler, der sich seit kurzem in der Stadt niedergelassen habe, und ungeachtet seiner Geschicklichkeit sich in den dürftigsten Umständen befinde. Eduard suchte diesen Mann auf, und er fand, nicht ohne Mühe, die elende und in dem entlegensten Theile der Stadt befindliche Wohnung desselben. Wer beschreibt seine Empfindung! — Agnese öffnete ihm die Thüre. „O mein Vater! Er ist es! Unser Wohlthäter ist es! Wir haben ihn endlich gefunden!“ rief sie bey seinem Anblicke aus, und stürzte, fröhlich wie ein Kind, und ihn kaum bewillkommend, voran zu dem Vater. Lamoral war unschlüssig, ob er bleiben oder sich schnell wieder entfernen solle; aber des Mädchens reiner, schuldloser Blick, ihre ungeheuchelte Freude und die Ahnung unseliger Mißverständnisse, welche jetzt gelöst werden sollten, hielten ihn zurück. Er blieb lange wie angewurzelt stehen, bis der wohlbekannte Greis mit Agnesen zu ihm trat, und ihn freundlich nöthigte hereinzukommen. Sein bestelltes Gemälde war das erste, was er staunend in der kleinen, ärmlichen und fast von allem anderen Geräthe entblößten Stube erblickte. Die Ähnlichkeit seines eigenen, darauf befindlichen Bildnisses überraschte ihn, er schaute sprachlos auf die Tafel, sah dann wehmüthig den alten Vater und die seitdem noch herrlicher blühende Agnese an, und wie damahls flossen seine Augen von Thränen über; aber von Thränen, welche nicht den damahls geweinten glichen. Eine reiche Saat lebensfroher Hoffnungen riefen die Gestalten dieses Bildes zu jener Zeit in seinem Gemüthe hervor; nun lagen alle Hoffnungen zerknickt darnieder. Unsäglich war sein Schmerz, wie der Verlust unerseßlich. Der Alte unterbrach zuerst das düstere Schweigen, und sagte: „Es ist nicht unsere Schuld, daß wir Ihnen erst heute Ihr Eigenthum zustellen können. Lesen Sie dieß Blatt!“ — Lamoral griff hastig nach dem Papiere. Es war ein Schreiben jenes alten Aufsehers der Gemäldesammlung, worin er den Greis ersuchte, das hinterlegte Bild zurückzunehmen, da niemand sich wegen desselben gemeldet habe, und er bey seiner zunehmenden Kränklichkeit diese Angelegenheit geordnet wünsche. Der unglücklichste Irrthum lag jetzt vor Lamorals Blicken enthüllet; er konnte nicht mehr zweifeln, daß der Greis die ihm zgedachte Nachricht nicht erhalten habe. Die Unschuld Tachino's und die schändliche Nachlässigkeit jenes Aufwärters ward er erst nach einigen Wochen durch einen Brief des ersteren, dessen Aufenthaltsort in Italien endlich er-

fragt wurde, inne. Der Alte erzählte nun Lamoral, wie er von Tag zu Tag seine Wiederkehr sehnlich erwartet, wie er das vollendete Bild für ein neues, ihm aber wenig erfreuliches Geschenk des großmüthigen Freundes zu halten sich genöthiget sah; wie er, als ihn Broterwerb in eine andere Stadt abrief, dem Aufseher Lamorals Eigenthum übergab; wie er endlich nach Empfang dieses Briefes, von ungünstigen Zeitläuften verfolgt, hierher sich wendete, wo er eine billigere Würdigung und Belohnung seiner Kunst hoffte. Agnesens Blicke, welche unverwandt mit holder Freundlichkeit an Lamoral hingen, bestätigten des Vaters Rede Wort für Wort; sie verhehlten es nicht, daß auch die Tochter mit Sehnsucht der Wiederkehr des werthen Wohlthäters entgegen gesehen hatte.

Es wäre jetzt Lamorals heilige Pflicht gewesen, männlich die schwere Last des ihn betroffenen traurigen Schicksals allein zu tragen, und nicht die theueren, wieder gefundenen Freunde, die sich so genügend zu rechtfertigen wußten, und rein und edel vor ihm standen, mit in dasselbe zu verflechten. Mit Geradheit und Offenheit hätte er sie von den Folgen jenes Irrthumes, in so fern es zu ihrer beyderseitigen Ruhe nothwendig war, unterrichten, und seine Liebe, welche die Tugend nicht mehr billigte, bekämpfen sollen. Allein er hörte nicht auf den strengen Ruf der Pflicht, und die Stimme der Leidenschaft übertäubte die Mahnung seines Gewissens. Es wußte diese Verführerin ihr Verlangen so täuschend in das Gewand eines erlaubten Verhältnisses zu hüllen, daß der Betrogene in diesem Augenblicke noch der Theilnahme und des Mitleidens der Besseren nicht unwürdig war. Seine Neigung zu Agnesen nannte sie eine reine Verbindung der Seelen, eine über die Erde erhabene Freundschaft, worauf ihn ein mildes, erbarmendes Geschick selbst zum Ersatz für seinen verlorenen Himmel hiernieden anweisen wolle. Die Verheimlichung seiner Lage hieß sie eine jetzt nothwendige, von der Menschlichkeit sogar gebothene Maßregel. Denn — fragte jene trügerische Stimme — wäre es nicht grausam, das Herz dieses Mädchens, welches bey dem ersten Begegnen und noch mehr bey diesem Wiederfinden so deutlich verrieth, wie sehr es an dem deinigen hänge, durch eine unzeitige Entdeckung zu zerreißen, und ihr, der Hülfe bedürftigen, deine Unterstützung zu entziehen, da sie dieselbe, mit deinen Umständen bekannt gemacht, vielleicht aus zarten Rücksichten auszusprechen sich veranlaßt sehen dürfte? — Lamoral horchte auf die süß behörende Vermittlerin, und handelte nach ihrem Rathe, sich darneben heilig gelobend, die Zufriedenheit und das Glück dieser guten Menschen durch keinen Frevel zu trüben, und einem aufrichtigen Bekenntnisse nicht auszuweichen, wenn es das Gefühl seiner Schwäche erheischen, oder die sanfte Hand der Zeit dazu eine schickliche Gelegenheit herbeyführen würde. Diese Betrachtungen gaben seinem Gemüthe, worin der Sturm der verschiedensten Empfindungen tobte, die nöthige Fassung, daß er dem Greise auf die ihm erteilten Aufschlüsse desselben mit anscheinender Ruhe einige Dankes- und Entschuldigungsworte zu erwiedern, und seine anfängliche Überraschung für Freude und Theilnahme an seinem Schicksale darzustellen vermochte, welches er bey so langer Entbehrung aller Nachrichten von irgend einem traurigen Ereignisse betroffen habe wännen müssen. Über den glücklichen Zufall, der ihn zu dem Aufenthaltsorte der Freunde führte, ließ sich leicht eine wahrscheinliche

Auskunft geben. Er bestellte ein Gemälde, bemerkte die erforderliche Größe, beredete den Plan desselben, vermied es aber, aus Furcht einer möglichen, zu frühzeitigen Entdeckung, den Alten zur Ausschmückung des Landhauses, seinem ersten Vorhaben gemäß, einzuladen. Bald ging der von heftigen Gefühlen aufgeregte Zustand der Wiedervereinten in jene heitere gemüthliche Stimmung über, welche über dem innigen Genuße einer freundlichen Gegenwart die Vergangenheit und jedes äußere Verhältniß der Menschen vergessen läßt. Nach einer Weile trennte sich Lamoral von den Freunden, welche ihm gern erlaubten, sein liebes Bild noch heute in Empfang nehmen und sie oft und bald wieder besuchen zu dürfen. Ein ganz vertrauter und zuverlässiger Diener, welchen er, so viel es bedurfte, in das Geheimniß zog, brachte ihm das Gemälde auf sein Landhaus. Hier schloß er sich ein mit diesem theueren Angedenken an den schönsten Tag seines Lebens, er konnte nicht aufhören, es zu beschauen, und hielt es für ein sicheres Unterpfand von Agnesens Neigung. Ahnungstöne schienen davon herabzuschweben, und ihm zu sagen, daß es nun einen Theil des großen, holdesten Versprechens erfüllen wolle, welches ihm einst der Anblick desselben verkündigte. Er überließ sich willig und mit sorgloser Hingebung dem Strome von Gefühlen, der ihn rings umwogte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Grätz, Anfangs Juny 1821.

Offenbar trägt jede Stadt unseres Kaiserthums seit der Regierung Sr. Majestät mannigfaltige Zeichen der Erneuerung und Verschönerung an sich. Der Sinn für das Schöne erscheint dauerhafter in den Gebäuden, als in andern schönen Künsten. Zu Wien beginnt und vollendet man mit jedem Monathe neue und große Anlagen; die Werkleute scheinen wie eine wandernde Horde von einem Gerüste auf das andere zu ziehen. Prag hat aus seinen früheren Zeiten große Denkmahle bewahrt, und bedarf neue Verschönerung nicht. Pesth aber wächst wunderbar heran; an Mannigfaltigkeit und Raschheit der Fortschritte dürfte es wohl jede Stadt unseres Reiches übertreffen. Auch Grätz erhält jährlich neue Gebäude, in welchen Ordnung und Bequemlichkeit vorherrscht, aber Größe oder Würde sind den Zwecken des Nutzens untergeordnet. Freundslicher gestaltet sich das Ganze; die alten, wunderlichen, unsymmetrischen Gebäude mit Vorsprung und Einbug und Treppenwerk verschwinden allmählig, und neben dem Nützlichen nimmt das Gefällige Platz. Eine Unzierde der Stadt besteht darin, daß ihr die unterirdischen Leitungen mangeln, wodurch beyhm Regen die Straßen zu Rinnsalen werden, und bey trockenem Wetter viele widerliche Lacken aus den Häusern hervorschleichen.

Der Schloßberg, umgeben von zweyen Seiten durch die Stadt, hat im letzten Kriege seine Festungswerke verloren; er ist mit Ruinen bedeckt. Er ist geschichtlich als Verwahrungsort für Eggenberg, Tattenbach, Seckendorf bekannt. Alle Staatsgefangene sind nun an andere Orte gebracht. Der große Raum, welcher eine Reihe der schönsten Aussichten nach allen Weltgegenden biethet, ist zerstückt, an die Meistbiethenden unter Bedingung des Anbaues und Aufräumens verkauft worden. Hier hätte eine große Anlage durch Zusammenwirken der Bewohner entstehen können — sollen! Nun arbeitet jeder Einzelne nach seiner Laune; jeder verzäunt und verbreitert das Seine zum eigenen Vergnügen; die Hauptwege und einige Hauptflächen bleiben der Gesamtheit vorbehalten, aber im Ganzen herrscht kein übereinstimmender Plan; einige Theile sind gut gedacht, aber oft drängt sich ein kleinlicher Geschmack mit krippenartigen Bildern hervor. Schade! die Natur so groß, und der Mensch so klein!

Grätz hatte sich in seiner schönen Natur immer mehr für diese als für Kunst ausgesprochen; aber nun gewinnt der Kunstsinne bedeutenden Platz, indem die Jugend

durch den wackern Direktor Stark in der Zeichnung, durch den eifrigen Musikverein in der Tonkunst mannigfaltige Bildung empfängt und Theilnahme verräth. Die Stände halten einen Fichtmeister, Valentin, einen Niederländer, und die Jünglinge, welche am Sprünge des Walzers und der Gezwungenheit des Menuett's wenig Gefallen finden, fühlen und erkennen, daß die eigentliche männliche Haltung in der Übung der Waffe am vollkommensten sich entwickle. Die Sprachkunst hat für das Italienische Rossi, für das Französische Mofsay, für das Englische Hermann. Möge man fortfahren, vorzüglich die Muttersprache immer reiner im Bau, immer schöner im Klang auszubilden. Das Schauspiel sollte hierin eine Schule des Geschmacks seyn; aber es erfüllt diese Bestimmung nicht. Auch scheint es dem Publikum nicht mehr zu genügen. Warum? — Die Theaterwelt ist stehen geblieben und die Zuschauerwelt ist fortgeschritten.

Von Schauspielern besitzen wir noch einige nennenswerthe. Hr. Frey hat Einsicht und Eifer; er weiß einen Charakter zu fassen und durchzuführen; er versuchte sich auch als Schriftsteller; als Koke in Partheyenwuth zieht man ihn einigen Wiener-Künstlern vor; Marinelli würde ihm weniger, doch noch immer gelingen. Er thut Recht, sich in edlen Charakteren zu versuchen, obschon sie ihm nicht völlig zusagen; solche Anstrengungen verhindern das Versinken in Einförmigkeit, und halten den Geist in Kraft. — Mad. Mevius ist schön, mag man auf den Ausdruck des Antlitzes oder das Ebenmaß des Körpers sehen; sie spricht rein und deutlich; sie besitzt Gefühl und Feuer. Doch ein aufrichtiger Kunstrichter darf ihr nicht verbergen, daß man weder immer spielen, noch immer auffallen muß. Jede Rolle hat für Gefühl und Feuer eine Linie, über welche sie sich nicht erheben, unter welche sie niemahls versinken darf. — Herr Ziegler besitzt Gestalt, Stimme, Kraft, Fleiß. Mäßigung — ist das Hauptgesch für diesen gutbegabten jungen Mann. Er überläßt sich gern dem Sturm der Leidenschaft, so daß das Gedächtniß ihm bisweilen untreu wird. Der Künstler muß sich so fest und so besonnen stellen, daß er die Rolle beherrscht, daß sie sich niemahls seiner bemächtigt. — Ein junger Demmer gibt Chevaliers und verwandte Charaktere aufwärts zur Schlaueit, abwärts zur Fadsheit mit vieler Geschicklichkeit. Er halte sich Riccaut de la Martiniere als Aufgabe vor die Seele. Er lerne den Degen sink und sicher führen, die Sprache der gasanten Welt fein und richtig sprechen, und die Sitten der hohen und untern Stände in ihren Verirrungen darstellen, so wird er bey seinen Anlagen mannigfacher Art einst einen bedeutenden Rang einnehmen.

Darf ich frey es sagen? Eine sinnvolle Auffassung oder Darstellung, wodurch Kunst mit der Natur wetteifert, fehlt oft und fast überall bey unsern Bühnenspielen. Manches gefällt, aber das Meiste hat nicht die Seele zum Beseligen, und nicht den Geist zum Begeistern. Daher hört man auch an den meisten Orten, daß Theilnahme am Theater abnehme. Doch gibt es vielleicht noch andere Gründe dieser Erscheinung in unserer Zeit.

Die Oper hat bedeutend gewonnen gegen das vergangene Jahr. Der neue Kapellmeister, Braun aus Breslau, hat aus dem Vortrage des Ganzen und Einzelnen manchen Schlendrian verbannt; sein Eifer gibt Aneiferung und findet Anerkennung. Seine Frau, Mad. Braun, möchte ich mehr eine Tonkünstlerinn als eine Sängerin nennen. Ich unterscheide diese Begriffe; Mad. Campi z. B. war Tonkünstlerinn, Mad. Milder Sängerin; Marchesi könnte ein Meister der Tonkunst, Crescentini ein Meister des Gesanges heißen. Mad. Braun leistete sehr viel als Königin der Nacht in der Zauberflöte, als Donna Anna in Don Juan, als Elvira im Opferfest; neben ihr stand Mad. Dunst als Pamina, Zerline, Myrrha. Mad. Dunst gefällt, und — König ist, wer den Augen gefällt. Als Aschenbrödel schien sie jenen Hauptmoment nicht ganz zart und schön aufzufassen, wo sie im neuen Gewande zum ersten Mahle sich versucht, und in der neuen Lage den ersten Befehl erteilt. Jener Versuch muß noch immer fein, und dieser Befehl noch gar mild erscheinen. — Auch ist Hr. Franz Dunst als Bariton, und Hr. Stephan Dunst als Tenor aufgetreten. Nächsten Monath ein Mehreres von den Leistungen dieser Beyden.

Die heiße Zeit, welche die Zuschauerwelt für das Theater kälter macht, ist einge-

treten; um eine Wärme der Theilnahme zu erzeugen, sind uns mehrere Gastspieler angefündigt. Der erste, Hr. Schuster aus der Leopoldstadt, ist angekommen; er gibt nach einigen Tagen für seine erste Erscheinung: Staberl. — Von diesem Manne, welcher in die Gemälde des wienerischen Vorstadt-Lebens eine besondere Treue und ein eigenthümliches Wesen zu bringen weiß, erwartet man außerordentlich viel. Man berechnet nicht, daß der echte Komiker zwar schon in seiner ersten Erscheinung mächtig, aber noch mehr durch die vielen Erinnerungen wirkt.

Man hat hier bemerkt, wie viele Recensionen und wie viele schlechte erscheinen. Um sie zu vermindern, schlug ein witziger Kopf vor, dieselben in Versen und Reimen abzufassen, was doch ein wenig mehr Mühe koste als die prosaischen Schreibereyen. Der Aufmerksame faßte den Gedanken auf, und gab ein sehr glückliches Beispiel in der Beurtheilung eines neuen Schauspiels: Das geraubte Bild, wo in drey Akten Raub, Mord und Todtengericht auf einander folgen. Die Recension schließt also:

Wer hier nach Moral thut fragen,
Dem thut sie der Mörder sagen.
Es ist nichts so fein gesponnen,
Was nicht kommt in's Licht der Sonnen.
Doch wir hätten viel gewonnen,
Käm', was gar so dick gesponnen,
Wie dieß Kriminalgedicht,
Nimmermehr an's Sonnenlicht.

P e s t h.

* Unser Schauspiel hat sich seit Ostern wesentlich gebessert; die Vorstellungen werden mit erneuerm Eifer gegeben, häufiger besucht. Vierzehn Mitglieder, deren eisk für das rezitirende Schauspiel, drey für die Oper, sind theils neu, theils aus früherer Zeit bekannt, wieder engagirt. Die wieder engagirten sind Hr. Deutsch, Hr. und Mad. Denny, Hr. Meister. Hr. Deutsch erfreut sich des Wohlwollens des Publikums noch aus der Zeit seines früheren Hierseyns, wir wollen dieß aber nicht so gemeint haben, als hätte er jetzt weniger Anspruch darauf, er ist sehr brauchbar. Hr. und Mad. Denny sind in diesen Blättern so oft gelobt worden, daß es überflüssig ist, ein Wort noch darüber zu reden. Hr. Meister ist ein verdienstvoller Komiker, ein großer Gewinn für unsere Bühne. Neu engagirte Mitglieder sind Hr. und Mad. Karstin, er in gemüthlichen Rollen sehr gut, als Held nicht an seinem Platz, sie überaus in das Gebieth der Mahlerey hinüber spielend. Hr. und Mad. Pellet sind eine sehr gute Akquisition. Hr. Pellet ist ein Schauspieler von großem Fleiß, lobenswerthem Eifer und vielem Talent. Wenn er sich mehr Ruhe wird erspielt haben, werden seine Leistungen um vieles gewinnen. Nicht als wünschten wir ihm weniger Beweglichkeit, sondern eine ruhigere Haltung in den Darstellungen überhaupt. Auch scheint es, daß er noch nicht mit dem Aufwand von Stimme bekannt ist, den das Pesther Theater erfordert, was Andere hierin zu wenig, thut Hr. Pellet mannmahl zu viel. Mad. Pellet steht mit Recht in des Publikums Gunst. Ull. Zelleshuber ist eine schöne Anfängerinn, daher ihr viel nachgesehen wird. Ull. Enderis ist von der Natur mit allen Gaben zum Schauspiel reich ausgerüstet, eine blühende Gestalt, eine sprechende Physiognomie, eine sehr wohlklingende Stimme. Sie ist uns eine freundliche Erscheinung und berechtigt zu schönen Hoffnungen. Hr. Seidl gibt dritte Liebhaber; er ist sehr fleißig und daher vortheilhaft für eine Gesellschaft, die in zwey Theatern wöchentlich zehn Mahl spielt. Mad. Hornig, die Sängerin, kennen Sie in Wien ohnedieß, ich mag also meinen Bericht nicht unnütz vergrößern. Hr. Wächter ist ein guter Bariton, spielt auch gut, seine Frau singt richtig, spielt hübsch und mit Einsicht. Im Allgemeinen läßt sich sagen: das rezitirende Schauspiel ist gut, die Oper wird es seyn, wenn eine erste Sängerin und ein komischer Basso engagirt seyn wird, für jetzt fehlt es an beyden. Wir schreiben dieß keineswegs der Direktion zu, sondern der Kürze der Zeit, die seit dem Antritt ihrer Direktion verlossen. An gutem Willen fehlt es nicht, dieß beweisen die vielen neu engagirten Mitglieder und der Umstand, daß wir fünf zweyte Sängereyen haben.

Schauspiel.

Theater an der Wien den 15. d. zum Benefize für Mad. Mehger = Vespermann: Der Barbier von Sevilla. Musik von Rossini. Die Gastspielerin trat als Rosine auf, und Hr. Fischer, k. bayrischer Hof Sänger, hatte den Figaro übernommen. Man möchte glauben, der Komponist habe die Singpartie der Rosine eigens für die genannte Sängerin geschrieben, und in jedem ihr gehörigen oder ihrer Mitwirkung überlassenen Gesangstück ihr Gelegenheit verschaffen wollen, die Annuth ihrer Stimme und ihre Kunstfertigkeit in immer gesteigertem Grade zu entwickeln. Alles war ausgezeichnet, und jede bedeutende Stelle erregte rauschenden Beyfall oder den noch werthvolleren Ausdruck der innigsten Theilnahme. Die mit schimmernden Verzierungaen und fitterhaftem Puz überladenen Melodien der Rossinischen Werke, die bey einer bloß durch Geläufigkeit glänzenden Stimme als leere Bravour verhalten, gewinnen durch eine solche Zartheit der Behandlung, eine so seelenvolle Mittheilung, Leben und Bedeutung. Man würde den Gesang ohne Worte verstehen, der deutlich ausgesprochene Text gibt ihm noch einen größeren Nachdruck. Besondere Aufmerksamkeit verdiente die vom Blatt gesungene Arie, in Gegenwart des verkleideten Singmeisters am Fortepiano. Ein liebliches, geistreiches Gesangstück in F - dur, dem das Thema aus der von Paisiello komponirten Oper gleiches Namens zum Grunde liegt. Was die Ausführung betrifft, so könnte man in doppelter Beziehung die vorher gesprochenen Worte darauf anwenden: con amore!

Hr. Fischer hat schon im vorigen Jahr als Figaro ein ehrenvolles Angedenken hinterlassen. Von seiner Stimme ist nun einmahl nicht viel zu sagen, und wenn sein Vortrag und die sichere Verwendung der ihm zu Geboth stehenden Töne, die noch immer die Grenzen zweyer Oktaven umfassen, wenn gleich in den Mittelstufen alles Metall nach und nach zu verklingen scheint, den Sänger nicht eben so unterstützten, wie sein beredtes und frey waltendes Spiel, so würde noch viel weniger darüber zu sagen seyn. Was den Schauspieler betrifft, so darf man ihm bey dem sichtlichen Bestreben nach Effekt doch keine Übertreibung, kein Ausarten in triviale Spasmacheren vorwerfen, vielmehr zeigt sich etwas zu viel Eitelkeit, und eine gewisse selbstgefällige Erhebung, die den Künstler an die Stelle des Charakters setzt. Indessen gewinnt durch seine Mitwirkung immerfort sowohl der musikalische, als der dramatische Theil der Oper, und seine kräftige Unterstützung trug hier zur Wiederholung verschiedener Gesangstücke bey. Die Arie repetirte er, wie gewöhnlich, italienisch, und die Gewandtheit seines Vortrags in dieser Sprache, so wie sein angemessnes Spiel, das den lebendigen Charakter der Nationalität trägt, geben diesem Künstler einen seltenen Vorzug.

Die Produktion im Allgemeinen verdient ehrenvolle Auszeichnung, und die Sängerin erfreute sich einer reichhaltigen Einnahme.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Crotalaria incanescens. Grauästige Klapperschote. Vom Kap.
- Houstonia coccinea. Scharlachrothe Houstonie. Von Mexico.
- Mioporium parviflorum. Aus Neuholland.
- Melaleuca uniflora. Aus Neuholland.
- Pothos crassinervia. Dicknerviger Pothos. Von Karacas.
- Passiflora lutea. Gelbe Passionsblume. Aus Virginien.
- - - incarnata. Fleischfarbige Passionsblume. Aus Virginien.
- Psoralea pinnata. Gefederte Psoralea. An Bächen. Vom Kap.
- Phyllantas nutans. Hängende Blattblume. Von Südamerika.
- - - Arbuscula. Baumartige Blattblume. Aus Jamaica.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 26. Juny 1821.

76

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Himmelsahnung.

Was schaut das Aug' in's tiefe Blau
Am wolkenlosen Himmelsbogen,
Fühlt sich so mächtig angezogen
Vom hochgewölbten Ätherbau? —
Heiter ernste Mahnung
Süßer Himmelsahnung!

Was drängt es mich und hebt die Brust
Und hebt die Arme voll Verlangen,
Am Wolkenfaum' mich anzuhängen,
Den Himmel zu durchzieh'n mit Lust? —
Heiter ernste Mahnung
Süßer Himmelsahnung!

Und wenn der Mond mit stillem Licht
In mir erweckt ein liebend Sehnen,
Was thauen mir dann Wehmuthsthränen
Vom sanft beglänzten Angesicht? —
Heiter ernste Mahnung
Süßer Himmelsahnung!

Was zieht, wie der Geliebten Blick,
Und füllt mit Wonne mich und Wehe
Der ferne Stern in süße Nähe,
Ach, wie in's Vaterhaus zurück? —
Heiter ernste Mahnung
Süßer Himmelsahnung!

Und all das Sehnen, all die Lust,
Am heitern Blau, am Wolkenmeere,
Am Mondesglanz, am Sternensheere,
Das himmelwärts erhebt die Brust,
Stammet auch von oben,
Licht in Nacht gewoben.

Es ist ein himmlisch Unterpand,
Daß wir aus höh'rer Heimath stammen,
Und in der Sterne Silberflammen
Blinkt uns ein Licht aus bestrem Land;
Was von dort entschwebet
Wieder heimwärts strebet.

Ferdinand Wolf.

U b e r d e n B e r n s t e i n .

Der Bernstein (das succinum, electrum; glessum der Alten *), über dessen Natur und Ursprung die Naturforscher noch nicht unter sich einig sind, ist unter den Naturprodukten, die Preußen eigenthümlich hatte, dasjenige, welches zur nähern Bekanntwerdung dieses Landes unstreitig viel beygetragen hat. Ohne Natur und Ursprung **) des Bernsteins hier erklären, oder entscheiden zu wollen, welche Meinung der Naturforscher der Wahrheit am nächsten komme, — welche Untersuchung auch die Grenzen einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift überschreiten würde — begnügen wir uns, einiges Geschichtliche jenes echt preußischen Produktes zu liefern.

Der Bernstein war bey den Griechen sowohl, als auch bey andern Völkern des Alterthums, ein sehr schätzbares Produkt, dem man einen weit höhern Werth, als dem Golde selbst beylegte. Die Ursachen, woher der Bernstein diesen so hohen Werth hatte, möchten folgende seyn: die Alten brauchten ihn in ihren Tempeln zu Räucherungen, trugen ihn als modischen Puz und wandten ihn, da man ihm besondere Heilkräfte zuschrieb, gegen Krankheiten an. Hierzu kommt noch, daß er bey diesem mannigfaltigen Gebrauche eine äußerst seltene Waare war, die aus weit entlegenen Ländern, unter Bestimmung vieler Gefahren, hergehohlet werden mußte. Den Handel damit trieben fast ganz allein die Phönizier, welche ihn an die Griechen und andere benachbarte Küstenbewohner verkauften. Wo er herkam, daraus machten sie, der

*) Nicht zu verwechseln mit dem *Ambr*, einer durchsichtigen, weichen, leicht schmelzbaren, wohlriechenden Substanz, die in dem Meere, vorzüglich bey Ostindien und an den südamerikanischen Küsten aufgefischt wird; welches einige Naturforscher für ein vegetabilisches Produkt, andere für eine animalische Substanz halten, die sich bey dem Raschelott als Krankheit in den Eingeweiden bilden soll.

**) Wie bekannt, behaupten die meisten Naturkundigen, daß er eine bergharzige Substanz sey, die in der Erde entsteht, aus ihren Adern hervor und ins Meer quillt, wo sie erhärtet. Gegen die Meinung, daß der Bernstein vom Fichtenharze herrühre, streitet, daß die darin vorgefundenen Insekten noch in derselben Stellung ihrer frühern Aktivität, im Springen, Fliegen — wollen zc. zc. angetroffen werden. — Der in England v. M. John aufgefundene, angeblich weiche Bernstein, ist elastisches Bergharz.

zu befürchtenden Konkurrenz wegen, ein Geheimniß. Die Fabel sagte, er werde vom Ausflusse des Eridanus, wo die in Pappelbäume verwandelten Schwestern des Phaeton ihn als Harz ausschwigten, hergehohlet. Mit diesem Nahmen, Eridanus, belegte man drey verschiedene Flüsse, welche als Arme eines und eben desselben zusammen hängen sollten. Neuere Gelehrte wollen den Rhein dafür annehmen; andere dagegen meinen, das Flüsschen Nadaune bey Danzig, noch andere, der Pregel sey der Eridanus der Alten. So viel ist gewiß, daß noch jetzt der meiste Bernstein an der samländischen Küste in der Gegend des Flüsschens Nadaune und des Pregels gefunden wird, und man vermuthet daher, daß die Phönizier ihn von hier gehohlet hätten. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie, da ihre Schifffahrt nur Küstenfahrt war, einen so weiten Weg durch Untiefen und stürmische Buchten werden gewagt haben. Man meint daher, daß die Phönizier selbst nur bis an die Mündung des Rheins gekommen sind, und den Bernstein von da abgehohlet haben, da er vielleicht auch hier, wiewohl sparsamer, gefunden wurde. Erst unter den römischen Kaisern wurde das ergiebigere Bernsteinland, die samländische Küste, entdeckt, und dieß Produkt in solcher Menge daher gehohlet, daß es seinen vorigen hohen Werth ganz verlor und zu einer gemeinen Waare herabsank. Außerdem hohlte man auch Bernstein von der Mündung des Po, am adriatischen Meere. Man erzählte sich, daß hier auf einer Insel vor der Mündung des Flusses, ein Wald von Bernstein schwigenden Bäumen sich befände, vielleicht eben jene Pappeln der Heliaden. Schwerlich aber gab es dort Bernstein von Natur, sondern er wurde wahrscheinlich, mittelst des Zwischenhandels, durch germanische Völker aus seinem wahren Vaterlande hierher gebracht.

Jetzt wird der Bernstein am häufigsten und schönsten an der preussischen Ostseeküste und an der polnischen Grenze bey Ortelsburg, Willenberg und Johannisburg gewonnen, dort durch Fischen mit Netzen *), hier durch bergmännisches Graben; denn man findet ihn schichtweise im Sande oder Thon, gewöhnlich mit bergharzigem Holze, auch in Torfmooren und Sümpfen mit Vitriolerde gemischt.

Bis vor 10 Jahren wurde die Bernsteinfischeren vom Staate selbst verwaltet und Fischhausen, ein 5 Meilen von Königsberg entferntes Städtchen am frischen Haff, war der Sitz der betreffenden Behörde, unter dem Titel eines Bernsteingerichts, wohin aller in Preußen gewonnene Bernstein abgeliefert wurde. Der Gewinn stand aber, wahrscheinlich wegen der zahllosen Defraudationen, in keinem Verhältnisse zu den Kosten der Verwaltung, daher wurde im Jahre 1811 jene Behörde aufgelöst und sämtliche Bernstein-Fischeren und Gruben auf Pacht ausgethan. Der gegenwärtige Generalpächter ist der Kaufmann Douglas in Königsberg. Dieser hat die ergiebigsten Striche in Pacht, die Küste von Danzig bis an die russische Grenze und die oben bezeichnete polnische Grenze. Douglas zahlt eine jährliche Pacht von 18000 Thalern; ein anderer Kaufmann dagegen für einen minder ergiebigen Strich, die pommersche Küste, nur 6000 Thaler. Der preussische Staat bezieht demnach aus dem Bernstein eine jährliche Revenue von 24000 Thalern. Früher kostete ihm

*) Bey ruhigem Meere, bedient man sich auch einer kupfernen Taucherglocke, um den Bernstein von dem Grunde heraufzuhohlen.

die Verwaltung allein 4000 Thl. jährlich, und kaum soll, aus dem vorher angeführten Grunde, der Gewinn die Kosten gedeckt haben. Wie gut der Staat daher bey dieser Verpachtung fährt, leuchtet ein. Ein großer Nachtheil ist durch diese Maßregel freylich den hiesigen Bernsteinarbeitern erwachsen, indem sie ihr Material nunmehr unverhältnißmäßig theurer von den Pächtern erhandeln; es ist ihnen dagegen aber eine Entschädigung von der Regierung bewilligt worden.

Die bedeutendsten Versendungen macht Hr. Douglas nach der Türkei und England. Von letzterm wird mehrentheils nur der gemeine, röthliche durchsichtige Bernstein in großen Korallen = Schnüren verlangt, und nach den nordafrikanischen Staaten versandt. Hier wird ihm gewiß die edelste Bestimmung zu Theil, indem die Engländer damit gewöhnlich die in der Barbarey schmachenden Christensklaven auskaufen. — Der hellgelbe und weißliche Bernstein ist jetzt der seltenste und somit auch der theuerste. Von letzterer Farbe werden hier nicht eben bedeutend große Stücke zu 200 bis 250 Dukat. verkauft.

Übrigens wird der Bernstein überhaupt immer feltner. Einsender dieses erinnert sich noch aus seinen Knabenjahren, mit Bernsteinstücken (insonderheit solchen, welche Insekten und Vegetabilien einschließen) gespielt zu haben, die jetzt als Cabinet = Stücke gelten würden. Doch mag dieses Seltenwerden weniger auf physischen Gründen beruhen, als darauf, daß der Handel mit jenem edeln Produkte sich jetzt ausschließlich in den Händen von Privaten befindet, die bey dem bedeutenden Pachtquantum und der sehr kostspieligen Verwaltung, auch die Verkaufspreise verhältnißmäßig hochstellen müssen. Rechnet man hierzu noch die strenge Aufsicht, welche jede Defraudation verhindert, mithin jeden Weg zu billiger m Ankauf versperret, so erklärt sich jene Erscheinung sehr leicht.

Königsberg in Preußen.

F. Neumann.

C h a r a d e.

Beym fröhlichen Tanze
Im freundlichen Kranze,
Da feyert das Erste ein Fest.

Verfälscht macht das Zweyte
Oft sträfliche Deute,
Wenn Jugend verstricken sich läßt.

Im herrlichsten Glanze
Ergeheth das Ganze,
Auf's Zweyte der Künstler gestützt.

Durch's Ganze verkehret,
Wird's Zweyte genähret
Bey jedem, der Warnung nicht nützt.

H. v. Blumenbof.

Literatur.

Zsebkönyv, kiadta Igaz Sámuel. Bécsben 1821. — Taschenbuch, herausgegeben von Samuel J g g z, Wien 1821.

Dieses eben so geschmackvolle als inhaltreiche Taschenbuch gereicht dem Herausgeber um so mehr zur Ehre, als es auch sogar die allergünstigste Meinung, die man irgend für den heutigen Stand und das Wesen der magyarischen Literatur hegen mag, rechtfertigt und bewährt. Leistungen der gefeyertesten ungarischen Dichter schmücken den schönen Liederkranz dieser Sammlung, und auch die prosaischen Aufsätze in derselben sind gediegen und wichtig genug, den Wunsch zu erwecken, recht bald ein zweytes Taschenbuch dieser Art zu sehen. Kein Wunder, daß die erste Auflage desselben, nun kaum noch im dritten Monathe nach seiner Erscheinung, vergriffen ist, und bereits an einer zweyten gedruckt wird. Auch ohne die künstliche Ausstattung, die diesem Taschenbuche von den Händen Loders, Stöbers, Armanns, Blaschke's und Loos geworden, ohne die Musikbeylagen höchst originellen Inhalts, und die trefflich wiedergegebenen Schriftzüge berühmter Magnaren, die es enthält, ist daselbe eine sehr gefällige, anziehende Musengabe, deren Werth gewiß Keiner, der die magyarische Sprache versteht, bezweifeln oder verkennen wird. Indem wir dem Bildnisse des großen ungarischen Königs Matthias Corvinus, dem überaus zart und nett radirten Tokayer Gebirge, und den ansprechenden, trefflich gegebenen Scenen aus Alexander von Kisfalud's Hunyady János volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, berühren wir, hinsichtlich des literarischen Inhalts, nur die wahrhaft meisterlichen Übersetzungen der Horazischen Oden von Jos. Márton, da des übrigen Schönen, Gelungenen und Gediegenen bey Weitem mehr ist, als uns Zeit und Raum hier zu erörtern gestatten. Auch die typographische Ausstattung, Papier, Form und Umfang dieses Taschenbuches erreichen sowohl dem Herrn Herausgeber als auch der Offizin des Hrn. Anton Pichler zur Ehre.

R.

Correspondenz-Nachrichten.

München im May.

Der diesjährige May ward färglich von der Natur, aber reich von der Kunst ausgestattet. Gut ab! Bloß die nahmentliche Aufführung der zum ersten Male in unsern Theatern gegebenen Stücke fordert Respekt. Diese Neuigkeiten des Hoftheaters waren: Rodrigo und Kimene, eine heroische Oper, Gedicht von Sendtner, Musik von Niblinger; Donna Diana (neu einstudiert); er läßt niemand zu Wort kommen; das Alpenröslein, das Patent und der Schawl, und Baron Bliz. Die zuerst genannte Oper, deren Dichter und Kompositeur unsere Landsleute sind, fand vielen Beyfall, sowohl in Rücksicht des Textes als der Musik. Die prächtigen Aufzüge und Dekorationen verdienten und erhielten Bewunderung. Zu besserem Verständnisse könnte der Titel kurzweg „der Eid“ heißen; denn der Stoff ist diesem herrlichen Gedichte entnommen, und umfaßt die Begebenheiten von dem Racheschwur bis zu der Vermählung des Helden. In dem Kleinen, dem Französischen „le parleur“ nachgebildeten Lustspiele: „Er läßt niemand zu Wort kommen,“ gab Hr. Meyius, vom Stuttgarter Theater, den Schwächer Zurlering vortrefflich. Er hat ganz allein unaufhörlich zu sprechen, so daß der Vater der Geliebten am Ende genöthiget ist, schriftlich seine Einwilligung zur Heirath zu geben, da weder er, noch die übrigen Mitspielenden zu Wort kommen können. Das Publikum fand an diesem, ihm neuen dramatischen Scherze viel Wohlgefallen. Nun zu den Novitäten des Theaters am Jarthore! Es waren folgende: Gaston von Malines, Schauspiel nach dem Französischen; Leontine, oder die Belagerung von Nancy, Schauspiel (desselben Ursprunges wie Nr. 1); der Selbstmörder; die Verkleidungen; der Mantel und die Pelzmütze, militärisches Schauspiel, nach Rozebue's Erzählung, von Gleich; Viktorine; Thomi, oder die Stimme der Natur, (beyde Schauspiele), und der erotische: Einsiedler im Lerchenwalde. Der italienischen Oper Kontingent zu diesem Heere neu kontribirter dramatischer Truppen war: Giulietta e Romeo und Ca-

milla. Mad. Sessi entzückte uns in beyden Opern. Mit den zum ersten Mahle gegebenen Stücken wären wir hiermit fertig, und erzählten sofort von den zum letzten Mahle gegebenen. Für ein solches könnte nämlich die Oper „Gli Orazi e Curiazi“ gelten, deren Aufführung neulich mit dem Besatze: letzte Vorstellung dieser Oper — angekündigt wurde. Diese Methode ist zwar eine theatralische Neuerung, aber schwerlich eine üble; denn es wäre erwünscht, wenn sie überall genehmiget, und oft angewendet würde. Außer den genannten Produkten aus dem Reiche Polyhymniens muß noch des Konzertes der Gebr. Bohner (gleichfalls unsere Landsleute) Erwähnung geschehen. Ihre Virtuosität ist bekannt. Sie vermochten die entzückten Hörer bis 10 Uhr — eine hier ungewöhnlich späte Schlusskunde — fest zu bannen. Von diesem Zauber komme ich bequem zu einer anderen, nicht weniger wunderbaren Notiz. Wir haben jetzt in Bayern auch ein — Seebad, ohne eine See zu besitzen. Doch die Sache geht rechter Dinge zu. In der Rosenheimer Satzsohle entdeckten sich nämlich, nach vorgenommenen medizinischen und chemischen Untersuchungen, eine den Seebädern ähnliche Heilkraft. Jene Sohle wird nun mit dem, dort schon lange bestehenden und häufig besuchten Mineralbade in Verbindung gesetzt. Die Grundsteinlegung zu der neuen Baute ist bereits vor sich gegangen. Wenn nun die Patienten zu dieser Anstalt noch einen recht kräftigen Glauben, welcher dem Bernehmen nach bey keinem Bade fehlen darf, mitbringen, so kann eine kräftige Wirkung nicht fehlen, und kostspielige, weite Reisen sind erspart. Ad vocem: „Reisen“ sey es mir erlaubt, noch einmahl auf unsere beyden amerikanischen Reisenden, die H. Spix und Martius zurück zu kommen. Se. Majestät der König haben denselben zur Belohnung ihrer, um die Wissenschaften, unter vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten sich erworbenen Verdienste, und zur Erleichterung, rücksichtlich ihrer, durch diese Reise geschwächte Gesundheit, neben dem bisherigen Gehalte, eine Leibrente von jährlich 1000 Gulden (für einen jeden) in der Erwartung und Voraussetzung verliehen, daß ihre Dienste den vaterländischen Anstalten gewidmet bleiben, und sie sich aufgefordert finden werden, das begonnene, die Reise: Resultate zusammenstellende Werk zum Nutzen der Wissenschaft und zur Ehre der Nation zu vollenden. Während also manches auf verschiedene Weise still und mit Maß und Überlegung zur Förderung der Künste und Wissenschaften bey uns geschieht, werden darüber die Ansprüche des praktischen Lebens nicht vergessen. So ward jüngst die Anlage eines Central: polytechnischen Museums beschlossen. Ein solches Museum, worin alle, bisher bey den verschiedenen Stellen der Ministerien und anderen Verwaltungsbehörden vereinzelt aufbewahrten Modelle, Maschinen u. s. w. gesammelt, und zur allgemeinen Benützung aufgestellt werden, wurde schon lange als ein dringendes Bedürfnis gefühlt. Es ist bereits das hierzu nöthige Gebäude angewiesen. Dann wurde die Wiedererbauung der im vorigen Herbst durch eine Feuersbrunst zerstörten Salinen: Sudwerke in Berchtesgaden verfügt. Die Grundsteinlegung geschah auf das feyerlichste, unter Theilnahme vieler Tausende von Zuschauern, und in Beyseyn mehrerer hohen Staatsbeamten durch den Hrn. Finanzminister Baron von Lerchenfeld. Endlich habe ich noch einer dritten, nicht weniger erfreulichen Erscheinung auf diesem Gebiete zu erwähnen. Im Mainkreise nämlich machten es die, auf einem kleinen Raum zusammen gedrängten Eisenhütten und andere Holz verzehrende Gewerbe schon lange fühlbar, daß für die Folge der vorhandene Holzbestand nicht hinreichen werde. Die in dieser Gegend verbreiteten, bedeutenden Torflagen veranlaßten den Hrn. Forstmeister Moser in Wunsiedel, Versuche anzustellen, wie sich der Torf am besten verkohlen lasse, um als Feuerungsmaterial zum Eisenausbringen verwendet werden zu können. Das Resultat war sehr günstig; man fängt schon an, dergleichen Torfkohlen, mit Holzkohlen zur Hälfte gemischt, nicht nur zum Schmelzen, sondern auch zu verschiedenen anderen Schmiedearbeiten mit dem besten Erfolge zu gebrauchen.

Erlauben Sie mir nun noch zum Schlusse die freundliche Hoffnung, vielleicht bald Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, auszudrücken. Die Sache verhält sich folgender Maßen: Der Mechanikus Leinberger in Nürnberg hat, einer dortigen Zeitung zu Folge, das Problem gelöst, mit dem Luftballon in horizontaler Richtung zu fliegen. Wenn ihm die Londoner Akademie der Wissenschaften den auf diese Erfindung

festgesetzten Preis von 20,000 Pf. St. zusichert, will er seine erste Reise dahin antreten. Die zweyte geht dann ohne Zweifel nach dem gleichfalls schaulustigen Wien, und es ist mein fester Voratz, ihn zu begleiten, was rücksichtlich meiner nicht zu bedeutenden Schwere füglich angehen wird.

Augsburg, im May.

Unsere Frühlingsmesse war, den allgemeinen Klagen nach zu urtheilen, keine der besten. Nur auf den Gesichtern der, sich stets zahlreicher einfindenden Asiaten war einige Zufriedenheit zu lesen. Von Sehenswürdigkeiten, Menagerien u. s. w. fanden sich nur ein (sogenanntes) Künstliches Automat, ein großes, natürlich belebtes Panorama, und die Maschine Ratschelli ein; sämmtlich Besuche, welche gern vermist worden wären, und sich nur durch ihre tollten und marktshreyerischen Ankündigungen auf eine ergeßliche Weise auszeichneten. Mit dem natürlich belebten Panorama ging es wirklich überaus natürlich zu; es war nichts mehr und nichts weniger als eine camera obscura. In dem gedruckten Affiche stand folgende naive Versicherung: „Die Schönheit dieser Gegenstände beruft sich bloß auf diejenigen, welche sie gesehen haben.“ Die Maschine Ratschelli war eine gewöhnliche alltägliche Schaukel. Bey den Eintrittspreisen hieß es ganz ernsthaft: „Der erste Rang hat das Recht, zuerst in die Luft zu fahren.“ Das Automat wurde auf eine nicht weniger lustige Weise introduzirt. „Dieses große Meisterstück stellt einen asiatischen Braminen vor, welches mit vieler Kunst auf folgende Art verfertigt wurde: 1. Spricht er so deutlich, daß es jedermann verstehen kann. 2. Ist es eine Münzenkennerinn“ u. s. w. Es ist zu wünschen, daß unsere Behörden mit Koncessionen für dergleichen brotlose Künstler etwas sparsamer und strenger seyn möchten.

Unsere Bühne erfreuete uns in dem Laufe dieses Monathes mit mehreren, zum ersten Male gegebenen Stücken. Das Diadem, Schauspiel von Cuno; der Ring (neu einstudirt); der thierische Magnetismus, Lustspiel von Bodenehr; Hr. Rochus Pumpsnickel, auf eine andere Manier, Posse, nach dem Französischen des Lenelli; der König und der Narr, Lustspiel von Castelli; der König Stanislaus, oder List und Liebe, nach Duvall, von Lambert; Philippine Welfer, Herzoginn von Tyrol, nach Schikaneder neu bearbeitet, und der Maskenball, oder Cupido's Zweykampf und Verlobung, eine komische Oper, von J. A. Adam, mit Musik von M. Maurer (Wort- und Lieddichter sind unsere Landsleute). Also lauten die Titel der dargereichten Neuigkeiten. Die Direktion hat durch eine so ausgezeichnete Thätigkeit dem Publikum am besten ihren Dank für das zu Stande gekommene Jahresabonnement, wodurch die Fortdauer des Theaters für den Sommer gesichert ward, bewiesen. Über die Aufführung selbst muß ich mich heute, von vielen Geschäften bedrängt, begnügen, nur im Allgemeinen ein belobendes Urtheil auszusprechen; nehme mir es aber vor, in meinem nächsten Berichte ausführlicher über ein einzelnes Stück zu sprechen, in so fern es der Raum Ihres Blattes gestattet, und zu einer bestimmteren Ansicht unseres Bühnenwesens erforderlich ist.

K. preussische Rhein- Provinzen, April 1821.

Köln am Rhein. Ein sehr bedeutender Kaufmann, Jakob Adler zu Elberfeld, hat den umfassenden Plan entworfen, eine amerikanische Handels-Kompagnie für Rheinland-Westphalen zu errichten, und denselben in den Blättern dieser Provinz bekannt gemacht. Er beweist darin sehr richtig, daß die Fabrikate dieser Gegend in Amerika sehr gesucht würden, und daß die hiesigen Fabrikanten davon 20 pCt. auf's wenigste verlieren, weil dieser Handel durch englische Kommission irre geführt wird. Eben so viel könnte an den als Rückfracht einzuführenden Kolonial-Waaren gewonnen werden.

Diese Vorschläge finden sehr viel Beyfall und man glaubt, daß in Kurzem ein Kapital von 70,000 Thlr. durch Aktien zusammen gebracht werden wird, womit ein direkter Handel nach Westindien durch ein daselbst zu errichtendes Etablissement angefangen werden soll. Kommt diese Kompagnie zu Stande, so ist ein sehr glänzender Ersatz zu erwarten, denn die Manufakturen und Fabriken im Bergischen Lande und Jü-

lich, so wie in der Grafschaft Mark sind nicht nur durch ihre Vollkommenheit sehr bedeutend, sondern besonders auch durch ihre Wohlfeilheit ausgezeichnet, so daß eigentlich nichts als der Absatz fehlt. Kann dieser durch die Verwirklichung der gemachten Vorschläge vermehrt werden, so wird Rheinland = Westphalen bald zu einem hohen Rufe im Ausland gelangen, und der Wohlstand sich zusehends vermehren. Bey einem solchen Etablissement, das von den exportirenden Kaufleuten errichtet und auf deren Geschäfte beschränkt ist, entgeht man: 1) den schweren Liegegeldern, welche den Schiffen für den Aufenthalt bezahlt werden müssen, wenn sich der Verkauf der ausgehenden Ladungen nicht gleich mit Vortheil erzwingen läßt, oder der Einkauf der Retouren sich in die Länge zieht. Für den Verkauf, wie für die Wiedererlangung der Gelder in Landesprodukte kann ein günstiger Zeitpunkt abgewartet werden, und ist das Geschäft einmahl im Zuge, so findet das ausgehende Schiff die Rückladung jedes Mahl bereit und die Liegegelder fallen ganz weg. 2) Ein sehr wichtiger Vortheil bey einem eigenen Etablissement in Indien liegt darin, daß der Direktor desselben seinen eignen Vortheil darin suchen muß, den Fabrikanten die beste Aufnahme und Verbreitung durch seine Empfehlung und andere Bemühungen zu verschaffen. 3) Durch schnelle, genaue und zuverlässige Berichte, welche der Direktor nach Europa über Veränderungen im Geschmack der Abnehmer jederzeit zu geben im Stande ist, würde die Abnahme dessen, was die Exporteurs zu neuen Versendungen bereiten lassen, sicher gestellt. Diese Umstände müssen jeden Kaufmann genugsam von der Nützlichkeit eigener Etablissements in Westindien überzeugen.

Für einen glücklichen Erfolg ist daher die höchste Wahrschintlichkeit, jeder Theilnehmer wird mit dem Gewinn für seine Kapital = Anlage befriedigt werden, und er befördert nebenbey die Belebung des Handels und der Fabriken, wie den Nutzen der ganzen Provinz; denn es ist nichts gewisser, als daß Fabriken, wenn sie ohne Hülfe des Staats bestehen können, den allgemeinen Wohlstand vermehren.

Man hat Köln zum Centralpunkt vorgeschlagen, und dieß aus folgenden Gründen: 1) Liegt diese Stadt im Mittelpunkt der Fabriken der westphälischen Provinzen Preußens, an dem Hauptflusse von Deutschland und dadurch auch für den Verkauf der Retour = Ladungen vorzüglich gelegen, ja man könnte sagen, daß kein anderer Ort am Rheine diese vortheilhafte Lage darbiethet. 2) Wird dadurch, daß Köln nur sehr wenige Fabriken hat, der Verdacht einer möglichen Partheylichkeit bey den Einkäufen vermieden. 3) Hat Köln eine große Anzahl vermögender Kaufleute und Kapitalisten, und es läßt sich deswegen um so mehr Theilnahme daselbst erwarten, wenn die Hauptdirektoren aus Bürgern dieser Stadt unter den Theilnehmern gewählt werden. 4) Hat Köln durch historische Bedeutungen und durch merkantilische Solidität seit Alters her gegründeten und behaupteten Ruf. 5) Endlich hat Köln Anstalten und Lokaltitäten für jeden großen Handel, die anderwärts nur durch ungeheure Summen herzustellen sind.

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 72 S. 609 Z. 16 v. u. lese man: dem blitzschnellen Walten statt den blitzschnellen Wolken, und ebendasselbst Z. 12 v. u. Geübtere statt Grübler.

In Nr. 73 S. 620 Z. 27 v. u. lese man: Der mer statt Demmer.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 28. Juny 1821.

77

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1103; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zedler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schuld und Strafe.

Von J. C. Mielach.

(Fortsetzung.)

Von nun an verstrich kein Tag, an dem sich Lamoral und Agnese nicht gesehen hätten; stets inniger näherten sich ihre Herzen, und immer fester knüpfte sich der Bund. Der Alte, nieder gedrückt von langwierigen Leiden zugethan dem jungen Manne, an den ihn überdieß täglich neue Bande der Dankbarkeit hinzogen, und dem edlen Sinne desselben, wie Agnesens Grundsätzen vertrauend, dachte nichts Arges bey der unverhehlten Neigung dieser Beyden. Er wünschte nichts sehnlicher, als die Verbindung des liebenden Paares zu erleben, wogegen er keine bedeutenden Hindernisse vorhanden wähnte. Lamoral gestand es sich wohl, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sey, wo Bleiben und längeres Schweigen zum Verbrechen würde; allein nun war der Sieg schwerer als anfangs, und seine Kraft geringer. Er blieb und schwieg. Vergebens bemerkte er, daß die Gattinn seine Schritte belauschen lasse und seinem Verhältnisse auf der Spur seyn dürfte; vergebens warnte und bath ihn ein würdiger Freund seines Herzens und vieljähriger Vertrauter des Hauses, den Umgang mit dem fremden Mahler zu meiden. Das eingeschläferte Gewissen Lamorals wurde von diesen Mahnungen nicht aufgeschreckt. Kein Vorwurf der Gattinn konnte ihn nach seiner Ansicht treffen; er hielt sich für schuldlos, ob er gleich auf dem Wege zur Schuld wandelte; und wie sollte er in einem Augenblicke die Freunde verlassen können, wo ihnen Gefahr drohete! Da er indessen die Strenge der Gesetze kannte, so säumte er nicht, die Bedroheten auf jene Mittheilung des Freundes aufmerksam zu machen, und beschloß zugleich, seine Besuche nur mit der größten Behutsamkeit fortzusetzen. Der Greis zeigte sich über Lamorals Äußerung tief erschüttert; denn er fühlte sich getroffen, sah neben ihm auch die Tochter gefährdet, und erlag beynah dem Schrecknisse dieses Gedankens. Unbegreiflich schien es ihm, wodurch seine Gesinnung verrathen worden sey, da er die-

selbe stets auf das sorgfältigste verbarg. Seine Liebe zu Agnesen hatte ihn zu diesem furchtsamen und vorsichtigen Benehmen bestimmt. Er kannte ihre verschiedene Denkungsart und schonte sie, und glaubte überdieß durch ein öffentliches Bekenntniß seiner Gesinnungen, sich, den einzigen Beschützer derselben, nicht den Gefahren der Verfolgung und des Verlustes Preis geben zu dürfen. Nun wußte er sich keinen Rath. Endlich erschien ihm eine schnelle und heimliche Flucht als das alleinige mögliche Rettungsmittel, welches er sogleich in der folgenden Nacht zu ergreifen beschloß. Gegen Lamoral und Agnese rechtfertigte er seinen Vorsatz bloß mit einer flüchtigen Entschuldigung. Sein junger Freund, dem diese nicht völlig genügte, bath ihn umsonst, alle Zurückhaltung abzulegen, und sein ganzes Herz offen und aufrichtig zu zeigen. Der Alte blieb bey seiner Rede und bey seiner Entschließung. Lamoral war über diese Wendung der Dinge untröstlich. Er wünschte, daß der Vater Agnesens eine gleiche Überzeugung mit ihm theilen möchte, und fühlte, daß er getrennt von der Geliebten, sein ohnedieß düsteres Leben nicht mehr länger zu ertragen fähig wäre. Hingerissen von dieser quälenden und leidenschaftlichen Stimmung seines Gemüthes, vergaß er alle Verhältnisse und Pflichten, und betheuerte den Freunden, ihnen bald nachfolgen zu wollen, da es leider weder rätlich noch thunlich seyn würde, sie jetzt sogleich zu begleiten. Am Abende kam er, um Abschied zu nehmen. Er war wohl auf eine traurige Scene gefaßt, aber den schrecklichen Auftritt, der ihn erwartete, ahnete er nicht. Agnese stürzte ihm mit rothgeweinten Augen und Hände ringend entgegen. „Lamoral! Retten Sie den Vater!“ rief sie schluchzend aus, „vor einer Stunde hat man ihn in das Gefängniß abgeführt.“ Mehr vermochte sie nicht zu sprechen, und erschöpft sank sie in seinen Arm. Lamoral hielt die Geliebte bebend umschlungen, küßte ihre Thränen hinweg, und gelobte ihr mit feyerlichem Schwure, alles, selbst das Leben für die Rettung des theuren Vaters zu wagen.

Nichts unterließ er in den nächsten Tagen, die Befreyung desselben auszuwirken. Zwar mußte er es bedauern, daß eben sein Freund auf kurze Zeit verreiset war, doch verzweifelte er nicht an einem guten Erfolge. Er scheute keine Mühe, begab sich von einem Richter zu dem andern; versicherte, daß er den gefangenen Greis genau kenne, betheuerte seine Unschuld, und verbürgte sich für ihn mit seiner Person und mit seinem Vermögen. Endlich ward dem so unablässigen und ungestümen Flehenden die Freyheit des Freundes zugesagt, und ihm erlaubt, daß er ihn gegen Abend abholen und in seine Wohnung zurück führen dürfe. Die eingelaufene Nachricht von einem Siege, den die Feinde jüngst erfochten, schien zu dieser günstigen Entscheidung ein Großes beygetragen zu haben. Lamoral war außer sich vor Freude; er wollte nur zu Hause noch ein kleines unverstiebliches Geschäft abthun, und dann auf den Flügeln der Sehnsucht mit seiner frohen Botschaft zu Agnese eilen. Zur ungelegensten Zeit überreichte man ihm in seiner Wohnung ein Billet von jenem, unterdessen zurückgekommenen Freunde, worin ihn dieser ersuchte, Angesichts desselben, in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu ihm zu kommen. Dieser Einladung mußte Folge geleistet werden, der Geliebten jedoch wollte er keinen Augenblick länger jene tröstliche Kunde vorenthalten. Schnell schrieb er daher an sie folgende Zeilen: „Liebe

Agnese! Dein Vater wird heute noch frey! Danke diese Freyheit vor allem dem glücklichen Erfolg der Waffen, der auch auf unser Loos noch eine Blume aus dem Siegeskranze streuen wird, denn nur auf diesem Wege wird auch unsrer Liebe ein glücklicher Erfolg zu Theil.

Er übergab das Blatt seinem getreuen Diener zur schleunigsten Bestellung, und verfügte sich nun ohne Säumen zu dem Freunde. Hier überreichte ihm eine alte Magd ein versiegeltes Papier mit dem Bedeuten, daß der Herr, welcher sich auf Befehl so eben in eine unvermuthet beschlossene Versammlung des Gerichtes begeben habe, dieses für ihn zurück ließ. In demselben standen bloß die Worte: „Es warnt Sie noch einmahl väterlich und dringend Ihr Freund!“

Über Lamoral glitt auch diese Warnung spurlos hin; es war ihm erwünscht, von diesem Besuche so schnell und so leichten Kaufes los gekommen zu seyn, und trug ihn jetzt unaufhaltsam zu Agnese. Er hatte erwartet, daß ihm die Geliebte jubelnd entgegeneilten würde; allein zu seinem Erstaunen vernahm er, daß sein sonst so pünktlicher Diener ihr das Billet noch nicht zustellte. Obwohl ihn dieß befremdete, so war es ihm zum Theil doch angenehm, dieser Verzögerung die Freude verdanken zu können, Agnesen die froheste Bottschaft nun mündlich mitzutheilen. In gähem Wechsel erhob sich bey seiner Erzählung das Gefühl des Mädchens aus der Tiefe bitteren Leidens auf den Gipfel einer fast überirdischen Wonne. Aus der Tochter grenzenloser Liebe zu ihrem Vater kann allein die Größe ihres Schmerzens über seinen Verlust, so wie die Freude über seine Befreyung ermessen werden. Und dieses Glück hätte sie dem Geliebten zu danken! Es gibt im Leben Augenblicke, welche auf eine unwiderrufliche Weise die ganze Zukunft des Menschen bestimmen; wo ein dunkles Verhängniß den Wanderer auf den Scheidepunkt des Weges stellt, der über Dornen hierhin zur Tugend, dorthin über Blumen zu der Schuld leitet, und ihn zum Heile führt, oder in das Verderben stürzt. Ein Fehltritt läßt ihn für immer die wahre Richtung verlieren. Auf diesem gefährlichen Punkte standen jetzt Lamoral und Agnese. Sie thaten leider den Fehltritt, und angelockt von jenen täuschenden Blumen, die am Eingange so reizend winkten, gingen sie den Pfad des Verderbens.

Das Wiedersehen des theuren Vaters, beyden vor kurzem ein Gedanke voll der reinsten Seligkeit, drohte jetzt wie ein Gespenst der Nacht ihnen schauerlich entgegen. „Wie soll ich seinen Anblick ertragen!“ jammerte das Mädchen, und war taub gegen Lamorals Tröstungen. In diesem Augenblicke pochte es an der Thüre. Die Schuldbewußten fuhren erschrocken zusammen, und eine finstere Ahnung ergriff ihre Seelen. Der Freund trat herein. Eile verkündigten seine Schritte, Schrecken seine Mienen. „Gelang es mir endlich, Sie zu finden!“ rief er, sich zu Lamoral wendend, „Unglücklicher! Sie sind verrathen; Sie sind verloren! Entfliehen Sie ohne Säumen! Vielleicht ist auf diesem Wege noch Ihre Rettung möglich.“

Bleich, erstarrt, lautlos vernahmen die Liebenden seine furchtbaren Worte. „Sprechen Sie,“ erwiederte nach einer Weile Lamoral, „was ist geschehen, was drohet mir?“

„Sie haben ein Billet an dieß Mädchen geschrieben;“ fuhr er fort, „Ihre Gattinn, lange schon auf der Spur Ihrer Verirrungen, entriß es Ihrem Dia-

ner; sein Inhalt überzeugte sie von der Wahrheit des gehegten Verdachtes; die darin geäußerte Freude über den Sieg, die Hoffnungen, welche Sie darauf bauen, spornen dieselbe zur Rache, stößen ihr Besorgnisse um den Gatten ein und veranlassen in der Bethörten den Gedanken, Sie noch von diesem Verderben erretten zu wollen. Das verblendete Weib überreicht darauf in dieser Absicht jenes Papier unserm Gerichte, und bittet, Sie mit Güte und ernstlichen Mahnungen zu vermögen, zu Ihrer Pflicht zurückzukehren. Noch einmahl, Lamoral, Sie sind verloren! Jene Zeilen sind mehr als genügend, Sie zu verurtheilen. Schon ist der Verhaftsbefehl ertheilt. Erwarten Sie keine Schonung!" Agnese war schon bey dem Worte „Gattinn" ohnmächtig niedergesunken, und sie vernahm nichts weiter von der entseßlichen Rede des würdigen Freundes. „Und wird dieses Mädchens Vater frey?" schrie Lamoral. „Er wird mit Ihnen ein gleiches Schicksal theilen!" war die Antwort. Gerührt und mit wiederholten Bitten drang er nun in Lamoral, und ermahnte ihn auf's neue zu schleuniger Flucht. Allein dieser, über den die Furien der Schuld und der Verzweiflung ihre gräßlichen Geißeln schlangen, stürzte zu Agnesens Füßen hin, und sprach gefasster: „Hier liegt mein Leben, mein Glück, mein alles; hier ist meine Stelle; hier will ich mein Schicksal erwarten! — Ich entfliehe nicht."

„Wahnsinniger!" entgegnete der Freund, „so erhalten Sie sich wenigstens für diese! — Sie hören nicht? — Die Minuten sind kostbar; die nächste kann Sie vernichten. Ich beschwöre Sie bey dem Schatten Ihrer theueren Mutter, fliehen Sie!" — Lamoral hatte kein Ohr für den Bittenden. „Erwache! Erwache meine Agnese! Sprich ein Wort der Vergebung, der Liebe!" rief er hingeneigt zu der Geliebten aus; doch von dieser wich der bange Schlummer nicht, der sie gefesselt hielt.

(Der Schluß folgt.)

Der emsigen Biene.

(Nach dem Sicilianischen.)

Diese Eile, diese Mühe —
Liebes Biendchen, sprich, o sprich,
Warum eilest du so frühe,
Quälest, gartes Biendchen, dich?

Sieh, ein diamant'ner Spiegel
Funkelt zitternd noch der Thau.
Hüte deine goldne Flügel,
Schadet leicht die nasse Au!

Sieh, die Blümchen schlummern friedlich
In der Knospe, grün und rein;
Schließen ihre Köpfchen niedlich
In das weiche Bettchen ein.

Doch du zähmst nicht deine Gite,
Hörst meine Worte nie;
Liebes Biendchen, o verweise —
Sprich, wohin, wohin so früh?

Suchst du Honig zu erbeuten,
Honig, Biendchen, süß und weich?
Will dir gern' ein Örtchen deuten,
Süßen Honigs überreich.

Kennst du sie, mein schönes Einchen,
Mit dem himmlischen Gesicht —
Kennst du denn, o liebes Biendchen,
Einchens Rosenlippen nicht?

Wonne strahlt ihr blaues Auge,
Süßigkeit ihr Mund für mich;
Komm', o Biendchen, sauge, sauge,
Da ist Honig viel für dich!

Gereberg.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende April 1821.

Für alle Freunde ernster religiöser Tonkunst ist es ein wahrer Genuß, die heilige Osterzeit hier zu erleben, sehr erhöht wurde er aber dieß Jahr durch das treffliche neue Oratorium, welches unser genialer Morlachi komponirte, und welches man nicht allein bey der Aufführung in der Kirche am Ostersonnabend, sondern auch in mehreren Proben, bey denen Musikkreunden der Zutritt gestattet war, zu hören und zu genießen Gelegenheit hatte. Der Text: „la Morte d'Abel" von Metastasio, war dazu gewählt. Der denkende Komponist schritt hier mit Muth und Kraft auf dem neuen Wege fort, den er selbst sich zuerst bahnte, als er vor vier Jahren das treffliche Oratorium: „das Opfer Abrahams" schrieb. Er bearbeitete dieß nämlich schon in einer neuen, zuvor nie gewagten Art, so, daß die Recitative durchkomponirt und mit ausdrucksvoller Instrumentalbegleitung versehen sind. Der veralteten Form des übrigens so herrlichen, echt musikalischen Textes, welcher nichts als Arien und Recitative enthält, half er zugleich, indem er, ohne die Worte zu ändern, an passenden Stellen Duette sowohl als Terzette und Quartette daraus bildete, die frühere langweilige Monotonie wurde dadurch ganz vermieden; wie schwierig diese Aufgabe in Ansehung des musikalischen Rhythmus ist, kann nur derjenige, der selbst Tondichter ist, ganz verstehen. Es gelang aber, und das Werk fand bey allen fühlenden, vorurtheilsfreyen Kennern die wärmste Anerkennung. Das Ganze tritt durch solche Behandlung weit glühender, charakteristischer und kräftiger in's Leben; es wird dadurch erst das, was ein solches Oratorium schon dem Titel nach eigentlich seyn soll: eine heilige Handlung. Metastasio selbst nennt es: „Azione sacra." Wir dürfen dieß nicht verwechseln mit jenen Oratorien, welche nur lyrische und moralische Betrachtungen enthalten, diese würden sich gar nicht zu einer solchen Behandlung eignen, und unser sinniger Künstler würde sie nie dazu wählen; höchst unbillig wäre es hingegen, wenn man hier, wo die ganze Natur des Stoffes es fordert, die mehr dramatische Form tadeln wollte. Es gibt ein heiliges Drama, welches erschütternd und erhebend auf die Seele wirkt und weit entfernt vom gewöhnlichen Theaterstyl bleibt; führte man doch in frömmern Zeiten, als die unsern sind, sogar solche heilige Handlungen auf, als wahres Mittel zur Erweckung höherer Andacht. Hier gilt es also, den erhabenen Ernst eines solchen dramatischen Styles mit dem eigentlichen Kirchenstyl zu vereinen, und nur von diesem Gesichtspunkt aus kann ein solches Werk, dessen Gattung noch neu und wenig bekannt ist, richtig beurtheilt werden.

Unser *Morlacchi* hat unstreitig hierin dießmahl wieder etwas höchst Gelingenes und wahrhaft Geniales erschaffen; das Ganze ist ein großes Tongemälde, wo alles in lebendig glühenden Farben ausgeführt ist, keine Stelle vernachlässigt oder bloß flüchtig skizzirt blieb, und dennoch jedes Einzelne wieder so zurückweicht, daß es zur ruhigen, großartigen Haltung des Ganzen paßt. Die Einleitung ist ernst und glänzend, aus dem Hauptgedanken, den die Violinen vortragen, tönt uns eine ermahnende Bitte entgegen, die wir ganz verstehen lernen, wenn später *Adam* mit denselben Tönen dem *Rain* zuruft, er möchte auf den bessern Lebenspfad zurückkehren! Die Frömmigkeit, Unschuld und Herzensreinheit *Abels* ist gleich in seinen ersten Gesängen rührend und ungemein lieblich ausgedrückt. Überhaupt sind die vier Personen durch die Musik sehr treffend charakterisirt; erhabene patriarchalische Würde und tiefsinniger Ernst bezeichnen den *Adam*, leidenschaftliches mütterliches Gefühl die *Eva*, düstere Gluth und wilde Heftigkeit den *Rain*, die reinste Klarheit und Sanftmuth den *Abel*. Sehr richtig sind zu beyden jugendlichen Brüdern Tenorstimmen gewählt, sie kontrastiren genug durch ihren Charakter, der sich in der Deklamation einer jeden Zeile ausspricht. Höchst-sinnig ist *Abels* Erzählung, wie die Himmelsflamme sein Dankopfer verzehrte, hier als Arie behandelt; gerade diese Erzählung entzündet ja den Neid in *Rains* Brust, sie muß daher herausgehoben seyn, aber auch so, wie es hier geschah, einfach, in kindlich süßen Klängen hinströmend, nicht nach dem gewöhnlichen Zuschnitt einer Arie, denn jede Wiederholung würde einen Schatten auf *Abels* Anspruchslosigkeit werfen! — Ein herrliches Pastorale ist *Abels* nächste große Arie: „*Quel buon pastor son' io,*“ der symbolische tiefere Sinn derselben ist wie ein Hauch der innigsten Liebe und Sanftmuth darüber ergossen; sehr passend ist die Tonart *Es-dur* dazu gewählt. Recht schön kontrastirt selbst in der Tonart *Fis-moll* die nächste Arie der *Eva* damit, und die begleitenden Instrumente bezeichnen es deutlich, wie getrübt der lautere Strom des Daseyns ihrer tiefbewegten Seele erscheint. Ausgezeichnet herrlich ist *Rains* darauffolgende Arie: „*Alimento il mio proprio tormento,*“ gefoltert von Haß und Neid kämpft er gegen seine bessern innern Regungen; wie höchst ausdrucksvoll spricht diese Musik die Worte aus: „*vo cercando d'odiarlo cagione, e cagione d'odiarlo non trovo!*“ wie steigt in immer wilderm Feuer seine Gluth, als er ausruft: „*l'abborrisco, nè intendo perchè!*“ und, nachdem er dieß schreckliche Geständniß einmahl aussprach, wiederholte er es Kühner und wilder immer wieder, als wolle er die Stimme des Guten in sich übertäuben. In *B-dur* ist dieß ergreifende Tonstück geschrieben.

Reizend und voll zarter Bedeutung ist *Abels* nächste Arie: „*Pape e la serpe spesso*“ in *H-dur*; lichtumflusste Klarheit strahlt aus ihr. Mit erschütternder Wahrheit sind die Worte geschrieben, wo *Rain* auf *Abels* dringende Frage: „*Mà la mia colpa?*“ antwortet: „*E il non averne alcuna!*“

Recht bedeutend bezeichnen ferne Posaumentöne *Adams* Erscheinen und bleiben in der ganzen Tondichtung die Verkünder seiner Nähe. Wundersamer Tiefsinn liegt in seiner ersten Betrachtung über die Natur der Sünde; an die Gestalten des *Michele Angelo* und die Dichtungen *Miltons* erinnern diese Klänge. Die schöne ermahnende, väterlich warnende Arie, die wir schon bey der Einleitung erwähnten, schließt sich an diese Worte. Besonders genial ist aber die nächste Scene behandelt, wo *Eva* hinzukommt. Aus den Worten des Recitativs, wo sie beyden Söhnen zuredet, sich in ihren Armen brüderlich zu vereinen, und wo *Abel* so willig, *Rain* aber so widerspenstig antwortet, ist ein ausdrucksvolles Terzett gebildet; die Tonart *C-dur* ist hier sehr passend. Als *Eva* ihre Worte fruchtlos findet, geht sie zu Bitte und Thränen über; diese Stelle ist so unbeschreiblich rührend, daß alle Augen feucht wurden bey diesen Mutterthränen, selbst *Rain* scheint überwältigt und der einzige Lichtpunkt der Freude erblickt nun das ernste Gemälde, in die jubelnde Wonne der Mutter stimmen Vater und Söhne mit ein, wünschend, das Band der Eintracht möchte sich nie wieder lösen. Dieß Quartett ist von hoher Wirkung und wahrhaft wohlthuend. *Adams* ahnungsvolle Worte führen bald zur ernstesten Betrachtung zurück und in heiliger Erhabenheit beginnt das trefflich gearbeitete Schlußchor des ersten Theiles. Meisterhaft sind die Worte mit wenigen aber kräftigen Zügen ausgedrückt, daß der Neid das Gemüth verzehrt, wie der Rost das Ei-

fen, und daß er dem Cyheu ähnlich die Pfeiler sprengt, die er umschlingt. Das Gebeth: „Ah Signor, ne difendi“ ist höchst kunstvoll als „Canone per imitazione“ geschrieben, dabey ist es aber eben so seelenvoll als wissenschaftlich. Mit den Worten: „la caritate istessa, pietoso Dio, tu sei“ beginnt die große Schlussfuge; es macht einen gar schönen Eindruck, wenn die vereinten Sopranstimmen diesen Lobgesang anstimmen, frühlingshell, in reiner Kindesfreude, und dann alle Menschenalter eintreten und er immer vollstimmiger hinströmt in kunstvollen Fortschreitungen, und die Instrumente alle kräftig hineintönen, bis endlich jedes dieß heilige Loblied mitsingt, das zuletzt in einem süßen Hauch der Flöte verhallt, und nun leise und ernst alle Stimmen das Gebeth: „Ah Signor, ne difendi con l'amorosa face di carità!“ wiederholten. Selten hört man eine solche Fuge, welche, indem sie alle Ansprüche der Gelehrsamkeit befriedigt, zugleich so volle Seelensprache ist.

(Der Schluß folgt.)

U a c h e n, April 1821. Der Karneval ist zu Ende, allein er ist an Freuden eben nicht besonders reich gewesen. Uachen ist eine Fabrikstadt, wo jeder seinem Gewerbe nachgeht, und Geselligkeit ohnehin nicht sehr zu Hause ist. Noch mehr aber ist dieß jetzt der Fall, wo die Fabrikanten über Mangel an Absatz klagen.

Dazu kommt noch, daß seit dem Uachner Kongress die hiesigen Bäder weniger besucht werden, wodurch auch jährlich bedeutende Summen dem Verkehr entzogen werden. Es scheint, als wenn Uachen wirklich durch den damaligen Zusammenfluß so vieler Fremden im Auslande übel berüchtigt worden wäre, da jeder Gelegenheit genug gehabt hat, sich über die ungeheuren Preise zu beschweren, welche die Uachner damals auf die unbedeutendsten Dinge legten. So hat Einsender z. B. ein ganz gewöhnliches Wiener Pianoforte gesehen, welches an eine berühmte englische Dame für 200 Franken monatlich vermietet ward, für das man sonst höchstens 20 Fr. genommen hatte. So war es mit allen andern Gegenständen auch. Man warnete damals schon vor dem üblen Eindruck, den dieß für die Folge haben würde. Allein umsonst; der augenblickliche Vortheil war gar zu lockend.

Bei diesem Geldmangel fehlte auch im Allgemeinen der Muth zu einem glänzenden Karneval, der ohnehin gewöhnlich hier nur aus ein Paar Maskenbällen besteht, auf denen man sich ein Paar Stunden ohne besonderes Interesse im Saale herumtreibt.

Überhaupt fehlt es dem Leben hier an allem höhern Interesse. Selbst das Theater ist wenig besucht. Nicht weil man es schlecht findet, denn da man hier wenig liest und sich wenig darum bekümmert, was in den fernern Landen vorgeht, so vermißt man das Bessere nicht. Dieses macht es auch, daß Uachner, die längere Zeit im Auslande gewesen, sich nicht mehr unter ihren Landsteuten gefallen, die jetzt überhaupt nur noch durch die Vergangenheit einige Aufmerksamkeit in geistiger Beziehung verdienen. Wichtig sind die hiesigen Bauwerke von Karl dem Großen, so wie einige alte ganz vorzügliche Gemälde, nicht nur in Kirchen, sondern auch in Privat-Sammlungen. Unter diesen steht die des Präsidenten Bettendorf oben an, in der sich einige unschätzbare Meisterwerke von Hemmelingk, van Eyck, Roger v. d. Weiden und anderer Meister der deutschen Schule auszeichnen.

S c h a u s p i e l.

Theater an der Wien. Den 19. d. Partheywuth. Letzte Gastrolle des Herrn Bespermann als Oberrichter Kofe.

Die Schauspieler pflegen sich leicht darin zu gefallen, daß sie die mit ängstlicher Sorgfalt ausgemahlte Karrikatur des Kofe noch mehr aus einander legen, damit dieses Original-Schauspiel, wie es ohnehin nur zu sehr das Ansehen hat, vollends ganz einem anatomischen Theater gleiche, worauf die oberrichterliche Figur zergliedert wird. Hr. Bespermann hielt die Darstellung so einfach als möglich; man sah es deutlich.

daß ihm mehr um das Ganze, als um grelle Einzelheiten zu thun war, und Alles erschien in einem mildern Farbenton. Weder suchte er den Abscheu erregenden Eindruck, noch die komische Wirkung zu verstärken, und wenn es ihm vom vierten Akt weniger gelingen wollte, die Laclust in Zaum zu halten, so geht das aus der Anlage und den Umständen unvermeidlich hervor, und kann dem Darsteller nicht als Fehler angerechnet werden. Alles ist darauf berechnet, und dieser Koke eigentlich nur ein verkappter Komiker, der als personifizirter Widerspruch, durch emporrende Grausamkeit sich selbst und Andere zu belustigen sucht. Gerade wo die tragische Kraft am meisten gesteigert werden sollte, wird dieser Charakter am ergötzlichsten; will der Schauspieler durch einen kalten und trockenen Ton den Eindruck vermindern, so arbeitet er dem Verfasser erst recht in die Hände; versucht er das Gegentheil, so spielt er aus einer andern Tonart. In der Hauptscene des vierten Aktes mit dem Scherif war die Darstellung etwas schwankend, aber doch sehr lebendig, und das ist hier besonders nöthig, um Abwechslung in die widerwärtige Einförmigkeit zu bringen. Besonnenheit und Umsicht blickten überall hervor, nirgends war zu viel, und eine verständige Sparsamkeit kann dieser Rolle gar nicht schaden, die in ein Fach gehört, das die Mitwirkung des Schauspielers mehr als irgend eins erfordert, und worin Hr. Vespermann als ein geübter und verdienstvoller Darsteller auf's Neue sich bewährte.

Modenbild XXVI.

Kleid von getärbtem Perkal. Die Garnirungen von Vapeur sind mit Rollen von Baumwolle: Merinos unterbrochen. Der Hut von Krepp oder Gaze hat gleichfärbige Blumen.

Ankündigung.

Indem wir uns dem Ende der ersten Hälfte dieses sechsten Jahrgangs nahen, den unsere Zeitschrift, nach den im In- und Ausland oft und laut ausgesprochenen Urtheilen ehrenvoll begonnen hat, werden die P. T. Abnehmer derselben eingeladen, auf die zweite Hälfte oder auf das dritte Vierteljahr, den auf dem Titelblatt angezeigten Beiträgen gemäß, im Bureau des österreichischen Beobachters, in der Dorotheergasse Nr. 1108, baldigst zu pränumeriren.

Auswärtige Theilnehmer belieben sich mit ihren Pränumerationen entweder unmittelbar an die k. k. Oberst- Hof- Postamts- Zeitungs- Expedition, oder an die jedem Interessenten am wenigsten entfernten k. k. Postämter zu wenden.

Vollständige Exemplare von den vorhergehenden Jahrgängen, wie auch von der ersten Hälfte des laufenden, sind um die Pränumerations- Preise noch zu bekommen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Lustspiel.

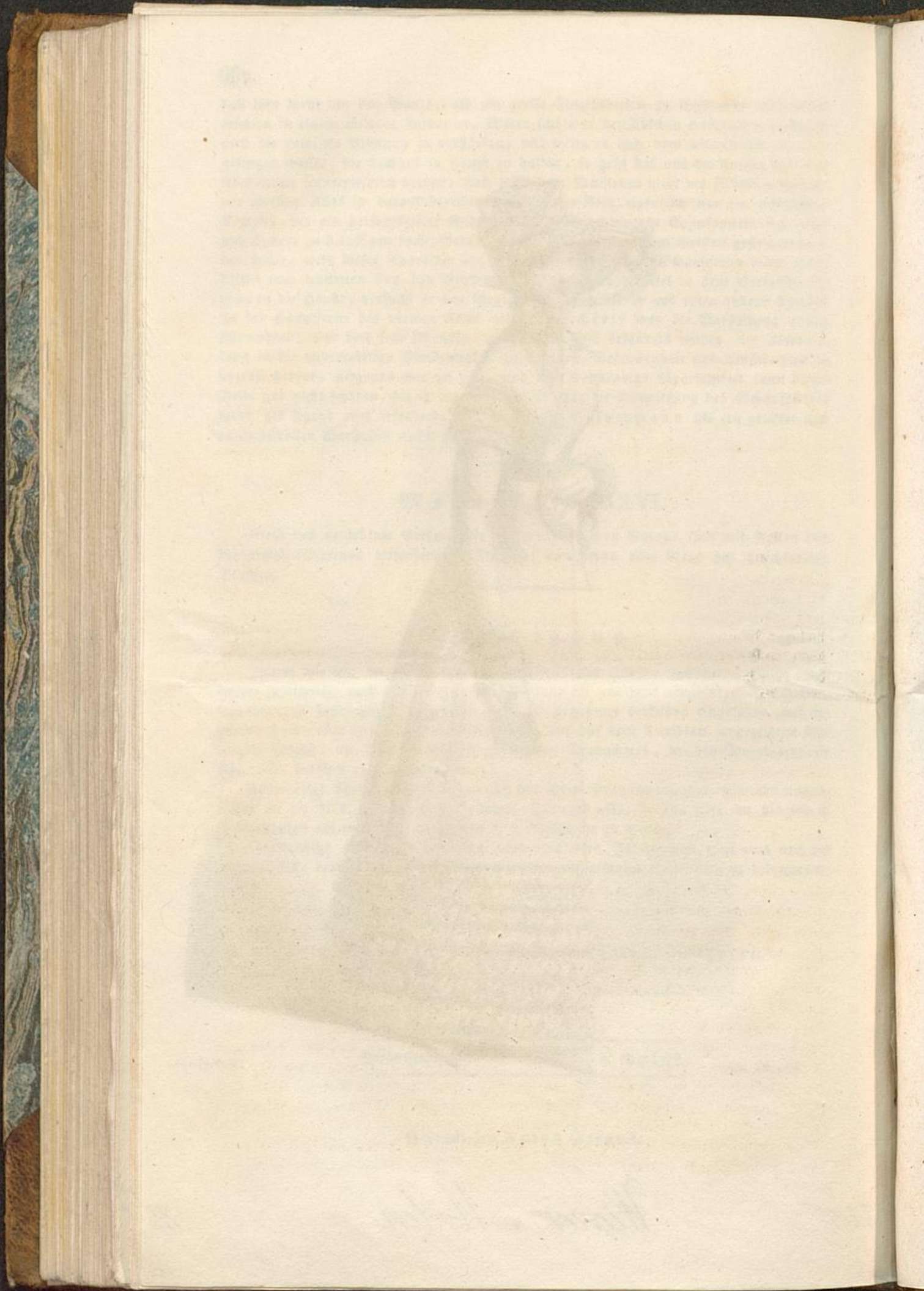
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



P. v. St. del.

J. v. St. sc.



Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 30. Juny 1821.

78

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich sechs Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierterl. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. kann ohne Kupfer vierterl. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monat heften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schuld und Strafe.

Von J. E. Mielaß.

(Schluß.)

Durch die Todesstille, welche jetzt in diesem Hause des Jammers herrschte, vernahm man die nahenden Tritte Bewaffneter. Es waren die Diener des Gerichts; sie suchten Lamoral. „Wo ist er?“ lärmten die Herbeygekomenen. Stumm und mit abgewandtem Blicke wies der edle Freund auf den Unglücklichen hin. Lamoral sprang empor, ergriff die Hand des Greises, und flehte: „Sorgen Sie für Agnese!“ Darauf übergab er sich den Häschern, und eilte mit ihnen hinweg. Der Zurückgebliebene erfüllte redlich die Bitte seines unglücklichen Freundes. Es war seiner Versicherung und seinem Einflusse zuzuschreiben, daß Agnese der Verfolgung entging, und seiner Unterstützung mußte sie großen Theils die Fristung eines Lebens verdanken, welches freylich keinen Werth mehr für die Elendeste hatte, dessen Ende sie mit inbrünstigen Gebethen herbeyrief. Verwaist, getrennt von dem Vater, über seinem theueren Haupte gezückt schauend das blutige Henkerbeil, verführt, betrogen von dem Geliebten, den sie, unterrichtet von seinem Unglücke und von seiner Gefahr, zwar nicht hassen konnte, doch nicht mehr lieben sollte, obwohl Mitleid und Neigung mit unzerreißlichem Bande ihr ganzes Gemüth zu ihm zogen, hingegeben den Vorwürfen ihres Gewissens — schien ihre Lage einen Grad des Unglückes erreicht zu haben, welcher keine Steigerung mehr fürchten ließ. Allein es harreten auf sie noch empfindlichere Schläge des Schicksals, ehe ihr Herz, gebrochen von der milden Hand jenes sanften blassen Engels, auf ewig ruhen durfte. — Sie fühlte sich Mutter, und ein namenloser Schmerz durchwühlte sie bey dieser, in ihren jetzigen Verhältnissen entseflichen Entdeckung. Der Vertraute ahnete ihren Zustand, doch wich er nicht von ihr. Er suchte sie zu ermuthigen, und ihr durch öftere Nachrichten von ihren Lieben und durch Hoffnungen einer, vielleicht nahen, günstigen Wendung

des Geschickes, derselben einigen Trost einzulösen. Diese Mittheilungen und Tröstungen, und vor allem die gütige Natur, welche meistens die schwache Hülle ihres werdenden Geschöpfes zu dessen Schutze mit fast unverstiegbaren Kräften ausrüstet, erhielten die Bedrängte aufrecht, obgleich sie es sich nicht verhehlte, daß in dem glücklichsten Falle der Zorn eines schwer beleidigten Vaters und ewige Trennung von dem Geliebten ihrer harre. Was aber wäre aus ihr geworden, wenn sie hätte vermuthen können, daß der gutmüthige Freund nur mit lieblichen Täuschungen ihre Seele zu beruhigen vermochte?

Und also geschah es leider wirklich! — Ihr Vater war bereits nicht mehr. Lamoral würde sein Loos vielleicht getheilt haben, wenn nicht eine gefährliche Krankheit, welche ihn bald nach seiner Verhaftung befiel, den Gang der Untersuchung gehemmt hätte. Sein Übel verschlimmerte sich zusehends; es ward für unheilbar erklärt, und an seiner nahen Auflösung konnte nicht gezweifelt werden. Unter diesen Umständen gelang es der Verwendung seines hülfreichen Freundes, und den Bitten seiner, im Grunde nicht böseartigen, und nun unterdessen über das Entsetzliche ihrer leidenschaftlichen That zur Besinnung gekommenen Gattinn, Lamorals einstweilige Freylassung auszuwirken, nachdem er zuvor ein reuiges Geständniß abgelegt, und jene verfänglichen Worte als eine sündhafte Verirrung, und nicht so ernst gemeinte Äußerung einer unerlaubten Neigung erklärt hatte. Lamoral ließ sich leicht zu allem bereden; seine Kraft war gebrochen, und nur das Gefühl seines Unrechts, und darneben die Sehnsucht nach der Geliebten, der Schmerz und die Sorge um sie, und das heftigste Verlangen nach ihrer Verzeihung blieben noch stark in ihm, und ungebeugt von der Krankheit, welche seinen Leib zerrüttelte. Ohne Sträuben ließ er sich in seine Wohnung, zu seiner Gattinn bringen; und er vergab ihr, die ja auch ihm so Vieles zu vergeben hatte. — Jetzt geschah es, daß ein menschlicher Befehlshaber den Verfolgten einige Erleichterung verschaffte; die Kerker wurden geöffnet, und die Gefangenen alle kehrten in die Arme der Ihrigen zurück.

Auch bis zu Agnesens einsamer Kammer drang der allgemeine Jubel hin. Die Wogen der Freude und der Angst, welche sich bey dieser Bottschaft in ihrem Innern bekämpften, zersprengten fast ihre Brust. Den lieben Vater sollte sie wieder sehen! — Aber — ach! in einem Zustande, der, wie sie wohl wußte, sein theures Leben, das sie von fremder Grausamkeit errettet glaubte, durch den nicht mehr verhehlbaren Anblick des Vergehens der eigenen Tochter noch weit grausamer bedrohete. Die Freude bestegte ihre Bangigkeit. Der Gedanke, das weiche Herz des liebenden Vaters durch aufrichtige Reue zu beruhigen und zu versöhnen, nahete sich ihr mit süßem Schmeicheln, und noch einmahl leuchtete ein heller Schimmer trüglicher Hoffnung auf sie hernieder. Auch der günstigen Wendung des Schicksals des Geliebten vermochte sie eine freundliche, ruhige und ihr selbst wohlthuende Theilnahme zu schenken. Die Liebe vergibt so gern, was die Liebe gesündigt, und willig bringt sie das Opfer des eigenen blutenden Herzens dar. Unter Sehnen und Harren, Frohlocken und Sorgen verging der Tag. Die ganze kleine Wohnung hatte sie festlich ausgeschmückt, und alles so schön und sorgfältig, als es ihr möglich war, zum würdigen Empfange des theueren Vaters bereitet. Bey jedem

Geräusche, bey jedem Laute raffte sie sich erbleichend empor, und stets getäuscht, sank sie erschöpft wieder zurück. „Warum kommt er noch immer nicht? — Warum kann ich ihm nicht entgegen eilen!“ seufzte sie dann mit thränenden Augen.

Es dunkelte schon, und noch nicht erschien der Ersehnte. „Wenn er nicht kommen könnte; wenn er krank, wenn er — krank wäre!“ flüsterte ihr eine innere Stimme zu, und ein unendlicher Schmerz durchzuckte sie. Da pochte es; — ein Laut des Entzückens preßte sich aus ihrer bellommenen Brust; sie öffnete das Gemach — doch — wer beschreibt ihr Gefühl? — herein trat nicht der Erwartete, sondern der Freund, welcher die Stimmung ihres Gemüthes errathend, von der Nothwendigkeit seiner Gegenwart überzeugt seyn durfte. Ach! Er kam nicht, ihr zu helfen — was unmöglich war — sondern nur um sie vor Verzweiflung zu bewahren in diesem gefürchteten Augenblicke, wo die entseßliche Wahrheit ihr nicht mehr länger verhüllt werden konnte. Mit Überlegung ließ er sie sogleich aus seinem finsternen Froste und aus der Trauer seiner Miene ahnen, daß es ein Unglücksbothe sey, der ihr nahe. Zitternd und schweigend folgte sie ihm, und die entscheidende Frage erstarb in ihrem Munde. Dieser würdige Alte hatte während seines langen Lebenslaufes oft schon Gelegenheit, das menschliche Elend auf furchtbarer Höhe zu erblicken; aber Agnesens Unglück überschritt den Kreis aller seiner bisherigen Beobachtungen, und heute fiel ihm sein tröstender Zuspruch am schwersten, weil es ihm an jedem Troste gebrach. Es blieb ihm nichts übrig, als derselben ihr Schicksal zu verkündigen. Schonend nach vielen zarten Vorbereitungen ließ er sie es ahnen, und als sie dasselbe nun mit Jammergeschrey selbst aussprach, widerlegte er sie nicht. Er benahm ihr sogar anfangs ihren Glauben nicht, daß auch Lamoral todt sey, und erst nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, unterrichtete er sie, der Wahrheit getreu, von dem Zustande des Geliebten.

Möge ein dunkler Schleyer die Qualen bedecken, welche Agnese in dieser Nacht erlitt! — Gegen Morgen gebar sie zu frühzeitig ein todtes Knäbchen. Die arme Mutter wäunte, daß auch sie nun an das Ziel ihrer Leiden gekommen sey, und grüßte freudig und dankbar den Tod, dessen Berührung sie zu fühlen vermeinte. Aber selbst dieser letzte und zuverlässigste Tröster der Unglücklichen täuschte sie noch eine Zeit lang.

Als der traute Freund mehrere Tage nicht erschien, und sie sich deswegen ohne alle Nachrichten von Lamoral befand, dessen Gefahr und Verlangen sie kannte, vermochte sie diese peinigende Ungewißheit nicht mehr zu ertragen. Ein unwiderstehlicher Trieb hieß sie eines Abends — schwach, wie sie war — ihr Lager verlassen, und zog sie fort in die Nähe des Geliebten. Sie wandte durch das Dunkel hin zu Lamorals Hause, wo sie erschöpft auf einen davor stehenden marmornen Sitz nieder sank. Es mochte schon spät in der Nacht seyn, die Straßen waren leer, still und dunkel. In den Zimmern dieses Hauses nur bewegten sich viele Lichter hin und her; die Stimmen der Sprechenden tönten verworren durch einander, und Agnese schauerte vor dem Gedanken an den Grund dieses unruhigen Treibens. Hier länger noch zu verweilen, schien ihr eine nimmermehr zu erdulden mögliche Marter. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen, und war entschlossen, über die Schwelle zu treten, hätte sie auch das Ärgste zu gewärtigen. Sie wollte sich von der Ruhebank erheben, aber die Kräfte versagten ihr den Dienst, und müde fiel ihr schweres

Haupt zurück. Da stürzte laut schluchzend ein alter Mann aus dem Hause, in dem Agnese jenen Diener Lamorals erkannte, welchen er ihr zuweilen gesendet hatte. Sie rief ihn bey seinem Nahmen, doch er vernahm ihre leise Stimme nicht sogleich. Erst ihr wiederhöhltes Rufen machte ihn aufmerksam. Er trat näher, und erblickte nicht ohne Schrecken die bleiche Gestalt. Er erkannte sie nicht. „Lebt Lamoral?“ fragte sie. „Er ringt mit dem Tode schon seit dem frühen Morgen!“ — war seine Antwort. „Lamoral, Lamoral, auch du stirbst, und Agnese darf nicht bey dir seyn!“ jammerte sie nun tief erschüttert, und, als ob sie den Geliebten durch übernatürliche Gewalt an sich ziehen könnte, streckte sie die Arme mit aller ihr noch übrigen Stärke in die Nacht hinaus. Ihr Verlangen nach ihm, der Sterbenden Sehnsucht nach dem Sterbenden, von dem sie geheiligte Verhältnisse mehr noch als diese Mauern trennten, durchglühte mit einem dergestalt verzehrenden Feuer ihre Brust, daß sie der ganzen Innigkeit ihres Glaubens bedurfte, um nicht zu verzweifeln. „Agnese!“ erwiederte der Alte, „seyd ihr es? Muß ich euch hier und also wieder finden, der ich wegen meinem Antheile an der gegen euch verübten Uebelthat hiernieden nicht mehr begegnen wollte? — Ach, es ist auch mir versagt, bey ihm zu seyn! Seit dem unseligen Tage, wo ihr ihn zum letzten Mahle sahet, ließ man auch mich nicht mehr zu meinem guten Herrn.“ Jetzt erscholl es aus dem Hause: „Friedrich! Friedrich!“ — also hieß der Diener — und dieser verließ Agnese und kehrte in die trauererfüllte Wohnung zurück. Hier trat ihm der alte Freund, welcher die letzteren Tage fast nicht mehr von dem Lager Lamorals gewichen war, hastig entgegen, und beschwor ihn, bey der ihm bekannten Liebe zu seinem Herrn, zu Agnese zu eilen, und sie sogleich mit zur Stelle zu bringen. Wenn sie dieses zu thun Bedenken trüge, so sollte er ihr vorstellen, daß Lamoral, nicht zufrieden, für sie die Mittel zu einer sorgenfreyen Zukunft in seine Hände niedergelegt zu haben, fest erklärte, nicht sterben, wenigstens nicht ruhig sterben zu können, ohne sie zuvor noch einmahl zu sehen, und aus ihrem Munde das Wort der Verzeihung zu hören. Er sollte beysügen, daß Lamorals Gattinn gern in die Gewährung dieses Wunsches willige.

„Kommen Sie mit mir, edler Mann,“ antwortete Friedrich, „Agnese ist bereits anwesend. Helfen Sie mir die Schwache heraufbringen!“ Sie fanden draußen die Gesuchte; ein Strahl des Mondes beleuchtete spärlich ihr blaßes Antlitz; aber sie konnte ihnen nicht mehr folgen, denn sie war schon hinüber geschlummert in das Land des Friedens.

Noch betrachteten die Überraschten die Leiche des holden unglücklichen Mädchens, als ihnen ein lautes Weheklagen, welches in dem Hause sich erhob, verkündigte, daß auch Lamoral nicht mehr hiernieden weile.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß).

Dresden.

In der Einleitung des zweyten Theiles herrschen die Blasinstrumente vor, so wie in der des ersten die Saiteninstrumente. Sie beginnt geheimnißvoll, in düsterer Wehmuth; die That geschah noch nicht, aber der Entschluß dazu reifte und steht nun fest

in Kains Seele; zum ersten Mal kommt der Tod auf die Erde, zum ersten Mal soll Menschenblut fließen, dieß sagen uns die Ahnungsschauer dieser Afforde.

Mit trügerischer Freundlichkeit kommt Kain dem Bruder entgegen, der sie mit frommer Arglosigkeit freudig aufnimmt; ein schönes Duett ist aus den Worten: „Al campo ustiamo etc.“ gebildet; Eva kommt dazu, mit ungewohnter Wehmuth nimmt Abel von der geliebten Mutter Abschied, er kann sich gar nicht von ihr losreißen, mit sehr richtigem Gefühl ist hier seine Arie: „Questi al cor fin ora ignoti“ in ein Duett zwischen ihm und Eva verwandelt, denn nimmermehr würde die Mutter bey diesem Schmerz des Lieblings stumm bleiben. Unendlich rührend verschmelzen beyder Stimmen bey diesem ersten Abschiedschmerz.

Adam findet Eva in Thränen, indem sie versichert froh zu seyn, sehr sinnig drückt die Tonsprache hier seine Betrachtung aus, wie auf Erden wohl keine Freude ungetrübt seyn könne, da Thränen die Zeichen der Wehmuth wie der Lust sind! Als er aber erfährt, daß beyde Brüder zusammen in's Feld gingen, da ergreift ihn banges Vorgesühl. Eva sieht Kain zurückkehren, allein, mit Blut bedeckt! Sehr richtig wechseln in ihrem Recitativ hier die höchsten und tiefsten Töne rasch mit einander ab, dieß drückt ganz die weibliche Leidenschaftlichkeit aus, welche bis zur Ohnmacht sich erschöpft. Ungemein großartig ist in der Musik nun die Erscheinung des Engels ausgedrückt, schauerlich ertönen die Instrumente bey den Worten der Strafe und der Verwünschung, die er ausspricht; hier darf nichts gemildert seyn, es ist der Bothe der ewigen Gerechtigkeit, den wir hören. Mit hoher Kunst ist diese Arie behandelt. Kains Schmerz und Verzweiflung ist in seinem Recitativ und der Arie aus A - moll: „Del fallo m'avvedo,“ ergreifend ausgedrückt, sehr richtig gefühlt ist es, daß dieß tiefbewegte Tonstück zuletzt hinsterbend verhallt, denn er sagt es sich, daß seine zu späte Reue nicht mehr die Kraft hat, ihm die Unschuld wiederzugeben. Es war eine schwere Aufgabe, zwey Acte, wie dieses und Eva's nächste Arie, auf einander folgen zu lassen, ohne daß eines den Eindruck des andern mindert. Dieß ist hier aber keinesweges der Fall; schon die Wahl der Tonarten ist sehr glücklich, in jenem A - moll liegt die Kraftlosigkeit eines durch Reue zerrissenen Herzens, Eva's große Arie ist in F - moll gesetzt, mit dem Charakter des tiefsten Schmerzes vereint diese Tonart innere Würde und Kraft. In der ersten Strophe dieser Arie ist der Kummer des zerrissenen Herzens geschildert, in der zweyten das Grausen der Natur selbst über die schreckliche That. Dieß Tonstück ist ein Meisterwerk im erhabensten Styl.

Geheimnißvoll und schauerlich beginnt das Schlusschor. Die Handlung ist vorüber, wir kehren in die Gegenwart zurück, und ernste Stimmen rufen uns ermahmend zu: „Mortali, a noi si parla!“ Unbeschreiblich ergreifend wirkt dieser leise Ruf, der, wie an das Gewissen eines jeden gerichtet, ertönt. Mit erschütternder Kraft sind die Schlussworte des Gedichtes: „Ognuno aborrisce Caino, e in se nol vede!“ ausgedrückt, bedeutungsvoll werden aber zuletzt, wie von fern hertönend, die Worte: „Mortali, a noi si parla!“ nochmal's wiederholt und leise verhallt mit ihnen diese Poesie der Klänge.

Unser Morlacchi zeigte in diesem neuen Werk wieder, wie ernstlich sein Streben die verlockenden Irthümer unserer Zeit bekämpft. Gewöhnlich hält man jetzt die Worte für eine unbedeutende Nebensache, welche man den reizenden Melodien so leicht hin anpaßt, wie ein Maskengewand, das nur übergeworfen ist, um bald wieder mit einem andern vertauscht zu werden! Ganz das Gegentheil thut Morlacchi, ihm ist der Sinn der Worte heilig, treu gibt er ihn wieder, mit der höhern, hinreißenden Kraft, deren nur die Geistersprache der Töne und Harmonien fähig ist, und man fühlt, daß kein einziger Afford willkürlich, bloß als musikalische Komposition geschrieben wurde, sondern daß jeder zur eigentlichen Poesie des Ganzen gehört. Die Ausführung war vorzüglich und verdient das wärmste Lob. Unser Kirchenfänger Cassaroli sang die schwere Parthie der Eva ganz mit dem weichen innigen Gefühl und der glühenden Leidenschaftlichkeit, welche sie erfordert: die herrliche Tenorstimme unsers Cantù paßte durch ihren frischen Jugendreiz recht für den Abel, und er trug alles so einfach und hirtenthümlich, mit einem solchen Ausdruck von Paradiesesunschuld vor, daß er sich eben so sehr als denkender, als wie, als hochbegabter Künstler zeigte. In dieser Hinsicht ver-

dient aber auch besonders unser braver Tibaldi ausgezeichnetes Lob, er hatte die schwere andere Tenorpartie des Cain so durchstudiert, seine Deklamation war so vorzüglich, seine Aussprache so deutlich, sein Gesang so charaktervoll und schön, daß schwerlich irgend ein Künstler ihm hierin gleichkommen würde, er ließ nichts zu wünschen übrig. Der Adam war für die herrliche, wohltonende Bassstimme unsers Benincasa geschrieben, er hatte sie mit großer Liebe und Fleiß studiert und in allen Proben trefflich ausgeführt; recht schmerzlich war es, daß ihm eine unglückliche Heiserkeit, die erst am Tage der Aufführung ihn befiel, jede Möglichkeit zu singen raubte, es verdient wahre Anerkennung, daß unser Basssänger Saffaroli willig sogleich diese Partie übernahm, und sie sehr brav ausführte, da er doch nicht die geringste Probe davon zuvor halten konnte. Der neue Kirchensänger Gentili sang die Kontraltstimme des Engels; sehr weise hatte der Meister, das ungünstige Organ und den feierlosen Vortrag dieses Sängers kennend, seine Stimmen mit Instrumenten bedeckt, so, daß die volle Wirkung in diesen lag und seine Stimme bey den tiefen, ernstgehaltenen Tönen mindestens nicht störend war. Die Kapelle führte die schwierigen Instrumentalpartien mit gewohnter Trefflichkeit und Vollendung aus, man hörte, daß es diesen wackern Künstlern eine Freude war, in den Sinn des Meisters einzudringen. Die Kirche war überfüllt von Zuhörern, doch herrschte eine ungewöhnliche Ruhe und andächtige Stille darin.

Manche schöne Kirchenmusik hatten wir noch Gelegenheit in dieser Zeit zu hören, wir erwähnen als besonders gelungen die Aufführung, welche am grünen Donnerstag die Singakademie gab, von einer trefflichen Musik des Direktors derselben, Hrn. Weinlig: „die Fener der Erlösung;“ die Begleitung des Harmonichords von Hrn. Kaufmann gespielt, erhob das Rührende dieser braven Komposition und nahm sich zu den vereinten Menschenstimmen sehr gut aus. Das Oratorium von Schneider: „das Weltgericht“ wurde einmahl ganz, und das andere Mahl theilweise aufgeführt, doch da weder die Kapelle noch die königl. Sänger diese Aufführungen unterstützen konnten, so waren sie auch so schlecht, daß wir nichts Näheres darüber erwähnen mögen. In der Kreuzkirche wurde am Charfreitag früh eine neue Komposition von dem Kantor Uber zu den letzten Worten des Erlösers aufgeführt; die Monotonie derselben und die Armuth der Begleitung erregte mehr Langeweile als Andacht.

Ein sehr interessantes Konzert wurde von dem Kapellmeister C. M. v. Weber zum Besten der hiesigen Blindenanstalt, mit Unterstützung der Kapelle veranstaltet. Die wirkungsvolle Ouvertüre zu der Oper: „der Freyschütze,“ von C. M. v. Weber eröffnete es; darauf spielte K. M. Dohauer ein Konzertino auf dem Violoncell. Dlle. Funt sang eine Arie aus den Jahreszeiten von Haydn, und Hr. C. M. v. Weber spielte mit seiner gewohnten Meisterhaftigkeit ein großes, von ihm selbst komponirtes Pianofortekonzert; das mächtige Anschwellen und leise Verhalten der Töne, welches er im Adagio durch sein treffliches tremolando zu bewirken wußte, war hinreißend. Im zweiten Theil wurde der Frühling von Haydn aufgeführt und zum Schluß sangen die Zöglinge der Blindenanstalt selbst ein Danklied. Die Versammlung war außerordentlich zahlreich.

Schauspiel.

Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor, den 20. d. zum ersten Mahl: Das Zaubererglöckchen. Zauberoper in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Théaulon, von Friedrich Treitschke. Musik von Herold.

Dieses Singspiel führt in der Originalsprache den Titel: La clochette, ou le Diable Page, und wurde in Paris zum ersten Mahl 1817, auf dem königl. Theater der komischen Oper, gegeben. Die Idee ist allerdings aus dem Märchen, vielleicht auch aus dem Gedicht: Maddin, oder die Wunderlampe, entlehnt; letzteres von Hlenschläger, einer der Erzählungen jener erfinderischen Favorite, Scherzade, nachgebildet. Übrigens gab es früher wirklich unter dem Titel: La Lampe

merveilleuse, eine Oper, von Etienne und Nicolo, an die man jedoch nur durch die Ähnlichkeit einiger Scenen im Glöckchen erinnert wird, und zwar ganz zufällig, wie der französische Autor versichert. In Paris erlebte dieses Singspiel an hundert Vorstellungen, auch in Leipzig und Breslau gefiel es sehr. Dieses glänzenden Erfolgs wegen, in Frankreich und in Deutschland, war es schon unter der vorigen k. k. Hoftheater-Direktion beschlossen worden, dieses Singspiel auch hier in die Scene zu setzen. Um so leichter konnte das nun jetzt geschehen, dem Bestreben gemäß, durch immer abwechselnde Neuigkeiten, in möglichst kurzer Zeit, wie wir bereits gesehen haben, das Theater-Publikum zu befriedigen. Auffallend war es daher zu hören, wie am ersten Abend, und zwar gleich nach dem ersten Akt, ein Theil der Zuschauer, der das Ansehen einer Parthey hatte, über den Werth der Oper auf eine so absprechende Weise entschied, daß man sie nur mit demjenigen Ton vergleichen kann, den man sonst nicht immer zwar mit Recht, den Recensenten vorzuwerfen pflegt. Man versperrte sich durch diese Übereilung und Unbilligkeit gleichsam den Weg zur bessern Überzeugung, der sich in der Folge darboth.

Wir wollen nun mit einigen Zügen den Inhalt angeben, um dem Verständniß für die nächsten Wiederholungen zu Hülfe zu kommen, dieses um so mehr, weil Manches hier gesungen wird, worauf die Handlung oder die Entwicklung beruht.

Ein armer Jüngling, Azolin genannt, hat die Tochter des Sultans gesehen, und von glühender Liebe ist sein Herz erfüllt. Ein weiser Freund vermachte sterbend ihm ein Glöckchen, dessen Ton einen dienstfertigen Geist herbeyruft, dem er nun bey dem ersten Gebrauch desselben den Befehl ertheilt, eine Vereinigung mit der Geliebten zu bewirken. Dieß geschieht, von ihrer Seite zwar im Traume nur, doch ihre Gegenliebe wird ihm zugesichert. Mit dem Bruder des verstorbenen Beziers soll sie wider ihren Willen vermählt werden; Ariel, so heißt der Schutzgeist (im Original Lucifer), zaubert Glanz und Schätze um ihn her, stattet ihn mit wunderbaren Gaben aus, und macht, daß der Sultan unter schwer zu erfüllenden Bedingungen ihm die Hand der schönen Palmire verspricht. Zugleich heftet ihm Ariel einen magischen Schmuck von Diamanten an die Stirn. Bey der ersten feyerlichen Audienz läßt die Mutter Azolins das Kästchen mit der Glocke im Versammlungs-Saale stehen, und Bedur, der widerwärtige Bräutigam, bemächtigt sich desselben, zwingt den Genius, ihm unterthan zu seyn, entführt die Prinzessin, und beraubt den Jüngling aller Wunderkraft. Der unglückliche Azolin wird zum Tode verdammt, der diamantne Schmuck auf seiner Stirne rettet ihn jedoch, und verzweiflungsvoll umherirrend, findet er Palmira endlich, die der Räuber in einem Zaubergarten eingeschlossen hält. Auf dem Glöckchen sind räthselhafte Zeichen eingegraben, deren Entzifferung des Besizers Macht sogleich vernichtet. Unter dem täuschenden Versprechen ihrer Gegenliebe bringt die Gefangene den thörichtesten Bedur dahin, daß er, um die Bedeutung der Charaktere zu erfahren, das Glöckchen einigen Kalendern übergibt, in deren Mitte Azolin verkleidet sich befindet, der alsobald den Genius herbeyruft, und nun mit seiner vorigen Macht und Herrlichkeit begabt, des Sultans Eidam und der künftige Beherrscher des Reiches der Birmanen wird. — Dieses Märchen ist in seiner dramatischen Gestaltung nicht nur sehr lückenhaft und unvollständig, sondern es entbehrt auch alle sinnreiche Bedeutung, und selbst jene pikanten Beziehungen, die sonst den französischen Zauberspielen einen höheren Reiz verleihen. Dieß ist es, was im Allgemeinen der Handlung einen Theil der Wirksamkeit entzieht, besonders heut zu Tage, wo der Sinn für Feenspiele überhaupt mit den Kinderspielen wie ein Traum der goldenen Zeit verschwunden scheint. Der erste Akt ist etwas fahl und nimmt das Interesse der Zuschauer nicht genug in Anspruch, unglücklicher Weise fand auch der Komponist hier weniger Gelegenheit, die magische Kraft der Harmonien zu verwenden; im zweyten und dritten Aufzug wird der Gang der Begebenheiten zwar lebendiger, immer aber zeigt sich die ernsthafte Seite der Fiktion zu flach, die komische mit so schwachen Zügen ausgeführt, daß man beyde mit einander leicht verwechselt. Nun aber hauptsächlich von der Musik zu reden, so gewinnt sie gleichfalls immer mehr und mehr, theils anziehende Einzelheiten, theils kräftig wirkende Ensemblesstücke, worunter das zweyte Final, die glückliche Zusammenwirkung des Per-

sonals mitgerchnet, durch harmonische Fülle und glänzenden Effekt besonders überraschte. Das vorübergehende Sertett ist gut gearbeitet, und das folgende Duett zwischen *Nair*, der Vertrauten, und *Ariel*, der als Page verkleidet, sich schalkhaft um ihre Gunst bewirbt, ist gefällig und ausdrucksvoll, wird aber durch die fortschreitende Handlung unterbrochen und schließt zum Nachtheil der Wirkung mit einem Solo. Ein zweytes Duett, von *Bedur*, dem Verlobten, aus chinesischem Geschlecht, und seinem Gefährten *Bedir* gesungen, die einen etwas karrikirten Anstrich haben, steht nicht in der Partitur, sondern rührt von dem Verfasser der beliebten Komposition des *Erkönigs*, *Hrn. Franz Schubert*, her, und verbindet charakteristische Bezeichnung mit einem leichten und gefälligen Gange. Von diesem hoffnungsvollen jungen Tonsetzer ist auch die Arie des *Ngolin* zu Anfang des dritten Aufzugs, die, der lieblichen Stimme des Sängers (*Hrn. Kosner*) angemessen, so einfach rührend zum Herzen sprach. Die Arie im ersten Aufzug, gleich nach der Introduction, ist zu sehr im Style der älteren französischen Opern, und erinnert an *Dalaira's* frühere Werke; sie fordert leidenschaftlichen Ausdruck und überspannte tragische Bewegungen, wie sie den Sängern der *Pariser Bühnen* eigen sind. Noch verdient der im dritten Akt vorkommende Chor der *Kalender* auszeichnende Erwähnung. Im Allgemeinen zeugt die Musik zwar von einer verständigen und fleißigen Behandlung, ist aber mehr deklamatorisch, als melodisch, mit häufigen wechselnden Modulationen überladen, und begünstigt keinesweges die Sänger.

Im ersten Akt ist *Ariel* die Hauptfigur, und mit den Anfangsworten seines Ariettchens: „Ich bin hier, ich bin hier!“ ic. muß sich ein ätherisches Leben über die Scene verbreiten, auch muß der Text in diesem, wie in dem folgenden deutsch ausgesprochen werden. Was die Bewegung anlangt, so leistete *Mlle. Bio* ohne Zweifel viel Angenehmes, doch bey weitem nicht genug. Die Betonungen der Rede sind selten sicher und bestimmt; dießmahl war das Organ des Gesanges verstimmt, und das fiel am meisten in dem Duett mit *Nair* auf, wo nur letztere (*Mlle. Thekla Demmer*) durch Spiel und melodischen Vortrag sich auszeichnete. Diese Rolle ist übrigens Episode. — *Mlle. W. Schröder* sang die *Palmira* mit hellen, freyen Tönen ihrer klangreichen Stimme und mit einfachem Ausdruck, man möchte fast sagen, mit zu vieler Resignation, weil es scheint, als ob die vielversprechende Sängerin allen Fleiß auf die Ausbildung des Tons allein verwendete, und es Schade wäre, wenn bey so bedeutendem Talent die Kunst mit der Natur nicht Hand in Hand ginge. Auch die Haltung des Körpers erfordert noch einige Aufmerksamkeit. — *Hr. Vogel* war als *Sultan* eine imposante Erscheinung und gab dieser minder bedeutenden Rolle einen Werth, der dem prosaischen und dem lyrischen Theil zu Statten kam. — *Bedur* (*Hr. Siebert*) würde gewonnen haben, wenn er auch die chinesische Hoheit mehr beachtet, und die komische Kraft nicht in einer Veränderung der Sprache gesucht hätte.

Dekorationen und Garderobe boten viel Glänzendes dar; der Zaubergarten gewährte einen reizenden Anblick, und in der Schluß-Dekoration wirkte schimmernde Feeren mit dem Zauber der Lust und des Geschmacks vereint. Das Maschinenwerk ging am ersten Abend noch nicht leicht und rasch genug. In der zweyten Vorstellung war manche vortheilhafte Abänderung getroffen, auch zeigte sich das Urtheil unbefangener, so daß mit der erweiterten Empfänglichkeit auch der Genuß sich mehrte.

(N e b s t e i n e r M u s i k b e y l a g e.)

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

In Musik gesetzt
von
Franz Schubert.

Stimme.

E
-nem schö - nen Ster - ne weilt - mit Lie - be, mit



Pianoforte.

Lie - be noch der Deck - te dir - der lan - - ge Schlum - mer,

Dir - de test du. A - ber ach! du lebst im Licht, du lebst im

Licht, Mei - ne Emma, kann's ver - gäng - lich seyn?

Musik - Beyl

A n E m m a .

Von Friedrich Schiller.

In Musik gesetzt
von
Franz Schubert.

Etwas langsam.

Stimme. *Weit in ne-bel-grau - er Fer - ne* Liegt mir das ver - gang - ne Glück, *Nur an Ki - nem schö - nen Ster - ne* weilt - mit Lie - be, mit

Pianoforte. *Lie - be noch der Blick; A - ber wie des Ster - nes Pracht* Ist es nur ein Schein der Nacht, *ist es nur ein Schein der Nacht.* Deck - te dir - der lan - ge Schlum - mer,

Dir - der Tod - die Au - - gen zu, *Dich be - süs - se doch mein Kam - mer, Mei - nem Her - zen leb - test du.* *A - ber och! du lebst im Licht, du lebst im*

Licht, Mei - ner Lie - be lebst du nicht, mei - ner Lie - be lebst du nicht! *Kann der Lie - be süs Ver - lan - gen,* *Emma, Kann's ver - gäng - lich seyn?*

Was da - hin ist und ver - gan - gen, Emma, kann's die Lie - be seyn? Ih - - rer Flan - me Him - - mels - gluth, - - Stirbt sie, wie ein ir - - dück

Gut? - -

mf *cresc.* *p* *decresc.* *pp* *dimin.* *ritto*

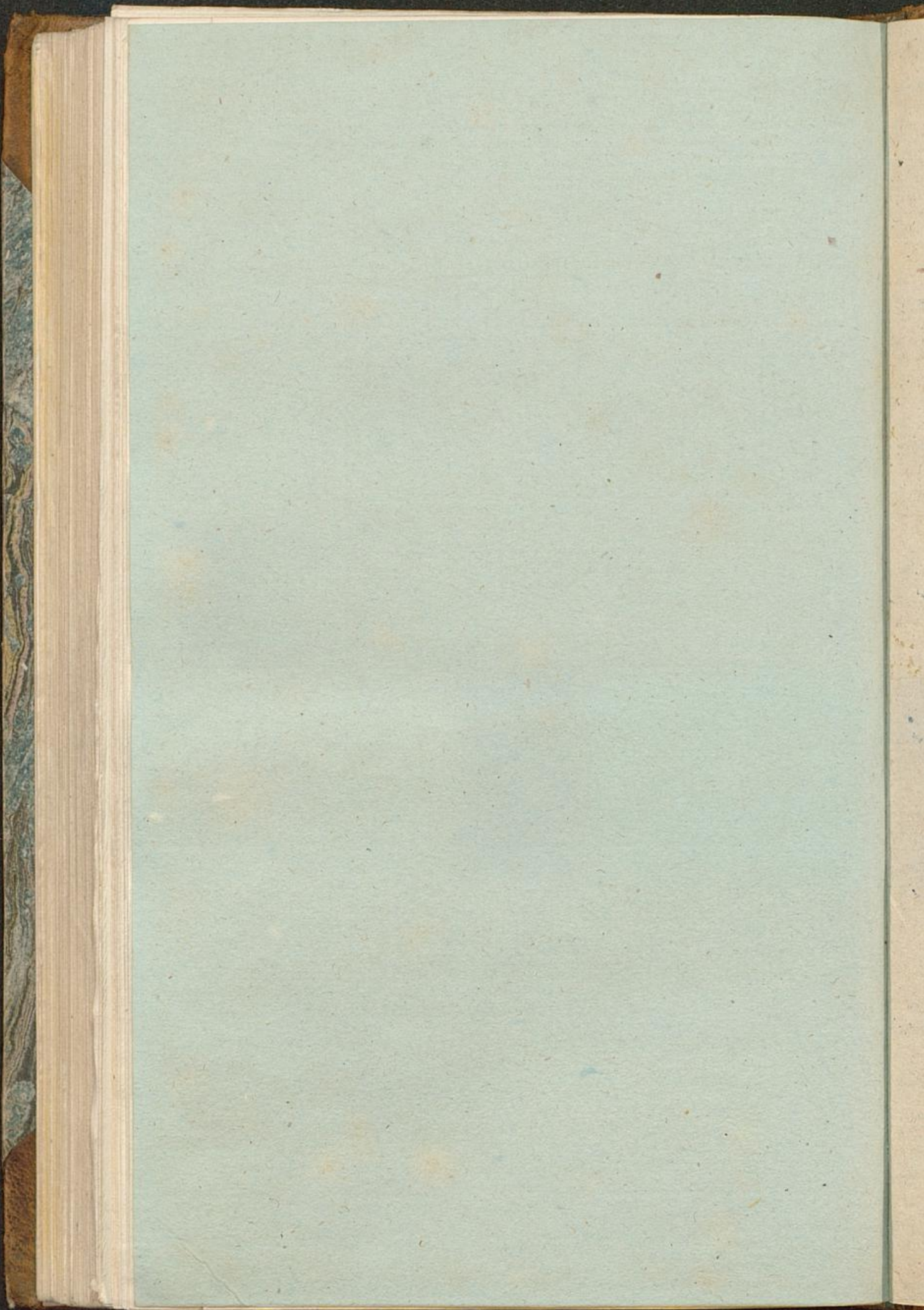
The musical score consists of two systems. The first system features a vocal line with German lyrics and a piano accompaniment. The piano part includes dynamic markings: *mf*, *cresc.*, *p*, and *decresc.*. The second system begins with the vocal line saying "Gut?" followed by a piano accompaniment with dynamic markings: *pp*, *dimin.*, and *ritto*.

Him - - mels - gluth, - - Stirbt sie, wie ein ir - - disch

cresc. *p* decresc.

disch





86

